MITTHEILUNGEN

DER

KAISERL. KÖNIGL. CENTRAL-COMMISSION

ZUR

ERFORSCHUNG UND ERHALTUNG DER BAUDENKMALE

HERAUSGEGEBEN UNTER DER LEITUNG DES

K. K. SECTIONS-CHEFS UND PRÄSES DER K. K. CENTRAL-COMMISSION

KARL FREIHERRN VON CZOERNIG.

REDACTEUR: KARL WEISS.

II. BAND.

JAHRGANG 1857.

MIT 12 TAFELN UND 157 HOLZSCHNITTEN



WIEN, 1857.

IN COMMISSION BEI DEM K. K. HOFBUCHHÄNDLER WILHELM BRAUMÜLLER.

AUS DER KAISERLICH-KÖNIGLICHEN HOF- UND STAATSDRUCKEREI.


HARVARD COLLEGE
JUL 12 1920
LIBRARY
Sumner fund

INHALT.

Nr. 1. Jänner.

Nr. 2. Februar.

Nr. 3. März.

Nr. 4. April.

Nr. 5. Mai.

Nr. 6. Juni.

Nr. 7. Juli.

Nr. 8. August.

Nr. 9. September.

Nr. 10. October.

Nr. 11. November.

Nr. 12. December.

Jeden Monat erscheint 1 Heft mit mindestens 3 Druckbogen und mit Abbildungen.
Der Pränumerationspreis ist für einen Jahrgang oder zwölf Hefte nebst Register sowohl für Wien als die Kronländer und das Ausland 4 fl. C. M., bei portofreier Zusendung in die Kronländer der österr. Monarchie 4 fl. 30 kr. C. M.

MITTHEILUNGEN

DER K. K. CENTRAL-COMMISSION

ZUR ERFORSCHUNG UND ERHALTUNG DER BAUDENKMALE.

Pränumerationen übernehmen halb- oder ganzjährig alle k. k. Postämter der Monarchie, welche auch die portofreie Zusendung der einzelnen Hefte besorgen. — Im Wege des Buchhandels sind alle Pränumerationen und zwar nur zu dem Preise von 4 fl. an den k. k. Hofbuchhändler W. Braumüller in Wien zu richten.

Herausgegeben unter der Leitung des k. k. Sections-Chefs und Präses der k. k. Central-Commission Karl Freiherrn v. Czoernig.

Redacteur: Karl Weiss.

№ 1. II. Jahrgang. Jänner 1857.

Die Restauration des St. Stephans-Domes in Wien.

Von Dr. Gustav Heider.

Es ist eine traurige Thatsache, welche nicht verschwiegen werden darf, und alle edleren Geister im hohen Grade beschäftigt, dass eine Reihe der herrlichsten Dome, welche unsere Vorfahren erbaut haben, unter dem Einflusse der Jahrhunderte in einen Zustand gelangt sind, welcher für ihren weiteren Bestand ernste Besorgnisse erregen muss. Zwischen die Zeit ihrer Erbauung und der Gegenwart hat sich eine Zeitperiode eingeschoben, welche in ihrem Ablenken von den Traditionen des Mittelalters und in ihrer Rückkehr zu den Bildungen der Antike mit Gleichgiltigkeit, oft auch geradezu mit Geringschätzung auf diese Überreste herabblickte, und wo sie nicht, wie diess in vielen Fällen eintrat, die Hand zu Verunstaltungen und Umbauten bot, doch sich um eine Sicherung des Bestandes dieser Bauten wenig kümmerte. Auf diese Weise ist durch einen langen Zeitraum nichts geschehen, um die nothwendigen Spuren des allmählich eintretenden Verfalls zu tilgen. Erst den letzten Decennien unseres Jahrhunderts, in welchem sich ein tieferes Verständniss dieser monumentalen Bauten wieder erschloss, war es vorbehalten, mit ernster Willenskraft an das Versäumte zu gehen, und dafür Sorge zu tragen, dass diese uns überkommene Erbschaft auch unseren Enkeln noch zum Genusse und zur Erhebung aufbewahrt bleibe. Diesem Zuge der Geister verdanken wir die Wiederherstellung so mancher Denkmale, welche bereits ihrem Ruine entgegeneilten; die Dome von Köln, Bamberg, Regensburg, Speier, Aachen, Basel, Ulm, Worms, Xanten, die Elisabethkirche zu Marburg, die Frauenkirche zu Esslingen, Katharinenkirche zu Oppenheim u. a. m. sind sprechende Zeugen dieses geweckten Kunstsinnes. In der grossartigsten Weise hat Frankreich diese Aufgabe aufgefasst. Es hat den Werth seines Besitzthumes an Kunstdenkmalen in seinem vollen Umfange erkannt, und beeilt sich, fasst möchte man sagen, mit fieberhafter Hast, sie dem Einflusse der Zeit durch die umfassendsten Wiederherstellungen zu entziehen, und sie auf diese Weise der Nation zu erhalten. Die diesem Zwecke jährlich gewidmeten Geldmittel übersteigen den Betrag mehrerer Millionen, und mit der Leitung der Arbeiten werden die besten Kräfte betraut. Wir erwähnen unter letzteren nur den genialen Architekten Viollet-le-Duc, der unter seinen Fachgenossen unzweifelhaft den ersten Rang einnimmt, und einen Umfang des Wissens und Könnens besitzt, wie es bisher in der Kraft Eines Menschen vereinigt sich kaum vorgefunden hat.

Wenden wir unsere Blicke von dieser erfreulichen Regsamkeit auf unseren Dom, so können wir es einerseits zwar mit Befriedigung aussprechen, dass der Erhaltung dieses Denkmales seit Jahren die Aufmerksamkeit zugewendet war, andererseits aber dürfen wir es auch nicht verschweigen, dass sich erst in der letzteren Zeit die Begriffe über die eigentliche Aufgabe einer Restauration vollkommen abgeklärt haben, wie auch erst jüngst der Wunsch nach einer systematischen, den ganzen Bau umfassenden Wiederherstellung sich allgemein festgestellt hat. Es ist diess gerade nicht zu bedauern, ja, gestehen wir es offen, es wäre im Gegentheile zu bedauern gewesen, wenn diese umfangreiche Restauration in früherer Zeit (wir meinen damit eben kein Lustrum) zur Durchführung gekommen wäre, denn das eigentliche Verständniss des mittelalterlichen Styles und damit die Fähigkeit, die Bildungen desselben in würdiger Weise und den gegebenen Mustern entsprechend zu reproduciren, ist erst ein Ergebniss der jüngsten Vergangenheit, und gewiss würden umfangreichere, auf diesen

Bau in früherer Zeit verwendete Mittel die Nothwendigkeit einer stylgemässen Wiederherstellung in unserer Gegenwart nicht nur nicht beseitigt, sondern vielleicht noch dringender gemacht haben, als der eigentliche Baustand unseres Domes, wie er sich zu unserer Zeit herausstellt.

Bevor wir jedoch letzteren in genauere Betrachtung ziehen, wollen wir mit einigen Worten dasjenige erwähnen, was im Laufe der letzten Jahre an Restaurations-Arbeiten vorgenommen wurde. Wir sehen hiebei von jenen jährlich wiederkehrenden Erhaltungs-Arbeiten ab, welche im Ganzen genommen mehr dahin abzielten, losgetrennte Bestandtheile zu befestigen oder gänzlich zu entfernen, welche sich jedoch mit eigentlichen Ergänzungen, oder überhaupt mit einer tiefer eingreifenden Restauration zu beschäftigen weder die Aufgabe noch auch die Mittel hatten.

Den ersten Anlauf zu einer grösseren Restaurations-Arbeit bot der gefahrdrohende Zustand des obersten Theiles des Hochthurmes, welcher trotz mehrfachen Ausbesserungen für sein längeres Bestehen fürchten liess. Es wurde demnach der Beschluss gefasst, diesen Theil abzutragen und neu aufzubauen, was in den Jahren 1839—1842 auch glücklich vollendet wurde. Es ist bekannt, dass man bei dem Wiederaufbaue, um dessen Last zu vermindern, auf den Gedanken verfiel, ein eisernes Gerippe von 63 Fuss Höhe zu errichten und dieses von Aussen mit Steinwerk zu bekleiden, eine Constructionsweise, welche gleich in ihrem Beginne die Stimmen erfahrener Bauverständiger gegen sich hatte und dem Vernehmen nach auch durch die seither gewonnenen praktischen Erfahrungen sich nicht sehr empfehlenswerth darstellen soll. Gewiss ist es, dass in einem zweiten Falle ein ähnliches System kaum mehr zur Anwendung kommen dürfte, eben so wenig als es für die Folge in der Absicht eines Architekten liegen wird, irgend einen Monumentalbau aus Gusseisen herzustellen und ihm sodann durch Anstrich das erborgte Aussehen eines Steinbaues zu geben. Die Anschauungsweise, aus welcher derlei Schöpfungen hervorgingen, dürfen wir als eine überwundene bezeichnen, obwohl sie noch in der Erinnerung der Zeitgenossen dämmert.

Eine zweite Restaurations-Arbeit war die stylgemässe Herstellung der sogenannten Tirna'schen Capelle, welche von dem Architekten Herrn Ernst auf Veranlassung des Fürsten Liechtenstein vorgenommen wurde.

Umfangreicher und unbestreitbar von grossem Einflusse auf die gesteigerte Theilnahme an unseren Dom war der Aufbau der fehlenden Ziergiebel an der Nord- und Südseite, welche auf Anregung der Commune Wiens und zum grossen Theile auf Kosten derselben von dem Architekten Ernst in den beiden letztverflossenen Jahren und zwar in einer Weise ausgeführt wurde, welche in jeder Beziehung als eine höchst gelungene bezeichnet werden muss.

Dieser Giebelbau war jedoch auch nach anderer Seite hin fruchtbar, indem er die Veranlassung bot, mehreren bei dem Bau derselben bemerkbar gewordenen Schäden Abhilfe zu leisten. So wurden im Jahre 1854 der in der Nähe des Einganges zur grossen Sacristei befindliche Kirchenpfeiler, welcher sich als so schadhaft erwies, dass der Aufbau eines Giebels an dieser Stelle Bedenken erregen musste, und mehrere andere anstossende Bautheile einer ausgedehnten Restauration unterzogen. Weiterhin boten die zum Ausbaue der Giebel aufgeführten Gerüste Veranlassung, den Bauzustand sowohl der südlichen als der nördlichen Langseite des Kirchenschiffes genau zu untersuchen, wobei sich als Resultat herausstellte, dass eine Restauration derselben nicht bloss wünschenswerth, sondern geradezu unerlässlich sei. Schadhafte Werkstücke mussten ausgewechselt, ein grosser Theil der Verzierungen ausgebessert oder ganz neu angefertigt werden, insbesonders war diess bei dem Strebepfeiler der Südseite nothwendig. Noch umfangreicher waren die Gebrechen der Nordseite; hier zeigte sich der Zustand des dem Thurme zunächst befindlichen Fensterbogens mit seinem Masswerke, ferner einige Gewölberippen im Innern der Kirche im hohen Grade schadhaft, und auch der im Laufe der Zeiten entstandenen Trennung der Haupt- von der Thurmmauer musste Abhilfe geleistet werden.

Alle diese Restaurationen, mit alleiniger Ausnahme der an diesen Langseiten befindlichen Portalbauten, sind im Laufe dieses Jahres nahezu vollendet worden, und es steht zu erwarten, dass die Herstellung der Letzteren, welche bereits begonnen hat, nicht lange auf sich wird warten lassen.

Ausserdem wurde, um dem in der Barbaracapelle aufgestellten neuen Votivaltar eine passende Umgebung zu bereiten, die stylgemässe Restaurirung derselben, nämlich die Reinigung der Wände, die Ausbesserung sämmtlicher Steinmetzarbeiten, die Eröffnung eines bisher vermauerten Fensters durchgeführt, es wurden ferner um eine völlige Styleinheit dieser Capelle zu erzielen, die vier Fenster derselben mit ornamentalem Glasschmucke verziert, über die an der rechten Seite befindlichen Statue der heil. Maria ein gothischer Baldachin angebracht und überdiess ein neuer Opferstock, eine Lampe und einige Leuchter, gleichfalls im gothischen Style, beigeschafft.

Mit den bisher aufgeführten Restaurationsarbeiten, deren Werth wir gewiss nicht gering anschlagen, ist aber nur in beschränktem Masse den Anforderungen Genüge gethan, welche man mit Rücksicht auf den Bauzustand und im Interesse der Erhaltung dieses Denkmales, dem die Kunstgeschichte einen bevorzugten Platz unter den hervorragendsten Leistungen der Gothik angewiesen hat, zu stellen berechtigt wäre. Es sind, mit Ausnahme der, wenn auch nicht vollständig, doch zum grössten Theile durchgeführten Restauration der beiden Langseiten des Kirchenschiffes, nur vereinzelte Anläufe, die sich nicht als Glieder einem grossen wohldurchdachten Plane anreihen, und ein stufenweises Vorschreiten erkennen lassen, sondern zum grossen Theile ihre Durchführung besonderen Anlässen verdanken.

Wenden wir unsere Blicke von diesen Leistungen auf das hin, was noch zu thun übrig ist, so wird sich die Nothwendigkeit einer durchgreifenden, alle Bautheile umfassenden Restauration wohlbegründet herausstellen.

Die Schäden an dem Baue sind vorzugsweise zweifacher Art; entweder sie stellen sich als eine Verstümmlung der decorativen Theile dar, oder es sind Gebrechen von weit grösserer Bedeutung in dem constructiven Aufbaue.

Fassen wir vorerst die Westseite, den baualtesten Theil der Kirche, ins Auge, so stellen sich die Gebrechen derselben, wiewohl bedeutend genug, doch mit Rücksicht auf das hohe Alter dieses Theiles noch als minder wesentlich heraus. Die im Jahre 1846 vorgenommene Reinigung des sogenannten Riesenportals hatte nur den Zweck, die dichte und in vielen Schichten über einander liegende Kruste von Schmutz und Tünche abzublättern, wodurch die feinen Gliederungen, die scharfe freie Technik des Säulenschmuckes an Schaft und Knauf, die derbe Kraft und naive Auffassung der den Fries schmückenden Gestalten zum ersten Male seit Jahrhunderten wieder zum Vorscheine kamen. Allein diese Restaurationsarbeit beschränkte sich strenge auf das Innere der Portalhalle, — die am äusseren Vorbau angebrachten Figuren, theils menschliche, theils Thier-Gestalten, sind im hohen Grade schadhaft und verstümmelt. Die zwischen den beiden Heidenthürmen angebrachte Gallerie ist nicht minder schadhaft. Die einzelnen Glieder derselben so wie die Füllungen des Masswerkes sind zusammenhanglos geworden und dermalen stellenweise durch Stricke an einander gehalten. Der Beschädigungen an den Baldachinen und der unter denselben stehenden Figuren thun wir im Einzelnen keine Erwähnung; die Aufzählung aller Beschädigungen an diesen, wie auch der fehlenden decorativen Ausläufe und anderer Details in dem Umfange des ganzen Kirchenbaues wäre ebenso ermüdend, als diese Mängel ohnehin jedem aufmerksamen Beschauer den Genuss der Betrachtung unseres Bauwerkes fortwährend verkümmern und desshalb seinem Gedächtnisse sich einprägen.

Die Schäden der beiden Thürme entziehen sich theilweise dem Auge, sind jedoch bedeutend genug, um erwähnt zu werden. An beiden sind stellenweise die Steine sehr verwittert, die aufsteigenden Knorren der Bedachung sind zertrümmert, die in den Ecken des südlichen Thurmes unterhalb der Giebelbekrönung angebrachten vier Wasserspeier, welche merkwürdigerweise die Symbole der Evangelisten darstellen, sind sehr schadhaft und kaum mehr erkennbar. Nicht minder haben die Details der beiden Thurmgallerien gelitten. Auch die Bedachung beider Thürme bedarf einer sorgfältigen Renovirung. Es dürfte eine weniger bekannte Thatsache sein, dass unterhalb der gegenwärtigen Steinverkleidung des Daches noch die ursprüngliche Eindachung aus glasirten Ziegeln sich befindet. Letztere tritt nunmehr an mehren Stellen, von welchen sich die Steinverkleidung abgelöst hat, an das Tageslicht. Auch trägt das Innere des südlichen Thurmes noch alle Spuren eines einstmaligen Brandes, keine Stiege führt zu seiner Spitze empor, diese ist nur mittelst Leitern und nicht ohne Beschwerde zu erklimmen.

Die beiden äusseren Travées an der nördlichen und südlichen Langseite des Kirchenschiffes, welche im Inneren der gegenwärtigen Anlage des Musikchores und der beiden Seitencapellen entsprechen, und unstreitig zu den schönsten und durchgebildetesten Theilen des ganzen Kirchenbaues gezählt werden müssen, sind, mit Ausnahme jener Schäden, welche wir bereits als an dem ganzen Kirchenbau in reichster Fülle vortretend bezeichnet haben, verhältnissmässig gut erhalten. Nur die Pfeilerausläufe der Südseite der Gallerie, und letztere selbst, eine Restaurationsarbeit der jüngeren Vergangenheit, tragen alle Spuren des Unverständnisses gothischer Bildungen an sich, und eine gewissenhafte stylgemässe Restauration wird sich der Aufgabe nicht entziehen können, diese Theile zu beseitigen und durch besser gearbeitete sodann zu ersetzen.

Der durchgeführten Restauration der an diese Travées sich anschliessenden Langseiten des Kirchenschiffes haben wir bereits Erwähnung gemacht, und schreiten zu dem neugebauten Thurme vor. Der ungeheure Reichthum von Strebepfeilern, Fialen, Baldachinen und ornamentalem Schmuck, welcher über diesen Bautheil sich verbreitet, lässt wohl vermuthen, dass ein Theil desselben dem Schicksale alles Endlichen erliegen musste. Und diese Vermuthung wird durch einen auch nur flüchtigen Überblick dieses Thurmes bis hinauf zur Höhe des Thurmhauses bestätigt. Sehr Vieles an diesem Theile bedarf einer gründlichen Restauration, vorzugsweise aber die äusseren Strebepfeiler, welche im Laufe der Jahre sehr verkümmert und ihres Schmuckes theilweise beraubt sind. Doch ist der Zustand dieses Hochthurmes noch ein erfreulicher im Vergleiche mit jenem des nördlichen Halbthurmes zu nennen. Letzterer gleicht in seinem oberen Aufbaue einer Ruine. Die äussere Steinlage in der Höhe mehrerer Klafter ist verwittert und zerstört, und einzelne ausgefallene Steine sind durch Holzstützen ersetzt, welche den Zweck haben sollen, das Absinken der oberen Steinschichten zu verhindern. Eine Restauration dieses Thurmes wird ohne Zweifel die Nothwendigkeit bedingen, den schadhaft gewordenen Theil abzutragen und neu aufzubauen. Dass bei einem derartigen baulichen Zustande der Hauptmassen auch alles decorative Detail mehr oder minder gelitten haben muss, ist selbstverständlich, und wir nehmen keinen Anstand, diesen Halbthurm als jenen Theil aufzuführen, welcher, obgleich der jüngste gothische Bau der ganzen Kirche, doch am meisten unter dem Einflusse der Zeit gelitten hat.

Das Äussere des Chores bot in seiner Einfachheit und Schmucklosigkeit wenigen Anlass für Zerstörungen. Doch sind auch an diesem das Masswerk, die Pfeilerausgänge,

wie auch sämmtliche Wasserspeier schadhaft, und bedürfen einer Herstellung.

Das Innere der Kirche hat durch den blossen Verlauf der Zeit begreiflicher Weise an seinen decorativen Theilen weniger Schaden genommen. Doch tauchen in demselben theilweise Gebrechen auf, welche bei weitem wichtiger sind, weil sie sich in den constructiven Theilen befinden. Eine nähere Untersuchung stellt nämlich heraus, dass einige Rippen der Gewölbe theils gesprungen sind, theils sich gesenkt haben. Solchen Schäden im linken Seitenschiffe soll, wie uns von glaubwürdiger Seite berichtet wurde, dadurch begegnet worden sein, dass die Gewölberippen, welche sich senkten, mittelst eiserner Schienen an den Dachstuhl befestigt wurden. Auch die Anlaufrippen von den Capitälen der Pfeiler aufwärts sind häufig schadhaft und geborsten; im Jahre 1854 löste sich ein derartiges sehr bedeutendes Stück von dem Pfeiler des rechten Kirchenschiffes (in der Nähe des Friedrich-Denkmales) los und bedrohte durch seinen Sturz die unterhalb Weilenden. Endlich zeigen sich auch an dem rechten Pfeiler des Mittelschiffes an der Vierung nicht unbeträchtliche Sprünge. Es bedarf keiner näheren Auseinandersetzung, um die Bedeutung solcher, wir möchten sagen, das innerste Wesen unseres Baues betreffenden Schäden vor Augen zu stellen. Sie rufen im höheren Grade als alle Verstümmelungen und Vernichtungen des decorativen Theiles die Besorgniss für den ungefährdeten weiteren Bestand unseres Domes wach. Und doch glauben wir, ist das bisher Angeführte nur ein Theil jener Gebrechen, welche sich bei einer bauverständigen gründlichen Untersuchung des ganzen Domes herausstellen werden. Alle Restaurationen, welche in letzterer Zeit an demselben vorgenommen wurden, sprechen für diese Thatsache. Jede derselben sah sich genöthigt, aus Rücksichten, welche erst während der Vornahme der Restauration selbst sich geltend machten, über das vorgesetzte Ziel hinaus zu schreiten.

Diese Gebrechen erfordern daher dringende Abhilfe, soll sich nicht der Umfang derselben von Tag zu Tag erweitern. Vor wenigen Jahren noch wäre ein dahin abzielender Wunsch auf unübersteigliche Hindernisse gestossen und die Nothwendigkeit einer durchgreifenden Restauration nicht ohne Widerspruch geblieben; gegenwärtig darf vorausgesetzt werden, dass sich mit einem solchen Gedanken nicht nur die Mehrzahl der Gebildeten befreundet habe, sondern dass die Durchführung desselben sich als der lebhafteste Wunsch in den Gemüthern aller Jener festgestellt habe, welche den Werth dieses ehrwürdigen Domes erkennen und für die Erhaltung desselben sich begeistern.

Dürfen wir daher annehmen, dass die nicht unbeträchtlichen Mittel, welche eine solche Gesammtrestauration in Anspruch nimmt, auf eine gleiche Weise werde zu Wege gebracht werden, wie sie für die Restauration und den Ausbau des Kölner Domes zuflossen, und können wir voraussetzen, dass in nicht ferner Zukunft sich vor unseren Augen das erhebende Schauspiel einer rührigen Bauthätigkeit an allen Theilen unseres Domes entfalten werde, so scheint es nicht ungeeignet, einige Worte über den Umfang dieser Restauration und über die Stufenfolge derselben auszusprechen. Es ist uns nicht unbekannt, dass im Jahre 1845, kurze Zeit nach Vollendung des südlichen Thurmbaues, die Frage wegen der Wiederherstellung unseres Domes im Äusseren und Inneren lebhaft verhandelt und der Entscheidung der Behörden vorgelegt wurde. Aus dieser Verhandlung, so wie aus den hie und da auftauchenden Ansichten einiger Kunstfreunde ersehen wir, dass das Ziel, welches der Restauration vorgesteckt wird, ein sehr verschiedenartiges sei. Während Einige sich damit begnügen, für die Erhaltung der Kirche in ihrer gegenwärtigen Gesammtanlage Sorge zu tragen, meinen Andere, es müsse gleichzeitig an den Ausbau des zweiten Thurmes geschritten werden, es müsse die vordere Façade der Kirche, welche eigentlich der Überrest eines früheren Kirchenbaues und in den gothischen Bau nur mechanisch eingeschoben sei, beseitigt und an ihre Stelle eine Façade im gothischen Style neu aufgebaut werden. Wieder Andere, deren Augen durch die stylwidrige Einrichtung der Kirche im hohen Grade beleidiget werden, wünschen in dringender Weise eine durchgreifende stylgemässe Restaurirung im Inneren durch Entfernung der alten und Aufstellung neuer Altäre, durch den Aufbau eines neuen Oratoriums und eines neuen Musikchores, durch Anbringung von gemalten Glasfenstern im Chore und in den Schiffen.

Vorerst müssen wir einige dieser Wünsche, denen wir uns in keiner Weise anschliessen können, näher beleuchten oder einfach zurückweisen; letzteres in Bezug auf die Umgestaltung der Façade. Man sollte kaum glauben, dass ein solcher Wunsch ernst gemeint sei, welcher eben nur in dem sehr modernen Bestreben einer allgemeinen Nivellirung einen Anhaltspunkt, aber durchaus keine Rechtfertigung findet. Allerdings neigt sich diese Façade mehr dem romanischen als dem gothischen Style zu, allein sie ist ein Kunstwerk und der Zeitstellung nach von dem Baue des Mittelschiffes nicht weiter abgetrennt, als letzteres von den beiden Thurmbauten. Ein feineres Kunstgefühl wird den Zusammenhang des Façadenstyles mit jenem des Mittelschiffes ebenso sehr herausfinden, als es andererseits die verschiedene Stylentwickelung, welche sich in dem Baue des Mittelschiffes und der Thürme ausspricht, nicht unbeachtet lassen wird. Lässt man die Verschiedenheit zwischen den beiden letzten gelten, so mag man unbekümmert auch den Façadenbau auf seinen Fundamenten beruhen lassen.

Einer grossen Popularität erfreut sich der Gedanke des Ausbaues des Halbthurmes. Man sieht in Gedanken bereits den zweiten Thurm bis zur stattlichen Höhe des Ausgebauten sich erheben, ein zweiter Adler soll kräftig und kühn an der Spitze desselben den Stürmen trotzen und als ein Wahrzeichen der Residenz nach allen Seiten hin

ergänzen. Dieser Aufschwung der Gedanken lässt sich wohl durch die Kühle der Betrachtung nicht niederhalten, dass die zu einem solchen Ausbau nöthigen Mittel gerade nicht unbeträchtlich seien. Ihn beirrt nicht die Betrachtung, dass eine Zeit, welche mitten in einer lange geübten Bautechnik stand, und nicht zu reproduciren, sondern zu schaffen hatte — wir meinen das XV. Jahrhundert — uns eine Reihe fertiger Kirchen hinterliess, jedoch an dem Ausbaue ihrer Thürme erlahmte. Wir erinnern an die Münster von Bern, Kolmar, Frankfurt, Strassburg, Wetzlar, Prag, Kuttenberg, Regensburg und viele andere, deren Thürme entweder kaum zur Hälfte oder wenigstens nicht zu jener Höhe emporgeführt wurden, die in der Absicht des Erbauers lag. Wir lassen die Betrachtung bei Seite liegen, dass durch den Ausbau eines zweiten Thurmes vielleicht sogar der ästhetische Eindruck des ganzen Kirchenbaues leiden könnte, aber Eines müssen wir hervorheben, welches uns bei Entscheidung dieser Frage allein bestimmend erscheint. Wollte man wirklich an den Aufbau dieses zweiten Thurmes schreiten, so würde sich, um für denselben eine feste Grundlage zu gewinnen, die Nothwendigkeit herausstellen, einen grossen Theil der oberen Hälfte, welche, wie wir gesehen haben, vorzugsweise zerstört und verwittert ist, abzutragen. Allein man würde sich irren, wenn man sich der Meinung hingeben wollte, auf dem so gewonnenen Fundamente dann einen Thurm aufführen zu können, welcher sich ebenbürtig dem ausgebauten an die Seite stellen dürfte. Die Anlage und organische Entwickelung des Halbthurmes ist durchaus dem Südthurme nicht zu vergleichen. Nur bis zum Beginne der Giebel folgt er letzterem annähernd im Grund- und Aufrisse. Von da an treten bedeutende Abweichungen ein, welche schon dem blossen Auge sehr wohl erkennbar sind, dem Verständnisse eines gebildeten Architekten aber sich unabweislich aufdrängen. Wir wollen nur Einiges davon hervorheben. Während an dem Südthurme die über dem Mittelschiffe angebrachte Gallerie in gleicher Höhe um denselben umläuft, erhöht sie sich, aus der Gesammtlinie heraustretend, an dem Halbthurme, wie auch der hier angebrachte Thurmgiebel aus der Linie der Schiffgiebel heraustritt und um ein beträchtliches höher angebracht ist, abgesehen davon, dass er auch durchaus ein verdorbenes Masswerk zeigt, wie überhaupt das ganze Detail des oberen Theiles an diesem Thurme schon durchweg die Spuren des Stylverfalles an sich trägt, wenn gleich die überaus sorgfältige, beinahe ängstliche Ausführung von Einzelnheiten bei näherer Besichtigung anerkannt werden muss. Auch die Massen an diesem Thurme sind unschön aufgelöst, die einzelnen Glieder ohne Profilirung. Den Organismus des Aufbaues, welcher an dem Südthurme unsere Bewunderung in so hohem Grade in Anspruch nimmt, finden wir hier gestört, mit kurzen Worten, wir vermissen an diesem Halbthurme die Stylgediegenheit, die wir in so hohem Grade allen übrigen Theilen unseres Domes nachrühmen müssen. Schon die Baugeschichte dieses Thurmes gibt ein betrübendes Bild der absterbenden Bauthätigkeit des XV. Jahrhunderts. Während der Hochthurm im Verlaufe eines halben Jahrhunderts von seinen Grundfesten bis zur Aufsetzung der Bekrönung vollendet dastand, erhob sich der Halbthurm während einer 44jährigen Bauzeit nur zu einer Höhe von 25 Klaftern. Selbst nach der im Jahre 1450 erfolgten feierlichen Grundsteinlegung verflossen noch 17 Jahre, bis an den eigentlichen Bau geschritten wurde, der, wie erwähnt, nur sehr langsam und stufenweise vorschritt, wie die eingehauenen Jahrzahlen 1490, 1502, 1507, 1511 darthun. In letzterem Jahre soll nach Ogesser's Zeugniss der Bau für immer eingestellt worden sein. Zwar tauchte unter Bischof Anton Wolfrath (1631—1639) der Plan zur Vollendung dieses Thurmes nochmals auf, und es lag das Erbieten vor, denselben in Conformität mit dem ausgebauten Thurme innerhalb des Zeitraumes von vier Jahren herzustellen. Allein der Rückblick auf die Baugeschichte dieses Thurmes scheint diesem kostspieligen Unternehmen nicht günstig gewesen zu sein und so unterblieb es. Wir haben keinen Grund, diess zu bedauern, denn die Bauthätigkeit des XVII. Jahrhunderts bewegte sich auf Bahnen, welche von den Traditionen unserer Vorfahren viel weiter abstanden, als unsere Gegenwart. Das Verständniss für die Meisterwerke der Gothik war im XVII. und XVIII. Jahrhunderte so tief gesunken, dass die Schöpfungen der Gothik gerade nur Anlass boten sich über „den armen verstand selbiger Zeiten zu verwundern".[1]) Dass einer solchen Anschauungsweise, kein gelungener Restaurationsbau entsprungen wäre, bedarf keiner näheren Erörterung.

Mit dieser Betrachtung wollen wir jedoch nur einem vollständigen Ausbaue, keineswegs aber einem stylgemässeren Abschlusse dieses Thurmes, welcher sich aus den gegebenen Elementen ganz wohl entwickeln liesse, und welcher an die Stelle des 1579 erbauten kleinen Thurmes zu treten hätte, entgegentreten, wenn anders das reichliche Mass der für den eigentlichen Restaurationsbau zufliessenden Mittel diess ohne Abbruch nothwendigerer Herstellungen zuliesse.

Wenden wir uns der Betrachtung dieser letzteren zu, so nimmt in der Reihe derselben die eigentliche Restauration des Baues unbedingt den ersten Platz ein. Es wäre kaum zu entschuldigen, wollte man dem Gedanken einer stylgemässen Ausschmückung des Innern Raum geben, bevor für den Bestand der Kirche hinreichend vorgesorgt ist. Wir lassen hiefür einen Gewährsmann sprechen, dessen Worte in allen Kreisen Beifall und Anklang gefunden haben und die vorzugsweise an die Kirchenvorstände gerichtet sind: „Nur allzuoft sieht man, wie für das Entbehrlichste oder doch ganz Untergeordnete zunächst Fürsorge getroffen, und das Wichtige darüber versäumt wird. Man versieht die Fenster mit farbigem Glase ohne allen Kunstwerth, bezahlt

[1]) Siehe Feil's Aufsatz über die Metropolitankirche St. Stephan in den „österr. Blättern für Literatur u. Kunst", 1844, S. 137 u. 167.

Bemalungen mit Ölfarben oder Firniss, Vergoldungen, Statuen, Sculpturen, ganz überflüssige Geräthschaften oft mit schwerem Gelde, während der Regen durch die Dächer dringt, die Wasserableitungen den Dienst versagen, die Gewölbe dem Einsturz drohen, überhaupt der Bau in stets steigender Progression dem Untergange entgegeneilt. Wo solches nicht geradezu der Wille des betreffenden Wohlthäters erfordert, der, einer besseren Einsicht unzugänglich, gar nichts thun würde, falls man ihm nicht die Freiheit liesse, etwas am unrechten Orte, oder doch zum Überflusse zu thun, da knüpft sich eine schwere Verantwortlichkeit an solches Beginnen, welches um einer Caprice, einer kleinlichen Eitelkeit oder auch nur um der Bequemlichkeit willen die höchsten Interessen gefährdet, indem es sie unberücksichtigt lässt. Überhaupt müssen Eifer und Freigiebigkeit von der einen, mit Geschmack und Ehrfurcht von der andern Seite sich begegnen und einander die Hände reichen, wenn eine Restauration zum guten Ende geführt und nicht vielmehr eine Calamität für die Kirche, um welche es sich handelt, daraus erwachsen soll" [1]).

Überhaupt ist die innere stylgemässe Herstellung der Kirche keineswegs als ein blosser Restaurationsbau, sondern als eine selbstständige Kunstschöpfung zu betrachten, deren Lösung auch bedeutend schwieriger und wie uns scheint an die Beobachtung gar mancher Rücksichten gebunden ist. Die Restauration des Äussern hat sich nach Mustern nicht weit umzusehen, sie findet dieselben in jedem Augenblicke zur Hand, und der Werth der Leistung wird um so höher stehen, je weniger dem Auge die Restauration sich aufdringt. „Von rein ästhetischem Gesichtspunkte aus betrachtet, nimmt ein Bauwerk als hinsinkende Ruine, die ihren Charakter in keiner Weise verläugnet, das Interesse unvergleichlich mehr in Anspruch, als wenn dasselbe durch allerhand Vorrichtungen und fremdartige Zuthaten künstlich am Leben erhalten wird. Da indessen solche Zubauten meist zugleich Bedürfnissbauten sind, so thue man denn, was das Bedürfniss erfordert, eben auch nicht um ein Haarbreit mehr. Eine jede Restauration sei, mit einem Worte, so conservativ, wie möglich" [2]).

Diese Grundsätze, welchen wir vollkommen beistimmen, reichen jedoch für die Wiederherstellung des Innern nicht aus. Hier handelt es sich um die Beseitigung Alles dessen, was der Unverstand und Ungeschmack der letztverflossenen Jahrhunderte aufgespeichert hat, und um den Ersatz desselben durch stylgemässe Reproductionen. Hier eine Gränze zu bestimmen hält schwer, der Beginn drängt zum Vorwärtsschreiten und dieses zu einem vollständigen Abschluss; denn das Nebeneinander des Verschiedenartigsten scheint uns mehr vom Übel, als das Belassen des Gegenwärtigen, welches wenigstens so ziemlich Einer Zeitrichtung angehört. Dieses muss dem Entschlusse einer Restauration des Innern klar vorschweben, und ehe daran gegangen wird, von dem Bestehenden auch nur den kleinsten Theil durch Neues zu ersetzen, muss der Plan der ganzen Restauration nicht bloss wohl durchdacht, sondern bis in das Einzelnste festgestellt und dem Bedürfnisse des Cultus in Allem und Jedem angepasst sein. Ein Vorwärtsgehen in anderer Weise würde zu einer Reihe von Unzukömmlichkeiten führen, und das Gelingen der ganzen Aufgabe in Frage stellen. Bei der Lösung derselben darf nicht der blosse Geschmack des Gebildeten massgebend sein, denn es handelt sich dabei, wie nur einige Beispiele zeigen sollen, um die Erfüllung schwieriger und umfangreicher Kunstfragen.

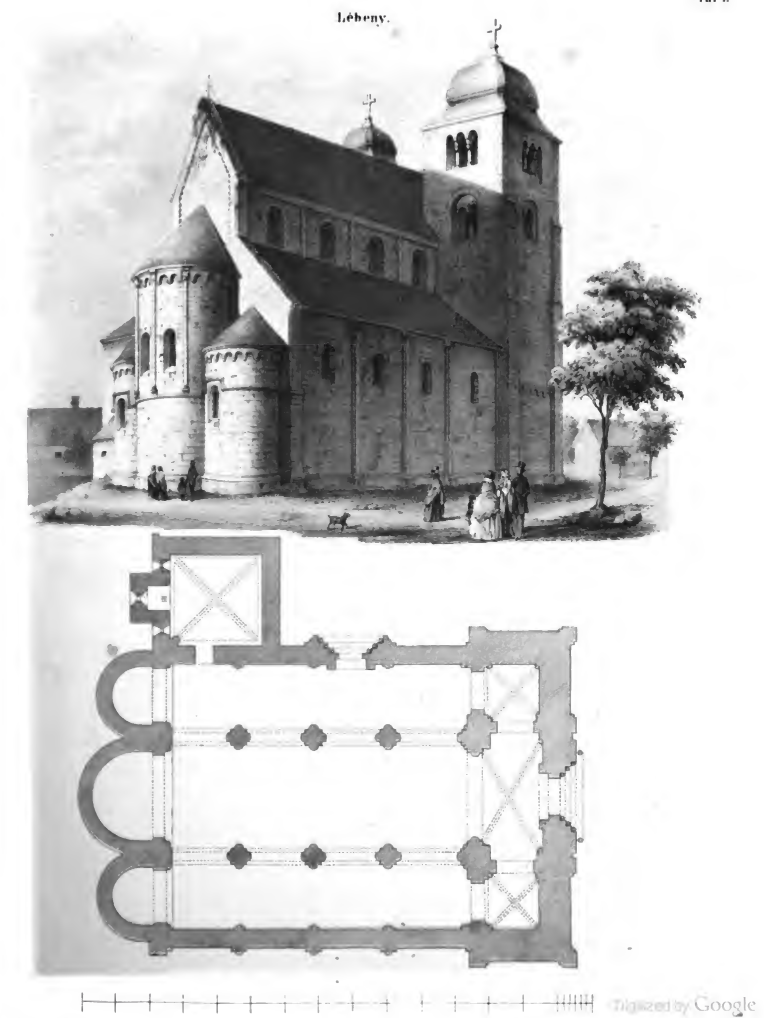
Die Form gothischer Altäre, wie sie den gegenwärtigen Cultusbedürfnissen zu entsprechen haben, ist keineswegs schon geläufig, und auch über das Material, in welchem sie anzufertigen sind, herrscht eine beachtenswerthe Meinungsverschiedenheit. Während sich die Mehrzahl unserer heimischen Architekten für Holzschnitzerei entscheidet, fordern rheinische Kunstfreunde für den Altaraufbau eine kunstreiche correcte Steinhauerarbeit. Sie meinen, den Holzschnitzereien gehe das Phantastische meist ganz und gar ab, es sehe an ihnen Alles so abgequält aus. Masse und Form lägen im Hader mit einander, ein Hader, in welchem die Form ganz gewiss stets den Kürzeren ziehen müsse. Mit dem ersten Altare aber, der in den Kirchenräumen aufgestellt wird, muss diese Frage bereits gelöst sein, und einer besseren Einsicht, welche sich später durcharbeiten würde, bliebe nur übrig zu bedauern, dass sie sich nicht früher geltend gemacht habe. Was von dem Altare gesagt wurde, gilt mehr oder weniger von allen übrigen Gegenständen der inneren Einrichtung und erstreckt sich selbst auf die Kirchengewänder, welche unter dem Einflusse des Rococo und modernen Industrialismus an Form und Stoff sich den alten würdigen Mustern vorzugsweise entfremdet haben und einer Rückkehr zu demselben dringend bedürfen, soll anders der Sinn für das Bedeutungsvolle, für die mystische Sprache der Kirche wieder aufleben. Und welchen andern würdigeren Zweck hätte eine Restauration?

Ein nicht geringerer Zwiespalt der Meinungen besteht bezüglich der gemalten Fenster. An der Wiederbelebung dieses Kunstzweiges hat die Technik einen bei weitem grösseren Antheil als das Verständniss für die Form, den eigentlichen Inhalt derselben, welcher bis auf unsere Tage noch nicht zum Durchbruche gekommen ist. Anstatt an dem Gedanken festzuhalten, der doch so nahe liegt, dass die Fenster zum Verschlusse dienen, und daher nur eine Flächen-Malerei zulassen, behandelt man sie wie selbstständige Kunstwerke, man benutzt die Fläche für zusammenhängende Gruppirungen mit perspectivischen Hintergründen, und lässt

[1]) A. Reichensberger: „Fingerzeige auf dem Gebiete der kirchlichen Kunst." Leipzig 1855, S. 42. Es ist dasselbe Werk, welches erst kürzlich der hochwürdigste Bischof von Brünn dem Clerus seiner Diöcese in einem — auch von den „Mittheilungen" (I, 237) citirten — Erlasse anempfohlen hat.

[2]) Am ang. Orte, S. 33.

Lébeny.



sich das Störende der Durchschneidung und Zerstörung der so getroffenen Anordnung durch die Fensterpfosten ganz wohl gefallen. Zu bedauern wäre, wenn man sich bei Anschaffung gemalter Fenster für unseren Dom von so verkehrten Kunstanschauungen leiten liesse. Erst in neuester Zeit sind von München aus derlei Glasgemälde in die Welt hinausgewandert und haben reichlichen Beifall und Bewunderung eingeerntet. Wir kennen dermalen nur zwei Anstalten in Europa, welche nicht nur die Technik gehörig zu behandeln wissen, sondern eben so sehr auf die alten Muster zurückgehen. Es sind diess die Anstalten von H. Baudri in Cöln und von Didron in Paris. Bei uns in Österreich ergaben sich bisher für die Thätigkeit dieses Kunstzweiges nur vereinzelte und untergeordnete Anlässe, wobei grösstentheils dem modernen Standpunkte gehuldigt wurde. Doch lässt sich erwarten, dass bei gegebenen Impulsen und unter künstlerischer Leitung eben so gute Leistungen erzielt werden können als im Auslande. Vor Allem wird es sich darum handeln, auf Grundlage des einzig richtigen Principes, der vollständigen Einordnung nämlich der gemalten Fenster in die Architectur, solche Zeichnungen für dieselben zu gewinnen, welche aus einer Vertrautheit mit den Meisterwerken des XIII. und XIV. Jahrhunderts hervorgegangen sind.

Mit diesen Andeutungen müssen wir uns vorerst begnügen; ein weiteres Eingehen in das Detail kann nicht die Aufgabe dieser Zeilen sein, welche nur den Zweck haben sollen, einerseits die Dringlichkeit einer vollständigen Restauration des Baues unseres ehrwürdigen Domes vor Augen zu stellen, andererseits aber das Verhältniss zu bestimmen, in welchem diese Restauration mit den auf die stylgemässe Wiederherstellung des Innern gerichteten Wünschen zu treten haben wird. Möge der Beginn des nächsten Jahres uns bereits Gelegenheit bieten, den Lesern Rechenschaft zu geben über die begonnene Bauthätigkeit an unserem Dome!

Die romanische Kirche zu Lébeny (Leiden) in Ungarn.

Gezeichnet und beschrieben vom Architekten A. Essenwein.

(Mit zwei Tafeln.)

Die gesammte Cultur des Mittelalters stellt ein Ganzes dar, das sich um Einen Mittelpunkt dreht — um die Kirche. Alle Völker, welche an der christlichen Culturentwickelung Europa's theilnehmen, standen somit in einem innigen Zusammenhange mit der Kirche, die einen gemeinschaftlichen Kreis um Alle zog und sie stets mit dem Mittelpunkte derselben, mit Rom, in Verbindung brachte. So musste bei allen Völkern und in allen Gegenden die Entwickelung nahezu gleichen Schritt halten, und jeder Fortschritt an dem einen Orte übte auf alle anderen seinen Einfluss aus.

Einen sichtbaren Beweis dieser gemeinsamen Strömung gibt die Baukunst des Mittelalters, die nie in ihrem Entwickelungsgange bei einem Volke vorausgeeilt war, ohne dass die anderen davon berührt wurden; so dass wir also den Entwickelungsgang einen gemeinschaftlichen nennen können, da fast jedes Volk irgend einen Antheil am Fortschritte gehabt hatte. Das Mittelalter hatte aber nur eine Einigung der Völker zu einer Familie im Schoosse der Kirche angestrebt, ohne auf völlige Verwischung der jedem zugehörigen Eigenthümlichkeiten hinzuarbeiten, und so zeigt uns auch die Baukunst in ihren Denkmalen nicht etwa stets zur selben Zeit und in allen Ländern einen und denselben Typus, sondern es bilden sich einzelne Kreise, deren Bauten unter einander eine grösere Übereinstimmung zeigen, es tauchen in verschiedenen Gegenden bestimmte Merkmale auf, die nicht allen diesen Kreisen gemeinsam sind, sondern sie wesentlich von einander unterscheiden.

Wie sich nun einst alle Cultur um die Kirche als Mittelpunkt bewegte, so sind auch die Mittelpunkte der kleinen Kreise grossentheils wieder kirchliche; die unterscheidenden Eigenthümlichkeiten gliedern sich eben sowohl nach Diöcesen als nach Staaten. Bischofsitze und grössere Klöster üben auf ihre Umgebung stets einen Einfluss, der aber immer auf die Charakteristik des Volkes Rücksicht nahm, so dass durch denselben, sowie durch örtliche Eigenthümlichkeiten, durch die Einflüsse von Klima und Material entschiedene Unterscheidungen der kleineren Kreise hervortreten. Bei gleichem Entwickelungsgange ist darum stets die Kunst der Deutschen, Franzosen, Engländer, Italiener u. s. w. eine verschiedene. Aber selbst in Deutschland gliedert sich die Kunst nach einzelnen Kreisen, und beispielsweise besitzt die rheinische Baukunst Eigenthümlichkeiten gegenüber der baierischen, sächsischen, und jener die im Nordosten und Nordwesten sich entwickelt.

Einen solchen abgesonderten Kreis bilden auch die Bauwerke des deutschen Südostens, die des Stammlandes Österreich, dem sich zunächst Ungarn anschliesst. Hier sah insbesondere das Ende des XII. und der Anfang des XIII. Jahrhunderts eine Anzahl Bauten entstehen, welche, wenn auch in Bezug stehend auf die Kunstgebilde anderer Länder, sich doch als Strahlen zeigen, die von einem Mittelpunkte ausgingen, und durch gewisse Eigenthümlichkeiten eine geschlossene Gruppe bilden.

Ein bemerkenswerther Theil derselben ist die Kirche zu Lébeny in Ungarn (Raaber Comitat).

Sie ist der Überrest der Benedictiner-Abtei zum heil. Jakob, welche im Jahre 1202 von den Brüdern Chepan und Poth vom Geschlechte der Hédervàry gegründet wurde. König Andras II. bestätigte 1204 die Stiftung der Abtei, welche der Martinsberger Abtei (Raaber Comitat)

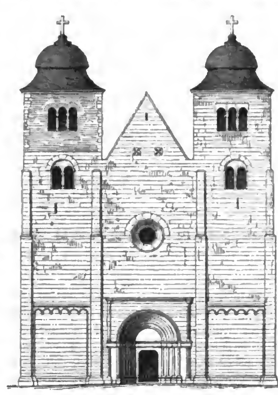
unterworfen war, welche Letztere damals ein Mittelpunkt gewesen zu sein scheint, von welchem die Strahlen der Bildung über einen grossen Theil Ungarns ausgingen.

Die Kirche besteht aus einem dreischiffigen Langhause mit zwei westlichen Thürmen (vgl. den Grundriss auf Taf. I), die auf Pfeilern stehen, so dass der Raum unter denselben den inneren Raum der Kirche vergrössert. An der Ostseite schliessen sich diesem Langhause ohne Querschiff und ohne besonders bezeichneten Chorraum drei Absiden an, deren Fussboden nur um eine Stufe über jenem der Kirche erhoben ist, da unter dem östlichen Theile keine Krypta angelegt ist, somit die Erhöhung des Fussbodens sich nicht von selbst ergab. Der Mangel des Querschiffes und die Hinzuziehung der Thurmhallen zum Inneuraume unterscheiden die Kirche wesentlich von den gleichzeitigen deutschen Bauten.

Die Kirche ist aus Quadern von sehr schönem feinem Muschelkalk erbaut, der sich zunächst in der Gegend des Neusiedler Sees findet und vielleicht zu Wasser herbeigeschafft wurde, da sich deutlich zeigt, dass das Flüsschen Raabnitz früher unmittelbar bei Lébeny floss. Der Stein hat den Unbilden der Witterung vollkommen widerstanden, von Verwitterung sind nirgends Spuren zu sehen, und eine prächtige, theils gelbe theils röthliche Färbung sind die einzigen Spuren, welche die Wetterstürme der vorübergezogenen Jahrhunderte hinterlassen haben.

Eine Sage erzählt, dass eine Jungfrau aus der Familie der Gründer sehr viel zum Baue beigetragen habe, und dass sie namentlich jeden der Steine mit einem Schafe bezahlt habe.

Am Äusseren der Kirche charakterisirt sich der ausgebildete romanische Styl. Die Westseite (Fig. 1) hat zwei Thürme, die in ihren unteren Theilen mit Lesenen eingefasst sind, welche sich nach oben verjüngen und in der Höhe über dem Mittelschiffe ganz aufhören. Zwischen ihnen steht die westliche Schlusswand des Mittelschiffes mit einem dem Dache entsprechenden Giebel abgeschlossen. Ein reich gegliedertes Hauptportal, das sich in mehreren reich verzierten Absätzen einschrägt, in derem jeden ein schlankes Säulchen steht, nimmt den unteren Theil dieser Schlusswand ein. Die Säulchen sind aus polirtem Stein, sämmtlich rund, nur die beiden äussersten, welche vor der Wandfläche stehen, sind achtseitige (nicht ganz regelmässige) Prismen. Die Absätze, welche theils kantig, theils abgerundet zwischen den Säulchen vortreten, sind mit verschiedener Ornamentik bedeckt. Die Blätter derselben haben vollständig denselben Charakter der im Anfange des XIII. Jahrhunderts sich in Frankreich wie in Deutschland zeigt; die Zusammenstellung derselben ist jedoch eigenthümlich, indem an einigen Kanten sich förmlich Laubguirlanden bilden. Der Ornamentzusammenstellung der äussersten Ecke liegt die Zickzackform zu Grund, die inneren sind Rankenverschlingungen, deren Zusammenstellung lebhaft an die spätrömischen erinnert. Zwischen diesen stehenden Theil und den Rundbogen tritt ein Kämpferkranz, der aus den weit ausgeladenen Knäufen der Säulen besteht. (Vgl. die Abbildung dieses Portals auf Taf. II.)

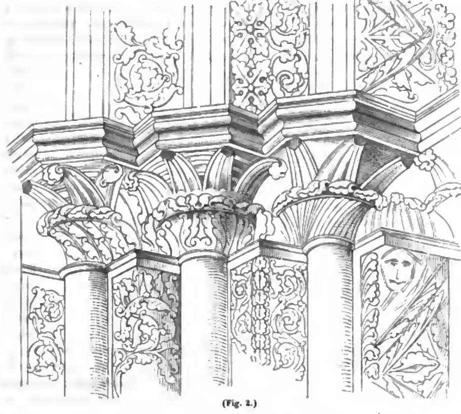


(Fig. 1.)

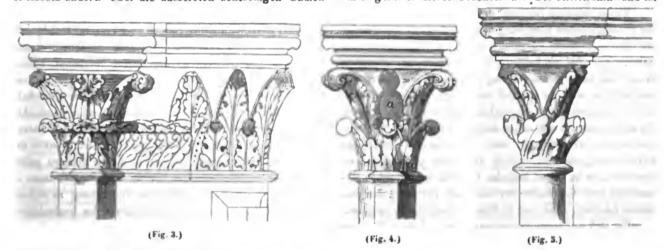
Im Allgemeinen gleicht auch die Ornamentik dieser Knäufe den gleichzeitigen anderer Gegenden; die weite Ausladung derselben, welche die einzelnen mit einander in Verbindung bringt, so dass sich zwischen ihnen die Kämpfertheile der Ecken gar nicht entwickeln können, ist eine Eigenthümlichkeit des Kreises dieser Bauwerke. (Vgl. das Riesenthor von St. Stephan in Wien.) Eine Eigenthümlichkeit der Capitäle dieses Portals besteht auch darin, dass in der Mitte ein förmlicher Kranz dieselben umgibt, der auf einem sichtbaren Plättchen aufliegt. (Vergl. Fig. 2, die Knäufe der drei Säulchen an der Südseite. Fig. 4 ist der Knauf der nördlichen achteckigen Säule, Fig. 3 der der Südseite; bei *a* in Fig. 4 war eine Thierfigur.) Die Deckplatten der Knäufe der runden Säulen sind achteckig, der sichtbare Kelch ist mit wagrechten Ringen umgeben, die Blätter sind theilweise gedreht und um den Kelch gewunden. Am Fusse und unter dem Kämpfer gehen die abgestumpften Absätze in kantige Ecken über, der Übergang ist im Ornament vermittelt, unter dem Kämpfer der äussersten Absätze durch Köpfe. Die Füsse der Säulchen haben das attische Profil, und verkröpfen sich um die eckigen Absätze. Eckblätter vermitteln auch an den Säulchen einen Übergang in eine vierkantige Platte unter den Säulenfüssen. Ein horizontal geliederter Untersatz steht unter diesem Fusse und bildet in seinen Verkröpfungen die Unterlage für die Füsse der Säulchen und der dazwischen

vortretenden Ecken. In der Kehle am Untersatze der südlichen achteckigen Säule ist eine krötenartige Thiergestalt ausgebauen. Das Gesimsprofil des Sockels, welches die ganze Kirche umzieht, steigt an den äussersten Kanten des Portals in die Höhe und ist unter dem Kämpfer aufgelöst.

Im Bogen steht über jedem der drei Säulchen ein Bündel von fünf Rundstäben, der immer die gegenüberstehenden Säulchen verbindet und dessen Dicke gerade jener der Säulchen selbst gleich kommt, so dass die Ausladung der Knäufe gar keinen Dienst leistet. Die dazwischen stehenden Ecken sind im Bogen sämmtlich abgerundet und setzen die Ornamentik der stehenden Theile fort, die sich nur im 2. Absatz ändert. Über die äussersten achteckigen Säulen spannt sich ein, wie diese Säulen selbst, aus der Flucht vortretender Gliederbündel. Über dem Bogen und Kämpfer ist das Portal weiter aufgebaut und durch ein horizontales Gesimse geschlossen. Die äussersten Kanten dieser



(Fig. 2.)

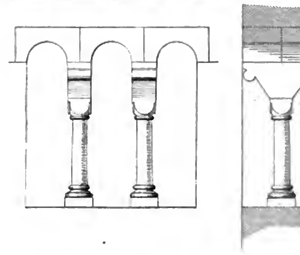


(Fig. 3.) (Fig. 4.) (Fig. 5.)

aufgesetzten Zwickel sind mit Rundstäben umfasst, die zwar keine Füsse, aber Knäufe haben, als deren Deckplatte das Abschlussgesimse des Portals sich verkröpft. Fig. 5 gibt den Knauf des nördlichen Rundstabes. Ursprünglich hatte wohl das Portal ein verziertes Bogenfeld, vielleicht dem des Riesenthores von St. Stephan in Wien ähnlich, das jedoch bei einer Veränderung im vorigen Jahrhunderte verschwunden ist, bei welcher auch die innerste Ecke des Portals vermauert wurde, um eine kleinere nothdürftige Thüre einzupassen. Die Gliederung des Kämpfers und der mittlere Kranz der Knäufe wurde dabei über den Sturz verlängert.

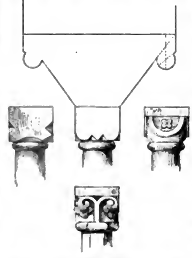
An den unteren Theilen der Thürme (Fig. 1) schliesst ein Bogenfries dieses Geschoss ab. Die Mittelschiffwand ist nur durch ein kleines Rundfenster durchbrochen. Im Giebel sind zwei durchbrochene Steinplatten und ein schmaler Schlitz. Die unteren Theile der Thürme haben auch nur kleine Schlitze als Durchbrechung.

Die Thürme treten oben etwas über die Flucht der innern Lesenen gegen das Mittelschiff; sie werden also oben ein wenig breiter. Sie haben an jeder Seite ein durch ein kleines Säulchen getrenntes Doppelfenster, das mit einem grösseren Rundbogen umfasst ist. Ein auf das Capitäl aufgelegter ausgeladener Kämpfer vermittelt das Aufliegen des breiten Bogenanfängers auf das dünne Säulchen, eine



(Fig. 6.)

Anordnung, die im XI. und XII. Jahrhundert in der deutsch-romanischen Baukunst, bei Thürmen und Kreuzgängen eine grosse Rolle spielt. Zu oberst sind je drei Rundbogenfenster zu einer Gruppe zusammengestellt, und ebenfalls durch Säulchen getheilt, auf deren Knäufen die ausladenden Aufsäze ruhen. (Vgl. Fig. 6, gezeichnet im Maassstabe des Portals $^1/_{40}$ wahre Grösse.) Die Capitäle der Säulchen in den beiden Stockwerken zeigen verschiedene Modificationen des Würfelcapitäls, so dass der Charakter des Obertheiles der Thürme entschieden an die frühere Zeit erinnert und als älter angenommen werden müsste, wenn nicht der Unterbau mit der Kirche gleichzeitig wäre, wie die ganze Architectur zeigt (Fig. 6 u. 7). So wird dieser einfache Charakter dem



(Fig. 7.)

Schwinden der Geldmittel zuzuschreiben sein, welches auch Veranlassung wurde, dass der südliche Thurm im obern Theile zwar aussen eine Quaderverkleidung zeigt, innen jedoch aus Backstein gemauert ist, während das obere Stockwerk des nördlichen Thurmes ganz aus Backstein gemauert ist und nun eine Quaderkette als Eckeinfassung zeigt. Die Mauern der Thürme sind aber nur weniges über $2^1/_2$ Fuss dick, so dass kaum anzunehmen ist, dass der Körper der Thürme noch ein Stockwerk bekommen sollte; die ursprünglichen Spitzen müssen ebenfalls von Holz gewesen sein, vielleicht mit vier steinernen Giebeln.

(Der Schluss des Aufsatzes sammt Tafel II folgen im nächsten Hefte.)

Zur Baugeschichte der Kirche Maria am Gestade in Wien.

Von Joseph Feil.

Ein gründliches Studium der älteren Architectur kann der geschichtlichen Forschung über die Zeit der Ausführung der eben in Betracht gezogenen einzelnen Werke nicht entrathen; nur bei probehältigem Nachweise auf letzterem Wege und unter Zurückführung auf durchaus gleichzeitige Belegstellen wird es möglich sein, die, gewisse Zeitabschnitte beherrschenden Eigenthümlichkeiten der Bauweisen, die doch nicht wie mit einem Schlage nach allen Richtungen hin sich verbreiteten, nach den einzelnen Stadien der Entwickelung und Verbreitung zu grösseren Gruppen auszusondern, wie dieses Aufgabe der wissenschaftlichen Behandlung einer Geschichte der Baukunst, vorerst in den einzelnen Ländern, dann erst in ihrer Gesammtheit sein muss.

Die sich wechselseitig unterstützenden historischen und architektonischen Studien über die einzelnen Denkmale der Baukunst müssen daher festen Schrittes Hand in Hand gehen, und dürfen sich nicht eher über den Abschluss der Forschungen beruhigen, bis ihre Ergebnisse aus beiden Richtungen mit einander völlig in Einklang gebracht sind.

Bei der Unzulänglichkeit der meisten bisherigen geschichtlichen Erörterungen über einzelne Bauobjecte, gegenüber den in raschem Laufe weit vorangeschrittenen Studien über mittelalterliche Architectur überhaupt, bedarf ein Versuch, auch jene dem dermaligen Standpunkte der Forschung entsprechend darzulegen, wohl kaum der Entschuldigung. Bei der Erkenntniss der unzureichenden geschichtlichen Würdigung, welche bisher namentlich den älteren Baudenkmalen Wiens zu Theil geworden ist, konnte die freundliche Aufforderung, zu der in diesen Blättern gelieferten Baubeschreibung der Kirche Maria am Gestade in Wien [1]) auch eine baugeschichtliche Darstellung zu liefern, nur ein erhöhter Sporn zur Aufsammlung des beglaubigten Stoffes in den nachstehenden Zeilen sein, deren theilweise Unergiebigkeit wohl weniger der Mangel an gewissenhaftem

[1]) Siehe den Aufsatz: „Die gothische Kirche Maria am Gestade" beschrieben von Karl Weiss im August- und September-Hefte des Jahres 1856 der „Mittheilungen".

Forschungseifer, als jener an ausreichendem Quellenstoffe selbst zu Grunde liegen dürfte.

Ob an der Stelle der heutigen Kirche zu „Maria-Stiegen" schon damals eine Capelle errichtet war, als der Platz, auf dem sie sich nun erhebt, noch nicht in den vom engsten Mauerringe umschlossenen bescheidenen Raum des ältesten Wien einbezogen war, darüber fehlt es an sicherer Kunde. Was aber bisher auch von dem Bestande eines Betkirchleins an jener Stelle schon in den Tagen der Karolinger gefabelt wurde, hielt der ernsten Forschung durchaus nicht die Probe. Das älteste bisher bekannte Document, welches für die Topographie Wien's aus seiner Wiegenzeit bestimmte Kunde bringt, nämlich der älteste, wenn wir so sagen dürfen, Plan von Wien, erst jüngst von einem kenntnissreichen Forscher [1]) aus langer Vergessenheit ans Licht gebracht, nennt uns im Bereiche des damaligen Wien nur die *ecclesia S. Ruodperti*, gewiss die älteste Pfarrkirche, und die *capella S. Stephani* als gottesdienstliche Gebäude. Das mit *Curia nostra* bezeichnete Gebäude, wohl ohne Zweifel der älteste Hof des Passauer Domstiftes, hart an dem erhöhten Platze, wo heute sich das Gotteshaus Maria am Gestade erhebt, zeigt in seiner Nähe keine Capelle, gibt also keinen Haltpunkt für die etwaige Annahme des Bestandes einer solchen an der Stelle der heutigen Kirche schon zu jener Zeit.

Die älteste Urkunde, die uns Wien bereits als Stadt *(civitas)* erkennen lässt, vom Jahre 1137 [2]), nennt aber schon die Kirche zu St. Peter *(ecclesiam beati Petri)*, welche Markgraf Leopold IV. damals dem Bisthum Passau im Wege des Tausches für einen Weinberg am Wartberg und für den halben Theil des Kirchengutes nächst der Stadt *(dotis juxta civitatem)*, mit Ausnahme des Platzes auf dem die Ställe erbaut wurden *(exceptis curtilocis ubi stabula sunt constructa)*, gegen dem übergab, dass von nun an diese Kirche und die übrigen Bethäuser in demselben Sprengel dem Wiener Pfarrer untergeordnet seien *(ut supradicta ecclesia et cetera oratoria [3]) in eadem barrochia consecrata deinceps in winnensis plebani sint regimine)*.

Ob unter diesen übrigen Oratorien auch schon die Mariencapelle auf dem hier erhöhten Gestade des alten Donaubettes, welches einst den heutigen Salzgries überfluthete, mit einbegriffen war, ist zwar nicht völlig gewiss, aber doch wahrscheinlich, denn kurz darauf finden wir ihrer schon urkundlich erwähnt, nämlich im Stiftbriefe Herzog Heinrich's II., genannt Jasomirgott, für das schottischen Mönchen gegründete Kloster vom Jahre 1158 [1]), wo, gleichwie in einer späteren Urkunde vom 22. April 1161 [2]), der Mariencapelle am Gestade *(capella Sancte Marie in littore)* unter jenen innerhalb der Ringmauer Wien's befindlichen Capellen ausdrücklich erwähnt wird, welche, gleich jenen zu St. Pancraz, St. Peter und St. Rudbert, dem neugestifteten Schottenkloster geschenkt wurden, das der Herzog, nachdem er *quosdam exules et simplices Scotos* in frommer Absicht aufgesammelt, diesen gewidmet hatte [3]).

Ohne Zweifel klein und unansehnlich war jene älteste Capelle auf dem Hügel hart am Ufer des alten Donaubettes, und wahrscheinlich zunächst den nahean wohnenden Fischern als Betkirchlein bestimmt, die auch hier, auf der damals noch ringsum freien Erhöhung, den zwischen breitgestreckten Auen die Fülle seines Gewässers vertheilenden Donaustrom, ihres Erwerbes unsicheren Bereich, bald besorgt, bald hoffnungsvoll überschaut, und vor dem Bilde der Mutter des Erlösers oft in brünstigen Gebeten um Schutz für sich und die Ihrigen gefleht haben mochten, wenn die aufgeregten Wogen oder das vom ersten Frühlingshauche gebrochene Eis ringsum Tod und Verderben drohten.

Die Capelle wird immer zu unser Frauen am Gestade, *auf der Stetten* oder *Gestäten (in litore)*, genannt. Der heutigen Bezeichnung als *Maria-Stiegen* liegt aber ohne Zweifel die Beziehung zu einer Stiege zu Grunde, die nächst

[1]) Die von Dr. Zappert der k. Akad. d. Wissenschaften in der Sitzung vom 9. Juli 1856 sammt einer geschichtlichen Einbegleitung vorgelegte, wahrscheinlich den ersten Decennien des XII. Jahrhunderts angehörige DELINEATIO *breuis hortorum uinearum domorum ac arearum unde habemus reditus*, worunter wohl ohne Zweifel die Liegenschaften in Wien gemeint sind, von denen das Stift Passau Renten bezog. Diese äusserst interessante Grundzeichnung wurde von der k. k. Hofbibliothek angekauft, und in treuer Copie durch die k. Akademie der Wissenschaften sammt Zappert's Aufsatze dazu in den Sitzungsberichten veröffentlicht.

[2]) Wiener *Jahrb. d. Lit.* XL., A. Bl. 23—24; *Mon. boica*, 28, b, 102—3.

[3]) Unter *Oratorium* wurde in den älteren Zeiten jedes zum öffentlichen und Privat-Gottesdienste mit Genehmigung des Bischofes eingeweihte Gebäude, auch *Capelle* genannt, verstanden, welches sich nach älteren canonischen Satzungen von der Kirche *(ecclesia)* insbesondere dadurch unterschied, dass das *oratorium* der Gemeinde gegenüber in keiner bindenden kirchenrechtlichen Beziehung stand, und nicht zu einem regelmässigen Gottesdienste, nicht zur Ausübung der Seelsorge in einem gewissen Bezirke bestimmt war, nicht einmal die bleibende Bestellung eines Beneficiaten *(capellanus)* nothwendig machte, und dass in demselben zu bestimmten Festzeiten kein Gottesdienst abgehalten werden durfte, wie namentlich zu Ostern, Pfingsten, Weihnachten, Epiphanie, Himmelfahrt Christi, Johannes Bapt. Geburtsfeier und an sonstigen Hauptfesten, zu welchen Zeiten nämlich alle Gläubigen den Pfarrgottesdienst besuchen mussten. In Oratorien der Villen durften übrigens h. Reliquien nur dann aufgestellt werden, wenn sich ein Cleriker in der Nähe befindet, um bei den h. Gebeinen häufig zu psalliren. Eigene Cleriker durften aber nur dann für Oratorien ordinirt werden, wenn für den Unterhalt derselben hinlänglich gesorgt war. Ein solcher gehörte nicht zum *Canon* (Cleriker-Katalog) der Stadt- oder Landpfarreien und musste die oben erwähnten Hauptfeste in der Stadt feiern. Vergl. die Beweisstellen hiefür in Ducange-Henschel, *Gloss. med. et inf. Latin.* II, 125—6; IV, 722; Buss im Freiburger *Kirchen-Lexikon* I, 878—884, VIII, 361, und Hefele *Conciliengeschichte* II, 636, 646, 665, 740, 758.

[1]) Hormayr, *Wien*, I, c. U. B. 15—21. Die Echtheit dieser Urkunde, verglichen mit *Mon. boica*, 29, b, 436, und den in Meiller's Babenberger Regesten S. 227, n. 221 angeregten gegründeten Bedenken, vorausgesetzt. Worauf sich die in Reiffenstuel's *Vienna Gloriosa*, Wien 1700, Tit. III, S. 4 vorkommende Angabe des Jahres 1134 als jenes der Erbauung dieser Capelle gründet, ist dort nicht angegeben.

[2]) Hormayr a. a. O. S. 25—27. Diese Schenkungen wurden am 27. Febr. von Herzog Leopold, im Febr. und Mai 1237 von K. Friedrich II. bestätiget. Ebenda S. 45, 75, 77.

[3]) Über die Schottener Mönche in Deutschland ist zu vergleichen Wattenbach's eben so gründliche als anziehende Abhandlung *über die Congregation der Schottenklöster in Deutschland*, in Quast und Otte's *Zeitschrift für christliche Archäologie und Kunst*, Leipzig 1856, I, 21 u. f.

der Kirche vom alten Donauufer zur Erhöhung hinanführte, auf der die Capelle lag. So wird schon in einer Urkunde vom 20. Dec. 1381 eines *Chürsner's* Haus ausdrücklich als *an der Stieg pey vnser Vrowe stetten ze wienn* gelegen erwähnt [1]).

Allmählich hatten sich um diese Mariencapelle herum, so weit das, hier gegen Norden zu steil abfallende Ufer nach den anderen Richtungen hin Raum gewährte, die Ansiedlungen und dadurch auch der Besuch des Kirchleins vermehrt. Dieses war aber eben durch jene Umbauten mit den nahen Stadttheilen in ununterbrochene Verbindung gebracht, und hatte mit diesen auch das Loos des Verderbens zu theilen, als am 28. April 1262 eine furchtbare Feuersbrunst das eben aufblühende Wien in so grässlichem Umfange eingeäschert hatte, dass kaum der zehnte Theil der Stadt vom verheerenden Elemente verschont geblieben war. Nur das Schottenkloster blieb unversehrt; die übrigen Kirchen und Capellen sammt der Pfarrkirche, insbesondere auch das Marienkirchlein am Gestade *(ecclesia sancte Marie in littore)* wurden ein Raub der Flammen [2]).

Zufällig wurde eben zu jener Zeit, als das Kirchlein in seinen verödeten Trümmern dalag, ein heftiger Streit zwischen dem berühmten Wiener Pfarrer Gerhard und dem leidenschaftlichen Schottenabte Philipp über die Ausübung der pfarrlichen Rechte, über die Zuständigkeit der Kirchen *(ecclesiae)* der heil. Maria am Gestade, St. Peter, St. Rupert und St. Pancraz in Wien, über Zehente, Opfergaben und Sterbegelder geführt, wobei aber der Abt die äussersten Gränzen der Mässigung weit überschritten hatte. Dieser schon aus der Zeit vor 1258 angesponnene Streit ward unter ärgerlichem Verlaufe erst nach dem Jahre 1269 ausgetragen [3]).

Der Endspruch über diese Angelegenheit wurde bis jetzt noch nicht bekannt, im Verlaufe der Verhandlung aber, freilich nur laut einer etwas verdächtigen Urkunde vom 28. August 1265 [4]), dem Schottenkloster insbesondere die Mariencapelle am Gestade zugesprochen.

Zu welcher Zeit das Kirchlein eigene Priester mit bleibendem Wohnsitze erhielt, darüber gibt eine Urkunde vom 27. Februar 1276 bestimmte Auskunft. Otto, Haymons von Neuenburg Sohn, gewesener Stadtrichter von Wien, hatte in seiner letztwilligen Anordnung der Mariencapelle am Gestade *(Capelle sancte Marie super litus)* ein Haus *pro sacristia prefate capelle facienda* gewidmet, damit die Priester dieser Capelle, nämlich die dort den Gottesdienst verrichtenden und Psalmen singenden Capläne und Cleriker, daselbst ihren bleibenden Wohnsitz *(residentia)* haben. Dieses Haus, später des *Pfarrhofes Zuhaus* genannt, wurde denn auch von seinen Söhnen und Erben, Heymo und Otto, nach der mildthätigen Widmung *(elemosina)* und zum Seelenheile des verstorbenen Vaters für jene Bestimmung von dem, wegen Schulden zur Hindangabe der Realität genöthigten Wiener Bürger Wiernto angekauft, und darüber die bemerkte Urkunde vom Jahre 1276 ausgestellt [1]). Gegenüber allfälligen Ansprüchen des Schottenabtes auf dieses Haus sollten aber Heymo und Otto Gewähr leisten.

Dennoch muss die Marienkirche selbst als damals noch dem Schottenkloster zuständig angenommen werden, denn am 20. August 1302 vertauschte der Wiener Bürger Griffo (Greiff), mit Zustimmung des Passauer Bischofes Wernher und des Herzogs Rudolph, die St. Ulrichscapelle in Zaismannsprunn ausserhalb den Ringmauern Wien's (die heutige Kirche zu *Maria-Trost* in der Vorstadt St. Ulrich), dessen Patronatsrecht ihm und seinen Erben zustand, an den Schottener Abt Wilhelm für die Capelle zu Maria am Gestade innerhalb der Mauern Wien's mit allem dem Abte auf dieselbe zugestandenen Rechte [2]), welchen Tausch der Salzburger Erzbischof Chunrad am 25. October 1303 insbesondere bestätigte. Als Patron dieser Capelle hatte dieselbe Ritter *(miles)* Griffo unterm 2. December 1302 zu seinem und seiner Vorfahren Seelenheil mit ergiebigen Einkünften ausgestattet, so mit einem Weingarten nächst der Kirche zu Otakring, mit Gülten von einem Hause des Jägers Richer, von jenem des Schnitters *(stipulatoris)* Dietrich vor dem Werder-Burgthor, endlich von dem der Chornerin, damit der Caplan davon auch einem zweiten Priester, einem Subdiakon und Scholaren, den Unterhalt darreichen könne, wogegen jedoch unter bindenden Verwahrungen für den Unterlassungsfall gewisse näher bezeichnete gottesdienstliche Verrichtungen abgehalten und feierlich begangen werden mussten. Weiters gestiftete Einkünfte hatten die Bestimmung, vor dem Marien-Altare in dieser Capelle ein ewiges Licht zu unterhalten [3]).

Elspet, die Laubenbergerin, ohne Zweifel des Ritters Greiff Schwester, hatte *zv vnser vrawen Chappellen auf der Stetten ze Wien* eine Burgrechtsgülte von Geislitzer's Hause, *pei der Goltsmid* gelegen, zur frommen Erinnerung an ihre Eltern und Vorvordern gegeben. Elspet's damals noch minderjähriger oder wenigstens zur eigenen Vermögens-Verwaltung nicht reifer Sohn, Jans der Laubenberger, war aber mit seinem Oheime dem Ritter Greiff über den Nachlass seiner Mutter in einen Streit gerathen, welcher unterm 6. Juni 1309 dahin ausgetragen wurde, dass Jans auf die eigene Gebarung mit dem Vermögen so lange verzichtet.

---

[1]) *Mon. boica*, 30, b, 359—60.

[2]) Pertz, *Mon. Germ. hist. SS.* IX, 643, 44—47; vgl. mit 728.

[3]) Vergl. Feil's aus den Documenten der *Mon. boica.* und Hormayr's *Wien* gelieferte Übersicht des Verlaufes dieser Verhandlungen in Schmidl's *österr. Bl. f. Lit. u. Kunst*, 1844. II. 253.

[4]) Hormayr a. a. O. I, U. B 23, vgl. mit Feil a. a. O.

---

[1]) Hormayr a. a. O. VI, U. B. 6—8, nach dem noch vorhandenen Originale im Wiener Stadt-Archive abgedruckt.

[2]) Hormayr's *Wien* II, U. B. 89—91.

[3]) *Mon. boica*, 30, b, 12—14, 18—19. Auch die Nachfolger des Ritters Greiff wurden nach dieser Capelle zubenannt, so *Ritter Jans der Greyff pey vnser vrawen auf der Stetten zu Wienne*, 23. Mai 1339 Hormayr's *Taschenbuch* 1844, 416.

bis seine Verwandten sehen werden, *daz ich so sinnich vnd so witzich worden sei, daz ich ez selb verwesen mag* [1]).

Ein weiterer Streit hatte sich nach dem Ableben des Ritters Greiff zwischen Dietrich und Jakob Chrannest sammt ihren Hausfrauen, gegenüber *Ofmeyen hern Greyfen wythwen bey vnser vrowen auf der Steten* und ihren Erben, die das Leben und Recht der Verleihung an dieser Mariencapelle besitzen, wegen der Mauer zwischen dem Chrannester und dem Beneficiaten-Hause *(widem-Hause)* der gedachten Capelle entsponnen, der unterm 6. December 1321 dahin entschieden wurde, dass auf dieser Mauer, soweit sie vom hinteren Garten aus an das Thorgewölbe im Hofe reicht, die Besitzer des Chrannester Hauses und der jeweilige Inhaber des *Widemhauses*, nach Belieben, doch ohne Schaden des Nachbars, an- und aufmauern und Balken einlegen *(ze trämen)* dürfen; soweit jedoch die Mauer vom Thorgewölbe bis an die Strasse reicht, wurde keinem Theile eine Fenster- oder Rinnen-Servitut zu Gunsten des Nachbars auferlegt [2]).

Da der Frauencapelle am Gestade fast ununterbrochen urkundlich erwähnt wird, so darf mit Sicherheit angenommen werden, dass sie nach dem Brande im Jahre 1272 bald wieder hergestellt worden sei. Sichere Angaben für die Zeit der Ausführung dieses Erneuerungsbaues sind bisher nicht zum Vorschein gekommen [3]). Es wurde zwar in neuerer Zeit die Hypothese aufgestellt, die älteste Mariencapelle sei nicht auf der Höhe der heutigen Kirche, sondern am Fusse des Hügels, an der Stelle eines Theiles des früheren Passauer Hofes am Salzgries gelegen gewesen; allein die hiefür vorgebrachten Gründe sind keineswegs überzeugend [4]).

Vom Belange dagegen ist das im Testamente Jansens des *Obristen Chapplans der Chappellen vnser vrowen gelegen auf der Stetten ze wienn* vom 9. August 1369 enthaltene Legat der Widmung gewisser Einkünfte zur Stiftung einer ewigen Messe *auf sand Andres altar gelegen hinden in der alten Chirchen der obgenanten Chappellen,*

---

[1]) *Mon. boica*, 30, b, 41—43.

[2]) Diese, für das Verfolgen der allmählichen Einbürgerung des römischen Rechtes in die alten germanischen Satzungen anziehende Urkunde ist *Mon. boica*, 30, b, 94—97 abgedruckt. Nachbarliche Zugeständnisse zu Gunsten des gedachten Widemhauses, und zwar bezüglich auf die Servitut der Einlegung von Balken in die Nachbarmauer, vom 11. Nov. 1334, und zur Wasserableitung auf den fremden Boden, vom 15. Aug. 1335, befinden sich ebenda, S. 148—150. Für die ältere Topographie der nächsten Umgebung der Mariencapelle anziehend ist aber die Erwähnung des Otto-Haimleches Hauses, *das da leit an vnser vrowen Chappellen Chor auf der Steten ze Wienne*, 12. März 1343 (ebenda 176—177). Die Urkunde vom 19. Febr. 1357 (S. 223—225), laut deren Jans der Greyff sein Haus *gelegen ze Wienn, Niderhalb vnserr Vrawn Chappell auf der Stetten vnd get niden aus vnts an den Saltzgriess*, sammt Zugehör, als: das Kirchlehen der gedachten Capelle und das *Gwelib, daz vnder dem vorgenanten Haus stet mit dem Gärtlein vor dem selben Gwelib vntz für das läubel hin gegen der Padstuben über*, endlich *der Stadel bei der Tunaw vor der Rinchmawr vnder den Holtzern als er von alter her chömen ist*, dazu den grossen sogenannten *Turn-Garten* vor dem Werderthor *oberhalb den Ledraeren* sammt den zwei Herbergen vor demselben u. s. w. dem Passauer Bischof Gottfried verkauft hat, aus welchen Entitäten der nachmalige Passauer-Hof am Salzgries entstanden ist.

[3]) Der Ablassbrief des Baseler Bischofs Peter vom 3. Juni 1305 zu Gunsten der *Capella beate virginis Marie noue structure in ciuitate winensi* (Hormayr's *Taschenb.* 1843, 378) könnte vielleicht, bei oberflächlicher Betrachtung, auf unsere Capelle, somit auf einen zu jener Zeit vorgenommenen Umbau derselben, bezogen werden wollen. Allein diese Indulgenz nimmt offenbar auf den ersten Bau der Salvator-Capelle im heutigen Wiener Rathhause Bezug, die um 1300 erbaut, wohl urkundlich, wie z. B. 5. Jänner 1356 (a. a. O. 382) als: *Chappelle vnser Vrowen, in der Purger Rathaws ze wienne herrn Otten Hayn Stiftung ewig* bezeichnet, später aber im Volksmunde allgemein die *Ottenhayn-Capelle* genannt wurde, welche Benennung aber, da sie von Unwissenden auf einen Heiligennamen bezogen wurde, in Folge eines Breves des Papstes Leo X. vom 10. Juni 1515, zum Unterschiede von andern Marien-Capellen in Wien, in jene: *Capella sancti Salvatoris* umgeändert wurde (Fischer, *Br. not. urb. Vindob.* I, 174—180). Über die Geschichte dieser Capelle ist zu vgl. Fischer a. a. O. I, 172—180, mit Berichtigungen und Nachträgen im Suppl. I, 29; (Bergenstamm) *Ursprung und Geschichte der Kirche St. Salvator nächst dem Rathhause der k. k. H. u. R. St. Wien.* 1812; Schlager, *Das Wiener Stadt-Rathhaus.* (Wiener Zeitung vom 7. Nov. 1844.)

[4]) Von Fürst Lichnowsky in seinen *Denkmalen der Baukunst und Bildnerei des Mittelalters in dem österreichischen Kaiserthume*, I, 13, und von Böckh, der in seiner, im J. 1821 in zwei Auflagen erschienenen *Gesch. der Kirche Maria-Stiegen in Wien* (I, 4; II, 8—9) Folgendes anführt: *Am Zuhause dieser Herberge (das an einer Aue gegen den Schottenberg* gelegene *Einkehrwirthshaus, genannt zum Wolfe in der Aue) lag die Marien-Capelle hart am Fusse der Gestätten (heute noch ein Theil des Passauer Hofes). Von ihr steht noch ein Pfeiler aus Quadersteinen mit mehreren gespannten, heute in den Passauer Hof eingemauerten, gothischen Spitzgewölben, von welchen noch einige in der Zugangsstiege über eine Statue des heil. Johannes von Nepomuk zu sehen sind.* Allein absehend davon, dass die Anführung von *Pfeilern* und *gothischen Spitzgewölben* jedenfalls auf einen Baustyl hindeutet, in welchem das älteste Gebäude dieser Capelle, nämlich zum mindesten aus der Zeit der Mitte des XII. Jahrhunderts herrührend, gewiss nicht ausgeführt sein konnte, so ist die Bemerkung, dass die obige Annahme von der Lage der ursprünglichen Capelle am Fusse des Hügels aus dem Schottner Stiftbrief zu folgern sei, durchaus irrig, indem dort nicht eine Stelle enthalten ist, welche zu dieser Folge berechtigte. Es könnte etwa die Vermuthung angeregt werden, dass die erwähnten, 1821 beim Abbruche des alten Passauer Hofes gefallenen Reste von einer früheren Capelle, etwa der *Kirche Sanct Pauls* herrührten, welcher im XIV. Jahrhundert öfter, und zwar 1333, als in der Nähe des *Teuffen Graben* gelegen (Hormayr's *Wien*, VII, U. B. 219, vgl. 231) erwähnt wird. Allein hierunter ist nicht der heutige *tiefe Graben* im Innern der Stadt Wien, sondern eine Örtlichkeit in der heutigen Vorstadt Erdberg zu verstehen; denn 1394 wird dieser *sand Pawls kirichen* ausdrücklich als *gelegen bey Erdpurkch* gedacht. (Ogesser, *St. Stephanskirche*, Anh. 97; vgl. auch Hormayr l. c. IX, a, 24.) — Gegen die Annahme, dass die älteste Mariencapelle nicht auf der Höhe, sondern am Fusse jenes Hügels gelegen sei, auf dem sich das dermalige Kirchengebäude erhebt, muss jedenfalls in Erwägung kommen, dass die Mariencapelle in einer Urkunde von 1276 ausdrücklich als: *super litus*, sowie späterhin immer als *auf der Stätten* gelegen, bezeichnet wird (l. c. VI, U. B. 7). Sollte dagegen das Bedenken eingewendet werden, dass es in den ältesten, oben berufenen Documenten stets *in litore*, also so viel als: *hart am Ufer* gelegen bedeute, so weisen wir darauf hin, dass auch nach 1276 die Lage der Capelle wieder allenthalben *in litore* bezeichnet wird, so z. B. 1302 (l. c. II, U. B. 90) u. s. w.; wonach also jenem, eben einmal zur völlig genauen Angabe der Lage gewählten *super*, nicht etwa eine, auf den Eintritt einer Änderung in der Lage unserer Capelle hinweisende Bedeutung beigelegt werden kann. 1482 wird diese Kirche auch *ad Beatam Virginem in portu* genannt (Pez *S. S.* 2, 440).

welcher er überdiess auch ein Messbuch, zwei Messgewänder, einen Kelch und ein Mettenbuch vermachte [1]).

Da hier von einer hinteren alten Kirche die Rede ist, so setzt dieses offenbar bereits den Bestand einer vorderen neueren Kirche voraus, und die Wahrscheinlichkeit spricht dafür, dass diese sogenannte alte Kirche, zumal wenn deren innerer Raum mit jenem des neueren Gebäudes in unmittelbarer Verbindung stand, in der dem Hauptaltare der letzteren entgegengesetzten Richtung sich befand; denn man pflegt in einer Kirche zum Hauptaltar *hinvor* zu gehen, und was diesem entgegenliegt, als mit rückwärts *(hinten)* zu bezeichnen.

Wenn wir die Bauanlage des dermaligen Kirchengebäudes und mehrere urkundliche Belegstellen zusammenfassen, so dürfte vielleicht über die Zeit der Ausführung der beiden, scharf von einander abstechenden Hälften des dermaligen Kirchengebäudes folgende Annahme gerechtfertiget erscheinen, zu deren Verdeutlichung wir den Grundriss unseres Bauobjectes hier neben wieder beifügen. Wie in diesen Blättern (I, 150) bereits näher besprochen wurde, weiset der ganze Bau zwei, verschiedenen Zeiten entstammende Hauptbestandtheile auf. Es zeigt sich der in's halbe Achteck gebaute Chor mit vier concentrisch gestellten, weit ausspringenden Strebepfeilern, und daran schliesst sich in der Breite der Choranlage und mit diesem harmonisch ein Langhaus an, welches durch vier, ebenfalls nach aussen weit vortretende Streben in drei von Kreuzgurten geschlossene Gewölbfelder abgetheilt wird. Dieser Bestandtheil bildet ein für sich bestehendes abgeschlossenes Ganzes, von dem bei dem Zubau der Verlängerung des Schiffes nur die ursprüngliche Stirnseite abgebrochen wurde, an der sich in der Mitte, entweder über einer Eingangshalle aufbauend, ein höherer Thurm oder etwa ein am Giebelfelde aufgesetztes sogenanntes Pfeilthürmchen befunden haben mochte. Dieser Gebäudetheil, nämlich der hohe Chor mit dem zu diesem stimmenden Theile des heutigen Langhauses,

(Fig. 1.)

[1]) *Mon. boica*, 30, b, 283—285.

also mit Ausschluss seiner Verlängerung, die vom heutigen Thurme an beginnend sich bis zur dermaligen Stirnseite erstreckt, dürfte nach unserer Annahme zur Zeit Herzog Rudolph's IV. (1358—1365) vollendet worden sein.

Die von drei grösseren und zwei kürzeren Gewölbfeldern mit sternartiger Verrippung gebildete, in gebrochener Mittellinie auslaufende schmälere Verlängerung des Schiffes in der eben bezeichneten Ausdehnung, deren Tragpfeiler nach Innen und nur an der Nordseite etwas weniges auch nach Aussen vorspringen, ist offenbar neuerer Zubau, zu welchem nach unserer Annahme 1394 der Grundstein gelegt, und welcher Bau ungefähr um 1412 vollendet wurde. An einem Theile des Platzes dieser Verlängerung wäre demnach die 1369 urkundlich erwähnte hintere alte Kirche mit dem Andreasaltare gestanden, und unter der hiernach schon für jene Zeit vorauszusetzenden vorderen neuen Kirche wäre dann der hohe Chor mit dem zu diesem stimmenden Theile des Langhauses, also mit den sich jenem unmittelbar anschliessenden drei gleichartigen Gewölbfeldern zu verstehen.

Wir wollen nun versuchen, diese Annahme, durch die uns für die Baugeschichte dieser Kirche nach dem dermaligen Stande der Forschung verfügbaren gleichzeitigen Beweisstellen näher zu begründen. Dass um die Mitte des XIV. Jahrhunderts an dieser Kirche wirklich ein Neubau vorgenommen wurde, ist gewiss. Im Testamente des Grafen Chunrat von Schaunberg ddo. Ort, 12. Mai 1353 wird nämlich ausdrücklich ein Legat von 30 Pfund zum Bau von unser Frau auf der Stätten ausgesetzt [1]). Im Zusammenhalte mit anderweitigen gleichzeitigen Belegstellen dürfte sich aber unzweifelhaft herausstellen, dass unter diesem neuen Aufbau der hohe Chor mit dem, in der Bauanlage damit übereinstimmenden Theile des Langhauses gemeint war.

Zahlreiche Belege sprechen dafür, dass, wenn irgend ein Kirchenbau eben im Werke begriffen war, in den letztwilligen Anordnungen (Testamenten, damals *Geschäfte* genannt) einzelne Legate namentlich zur inneren Ausschmückung, zur Verzierung der Fensterräume mit farbigen Gläsern u. s. w. vorkommen. Nun finden wir im Testamente des reichen Wiener Bürgers Prechtold, des Schützenmeisters gleichen Namens Sohn, vom 9. August 1340 insbesondere folgendes Legat ausgesetzt: *Um ein Glas in das erst grozze Fenster in Unser Frauen Chor auf der Stetten ze Wienn an der Zeil* (Gasse) *gelegen gegen des Maeserleins Haus über dreizzig Pfund Pfen.* [2]). Dürfen wir wohl annehmen, dass damals in einem älteren Kirchengebäude, welches, wenn die Grundsteinlegung im Jahre 1394 auf einen Neubau an dieser Stelle bezogen werden will, schon nach ein paar Decennien abgebrochen werden musste, bereits

[1]) Stülz, im *Not. Bl. f. Kunde österr. Gesch. Quell.* I, 343.
[2]) Hormayr's *Wien*, U. B. 231.

hohe Chorfenster vorhanden waren, für deren Ausschmückung noch ein, nach den damaligen Werthsverhältnissen so ansehnliches Legat gemacht wurde; würde mit der Annahme eines älteren, als des noch heut zu Tage vorhandenen Chores, also ohne Zweifel noch romanischer Bauweise mit halbrundem Abschlusse und kleineren rundbogigen Fensterräumen, die Erwähnung von grossen (d. i. hohen) Fenstern am Chore wohl überhaupt in Einklang gebracht werden können? — Betrachten wir nun insbesondere die, leider noch nirgends umständlicher gewürdigten und in getreuer Abbildung[1]) wiedergegebenen herrlichen Glasschildereien, mit denen die drei hohen Fenster am Chore unserer Marienkirche ausgefüllt sind, so gewahren wir insbesondere in einer unteren Reihe des an der Epistelseite des Altares befindlichen Fensters die gerüstete Gestalt des österreichischen Herzogs Rudolph IV. (1358—1365) mit zum Gebete aufrecht gehaltenen Händen, darunter die Worte:

Ruo|dolf 8 | dur . a|ustr(ie).

Wenn nun gleich keine einzige der die Regierungsperiode dieses Herzogs beleuchtenden zahlreichen Urkunden eine Andeutung enthält, dass er, der in Wien so manche grossartige Stiftung gemacht, auch das neue Kirchengebäude zu Maria am Gestade selbst ausführen liess, so dürfte doch das erwähnte Glasgemälde den, wohl kaum mit Grund anzugreifenden Beweis liefern, dass dieser Chor wenigstens während seiner Regierungszeit ausgeführt worden sei.

Weiterhin finden wir in der urkundlichen Erwähnung von der Gründung neuer Altäre in dieser Kirche, und namentlich im Chore derselben, nicht minder gewichtige Gründe zur Annahme, dass dieser Chor vor 1394 bereits vollendet war, und dass die Erbauung desselben noch in die Zeiten Herzog Rudolph's IV. zurückreichen dürfte. So stiftete der Wiener Bürger Niclas der Drothlauf laut Urkunde vom 18. Juli 1363 *in der Capelle vnser vrowen avf der Stetten ze wienn in dem chor ainen altar in den ern der heiligen aindlef Tawsent Mayde*, und dazu eine ewige Messe, deren beider Lehensherr (Patron) er selbst, nach seinem Tode aber der Wiener Stadtrath sein sollte[2]). Ferner wurde eben noch kurz vor dem Jahre 1394, wo der Grundstein zu einem Neubau an dieser Capelle gelegt wurde, ein anderer neuer Altar in dieser Kirche gebaut und reichlich bestiftet, was wohl ebenfalls schwerlich in einem eben der Demolirung bestimmten Gebäude stattgefunden haben dürfte. Die Gründung dieses Altares fand in folgender Weise Statt. Der reiche und mächtige herzogliche Hofmeister Johann von Liechtenstein hatte sammt seinen Brüdern das Patronatsrecht auf die Mariencapelle *auf der Steten* vom Passauer Bischofe gegen das, bis dahin dem Hause Liechtenstein zuständige Patronatsrecht auf die Pfarre zu Altliechtenwarth (V. U. M. B.) eingetauscht, so dass von nun an das Patronat der Frauencapelle ausschliesslich denen von Liechtenstein-Nicolsburg zustand. Johann von Liechtenstein hatte sich eben auch vorgenommen, *da ainen Tüm zu stiften*[1]), also die Capelle zu einer Dom- oder Kathedralkirche zu erheben. Am 29. November 1391 stiftete er nun unter Widmung von 30 Pf. 38. Pfen., welche von Gütern zu Altliechtenwarth, Poisdorf, Helma in der Pillichsdorfer Pfarre und Wendling dienstbar waren, ein *gesungenes* Frühamt mit zwei *Steckkerzen* zu jenem Altare in der gedachten Capelle, den er *von Newn dingen gepawt vnd gestiftet* hatte, zu Ehren unserer Frauen, St. Johannes und St. Hieronymus[2]). Es ist doch wohl kaum anzunehmen, Johann von Liechtenstein werde einen neuen Altar zu so besonders solcner Feier in einer Kirche errichtet haben, deren Gebäude damals, entweder der Baufälligkeit oder der beschränkten Räumlichkeit wegen, bereits der gänzlichen Abbrechung nahe war, was doch der Fall gewesen sein müsste, wenn die Grundsteinlegung im Jahre 1394 sich auf das ganze Kirchengebäude, also auch auf jenen Theil, in dem sich der neue Altar befand, bezog, während alle Bedenken entfallen, wenn angenommen wird, der neue Altar sei in dem damals bereits ausgeführten neuen Chore gebaut worden.

Des bereits erwähnten Andreas-Altares in der hinteren alten Kirche, die also damals noch immer bestanden haben muss, finden wir noch gedacht, als der Passauer Bischof Johann unterm 28. August 1386 die, vom seither verstorbenen Johann Guemhartel[3]), wahrscheinlich einem Wiener Bürger, zum Andreas-Altare gestiftete, und damals eben vacante ewige Messe *(ex certis causis et motiuis racionabilibus)* mit der

[1]) Der am 29. August 1855 der Cholera-Epidemie als Opfer gefallene Wiener Bildhauer Thomas Marzik (geb. zu Pisek in Böhmen 19. December 1807), welcher als früherer Frater der Redemtoristen-Congregation (1826—1847) den damaligen Hauptaltar in der Kirche zu Maria-Stiegen 1843 entworfen und 1845 in Angriff genommen, zu Weihnachten 1846 vollendet hatte, fand sich, durch die eben bei jenem Altarbaue gebotene gute Gelegenheit zu genauer und naher Beschauung veranlasst, diese Glasmalereien in der Grösse des Originals getreu zu copiren. Dem Vernehmen hat der Glasermeister zu Heiligenkreuz nächst Baden diese Copien aus Marzik's Nachlasse an sich gekauft. Wir können den lebhaften Wunsch, dass getreue Abbildungen dieser Glasschildereien in ihrem Farbenschmucke recht bald zum Gemeingute gemacht werden möchten, um so weniger unterdrücken, als Wien an alten Glasgemälden nur mehr einen kargen Überrest besitzt, und die hier in Rede stehenden ohne Frage zu den schönsten gehören.

[2]) Original-Urkunde im Wiener Stadt-Archiv. Dieser Messestiftung wird noch 1531, als zum St. Ursula-Altare gemacht, erwähnt.

[1]) *Mon. boica*, 31, b, 81.

[2]) *Mon. boica*, 30, b, 413—418. In diesem Stiftbriefe, von dem sich ein mit jenem Abdrucke völlig übereinstimmendes gleichzeitiges Pare auf Pergament mit daranhängenden Siegeln im Wiener Stadtarchive befindet, sind zugleich sehr umständliche Cautelen zur Aufrechthaltung der Stiftung sowohl als für die unversehrte Erhaltung desjenigen enthalten, was er und seine Brüder, ihre Gattinnen und Erben der gedachten Capelle an *Monstranzen*, *Heiltüm oder Cluinat geben* würden.

[3]) Wahrscheinlich *Guemhartel* oder *Gudmhartel*; im J. 1333 finden wir nämlich einen Wiener Bürger *Friedrich Guaemhaertlein* erwähnt (Hormayr's *Wien*, VII, U. B. 219) und ein Otto *Gudmhertel*, auch *Gudmhertlein* genannt, war 1321—1348 Caplan *bey vnser vrowen auf der Steten* (*Mon boica*, 30, b, 94—96, 177; Hormayr l. c. 231; *Fontes Rer. Aust.* [*Dipl. et acta*] VI, 298, 299, 302) und wird insbesondere 1348 *pharrer vnd Chapplan vnser vrowen auf der Stetten* genannt (a. a. O. 299).

Capelle *(beate marie virginis in litore)* für immer vereinigte *(annectimus et unimus)*[1]. Selbst diese Unirung könnte etwa ihren Grund darin gehabt haben, dass der Altar, zu dem die Messe gestiftet war, sich in einem damals vielleicht bereits baufälligen und der baldigen Abbrechung entgegensehenden Gebäude befand, welches Beneficium nunmehr auf die Capelle überhaupt übertragen wurde.

Wie erwähnt, wurde im Jahre 1348 der Caplan an der Mariencapelle Otto Gnämbartel (1321—1348) zugleich auch Pfarrer genannt, also eben um die Zeit, wo das oben erwähnte bemerkte Vermächtniss für ein (gemaltes) Glas in eines der hohen Chorfenster gemacht wurde. Wir werden sogleich eine Beweisstelle vorbringen, der zu Folge vor dem Jahre 1394 die Wohnung des obersten Caplans und der ihm beigegebenen zwei Priester, welchen seit 1391 für das Liechtenstein'sche Frühamt ein vierter Priester beigesellt war, auch schon als *Pfarrhof* bezeichnet wurde. Dennoch darf aus diesen Bemerkungen nicht gefolgert werden, dass die Mariencapelle am Gestade schon damals im eigentlichen Sinne zur Pfarrkirche erhoben worden war, sondern der oberste Caplan und Verweser muss bis dahin nur als Pfarr-Rector betrachtet werden, der, nicht bleibend als Pfarrer bestellt, den Gottesdienst anzuordnen und zu überwachen hatte, keineswegs aber das eigentliche Seelsorgeramt in einem angewiesenen bestimmten Sprengel im ganzen Umfange ausüben durfte[2]. Johann von Liechtenstein *(Baro Baronie de Lychtenstein Olomucensis diocesis)* hatte sich daher, als Patron der gedachten Mariencapelle, an Papst Bonifaz IX. mit der Bitte um das Zugeständniss gewendet, dass der Rector dieser Capelle, für dessen anständigen Unterhalt durch zureichende Austattung gesorgt sei, persönlich nächst der Capelle wohne, und damit irgend eine höhere geistliche Würde, ein Kirchenamt, oder ein Curatbenificium[3]) erlange; der Papst, geneigt diese Bitte zu willfahren, delegirte unterm 20. Jänner 1393 den Schottener Abt in Wien zur Erhebung des Sachverhaltes und ermächtigte ihn zugleich, wenn sich die angeführten Umstände bewähren, das diesem Zugeständnisse Entsprechende auszuführen *(statuere et ordinare)*. Und in der That finden wir bereits unterm 28. Juli 1393 des Gerhart Salman als *Pfarrer der Chappellen dacz vnser frawn auf der Stetten* erwähnt, welchem damals Johann von Liechtenstein das, zwischen seinem grossen Hause[1]) und dem zur Capelle gehörigen *pharrhoff* gelegene, vordere Haus mit dem Hofe und allen Gemächern (mit Ausnahme der *gegen der Twenaw* gelegenen hinteren Gemächer, die sich Liechtenstein vorbehalten hatte) ausdrücklich *zu einem pharrhoff vnd wonung* überliess, wofür Pfarrer Gerhart dem Liechtensteiner den im Pfarrhofe der Capelle *Twenaw halber* gelegenen Keller mit allen auf demselben befindlichen Gemächern *vnd denselben stokch mit allen gemechen auf vnd auf mit dach*, sammt dem *hinter demselben Stokch* gelegenen Garten abtrat[2]).

Sollten nun derartige Zugeständnisse und Begünstigungen, sollte die Beigabe von vier Priestern wohl erklärlich sein, wenn das Gebäude der Capelle, auf welches sich dieses alles bezog, noch raumbeschränkt und bereits baufällig war, so dass eben zu derselben Zeit ein, die gänzliche Abbrechung des bisherigen Bauwerkes bedingender, völliger Umbau vorgenommen werden musste? — Denn es ist durch ein gleichzeitiges Zeugniss beglaubiget, dass am 2. Juni 1394[3]) der erste Stein zur Marienkirche am Gestade durch eben jenen Bau- und Steinmetzmeister Michael gelegt wurde, den wir aus anderen gleichzeitigen Aufzeichnungen mit dem Zunamen Weinwurm als Hauseigenthümer in Wien, dann als Herzog Albrecht's III. Baumeister kennen, der das herzogliche Schloss zu Laxenburg, die schöne St. Wolfgangscapelle zu Kirchberg am Wechsel, die gothische Denksäule nächst Wiener-Neustadt, die Spinnerin am Kreuz genannt, erbaut hatte, und der 1418 bereits gestorben war. Aus der allgemeinen Abfassung der, die Grundsteinlegung bei

---

[1]) *Mon. boica*, 30, b, 376.

[2]) Als beachtenswerthes Unicum führen wir an, dass zu jener Zeit (1389) der gelehrte Theologe Heinrich Langenstein von Hessen, der zuerst den neu gegründeten Katheder der Gottesgelehrsamkeit an der Wiener Hochschule bestiegen hatte, in der Kirche zu Maria-Stiegen einen *Sermo de conceptione B. Virginis* hielt. *(Scriptores Universitatis Vienn.* I. 32.)

[3]) *Aliquam dignitatem, uel aliquem personatum* (?) *seu aliquod officium aut beneficium curatum pacifice assequi contingat;* Hormayr, *Wien* II. U. B. 85—86. Unter *Curatbeneficien* werden bekanntlich Kirchenämter verstanden, mit denen in Folge besonderer bischöflicher Ermächtigung, die Ausübung der Seelsorge, jedoch unter gewissen Beschränkungen verbunden ist.

[1]) Wahrscheinlich an der Stelle des heut zu Tage mit Nr. 368 bezeichneten grossen Hauses, *zum h. Christoph* benannt.

[2]) *Mon. boica*, 30, b, 424—425.

[3]) Auf den Deckeln eines noch vorhandenen alten Rent- und Gültenbuches der Wiener Stadtgemeinde finden sich nämlich von gleichzeitigen Händen folgende beachtenswerthe Angaben niedergeschrieben: *Die 10 mens*(i)*s julij* (leider ohne Jahresangabe) *jnchoatu*(s) *pont*(us) *a*(nte portam) *stubar*(um).

Die 2 junij Mgr (magister) *lapicida michahel posuit p*(ri)*mum lapidem ecce* (ecclesie) *scē* (sancte) *v*(ir)*ginis marie in litore 1398* (1394). Über diesen Meister Michel ist zu vergleichen die Zusammenstellung der auf ihn bezüglichen urkundlichen Beweisstellen in den: *Ber. und Mitth. des Wien. Alterth. Ver.* I, 291—292.

Die 8 (4) *octobr do stekch man die frawn 139*4 (1397). Wahrscheinlich wurde damals die öfter bei Frauen in Anwendung gekommene Todesstrafe des Ertränkens oder Erstickens auch in Wien an einigen straffälligen Weibern vollzogen. (Vgl. Grimm, *Rechtsalterth.* 696—699; Wilda, *Strafrecht der Germanen* I, 506—7; Schlager, *Wiener Skizzen*, IV, 14—19; Ziemann, *WB.* 428; Graff VI, 636 vgl. mit 627; Diefenbach II, 325; Schmeller III, 610.)

Sbbo (Sabbato) *an*(te) *qsi* (quasi-) *modo geniti* (1. April) *Riten aws ze wienn indas geraem h*(err) *vlr*(ich) *vo*(n) *dachsp*(er)*ch di casit lantmar*(schalch) *in oster*(reich) *h*(err) *fridr*(ich) *vo*(n) *waltse h*(err) *h*(ei)*nr*(ich) *vo*(n) *selkking vnd d*(er) *ottenstainer vnd vo*(n) *d*(er) *stat* (Wien) *wegen zwen chu*(n)*p*(pen) *d*(er) *vorlauf vnd niclas d*(er) *phanzagel 1802* (1402). Über das Strafgericht des Garünnes z. v. Kurz, *Albrecht IV.*, 128—137; Lichnowski V, 43—45.

6. Augusti do zoch h(er)*zog vber me*(er) *zu dem Heiligen* (grab) *Anno etc. 1398. — chom hinn 2. die januarii.* Über diese Pilgerreise Herzog Albrecht's IV. ist zu vergl. Kurz a. a. O. I, 33—36; Lichnowski V, 22—23; die Zeitangabe wird aber hier näher bestimmt.

Maria am Gestade im Jahre 1394 bezeugenden Stelle könnte obenhin gefolgert werden, dass damals ein gänzlicher Neubau der Kirche stattgefunden habe. Allein wenn die oben angeführten Verhältnisse in ihrer Zusammenfassung wirklich die Annahme zu festigen vermögen, dass der noch jetzt vorhandene Chor sammt dem, der Anlage desselben entsprechenden Schiffe mit seinen von Kreuzgurten geschlossenen Gewölbjochen schon der Mitte des XIV. Jahrhunderts entsprechen, so muss der Neubau, mit dem 1394 begonnen wurde, offenbar auf die Fortsetzung des heutigen Kirchenschiffes vom Thurme angefangen bis zur Stirnseite mit der von einem Steinbahlachin gekrönten Eingangshalle bezogen werden. Um dieser Erweiterung Raum zu verschaffen, musste dann, die Grundhältigkeit unserer Annahme vorausgesetzt, die alte hintere Kirche mit dem Andreas-Altare abgebrochen worden sein. Diese mit der Anlage des Chores und älteren Schiffes keineswegs übereinstimmende und in gebrochener Mittellinie auslaufende Verlängerung, welche beim ersten Blicke das Gepräge eines jüngeren, als des am Chore wahrnehmbaren Baustyles kundgibt, beweiset jedenfalls, dass nicht schon beim ursprünglichen Baue auf diese Verlängerung Rücksicht genommen wurde, die sich nunmehr nach Norden dem dahin in senkrechter Linie abschüssigen Terrain fügen, an der entgegengesetzten Seite aber ohne Zweifel desswegen nach innen sich verengern musste, weil zugleich für den Thurm Raum gewonnen werden wollte, der, wenn er in regelrichtiger Verlängerung des älteren Schiffes an dieser Seite angebracht worden wäre, durch seinen Vorsprung die Gasse viel zu sehr beengt hätte, welche hier die Aussenseite des Langhauses mit der gegenüberstehenden Häuserreihe bildet, deren Hineinrückung bei widerstreitenden Besitzverhältnissen gewiss nicht in der Macht des Bauführers der Kirche lag. Eben aus dieser Rücksicht für die ungeschmälerte Gassenpassage wurden an dem unteren, neueren Theile des Langhauses auch nach aussen vorspringende Strebepfeiler angebracht.

Dieser Erweiterungsbau wurde gewiss noch durch Johann von Liechtenstein unternommen.

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Hefte.)

Die Dreifaltigkeitskirche der Dominicaner in Krakau.

(Mit Benützung eines Berichtes des Herrn Dr. Schenkl, k. k. Landesbaudirectors für das Krakauer-Verwaltungsgebiet.)

Zu den älteren kirchlichen Gebäuden der Stadt Krakau, welche von den Folgen des grossen Brandes im Jahre 1850 am härtesten betroffen wurden, gehört die Dreifaltigkeitskirche der Dominicaner. Als nämlich bei dem gedachten traurigen Ereignisse nicht nur die Altäre im Inneren der Kirche von den Flammen verzehrt wurden, sondern auch die Pfeiler des Kirchenschiffes derartig gelitten hatten, dass man den Einsturz mehrerer derselben, namentlich jener der rechten Seite des Kirchen-Schiffes befürchtete, entschied sich ein Comité von mehreren Bauverständigen dafür, drei dieser Pfeiler unter der darauf ruhenden schweren Hauptmauer herauszunehmen und durch neue zu ersetzen. Aus ökonomischen Rücksichten liess man sich jedoch bestimmen, die neuen Pfeiler aus Ziegeln und zwar in drei Abtheilungen aufzuführen und nur schichtenweise Bänder von Quadern einzulegen. Dieser Vorgang bot nicht die erforderliche Solidität, das Materiale nicht die nothwendige Festigkeit und so geschah es, dass am 10. April 1855 in später Abendstunde der mittlere der neu erbauten Pfeiler mit einem Theile der darauf ruhenden Hauptmauer und am 12. April der zweite Pfeiler gleichfalls mit der darauf ruhenden Hauptmauer zusammenstürzte; der dritte neu erbaute Pfeiler stand zwar noch, jedoch auch an ihm wurden Zeichen sichtbar, dass er dem Momente des Einsturzes entgegen gehe, während der vierte, dem Presbyterium zunächst stehende Pfeiler, der nach dem Brande nicht erneuert wurde, unberührt blieb von den gewaltigen Kräften der Zerstörung, die in diesem Gebäude thätig waren [1]).

Dadurch wurde nun die Kirche, deren Wiederherstellung eben in Angriff genommen worden war, zum zweiten Male in eine Ruine umgewandelt und Alles, was man bisher zu thun im Stande war, beschränkte sich darauf, die nöthigen Vorsichten zu ergreifen, um den Einsturz neuer Gebäudetheile zu verhindern. An eine Wiederherstellung dieses imposanten kirchlichen Baudenkmales in ihrem früheren Glanze konnte bis jetzt nicht gedacht werden, da ein Aufbringen der bedeutenden Kosten — so gross auch die religiöse Anhänglichkeit für dieses Gotteshaus in und um Krakau ist — bei den gegenwärtigen Verhältnissen nur schwer gehofft werden darf, und auch die schon begonnenen Demolirungen zeigen — dass man die Absicht hat, nur das Presbyterium und die an das Schiff angebauten Capellen zu erhalten.

Um indess den interessanten Bau wenigstens in der Zeichnung zu besitzen, veranlasste der Herr k. k. Landesbaudirector Dr. Schenkl im J. 1855 eine detaillirte Aufnahme der Kirche und legte dieselbe sammt einer eingehenden Beschreibung der k. k. Central-Commission vor.

Durch die Benützung dieser Vorlagen wurden wir in die Lage gesetzt, nachstehende Beschreibung dieses Baudenkmales zu veröffentlichen, wobei wir bemerken, dass von den Zeichnungen, welche grossentheils durch den früheren

[1]) Diese verunglückte Wiederherstellung geschah ohne irgend welchen Einfluss der Baubehörde, und in dem vorliegenden Berichte wird dieselbe als eine „Privatsache" hingestellt, ohne dass hierüber nähere Daten angegeben sind. Bei den Einleitungen zur Verhütung weiterer Schäden intervenirte dagegen die k. k. Landesbaudirection, und ihren schleunigen und umsichtigen Anordnungen ist es zu danken, dass zuletzt nicht auch der neu aufgesetzte zehn Klafter lange Dachstuhl eingestürzt ist.

Die Red.

Beamten der k. k. Landesbaudirection in Krakau, Herrn von Strozecki, mit ausserordentlichem Fleisse und Verständnisse ausgeführt wurden, hier nur jene benützt wurden, welche uns für eine kunstgeschichtliche Beurtheilung der älteren Theile des Kirchenbaues am charakteristischsten erschienen.

Wir entnehmen nun, wie erwähnt, dem Berichte des k. k. Landesbaudirectors Herrn Dr. Schenkl folgende Schilderung:

So weit die unverbürgte Sage zurückgeht, soll vor Einführung des Christenthumes an der Stelle, wo gegenwärtig die Dreifaltigkeitskirche steht, ein Götzentempel gestanden haben. Bruchstücke des hier verehrten Götzenbildes will man noch im XV. Jahrhunderte in den Kreuzgängen des Klosters gesehen haben; gegenwärtig aber sind sie spurlos verschwunden. Der angebliche Götzentempel musste dem christlichen Cultus weichen, und bescheiden erhob sich an seiner Stelle ein hölzernes Kirchlein, der heil. Dreifaltigkeit gewidmet, dazumal die Pfarrkirche der Stadt Krakau. Doch nicht lange sollte sie diesen Rang einnehmen; denn der Bischof Ivo Odrowąz (Odrowonsius), im Jahre 1218 zu Krakau zu dieser Würde gelangt, beschloss eine ganz neue Pfarrkirche, und zwar auf dem Hauptplatze der an Ausdehnung wachsenden Stadt zu erbauen, und die Dreifaltigkeitskirche, welche er ebenfalls neu zu erbauen beabsichtigte, dem Prediger-Orden zu übergeben.

Zwei Brüder dieses Bischofs, nämlich Hyacinthus und Czeslaus Odrowąz, beide Prälaten und später heilig gesprochen, nahmen in Rom das Kleid des heil. Dominicus, um als Prediger ihrem Vaterlande nützlich zu werden. Czeslaus ging nach Böhmen und Schlesien, Hyacinthus kehrte nach Krakau zurück, und zog, nachdem Kirche und Kloster im Jahre 1223 ausgebaut war, als erster Prior mit den auf seiner Reise angeworbenen Gefährten in dasselbe ein.

(Fig. 1.)

Im Jahre 1227 wurde die vollendete Marienkirche auf dem Ringplatze zu Krakau, ein herrlicher gothischer Bau, zur Pfarrkirche erhoben; die Dreifaltigkeitskirche aber ausschliesslich dem Gebrauche des Prediger-Ordens überlassen.

Hyacinthus starb im Kloster, und seine Zelle wurde in eine Capelle umgeschaffen, welche noch gegenwärtig das Emporium rechts neben dem Presbyterium sein soll.

In diesem Zustande der Ursprünglichkeit dürfte die Kirche bis zum Jahre 1408 geblieben sein, wo eine bedeutende Veränderung mit ihr vorgenommen wurde. Richtig ist es, dass in diesem Jahre Katharina, aus dem Hause Tarło, den kleinen Chor, nämlich das Presbyterium, einwölben liess. Dieser dürfte daher bis zu diesem Zeitpunkte nur mit einer Holzdecke versehen gewesen sein.

Im Jahre 1462 brannte die Kirche ab; wie gross der Schaden gewesen sein mag, lässt sich wohl jetzt nicht mehr angeben, jedenfalls dürfte er sehr bedeutend gewesen sein, ja vielleicht so gross, dass längere Zeit an den Wiederaufbau gar nicht gedacht werden konnte, was man daraus schliessen kann, dass im Jahre 1576 noch immer daran gebaut wurde.

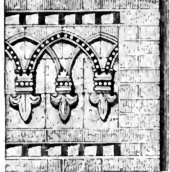
Das letztere Jahr kann als dasjenige angenommen werden, in welchem die Kirche die gegenwärtige Gestaltung erhielt, oder in dem wenigstens bereits der Plan gereift war, ihr die gegenwärtige Gestalt und Ausdehnung zu geben.

Später ward noch Mehreres hinzugefügt, verbessert, gekünstelt, und leider manche Schönheit des älteren Baues verkümmert; in der Mitte des XVII. Jahrhunderts mag aber die Kirche schon in jenem Stande gewesen sein, wie sie vor dem Brande im Jahre 1850 war.

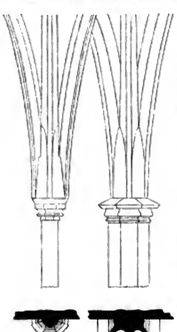
Nach dem Brande im Jahre 1850 wurde das Presbyterium ganz neu getüncht und mit neuen Fenstern versehen, die drei schon berührten Pfeiler der rechten Seite des

Kirchenschiffes neu aufgeführt und die Kirche neu gedeckt. Im Inneren erfolgte keine wesentliche Restauration. Zur selben Zeit wurde auch das Kloster zum Theile wieder restaurirt und wohnbar gemacht.

Ein flüchtiger Blick auf den gegenwärtigen Bau mit seinen gewaltigen, in die Höhe strebenden Dimensionen und den grossartigen Verhältnissen zeigt, dass er nur sehr wenig mehr aus der ältesten Zeit seines Bestandes, aus dem XIII. Jahrhunderte besitzen kann (Fig. 1). Die Anlage des ursprünglichen Baues ist höchstens noch in dem geraden Abschlusse des gegenwärtigen Presbyteriums, dann an der Ornamentik zu erkennen (Fig. 2), die von aussen auf dieser Abschlussmauer und an den Fensterpfeilern derselben in der Längenansicht wahrnehmbar ist, und mit Grund auf eine geringere Höhe der ehemaligen Kirche und ein bei weitem flacheres und niedrigeres Dach schliessen lassen. Auch an der vorderen Seite der Kirche lässt sich noch jetzt der Abschluss des Giebels, und da die Mauer auch hier des Verputzes entbehrt, die Höhe des alten Baues erkennen.


(Fig. 2.)

Die in Form von Dreiecken aufstrebenden Zierathen, so wie auch die im Inneren noch sichtbaren alten Fensternischen und die zwischen ihnen herabgleitenden schlanken Gliederungen zeigen deutlich, dass die alte Kirche ursprünglich im Übergangsstyle erbaut war. Diese Annahme unterstützen auch die im Schiffe an den gewaltigen Pfeilern von der Höhe der Kirche bis zum Fussboden herabgeführten Pilaster, so wie die Gewölberippen (Fig. 3), die bei der Restauration im XV. Jahrhunderte beibehalten wurden.


(Fig. 3.)

Die Fenster waren ursprünglich bei weitem von geringeren Dimensionen, ihre Nischen ganz glatt; erst bei der Restauration wurden sie namhaft und zwar von jenem Punkte angefangen vergrössert, wo ihre Wandungen gegliedert erscheinen, eine Verzierung, welche die älteste Zeit des gothischen Baustyles gerne verschmähte.

Dagegen verschwand manches, was damals üblich war, so die zwischen dem Presbyterium und dem Kirchenschiffe bestandene Wand der Lettner *(Lectorium)*, dessen Spuren sich nach Abfall des Verputzes bei dem letzten Brande an dem grossen Bogen vor dem hohen Chore erkennen liessen, der somit schon bei dem ursprünglichen Baue bestanden haben mag. Diese Abschlussmauer, welche gewöhnlich nur in Kirchen von sehr hohem Alter vorkömmt, deutet mit so vielem Anderen darauf hin, dass der ursprüngliche Baustyl dem Übergange zu dem rein gothischen Style angehörte.

Das Schiff ist durch zwei Pfeilerstellungen in drei Theile geschieden, von welchen der mittlere die Höhe der Kirche abgibt, die beiden anderen sind bedeutend niedriger, die Constructionen der Gewölbungen sich ähnlich, mit schönen Rippen geziert, die aus Ziegeln mit freier Hand geformt worden zu sein scheinen. Das Gewölbe des mittleren Theiles war ungewöhnlich schwach, widerstand jedoch dem Brande, wurde später durch den erfolgten Einsturz der vorderen Giebelwand eingeschlagen, und erst nach dem Einsturze ganz abgebrochen. Das noch bestehende Gewölbe des Presbyteriums ist bei weitem einfacher in seiner Construction und ganz wohl erhalten.

Zu dem interessantesten Theile der Kirche gehört das im schlanken Spitzbogen erbaute Portal mit der reichen, aus Wülsten und Einkehlungen bestehenden Profilirung und der geschmackvollen Ornamentik, wovon wir hier eine Abbildung beifügen, welche zugleich einen Einblick in das Innere des Schiffes und Chores gewährt (Fig. 4).

An das Kirchenschiff schliessen sich zu beiden Seiten Capellen an, die wohl dem XV. Jahrhunderte angehören dürften, jedoch erst in späterer Zeit zu der Ausstattung gelangt sein werden, die sie gegenwärtig besitzen.

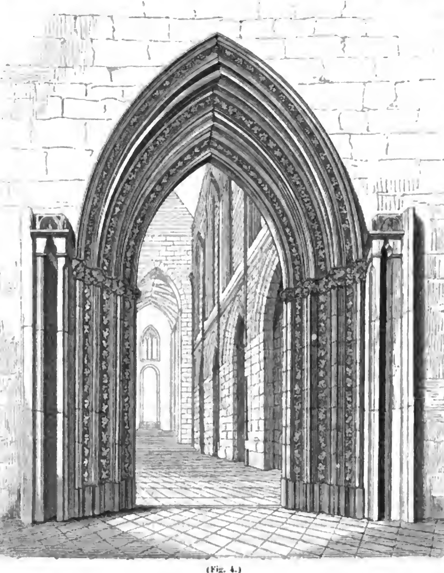
Dass sie der ursprünglichen Kirche nicht eigenthümlich waren, lässt sich aus der Form der Ziegel erkennen, die bei ihrem Baue verwendet wurden, noch mehr aus dem Umstande, dass an den Seitenwänden der Capellen noch die alten Strebepfeiler der ursprünglichen Kirche zu erkennen sind, die bis an den Boden hinab aus gehauenen Steinen bestehen. Die Mauern der Capellen sind an diese Strebepfeiler angebaut, ohne mit ihnen in einen festen Verband gebracht worden zu sein.

Einige dieser Capellen sind im Renaissancestyl erbaut, was namentlich beim Beschauen der äusseren Ansicht einer gewissen Unklarheit des Eindruckes Raum gibt oder überhaupt störend wirkt; doch eben diese Capellen sind besser erhalten, theils weil sie dem XVI. und XVII. Jahrhunderte angehören, theils weil auf ihren Bau mehr verwendet wurde, und die Altäre von Stein aufgeführt wurden, sonach nicht so leicht den Flammen Nahrung geben konnten.

Denselben ähnlich sind die zwei kleinen Capellen, welche rechts und links an die Vorhalle stossen, jedoch auch der neueren Zeit angehören.

Links vom Eingange in die Kirche und zunächst demselben liegt die Katharinen-Capelle, deren Gründer der letzte Sprosse des fürstlichen Hauses Zbaraski ist, der im Jahre 1631 starb. Ihre Wände kleidet weisser und schwarzer Marmor, das reiche und schöne Gesimse wird von vier Säulen aus Breccia gestützt. Beide Seitenwände der Capelle zieren sehr schön gearbeitete Grabdenkmale zweier Fürsten Zbaraski, deren geharnischte Gestalten, aus Alabaster gearbeitet, auf den marmornen Särgen liegen.

Ein besonders gelungenes Bauwerk ist die Hyacinthus-Capelle, von der bereits bemerkt wurde, dass sie aus der bescheidenen Zelle des Heiligen entstand, und nun ein Emporium der Kirche ist. Zu ihr führt eine reiche Marmortreppe in schönem Renaissancestyl aus der Kirche empor, welche leider bei dem Einsturze und den Arbeiten bei den Stützungen gelitten hat, doch der Restauration noch immer fähig ist.


(Fig. 4.)

Die Rosenkranz-Capelle ist die grösste von allen, enthält jedoch keine besonderen architektonischen Schönheiten, dagegen ein Prachtstück alter Giesserei, nämlich das Bronzedenkmal des 1497 verstorbenen Filippus Callimachus, eines gelehrten Italieners aus der Familie Buonacorsi, der Lehrer der Söhne des Königs Kasimir Jagello war. Es ist vollkommen wohl erhalten und von so vortrefflicher Ausführung, dass man ihm einen, den Freunden der Kunst mehr zugänglichen als den jetzigen Ort wünschen möchte.

Die an die Rosenkranz-Rapelle anstossende Capelle des heil. Dominicus ist zugleich die Grabstätte der markgräflichen Familie Myszkowski, welche sie im Anfange des XVII. Jahrhunderts erbaut hat. Sie übertrifft alle anderen Capellen an massiver Bauart, und trägt eine Kuppel aus Stein, in deren Tambour die Büsten der Glieder der genannten Familie angebracht sind.

Vom Feuer völlig unversehrt blieb auch die Capelle des h. Sebastian und der heil. Rosalia, der fürstlichen Familie Lubomirski zugehörend.

Dagegen litt die Capelle des heil. Nikolaus desto mehr von dem zerstörenden Elemente, und mit ihr das Grabmal des 1584 gestorbenen Prosper Provana, eines an sich unbedeutenden Mannes und Aufsehers der Salzbergwerke, dessen sehr schön gearbeitetes Monument seinen Namen auf die Nachwelt brachte. Die archäologische Section des hiesigen Gelehrtenvereines hat es restauriren lassen.

Die Mutter-Gottes-Capelle wurde in letzter Zeit durch den Grafen Przezdziecki restaurirt, enthält jedoch ausser dem im vorigen Jahre angebrachten schönen Glasgemälde des Professor Hübner aus Dresden nichts von Bedeutung.

Beim Eintritte in die Kirche fällt besonders die tiefere Lage des Fussbodens der Kirche auf; es ist diess jedoch eine bei vielen Gebäuden Krakau's vorkommende Erscheinung, und deutet darauf hin, dass sich der Boden der Stadt fast durchaus gehoben hat, leicht erklärlich, wenn erwogen wird,

welche Katastrophen das alte Krakau erleiden musste, und wie oft die Trümmer seiner Gebäude Plätze und Gassen deckten.

Viel des Merkwürdigen umfasst noch die Kirche, und würde fleissigem Studium reiche Ausbeute liefern; es sei daher nur noch des historisch wichtigen Grabmals des Herzogs Lesco von Polen gedacht, welches leider durch den 1688 stattgefundenen Brand des Hochaltares so sehr litt, dass man auf dem schief in die Wand der Kirche eingemauerten Steine, welcher die Umrisse der Gestalt des Herzogs sehen lässt, nur einige Worte, wie „Lescus Niger," dann die Zahlen 26 und 1289 erkennen kann.

Spurlos sind die herrlich aus Holz geschnitzten Chorstühle des Presbyteriums verschwunden, so wie der der Kirche gewidmete Feldaltar des Königs Johann Sobieski, bei welchem am Schlachttage vor Wien die Messe gelesen ward.

Wie der Grundriss zeigt, schliesst sich das Kloster der Dominicaner eng an die Kirche. Auch dieses Gebäude ist das Werk mehrerer Jahrhunderte. Seine mittelalterliche Gestalt hat es am meisten in dem der Kirche angränzenden Theile erhalten, in dem anderen aber ist es theilweise Ruine, und wurde nach neuerem Style und zu neueren Zwecken, namentlich zu Miethwohnungen umgebaut.

Hier ist es nun hauptsächlich der an die Kirche stossende Kreuzgang, gegenwärtig dem Gottesdienste gewidmet, welcher bei dem Alterthumsforscher und Architekten Interesse erregt. Seine schönen Gewölbe, die uralten Glasmalereien der im Spitzbogen ausgeführten Fenster, welche dem Brande widerstanden, zeugen von guter Kunst.

An den Wänden des Kreuzganges befinden sich viele Denkmale von Personen, die in der Geschichte Polens eine bedeutende Stellung einnahmen oder für seine Literatur thätig waren.

An eine Seite des Kreuzganges stösst auch das ehemalige Capitelhaus, dessen gothischer Styl der früheren Periode angehört.

Aus dem Klostergange des neueren Theiles des Gebäudes gelangt man in ein Vestibül von sehr schöner Architectur. Die drei Säulen mit geripptem Gewölbe gewähren einen herrlichen Effect.

An dieses Vestibül reihen sich die beiden Refectorien, von welchen das Fasten-Refectorium im schönsten gothischen Style, das zweite im Style der Renaissance erbaut ist.

Die ober diesem Refectorium aufbewahrte Klosterbibliothek, welche 10.000 Bände stark war, ist leider ein Raub der Flammen geworden, mit ihr und den dort befindlichen Handschriften ging für die Geschichte Polens ein grosser Schatz verloren.

Notizen.

(Anregungen zum archäologischen Studium in Österreich.) Es ist eine gewiss sehr erfreuliche Erscheinung, dass neben dem bedeutenden Terrain, welches in unseren Tagen die Naturwissenschaften auf dem geistigen Gebiete erobert, neben dem masslosen Vordrängen des Industrialismus, auch die archäologischen Studien in Österreich eben jetzt einen so raschen und gedeihlichen Aufschwung nehmen. Das Doppelgesicht, mit welchem die Alten sich die Zeit versinnlicht hatten, blickt uns jetzt klarer und verständlicher als je entgegen. Fassen wir die jüngsten Erscheinungen im Gesammtbild zusammen und behalten wir dabei im Auge, von welch glücklichen Folgen dieselben begleitet sein werden, so haben wir auch Grund, unsere besten Hoffnungen auf eine dauernde Einwirkung derselben zu setzen. In Prag hat Seine Eminenz der Cardinal-Erzbischof Fürst Schwarzenberg die Theologen des vierten Jahrganges angehalten, den Vorlesungen des Herrn Professors und Conservators Wocel über Archäologie beizuwohnen. — Der hochwürdigste Bischof in Brünn, Graf Schafgotsch, machte — wie wir bereits im November-Hefte des ersten Jahrganges mitgetheilt haben — durch einen Erlass der gesammten Pfarrgeistlichkeit zur Pflicht, für die Erhaltung der altchristlichen Denkmale im Sinne der canonischen Vorschriften Sorge zu tragen und hat sich entschieden gegen jede Verunstaltung von Kirchen und kirchlichen Baudenkmalen ausgesprochen, welche oft unter dem Titel „Restaurationen" vorgenommen werden. — Auf Anregung des Alterthumsvereines in Wien begann ferner Herr Professor v. Eitelberger kürzlich 10 Vorlesungen über die christlichen Baustyle des Mittelalters, welche von einem glänzenden Auditorium und darunter auch von dem Herrn Präses, so wie den Mitgliedern der k. k. Central-Commission besucht werden. — Der Landes-Archäolog für Steiermark, Herr Haas, eröffnete vor Kurzem in Gratz Vorlesungen über mittelalterliche Kunst, welche gleichfalls ausserordentlich zahlreich besucht sind und solchen Beifall finden, dass der hochwürdigste Bischof von Seknu denselben aufgefordert, ähnliche Vorlesungen für die Theologen des geistlichen Seminars zu eröffnen. — Nach einem an den Präses der k. k. Central-Commission Herrn Karl Freiherr von Czoernig gerichteten Schreiben hat Seine Excellenz der Herr Feldzeugmeister Freiherr v. Hess die ihm unterstehenden Officiere des Generalstabes angewiesen, auf alle sich ergebenden Funde und Spuren alter Denkmale aufmerksam zu sein und sich bereit erklärt, die in dieser Richtung ihm zukommenden Berichte zur Kenntniss der k. k. Central-Commission zu bringen. — In Triest hat am 6. December der Conservator für das Küstenland, Herr Dr. Ritter von Kandler, seine Wintervorlesungen, welche von Sr. Excellenz dem Herrn Statthalter

Freiherr v. Mertens und den ersten Notabilitäten der Stadt besucht sind, mit einem Vortrage über das berühmte Amphitheater in Pola begonnen. — In welchem Grade die Aufmerksamkeit des Auslandes auf die Thätigkeit der k. k. Central-Commission gerichtet ist, beweisen die zahlreichen schmeichelhaften Zuschriften, die dem Herrn Präses der k. k. Central-Commision von den ersten Gelehrten, wie von Didron, Caumont, Kugler, Lübke, Quast, Schnaase u. s. w. zukommen. — Seit dem Beginne der Publicationen der k. k. Central-Commission wurde auch der Schriftenaustausch mit den meisten Vereinen und Gesellschaften des In- und Auslandes hergestellt, und ein gemeinsames Band der literarischen Interessen angeknüpft. Es befinden sich darunter im Inlande: Die k. k. Akademie der Wissenschaften, der Alterthumsverein in Wien, die histor.-statistische Section der mährisch-schlesisch. Ackerbaugesellschaft, das Ferdinandeum in Innsbruck, die süd-slavische Gesellschaft für Geschichte und Alterthum in Agram, die archäologische Section des böhmischen Museums in Prag, des Francisco-Carolinum in Linz, der Verein für siebenbürgische Landeskunde in Hermannstadt, der historische Verein für Steiermark, die Gesellschaft der Jagellonischen Universität in Krakau, das Karolinum-Augusteum in Salzburg, der histor. Verein für Krain, der Geschichtsverein für Kärnthen; — im Auslande: das germanische Museum in Nürnberg, die numismatische Gesellschaft in Berlin, der Verein für mittelalterliche Kunst in Berlin, der würtembergische Alterthumsverein in Stuttgart, die Gesellschaften für vaterländische Alterthümer in Zürich und Basel, die Alterthumsvereine zu Münster, Paderborn und Hannover für Westphalen, der historische Verein für Oberbaiern in München, der Verein für Alterthumskunde im Rheinlande, der Verein für mecklenburgische Geschichte zu Schwerin, der historische Verein der fünf Orte Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug und der Alterthumsverein für das Grossherzogthum Baden in Karlsruhe. Die Anknüpfung mit anderen Vereinen und Gesellschaften, so wie mit der kaiserl. Commission für monumentale Statistik in Paris ist eben im Zuge.

(Die Kirche St. Sebastian zu Venedig.) Gelegentlich der in Anregung gebrachten Restauration der Fresken del P. Veronese in der Kirche St. Sebastian zu Venedig dürfte folgende Darstellung über dieses Bauwerk und über dessen innere Ausschmückung, welche Marchese Selvatico der k. k. Central-Commission vorlegte, von grösserem Interesse sein.

Bruder Angelus von Corsica gründete im Jahre 1393 an dieser Stelle ein Kloster der Hieronymitaner, welches jedoch in den ersten Jahren seiner Entstehung wegen der heftigen Anfeindung durch die Pfarrer der benachbarten Kirche zum Erzengel nur wenig gedieh. Papst Calixtus III. beendete diesen Streit dadurch, dass er den Brüdern einen jährlichen Tribut an Wachs für den Pfarrer der benannten Kirche auferlegte.

Die Kirche des heiligen Sebastian wurde im J. 1455 erweitert; da aber die Einkünfte des Klosters sich vermehrten, begann man in den ersten Jahren des XVI. Jahrhunderts sie vom Grunde aus in ihrer gegenwärtigen Gestalt neu aufzubauen. Die Aufschrift, die sich an der Façade der Kirche befindet, beweist, dass dieser Neubau im Jahre 1548 vollendet wurde. Diese Aufschrift lautet: „Hoc templum D. Sebastiani a fundamentis instauratum fuit — anno MDXLVIII.“

Die Guide di Venezia, welche meinem Werke über die Architectur dieser Stadt vorangingen, geben an, dass die Façade eine Arbeit des Sansovino und das Innere jene des Sebastian Serlio sei. Emanuel Cicogna thut dagegen im 4. Bande der trefflichen Iscrizioni Veneziane urkundlich dar, dass der Erbauer dieser Kirche der aus Cremona gebürtige Francesco da Castiglione war und bei diesem Werke von Scarpagnino, vom Meister Bartolommeo, vom Meister Guglielmo aus Bergamo und vom Meister Pietro Lombardo unterstützt wurde, und dass der Bau im Jahre 1506 begann.

Bezüglich der Erbauer dieser Kirche schrieb ich in meinem Werke (sulla scultura ed architettura in Venezia 1847) Seite 212 Nachfolgendes:

„Dank den sorgfältigen Untersuchungen von Cicogna, können wir jetzt mit einiger Wahrscheinlichkeit dem Scarpagnino noch ein anderes preiswürdiges Werk, die Kirche zum heil. Sebastian zuerkennen, von welcher die Guide ohne irgend einen sicheren Nachweis behaupten, dass sie im Innern von Sebastian Serlio, in der Façade aber von Sansovino ausgeführt worden sei. Die Klosterurkunden, von denen Cicogna Einsicht nahm, deuten auf Arbeiten hin, welche unser Baumeister für diesen Bau lieferte, und von 1511 bis 1549, in welchem Jahre der Bau beendiget worden zu sein scheint, kommen sehr häufig von ihm bestätigte Geld-Empfänge vor. Es ist somit wahrscheinlich, sagt der erwähnte Gelehrte, dass er das erste Modell dazu geliefert habe. Beachte ich übrigens, wie aus jenen Documenten selbst deutlich hervorgeht, dass im Jahre 1506 bei der Legung des Grundes Francesco da Castiglione aus Cremona, der Vetter und Theilnehmer an den Arbeiten des Meisters Bartolommeo (vielleicht der Bon), Maurer war und an seinen Arbeiten Theil nahm, beachte ich, dass die Zahlungen, die an Scarpagnino im Jahre 1548 geleistet wurden, rohe und bearbeitete zur Façade der Kirche gelieferte Steine betrafen; nehme ich darauf Rücksicht, dass in den Rechnungen sowohl der Meister Bartolommeo, vielleicht der Bergamaske, und der Meister Piero, vielleicht der Lombarde, mit ihm zugleich und als seine Gehilfen benannt, vorkommen: — so gelange ich zu der Hypothese, dass vielmehr das Modell von dem besagten Francesco da Castiglione (der gemeine Name Maurer schloss in damaliger Zeit nicht die Idee des Nichtverständnisses in Bezug auf die eigentliche

Kunst des Baues in sich) herrührte und dass die übrigen Benannten die Arbeiten für die Verzierungen lieferten, Scarpagnino jedoch den vorzüglichsten Theil davon übernommen haben mag. Wie die Sache sich auch verhalten möge, so ist diese Kirche doch, wenn auch kein Meisterwerk der Eleganz, wenigstens mit correcter Neuheit des Gedankens und mit kunstgerechter Harmonie in den Verhältnissen des Innern ausgeführt worden. Sie besteht aus einem einzigen Schiffe, welches ein Chor mit zwei Seitencapellen abschliesst. Im Vordertheile erhebt sich auf drei Seiten eine Gallerie von sehr zarten viereckigen Pfeilern, die einen Geländergang tragen, — ein Gedanke, welcher der Masse Leben und Leichtigkeit gibt. Die Façade ist leer und dürftig und verdient keine Erklärung."

An bemerkenswerthen Gegenständen besitzt das Innere der Kirche folgende (der Umblick beginnt rechts vom Eintritte):

1. Altar. Der heil. Nikolaus, dem ein Engel ein Buch hält; ein Werk Tizian's, als er schon 86 Jahre alt war, (stark nachgebessert).

2. Altar. Ein kleines Gemälde, die Madonna mit dem Kinde und zwei Heilige darstellend; (halbe Figuren) von Paolo Caliari, genannt Veronese.

3. Altar. Die Jungfrau mit dem Kinde und dem heiligen Johannes; Gruppe in Marmor von Tommaso da Lugano, Schüler des Sansovino, welcher hier die Gruppe derselben Personen nachbildete, die sein Meister für die kleine Gallerie unter dem Glockenthurme lieferte.

4. Altar. Christus am Kreuze und die beiden Marien; Gemälde von Paolo Caliari, 1565.

Das Grabmonument für Livio Podocatoro, Bischof von Nicosia, ein Werk von Jakob Sansovino vom Jahre 1556.

Die grössere der Capellen enthält:

Das Altarblatt: die Jungfrau in der Glorie und sechs Heilige unterhalb; von Paolo Caliari, 1558.

Das Gemälde rechts: die Marter des heil. Sebastian; von Paolo Caliari.

Das Gemälde links: die Heiligen Marcus und Marcellinus, bei ihrer Marter vom heil. Sebastian ermuthigt; von Paolo Caliari[1]), 1565.

An den Seiten des grösseren Altars sind zwei Fresco-Figuren im Helldunkel von Paolo Caliari.

Die Kuppel war ganz ein Werk des Paolo, da aber die Malerei abgefallen war, wurde sie durch Fresken von Sebastian Ricci ersetzt, die den heil. Sebastian in der Glorie vorstellen.

Die Orgel wurde modellirt von Paolo Caliari, geschnitten von Domenico Maraegon und von Alessandro Vicentino, 1558. Die äussere Seite der Thürchen stellt Maria Reinigung, die innere Seite der Thürchen den Teich Bethoda dar; beide Werke von P. Caliari.

An den Seiten der Orgel: zwei Propheten al fresco von P. Caliari.

Links von der Orgel: Ehrendenkmal für Paolo Caliari; mit dem Brustbilde, einst von Camillo Bozzetti, neu ausgeführt von Matteo Carnero[1]).

In der Sacristei befinden sich in der Mitte die Krönung der h. Jungfrau und an den 4 Seitentheilen die Evangelisten; von Paolo Caliari[2]), 1555.

An der mittleren Wand die Taufe unseres Herrn; das Opfer Abrahams und Jesus im Garten; von Bonifaccio.

An der Wand auf der anderen Seite: Jonas wie er aus dem Wallfische steigt, und die Auferstehung unseres Herrn; von Bonifaccio.

Die Strafe der Schlangen von Jakob Tintoretto.

An dem oberen Chore ist:

Links: der h. Sebastian, seine Marter mit Stockschlägen duldend, rechts: der heil. Sebastian vor dem Tyrannen; beide Fresken von Paolo Caliari dargestellt. Rings herum: Propheten, Sybillen und die Apostel Petrus und Paulus; al fresco von P. Caliari. — In den vier Ecken vier grosse Statuen im Stucke, sie stellen die Verkündigung Maria und die Sybillen von Cumae und Erythra vor; von Girolamo Campagna.

Wenn man in die Kirche zurückkehrt und seinen Gang nach rechts verfolgt:

1. Altar. Styl des Sansovino, an den Seiten zwei Statuen, der heil. Antonius der Abt und der h. Marcus; von Alexander Vittoria, 1564.

Die Büste des Procurators Markanto Grimani; von Vittoria, 1564.

2. Altar. Die Taufe Christi; Ölgemälde von Paolo Caliari.

3. Altar. (Nichts bemerkenswerthes.)

4. Altar. Der Fall des h. Paulus; Mosaik von Antonio Zuccato.

Decke der Kirche.

1. Abtheilung: Esther zum Ahas vorgeführt.

2. Abtheilung: Esther gekrönt.

3. Abtheilung: Der Triumph des Mardochäus. Alles Werke von Paolo Caliari[3]).

[1]) Nach Selvatico's Ansicht ist diess das schönste Gemälde des ausgezeichneten Malers.

[1]) Unterhalb steht die Inschrift: Paolo Caliario veronensi pictori, naturae emulo artis miraculo, superstite fatis, fama victuro. Auf dem Estrich steht der Grabstein, unter welchem die Gebeine des berühmten Veronesen aufbewahrt sind, gesetzt von seinem Bruder Benedetto und den zwei Söhnen Carlo und Gabriele im Jahre 1588.

[2]) Diess war die erste Arbeit, welche den Paolo in diese Kirche führte, wohin er von Bernardo Torlioni, dem Prior des Klosters, seinem Landsmanne, berufen wurde.

[3]) Paolo war damals 23 Jahre alt. Diess sind die einzigen Fresken, die jetzt von Paolo in Venedig noch bewahrt werden, und darum erscheint es um so wichtiger, sie vor dem Untergange zu bewahren.

(Neuentdeckte Pfahlgräber nächst Csurgó in Ungarn.) Nicht weit von der Strasse, die von Stuhlweissenburg nach Moor führt, in einem Thale nächst Csurgó, einem Besitzthume des Grafen Georg v. Karolyi, befinden sich von Bäumen umgeben sieben Hügel, deren jeder beiläufig 10 Klafter im Umfang hat und 4—4½ Klafter hoch ist. Von diesen Hügeln wurden vor Kurzem zwei aufgegraben und man fand in jedem von ihnen vier bereits vermoderte starke Pfähle, von starken Balken und vielen angehäuften Steinen umgeben. Zwischen den Pfählen standen mehrere grössere und kleinere Urnen, die Asche, Thierknochen, Waffenüberreste etc., aber keine Münzen enthielten. Herr Pados, Erzieher im gedachten gräflichen Hause, sammelte Alles, was zu sammeln war, und überlieferte es dem gelehrten Alterthumsforscher am National-Museum in Pesth, Herrn Erdy (Lutzenbacher), und wir hoffen darüber recht bald ausführlichere Nachricht geben zu können, indem unseres Wissens diess die ersten in Ungarn entdeckten Pfahlgräber sind, wie sie in Deutschland häufiger vorkommen.

Dr. M. Haas.

(Über die Erbauungszeit der ersten christlichen Kirchen in Kärnthen.) Der hochw. Herr Pfarrer und Correspondent der k. k. Central-Commission Johann Abermann in Kolbnitz bemerkte in einer Beschreibung der Kirche auf dem Danielsberge im Möllthale, dass dieselbe auf den Trümmern eines heidnischen Hercules-Tempels und wahrscheinlich schon im VII. Jahrhunderte erbaut worden sei. Diese Bemerkung veranlasste den Conservator für Kärnthen, Herrn G. Freih. von Ankershofen, zur folgenden Nachweisung über die Erbauungszeit der ersten christlichen Kirchen in diesem Kronlande mit specieller Rücksicht auf die Kirche am Danielsberge:

„Ob die Kirche auf dem Danielsberge der Umbau eines Heidentempels oder ein Neubau sei, zu welchem die den Ruinen des alten Heidentempels entnommenen Baumaterialien verwendet wurden, könnte erst nach einer genauern Untersuchung des Kirchenbaues beurtheilt werden. Der Meinung, dass die Umstaltung des Hercules-Tempels auf dem Danielsberge in eine christliche Kirche im VII. Jahrhunderte erfolgt sei, könnte ich in keinem Falle beistimmen, da Kärnthen in VII. Jahrhunderte durch die heidnischen, dem Christenthume feindlichen Slaven besetzt war. Wohl lebte schon in der zweiten Hälfte des V. Jahrhunderts im benachbarten Lurnfelde eine Christengemeinde mit ihrem Bischofe Paulin [1]). Allein die Unsicherheit vor den Einfällen der benachbarten deutschen Völker musste jede Baulust hemmen und wenn auch in dieser Zeit oder auch im VI. Jahrhunderte bis zu dessen Ende (591) die Christengemeinde von Tiburnia als bestehend nachgewiesen werden kann [2]), nicht blosse Bedürfnissbauten, sondern auch Steinbauten geführt worden sein sollten, so sind selbe doch gewiss von den heidnischen Slaven, welche gegen das Ende des VI. Jahrhunderts in Kärnthen vordrangen, wieder zerstört worden.

[1]) Siehe mein Handbuch der Geschichte von Kärnthen I, S. 632.

[2]) Ebendort II, S. 60.

Erst im VIII. Jahrhunderte finden wir das Christenthum in Karantanien wieder aufkeimend, und eines Kirchenbaues im Lurnfelde erwähnt [1]). Allein auch jetzt war das Christenthum in Karantanien zu wenig gesichert, als dass man annehmen könnte, die von Modest und seinen Gefährten aufgebauten Kirchen hätten mehr als dem dringendsten Bedürfnisse entsprochen. Erst im XI. Jahrhunderte, nachdem die Ostmarken des Karolingischen Reiches durch die Siege Karl's des Grossen von den Avaren geräumt und vor den Resten derselben gesichert waren, das geräumte Land dem Salzburger Erzbischofe Arno zugewiesen und der geistlichen Pflege des Landbischofes Theodorich übergeben wurde und im Innern Karantaniens dem Christenthume durch Herzog Inguo allgemeiner Eingang verschafft worden war [2]), konnte zum Wiederaufbaue der zerstörten Kirchen und zu kirchlichen Neubauten geschritten werden. Ich könnte daher höchstens nur für diese Zeit den Aufbau einer christlichen Kirche über den Ruinen des Hercules-Tempels auf dem Danielsberge annehmen."

(Ergänzung zu dem Aufsatze: „Die kirchlichen Gebäude in Hartberg.") In dem Aufsatze des September-Heftes der „Mittheilungen" (Jahrgang 1856) „Die kirchlichen Gebäude zu Hartberg in Steiermark von H. Grave" werden die Angaben des Dr. Macher, Verfassers der „Geschichte von Hartberg", über eine dort befindliche alte Capelle in Bezug auf Baustyl und Bauzeit sich wiedersprechend und auch als nicht glaubwürdig bezeichnet. — In einem uns zugekommenen Aufsatze gibt nun Herr Dr. Macher, Correspondent der k. k. Ceural-Commission, über die Existenz dieser Capelle folgende Thatsachen an: „An unteren Ende der Zopfgasse in Hartberg, rückwärts westlich gegen die bestandene Stadtmauer zu befindet sich ein altes, im Jahre 1840 noch mit Stroh gedecktes und einem Webermeister gehöriges Haus mit der Nr. 109. Der südliche Theil desselben besteht aus einer alten runden thurmähnlichen Capelle mit einem unteren und einem oberen Raume, wovon der erstere als Keller, der letztere als Speisekammer benützt wurde. Da schon viele Jahre verflossen sind, seit ich das Gebäude zuletzt gesehen, so kann ich mich auf die Gestalt der unteren Räumlichkeit nicht mehr erinnern, dagegen weiss ich noch recht gut, dass der obere Raum ein Kreuzgewölbe besass, dessen Rippen in einen rothbemalten, eine Rose vorstellenden Schlussstein zusammenliefen. Die Fenster waren in Rundbogenform, die Mauern ziemlich dick und das Ganze

[1]) Ebendort S. 111.

[2]) Ebendort S. 343.

erschien mir eben ein roher plumper Bau, dessen Entstehung ich in die Karolingische Zeit versetzen zu müssen glaubte. Meine Bezeichnung „altgothisch" war offenbar irrig. Ich bin erst durch die „Mittheilungen" in Kenntniss gekommen, dass das, was ich für altgothisch hielt, romanisch ist, und gewiss waren die romanischen Bauten dieser Gegend, je älter, desto einfacher. Da übrigens von dieser Capelle weder in den vorhandenen Urkunden, noch in anderen zahlreichen alten Schriften und Protokollen von Anfange des XIV. bis zum XIX. Jahrhundert Erwähnung gethan wird, so scheint sie schon in sehr früher Zeit ausser Gebrauch gekommen und desshalb auch gänzlich unbeachtet geblieben zu sein."

(Die Rotunde und der Glockenthurm zu Jahring in Steiermark.) Hierüber liegt der k. k. Central-Commission folgende Beschreibung des Herrn k. k. Bezirks-Ingenieur Fr. Zistler in Marburg vor:

Die Rotunde befindet sich an dem südöstlichen Theile der Kirchhofmauer und unterbricht dieselbe in der Länge ihres Durchmessers; sie hat zwei Stockwerke, wovon das obere nach allen Seiten frei steht, das untere jedoch grösstentheils von dem höher gelegenen Terrain des Kirchhofes eingeschlossen ist.

Das ganze Gebäude ist aus Bruchsteinen und Ziegeln erbaut, mit einem Ziegeldache und einer Hohlkehle versehen und umfasst einen Raum von zwei an einander geschobenen Kreisflächen von ungleichem Durchmesser.

Der obere Stock, welcher gegenwärtig als Depositorium für Kirchenparamente benützt wird, hat eine Eingangsthür vom Kirchhofe und drei Fenster, dann ein Pflaster aus quadratförmigen Ziegeln. Die Thür hat einen steinernen Thürstock sammt Verdachung aus grobkörnigem Sandsteine.

Die Decke des grösseren kreisförmigen Raumes bildet ein Kuppelgewölbe, welches mit Spitzbogen-Lunetten und mit den beiden halbkreisförmigen Gewölbsausschnitten der Eingangsthüre und der durch den Anstoss des kleineren Kreises gebildeten Unterbrechung versehen ist. Der kleine kreisrunde Ausbau hat ein Kreuzgewölbe zur Decke. Die ganze Etage ist innerlich und äusserlich glatt verputzt. Der untere Stock, welcher dermalen als Gemüsekeller benützt wird, hat seinen Eingang von dem zwischen dem Kirchhofe und des Pfarrers Garten befindlichen Wege.

Die Thüre ist in dem kreisrunden Ausbaue angebracht und hat einen ordinären steinernen Thürstock. Der Boden ist ungepflastert und die Decke besteht in einem Kuppelgewölbe aus Ziegeln, welches von der Fensterlunette durchschnitten und von dem Tonnengewölbe des kleinen Ausbaues unterbrochen wird. Im Inneren ist dieser Stock unterputzt.

Das Dach, so wie sämmtliches Mauerwerk befindet sich in gutem Zustande, nur bei der unteren Etage, und besonders nächst der Thüre daselbst, ist der Verputz stellenweise schadhaft.

Der Glockenthurm, unter welchem sich der Haupt-Kircheneingang befindet, steht auf drei Seiten frei und seine vierte Seite fällt in die Stirnmauer der Kirche. Derselbe besteht aus fünf Stockwerken mit zwei Cordon- und einem Hauptgesimse, hat eine kegelförmige Bedachung mit mehreren Gliedern und Aufsatz, ferner 4 massive Eckthürmchen. Die unterste Etage ist ganz aus rein zugearbeiteten Sandsteinquadern erbaut. Der Haupteingang zur Kirche hat einen Thürstock mit zwei Säulen und Gesimse aus demselben Materiale; neben den Säulenfüssen läuft ein einfacher Sockel beiderseits bis zur Stirnmauer der Kirche; der innere Raum ist mit Steinplatten gepflastert und die Decke bildet ein geripptes Kreuzgewölbe, wovon die Rippen auf vier einfachen Tragsteinen ruhen. Die 2. Etage steht mit dem Kirchen-Chor, die 3. mit dem Kirchen-Dachboden mittelst Thüren und steinernen Thürstöcken in Verbindung. In der 4. Etage besteht eine Einwölbung aus Ziegeln, welche an der Stelle des Stiegenaufganges durchbrochen ist. In der 5. Etage mit vier grossen Fenstern befinden sich die Glocken. Die innere Thurmdachfläche bildet zugleich die Decke.

Das Haupt- und die beiden Cordongesimse, die Fensterstöcke, die Ecken des Thurmes, so wie der grösste Theil der äusserlichen Flächen desselben sind aus gemeiseltem Sandstein, äusserst solid gearbeitet, im Innern des Thurmes jedoch sind grösstentheils Bruchsteinflächen ohne Verputz vorhanden.

Das Dach bildet einen hohlen Sandsteinkegel, dessen ringförmige Basis die Ecken der ein Quadrat formirenden Thurmmauern nach innen übergreift; an den äusserlichen Ecken befinden sich 4 massive Thürmchen mit Steinbedachung.

Alles ist in gutem Bauzustande, nur sind die Verzierungen des Stockes bei der Haupteingangsthür theilweise beschädigt und durch eine dicke Kalkkruste unkenntlich gemacht.

(Die jüngsten Ausgrabungen in Grosspechlarn.) Der Professor und Conservator für den Kreis V.O.W.W. im Erzherzogthume Österreich u. d. Enns, Herr Ignaz Keiblinger, legte der k. k. Central-Commission zwei Berichte vor über die im September 1856 durch Dr. W. Gärtner, Professor der deutschen Literatur an der Pesther Universität, bei Harlanden in der Pfarre Grosspechlarn angestellten Ausgrabungen, um über die Lage der alten „Harlungenburg" und andere antiquarische Gegenstände zum Behufe seines herauszugebenden Werkes über das „Nibelungenlied" Nachforschungen anzustellen. Von dem hochwürdigen Herrn Beneficiaten zu Grosspechlarn Franz Weiglsperger unterstützt, liess Dr. Gärtner an einer besonders auffallenden Stelle in der Nähe des Dorfes Harlanden zwischen dem 22.—26. September Nachgrabungen anstellen, deren Resultate von Prof. Dr. Gärtner unter dem Titel: „Antiquarische Briefe aus Pöchlarn" im Feuilleton des Abendblattes der

Wiener Zeitung (Nr. 239 bis 242 des J. 1856) veröffentlicht wurden. Auf Ersuchen des Herrn Conservators Keiblinger erstattete auch der hochwürdige Hr. Beneficiat Weiglsperger an Letzteren einen mit Zeichnungen versehenen Bericht über die jüngsten Ausgrabungen bei Grosspechlarn, und da die Angaben des Dr. W. Gärtner sowohl in den antiquarischen Briefen als auch in dem inzwischen erschienenen Werke: „Chuonrad, Prälat von Göttweih, und das Nibelungenlied" (Pesth, Wien und Leipzig 1857) nicht frei von manchen Unrichtigkeiten in der Beschreibung der Alterthümer von Pechlarn, wie auch in den historischen Angaben sind, so legte der Herr Conservator den Bericht des Beneficiaten Weiglsperger der k. k. Central-Commission mit dem Bemerken vor, dass nur des Letzteren Angaben als authentisch angesehen werden können, wofür dessen in die kleinsten Details gehende Ortskenntniss und seine Vertrautheit mit den Alterthümern in Pechlarn spreche. Aus diesem Berichte geht nun hervor, dass bei den Ausgrabungen am 22. bis 26. September die Überreste eines zerstörten römischen Bades entdeckt wurden. Wir werden in dem nächsten Hefte die Beschreibung und Zeichnung der Funde nach den Angaben des Herrn Beneficiaten Weiglsperger in Vergleich mit jenen des Herrn Professor Dr. Gärtner veröffentlichen.

Literarische Anzeigen.

Archäologische Karte des Königreiches Böhmen, zusammengestellt und herausgegeben von Anton Schmitt. Prag 1856. J. G. Calve'sche Verlagsbuchhandlung.

Archäologische Karten haben den Zweck, die Resultate kunstgeschichtlicher Forschungen für den Überblick bereit zu halten, und vorzugsweise die geographische Verbreitung der verschiedenen Stylgattungen anschaulich zu machen. Wir besitzen bereits zwei Architecturkarten von Deutschland, eine von Lübke und die zweite von Müller, und es sind uns ausserdem aus speciellen Gebieten die Lübke'sche Architecturkarte Westphalens und Sieghart's Karte der Diöcese München-Freising zugänglich geworden. Österreich, insoweit es in das Gebiet Deutschlands einbezogen ist, wird auf den beiden ersteren Karten nur sehr spärlich vertreten, es war eben den deutschen Bearbeitern kein so reicher Stoff zur Verfügung gestellt, dass sich daraus etwas annähernd Vollständiges hätte gestalten lassen, und das Wenige, was hiezu hätte benützt werden können, blieb ihnen unbekannt. Dieser Unkenntniss österreichischer Kunstwerke soll durch die archäologische Karte Böhmens von A. Schmitt theilweise begegnet werden. Allein wir vermissen die Begründung dessen, wofür diese Karte einstehen will. Es ist uns nicht bekannt, weder aus des Herausgebers früherem Werke über die romanischen Baudenkmale Böhmens, noch aus Wocel's verdienstlicher Übersicht der romanischen Kirchenbauten Böhmens, dass der kunstgeschichtliche Stoff dieses Landes derart durchforscht wäre, dass sich die Resultate hiervon in verlässlicher Weise bildlich darstellen lassen. Jedenfalls hätte diese Karte, insoferne sie auf des Herausgebers eigenen Forschungen beruht, mit den letzteren begleitet in die Welt treten müssen. Ein weiterer Übelstand dieser Karte, welchen wir nicht verschweigen dürfen, besteht in der Häufung von Zeichen, welche fast ein eingehendes Studium erfordern. Während Lübke im Ganzen sechs Zeichen anwendet, wovon nur drei der Bezeichnung der Stylgattungen dienen, bringt Schmitt 29 Zeichen in Anwendung, wovon allein 7 den Burgen und Rittervesten gewidmet sind. Es mag diess mit einiger Beschränkung allerdings bei dem Umfange, welchen der Herausgeber dem Stoffe seiner Karte gab, nothwendig gewesen sein, allein damit werden wir auf ein weiteres Gebrechen dieser Karte geführt. Sie will nämlich nicht bloss die Werke der Architectur registriren, sondern zieht auch die Werke der Sculptur und Malerei in den Bereich der Darstellung, und bringt aus den letzteren Gebieten Flügelaltäre, Gesangbücher mit Miniaturen, Gemälde überhaupt, Tafelbilder, gothische Monstranzen und schliesslich noch Schnitzwerke überhaupt. Alles diess zu geben, geht jedoch weit über die eigentliche Bestimmung solcher archäologischer Karten hinaus und es tritt damit an die Stelle der Übersichtlichkeit eines gesonderten Gebietes, eben nur das Gefühl der Unklarheit einer grossen Masse.

Wir haben uns veranlasst gesehen, auf alle diese Gebrechen näher hinzuweisen, um ähnliche Versuche, die vielleicht in der Folge auftauchen, auf richtigere Wege zu leiten, und bedauern nur, dass wir dem verdienstlichen Verfasser, welcher für die Kunstgeschichte seines Heimathslandes in anerkennenswerther Weise thätig ist, mit keinem günstigeren Urtheile über diese sonst mit grossem Fleisse und in geschmackvoller Weise gearbeitete Karte begegnen konnten.

G. H.

Unter dem Titel: „Die vorzüglichsten Rüstungen und Waffen der k. k. Ambraser Sammlung", in Original-Photographien von Andr. Groll und mit historischem und beschreibendem Texte von Dr. Ed. Freih. v. Sacken, kündigt die k. k. Hofbuchhandlung Wilh. Braumüller in Wien das Erscheinen eines sehr interessanten Werkes an, das als ein wichtiger Theil der Culturgeschichte, Kriegswissenschaft und Trachtenkunde für den Künstler und Geschichtsforscher ebenso nothwendig als für den Kunst- und Alterthumsfreund anziehend und belehrend zu werden verspricht, und wozu wohl keine ähnliche Sammlung der Welt als die k. k. Ambraser Sammlung einen so reichhaltigen Stoff bietet. Das Werk wird aus 130 Original-Photographien und circa 32 Bogen Text bestehen, welcher letztere von allen dargestellten Persönlichkeiten eine Lebens- und Charakterskizze sowie eine Erklärung des Gebrauchs der Rüstungen und Waffen, ihrer künstlerischen und geschichtlichen Bedeutung enthalten und auch den historischen Entwickelungsgang berücksichtigen wird. Das Werk erscheint in 16 monatlichen Lieferungen, deren jede 8 Tafeln Photographien und 2 Bogen Text enthalten wird und im Subscriptionspreise 7 fl. 30 kr. (5 Thlr.) kostet. Die letzte Lieferung wird 10 Tafeln mit Text und Titel, sowie ein Verzeichniss der Pränumeranten bringen.

Das jüngst erschienene 3. Heft des II. Bandes der „Památky archeologické (Prag, tisk Jaroslava Pospíšila) enthält folgende Aufsätze: 1) Der altböhmische Adel und seine Nachkommenschaft im 30jährigen Kriege. Genealogische Beiträge von Franz Vlasák. 2. Die Kirchen des romanischen Styles in Böhmen, von J. E. Wocel. 3. Das Städtchen Sedlec und Prčic und

seine Umgebung. Historisch-archäologische Beschreibung von Ant. Norb. Vlašak. 4. Die Gemeinden im südlichen Böhmen bis zum Jahre 1200. Zusammengestellt von Dr. Herm. Jireček. 5. Der Besuch am Řip, von K. V. Zap. 6. Beschreibungen und Abbildungen böhmischer Münzen, von V. Hanka (von Herzog Boleslav II. vom Jahre 967—999. Herzogin Emma, des Boleslav Gattin. Boleslav III. 999—1003. Herzogin Vladivoj 1002—1003). 7. Bericht der archäologischen Gesellschaft des böhmischen Museums. 8. Literarisches Repertorium. — An Abbildungen bringt dieses Heft: das romanische Portal der Kirche zu Hrusie, welches im Jahre 1853 durch den Blitz stark beschädigt wurde; eine romanische Säule in der Capitelhalle des Klosters zu Osseg, wozu der Text im nächsten Hefte geliefert werden wird, und böhmische Münzen aus der Zeit der Herzoge Boleslav II. und III. und der Herzogin Vladivoj.

Die 1. und 2. Lieferung der von Dr. Ernesto Sergent gearbeiteten Monographie, betitelt: Il Duomo di Milano illustrato e corredato di un testo storico e descrittivo con cento tavole circa, incise en Rame (In Mailand bei Pietro e Giuseppe Vallardi, 1856, gr. Fol.) ist bereits erschienen. Die 1. Lieferung enthält die südwestliche perspectivische Ansicht der Kirche, den Grundriss, eine obere Ansicht der steinernen Dachbedeckung, eine Ansicht des oberen Theiles des westlichen Giebels, ein Fenster der Seite und eine Fiala des Baumeisters Pestagalli. Die 2. Lieferung bringt eine Hauptansicht des Innern, vom westlichen Eingange, eine Seitenansicht des Innern, ein Hauptfenster hinter dem Chore mit dem Denkmale des h. Carolus Borromäus.

Das dem 8. und 9. Hefte des Jahrganges 1856 beigegebene Notizenblatt der in Wien erscheinenden „Allgemeinen Bauzeitung" des Prof. L. Förster, welches speciell auf archäologische Interessen Rücksicht nimmt, bringt folgende Aufsätze: 1. Ein Besuch in der Omar-Moschee in Jerusalem. Aus dem Berichte des Herrn L. de Castelnau an den französischen Cultusminister. 2. Darstellungen der verschiedenen Ursachen, welche die spontanen Verwitterungen der Monumente veranlassen, und über die Mittel dagegen, durch die Silicatisation oder Einführung von Kieselsäure in die Poren der Steine nach dem Verfahren von Rochas. 3. Eine englische Meierei. 4. Zur Lebensgeschichte Bernini's. Ein Beitrag zur Kunstgeschichte seiner Zeit.

Die Nummer 23 des „Organs für christliche Kunst", herausgegeben und redigirt von H. Baudri in Cöln, bringt unter anderen Aufsätzen den 2. Artikel über die Kunstzustände in Spanien; die Fortsetzung der Aufsätze: „Über einige mittelalterliche Kirchen in den Niederlanden" und „die Verhandlung des Dombauvereines zu Cöln", über die von dem Baumeister vorgenommene Veränderung des Grundrisses bei dem Baue des nördlichen Thurmes des Cölner Domes.

Von der „Zeitschrift für christliche Archäologie und Kunst", herausgegeben von F. v. Quast und H. Otte (Leipzig T. O. Weigel), ist das 2. und 3. Heft erschienen. Das zweite Heft enthält den Schluss des Aufsatzes von Dr. Wattenbach über die „Congregation der Schottenklöster in Deutschland." Fr. v. Quast beleuchtet in einem Aufsatze: „Nochmals Mainz, Speier, Worms" neuerdings die vielfach erörterte Untersuchung über die Erbauungszeit dieser Dome; H. Otte beschreibt den „Kelch der Kirche zu Werben in der Altmark" (mit 1 Stahlstiche), dessen Anfertigung in das XII. oder den Anfang des XIII. Jahrhunderts fallen soll. — Von demselben Verfasser rührt auch die Beschreibung der „Kanzel in dem Dom zu Merseburg" (mit 2 Stahlstichen) und eine damit verbundene archäologische Abhandlung über den Predigtstuhl her. An kleineren Aufsätzen enthält das Heft: 1. Mittelalterliche Glocken in Merseburg. 2. Steinbecken zu Conselitz. 3. Schnitzwerke zu Tammendorf. 4. Steinmetzzeichen zu Halle und Merseburg. 5. Melanchthon als Zeichner. 6. Über das von Albrecht Dürer für die Deutschen in Venedig gemalte Altarblatt, welches sich jetzt in Prag befindet. 7. Zur Erklärung der „Duo ligna" in den Händen der Witwe Sarepta; unter der Rubrik „Erhaltung und Zerstörung der Denkmäler" Notizen über die in Preussen in jüngster Zeit vorgekommenen Leistungen zur Erhaltung mittelalterlicher Bauwerke und eine literarische Anzeige über Baron von Roisin's Abhandlung: die sogenannten römischen Bäder zu Trier als Vorbild der Chor- und Kreuzwochenanlage der Kirche St. Maria im Capitol zu Cöln. Ausser den genannten Stahlstichen sind dem Texte noch 7 Holzschnitte beigegeben. — Das dritte Heft enthält einen Aufsatz von G. F. Waagen: „Über byzantinische Miniaturen." Von Fr. v. Quast eine Abhandlung über die „Statue Kaiser Otto's des Grossen zu Magdeburg" (mit 3 Stahlstichen) und den Schluss von dem Aufsatze desselben Verfassers: „Nochmals Mainz, Speier, Worms." An kleineren Aufsätzen bringt dieses Heft: 1. Über die Dome zu Mainz und Speier. 2. Premontré. 3. Die Kirche der Abtei Camp. 4. Die Heiligen-Statuetten an der Kanzel des Doms zu Merseburg. In Bezug auf Erhaltung und Zerstörung der Baudenkmale: Notizen über das Rathhaus zu Aachen, den Dom zu Frankfurt am Main, die Kirche zu Kecken, das Rathhaus zu Wesel, die Schlossruine Obrick, die Bartholomäus-Capelle zu Paderborn und den Dom zu Halberstadt. Den Schluss bildet eine literarische Anzeige über Ferchhammer: „Reinheit der Baukunst" etc. Hamburg 1856. Dem Texte sind 5 Holzschnitte beigegeben.

Im Verlage von Hugo Scheibe in Gotha ist von dem 1. Bande des schon angekündigten Werkes „Marci Vitruvii Pollionis de Architectura libri decem" die 1. Abtheilung in lateinischer und deutscher Sprache erschienen. (Preis 2 Thlr.) — Von F. Schweitzer's „Mittheilungen aus dem Gebiete der Numismatik und Archäologie" ist die dritte Decade ausgegeben worden. (Preis 1 Thlr. 12 Ngr.) — Von J. Gf. Abr Frenzel erschien eine Monographie über die „Kanzel in der Domkirche zu Freiburg." Mit 1 Kupfertafel. (Preis 1 Thlr. 15 Ngr.) — Bei Matz in Bonn sind die ersten 2 Bände eines Werkes: „Die Künste des Mittelalters", jeder Band mit 6 Steintafeln in Ton- und Farbendruck versehen, angekündigt. Von F. W. H. Wilhoff's „Archiv für Niedersachsens Kunstgeschichte" ist in Hannover die 1. Lieferung der 3. Abth. „Mittelalterliche Kunstwerke in Goslar" erschienen. (Preis 2 Thlr.)

Die Verlagsbuchhandlung von J. L. Lotzbeck in Nürnberg hat unter dem Titel „Bildwerke aus dem Mittelalter" das Erscheinen einer Sammlung auserwählter Sculpturen im „byzantinischen" und „deutschen" Styl nach den Original-Gypsabgüssen der Herren C. W. Fleischmann und L. Rotemundt im Maximilians-Museum zu Nürnberg angekündigt und auch vor Kurzem das erste Heft erscheinen lassen. Die Subscription ist vorläufig auf 6 Hefte beschränkt, deren jedes 3 radirte Blätter in Gross-Folio mit wissenschaftlichem Texte in gleichem Formate enthalten wird. Zeichnung und Stich besorgt J. P. Walther, den erläuternden Text Dr. G. W. K. Lochner. Das bereits erschienene 1. Heft enthält: 1. Innere Ansicht des Portals der Frauenkirche zu Nürnberg 1355—61, von Schonhover, zugleich Titelblatt. 2. Pietas — Johannes — Magdalena, drei Holzbildwerke in der Jakobskirche zu Nürnberg aus dem XV. Jahrhundert, von unbekannten Meistern. 3. Maria mit dem Christuskinde, Hochbilder des Pergenstorfer'schen Grabmals in der Frauenkirche zu Nürnberg (1499), von Adam Krafft. — Für die demnächst erscheinenden Hefte sind in Aussicht: Das Abendmahl. — Der Öhlberg. — Die Gefangennehmung, drei Hochbilder in Stein, von A. Krafft, in der Sebalduskirche zu Nürnberg. — Portrait des Markgrafen Friedrich, in Stein.

in der Kirche des Kloster Heilsbronn. — Sarkophag der Markgräfin Anna, in Stein, ebendaselbst. — Eine kluge und eine thörichte Jungfrau, an einem Portal der Sebalduskirche zu Nürnberg. Zwei ritterliche Figuren, in der Kirche zu Kloster Heilsbronn, von unbekannten Meistern. — Ludwig der Bayer, in Stein, im grossen Rathhaussaale zu Nürnberg, 1323. unbek. Mstr. — Das Pergenstorfer'sche Grabmal, in Stein, von A. Krafft, in der Frauenkirche zu Nürnberg. — Zwei sehr schöne Schlusssteine, in der Kirche zu Kloster Heilsbronn. Der Subscriptionspreis eines Heftes ist 2 fl.

Das September- und October-Heft von Didron's „Annales archéologiques" (Tome seizième 5. Libr. Paris, Libraire de V. Didron) enthalten: 1. Die Abbildung: des im byzantinischen Style gearbeiteten Reliquienschreines des Abbé Begon aus der Schatzkammer von Conques, beschrieben von Alfred Darcel, welcher als ein Werk der ersten Jahre des XII. Jahrhunderts bezeichnet wird. 2. Die Beschreibung der in Holzmosaik ausgeführten Chorstühle in der städtischen Capelle zu Sienne aus dem XIV. Jahrhundert, von Didron, mit zwei Abbildungen der Darstellungen auf einem der Chorstühle im Holzschnitte. 3. Die Einleitung zu einem Aufsatze über die Civil-Architectur des Mittelalters, von F. v. Verneille, welcher speciell die Monumente zu öffentlichen Zwecken in Betracht zieht und vorläufig die Frage über die Bedeutung der öffentlichen Arbeiten im Mittelalter erörtert. 4. Einen Beitrag zur kirchlichen Harmonie im Mittelalter aus Anlass eines Manuscriptes zu dem Anfange des XIII. Jahrhunderts, betitelt: „Conductus subdiaconi ad Epistolam", von E. v. Coussemaker. Unter der Rubrik „Neues" wird wieder eine Lanze für den Ursprung und die Nationalität des gothischen Styles in Frankreich eingelegt, und die Abbildung eines aus dem XII. Jahrhundert herrührenden Email-Kreuzes — der Sammlung des Herrn Abbé Texier angehörig — veröffentlicht. Eine reichhaltige Bibliographie der neuesten Erscheinungen auf dem Gebiete der Archäologie beschliesst diese Lieferung.

Von den Gelehrten de Roziére und Chatel ist in Paris (bei A. Durand) das Erscheinen einer „Table des Mémoires de l'Académie des Inscriptions et belles lettres et de l'Académie des sciences morales et politiques" angekündigt. Die erste der beiden Sammlungen zählt bis jetzt 70 Bände, die zweite 14 Bände und beide gelten als eine Fundgrube ausgezeichneter Memoiren von französischen Gelehrten ersten Ranges. Bei der Herausgabe der Memoiren wurde aber bisher keine andere Eintheilung beobachtet als die chronologische ihres Erscheinens, daher eine Übersicht des reichhaltigen Stoffes sehr schwierig und ermüdend war. Die Herausgeber des gegenwärtigen Werkes haben nun versucht, denselben systematisch zu ordnen und mit Nachschlagenotizen zu versehen, so dass erst durch diese Arbeit der Schlüssel zu der ganzen umfassenden Sammlung gegeben ist. Insbesondere reich soll hiebei die Archäologie vertreten sein.

Der Abbé J. B. E. Pascal, Verfasser der „Origines et raison de la liturgie catholique" hat in Paris ein neues Werk und zwar unter folgendem Titel erscheinen lassen: „Institutions de l'art chrétien pour l'intelligence et l'exécution des sujets religieux; ou documents puisés aux sources de l'Ecriture-Sainte, de la tradition catholique, des légendes et des attributs, sous le point de vue de la peinture, de la sculpture et de la gravure; avec un traité archéologique et pratique sur l'architecture, l'ornamentation et l'ameublement des églises" (chez Ambr. Bray. 2 Vol. 10 Francs). Der Verfasser beabsichtigt damit einerseits den Künstlern in der Zusammenstellung ihrer Werke zum Führer zu dienen, andererseits dan der Wissenschaft fremden Personen eine angenehme Lectüre zu geben. Das ganze Werk zerfällt in 5 Theile: der erste Theil gibt Andeutungen über die Malerei, Sculptur und die Gravirkunst, deren Ursprung und Fortschritte; der zweite umfasst den Fest-Cyklus Christi von dessen Geburt bis zu dem letzten Ereignisse; der dritte gibt den Cyklus der Marienfeste, der vierte den Fest-Cyklus der berühmtesten Heiligen, nach Monaten geordnet, und der fünfte als Anhang behandelt die Architectur religiöser Gebäude, ihrer verschiedenen Formen und deren inneren Einrichtung.

Von Ernest Feydeau sind die ersten Lieferungen eines interessanten Werkes, betitelt: „Histoire des usages funèbres et des sepultures des peuples anciens, avec planches et plans exécutés sous la direction de M. Alfred Feydeau, architecte de la ville de Paris" veröffentlicht worden. Dasselbe erscheint unter den Auspicien des französischen Ministers des öffentlichen Unterrichts und wird 2 Bände Text in Quart mit 130 Holzschnitten und einen Atlas von 10 Kupferstichen und Farbendrücken (Preis 80 Francs) umfassen. Das Werk enthält die Geschichte der Leichengebräuche und Grabstätten bei den Ägyptern, Assyriern, Persern, Hebräern, Cyrern, Phöniziern, Chartagern, Trojanern, Lydiern, Phrygiern, Lyceern, Griechen, Etruskern, Römern und den Barbaren, und gibt vielleicht die Anregung zu einer ähnlichen Geschichte bei den modernen Völkern, worüber bis jetzt noch kein grösseres Werk besteht.

Zu den bemerkenswerthen Erscheinungen der jüngsten Zeit auf dem Gebiete der Archäologie und Kunst in Frankreich sind noch zu rechnen: Willemain: „Monuments français inédits" nach Zeichnungen von André Pottier, welche jetzt in Lieferungen erscheinen. (Preis 500 Fr.) — Paul Lacroix gibt eine „Revue universelle des arts" heraus, die in monatlichen Lieferungen erscheint und sich vorzugsweise mit mittelalterlicher Kunst beschäftigt. — Von Monsign. Malou, Bischof von Bruges, erschien eine Broschüre: Iconographie de l'immaculée Conception de la très sainte vierge Marie ou de la meilleure manière de représenter ce mystère." — P. Garucci hat nach der einzigen Handschrift, die im Besitze des Grafen de l'Escalopier in Paris sich befindet, die Hagioglypta: „sive picturae et sculpturae sacrae antiquiores praesertim quae Romae reperiuntur, explicatae a Johanne l'Heureux." (8. XII und 256 mit 49 Holzschnitten, Preis 6 Fr.) herausgegeben. — In Strassburg erschien: „Le symbolisme de la cathédrale de Strassbourg" par l'Abbé Straub. — Ausser dem in Brüssel erscheinenden grossen Werke von Lévy: „Histoire de la peinture sur verre en Europe" erschien die Fortsetzung der „Calques des vitraux peints de la cathédrale de Mons" par Hucher," dann „Notice sur les vitraux de la chapelle Notre Dame-des-Roses à l'église saint Sevrin de Bordeaux" par Mr. l'abbé Notibois. — In Paris wird jetzt auch eine „Imitation de Jésus-Christ" durch 400 der schönsten Miniaturen aus den kostbarsten französischen und fremden Handschriften vom VIII. bis XVII. Jahrhundert illustrirt ausgegeben.

Aus der k. k. Hof- und Staatsdruckerei in Wien.

Jeden Monat erscheint 1 Heft mit mindestens 3 Druckbogen und mit Abbildungen.
Der Pränumerationspreis ist für einen Jahrgang oder zwölf Hefte nebst Register sowohl für Wien als die Kronländer und das Ausland 4 fl. C. M., bei portofreier Zusendung in die Kronländer der österr. Monarchie 4 fl. 20 kr. C. M.

MITTHEILUNGEN
DER K. K. CENTRAL-COMMISSION
ZUR ERFORSCHUNG UND ERHALTUNG DER BAUDENKMALE.

Pränumerationen übernehmen halb- oder ganzjährig alle k. k. Postämter der Monarchie, welche auch die portofreie Zusendung der einzelnen Hefte besorgen. — Im Wege des Buchhandels sind alle Pränumerationen und zwar nur zu dem Preise von 4 fl. an den k. k. Hofbuchhändler W. Braumüller in Wien zu richten.

Herausgegeben unter der Leitung des k. k. Sections-Chefs und Präses der k. k. Central-Commission **Karl Freiherrn v. Czoernig.**

Redacteur: **Karl Weiss.**

№ 2. **II. Jahrgang.** **Februar 1857.**

Zur Baugeschichte der Kirche Maria am Gestade in Wien.

Von Joseph Feil.

(Fortsetzung.)

Als der herzogliche Hofmeister Johann von Liechtenstein wegen eines, noch nicht völlig aufgehellten Vergehens zu Ende des Jahres 1394 plötzlich seiner Würden entsetzt und durch Schiedsspruch vom 6. Februar 1395 mit dem Verluste der Freiheit und des bei weitem grössten Theiles seines reichen Güterbesitzes in Österreich bestraft wurde, fielen auch dessen Häuser in und vor der Stadt Wien [1]) dem herzoglichen Fiscus anheim, so namentlich auch das grosse Liechtenstein'sche Haus nächst der Kirche zu Maria am Gestade.

Als aber im J. 1394 der Grundstein zum neuen Baue an der Mariencapelle gelegt wurde, war Johann von Liechtenstein noch im vollen Glanze seines Ansehens und Reichthums. Da er Patron der Kirche gewesen ist, die er, wie erwähnt, zu einem *Tum* erheben wollte, so unterliegt es keinem Zweifel, dass dieser Bau noch durch ihn unternommen worden ist. An eine Fortsetzung des begonnenen Werkes durch das Haus Liechtenstein, als früheren Patron der Kirche [1]), war nach den erlittenen grossen Güterverlusten

[1]) Kurz: *Albrecht III.*, II. 301. Die bisher ausführlichste und gründlichste Darstellung jenes überraschenden Vorganges hat Lichnowsky's *Gesch. des H. Habsburg* IV, 269—273 geliefert. Herzog Albrecht IV., welcher sich unterm 15. Juni 1398 ausdrücklich als *vogt vnd her* des Caplans an dieser Capelle, so wie namentlich der vom gewesenen Wiener Bürgermeister Michel dem *Gewkramaer* in derselben Capelle gestifteten ewigen Messe, erklärte, um sie gegen Gewalt und Unrecht zu *vogten vnd schirmen* (*Mon. B.* 30, b, 477—478), gab laut Urkunde vom 22. März (nicht Mai) 1402 seiner Gemahlin Johanna zu Leibgeding: *vnser Haus gelegen bey vnserer Frawn Kapellen auf der Stetten hie ze Wienn, das vormaln Hansen von Liechtenstein des alten Hofmaister ist gewesen;* nach deren Tod soll es aber wieder an den Herzog und seine Erben zurückfallen. (Hormayr: *Wien*, II. U. B. 87). Da hier das Bethaus Maria am Gestade, ungeachtet es bereits früher als *ecclesia* bezeichnet erscheint, dennoch Capelle genannt wird, so zeigt sich, dass die bei strengerer Sonderung sich ergebenden Unterschiede zwischen Capelle und Kirche im diplomatischen Gebrauche damals eben nicht geläufig waren. In einer Urkunde des Wiener Stadtarchives vom 19. Nov. 1397, laut deren Niclas der Grinzinger von Nussdorf in diese Mariencapelle eine ewige Messe stiftete, heisst es wieder: der Caplan soll *einem iglcichen pharrer dacz vnser vrawn gehorsam vnd vndertēnig sein als ander Capellen daselbens.*

[1]) In der erwähnten Urkunde vom 29. November 1391 (Mon. boica 30, b.) bemerkt Johann von Liechtenstein (S. 413—414) ausdrücklich, dass die *Cappelle vnserer frawn auf der Stetten ze wienn von mir* (J. v. Liechtenstein) *mein lebtag vnd dornach von meinen zwain pruedern Hertneiden vnd Jörgen vnd vnseren leibserben ze lehen ist, Vnd wann wir vnd vnsere leiberben nicht mer sein dornach alweg von dem eltisten von liechtenstain ze lehen sein schol.* Fast scheint aber mit der wider den gewesenen herzoglichen Hofmeister verhängten Güterconfiscation, namentlich mit der Einziehung der Liechtenstein'schen Häuser in Wien, auch der Verlust des Patronatsrechtes über die Mariastiegen-Kirche für das ganze Haus Liechtenstein verbunden gewesen zu sein. Denn als der Passauer Bischof die erledigte Pfarre zu Altlichtenwarth, in Folge des bereits erwähnten mit Johann von Liechtenstein eingegangenen Tausches, verleihen wollte, hatten, laut Urkunde vom 2. Mai 1409, der herzogliche Hofmeister Heinrich von Liechtenstein, sein Bruder und seine Vettern dagegen Einsprache erhoben und sprachen die Lehenschaft (Patronatsrecht) über die Altlichtenwarther Kirche als ihr ritterliches Erbe an; denn es hätten *der benant Hofmaister vnd sein Brüder Ir Vettern nicht macht noch gewalt gehabt dieselben Lehenschaft vbermgeben* (Mon. boica 31, b, 82), welche, wenn auch von den Herzogen Leopold IV. und Ernst nicht anerkannte Einsprache gewiss nicht erhoben worden wäre, wenn dem Hause Liechtenstein in dem Patronatsrechte über die Kirche zu Maria-Stiegen der Ersatz für die Aufgebung des

nun nicht mehr zu denken. Dafür scheint sich Herzog Albrecht III. mit seinen Nachkommen von nun an als Patron der Kirche zu Maria-Stiegen betrachtet zu haben. Da er seine Kammer durch die am 6. Februar 1395 verfügte Einziehung zahl- und ertragsreicher Liechtenstein'scher Güter namhaft bereichert hatte, so hielt er es in seinem frommen Sinne auch für Gewissenspflicht, sich noch auf seinem Sterbebette der Fortsetzung und Vollendung des bereits 1394 begonnenen Neubaues an dieser Kirche zu versichern. In seiner letztwilligen Anordnung, die, wenn auch nicht datirt, doch nach dem Inhalte zu urtheilen gewiss kurz vor seinem am 29. August 1395 erfolgten Ableben, während der schweren Krankheit abgefasst wurde, von der er zu Anfang desselben Monats befallen worden war, ist nämlich insbesondere folgende Bestimmung enthalten: *Auch schaffen wir daz vnser vettern vnd vnser Sun das paw vnser frawn Capellen auf der Stetten ze Wienn vollbringen als das ist angehebt* [1]; nicht also: *das wir haben angehebt*, wie es gewiss lauten würde, wenn der Herzog selbst den Bau noch unternommen hätte. Die Herzoge Wilhelm und Albrecht IV. erklärten sofort in der wichtigen Einigungsurkunde vom 22. November 1395 ddo. Hollenburg ausdrücklich: *Auch sullen vnd wellen wir das paw vnser frawn kirchen auf der Stetten ze Wienn volbringen als das ist aufgehaben ungeuerleich* [2].

Dass aber während des 1394 begonnenen Neubaues ein Theil des Kirchengebäudes in dem für gottesdienstliche Verrichtungen geeigneten Stande noch aufrecht geblieben, also gewiss nicht etwa das ganze ältere Kirchengebäude niedergebrochen worden war, ist ebenfalls urkundlich erwiesen. Denn unterm 2. October 1396 bekennt Ulrich von Wallsee, zur Capelle *Zu Vnser vrawen auf der Stetten ze Wienn vmb ain Eigs Selampt alle wochen an dem Montag* und um eine Vigil an den vier Quatembern des Jahres u. s. w. 4 Pfund Geld auf seinem Hause, *gelegen gegen dem Rathhaus vber das vormaln des benikein gewesen ist*, gegeben zu haben [3].

Von dem erwähnten Meister Michel rührt unzweifelhaft der Entwurf zu diesem Erweiterungsbaue her; allein vollendet wurde der Bau unter seiner unmittelbaren Leitung gewiss nicht; denn am 22. December 1403, also zu einer Zeit wo derselbe noch am Leben war [1], wird bereits Conrad der Rampersdorfer ausdrücklich als Baumeister des neuen Baues an der Frauencapelle auf der Stetten genannt [2], ohne Zweifel derselbe Kunz (Conrad) Rampersdorfer, welcher am 11. Juli 1408 mit dem Bürgermeister Conrad Vorlauf und dem Rathsmann Johann Rock, im traurigen Bruderzwiste zwischen den Herzogen Ernst und Leopold, ein Opfer seiner Treue für den rechtmässigen Erbherrn dem Schwerte des Nachrichters fiel [3]. Nach Rampersdorfer's blutigem Ausgange, wenigstens noch im Jahre 1417 (1X1A) wird *Dietreich Etzenfelder, dieczeit Pawmeister vnser Frawn Capell auf der Stetten zu Wien* genannt. [4]

Der Bau scheint jedenfalls langsamer fortgeschritten zu sein, als Herzog Albrecht III. († 1395) noch auf seinem Todenbette gewünscht, und die Herzoge Wilhelm († 1406) und Albrecht IV. († 1404) zugesichert hatten.

Auf die allmähliche Vollendung der neuen Bauführung deuten aber die wieder vorkommenden Legate für die Glasgemälde in die Fensterräume hin. Ein solches setzte der Wiener Bürger Christian Kendler in seinem Testamente vom Jahre 1412 aus: *item ich schaff zu vnser frawen auf der Stetten, daz man ein glas sol machen vnd mein*

Patronatsrechtes auf die Pfarre Alt-Liechtenwerth geblieben wäre. In der That finden wir auch von da ab zwar keine weiteren Aufzeichnungen mehr, welche auf die Ausubung des Patronatsrechtes über die Kirche zu Maria-Stiegen von Seite des Hauses Liechtenstein hindeuten. Laut der im Wiener Stadt-Archive noch vorhandenen Verhandlungen erhob späterhin der, wenige Jahre früher zum katholischen Glaubensbekenntnisse zurückgekehrte, regierende Fürst Karl v. Liechtenstein-Nicolsburg in den Jahren 1607 und 1608 den Antrag auf Rücktausch des Patronatsrechtes auf die Kirche zu Maria-Stiegen gegen Abtretung des Patronats auf Alt-Lichtenwerth bei dem Passauer Bischofe Erzherzog Leopold, weil in dieser, wie er sagte, von *seinen Vordern gestifteten und erbauten* Kirche, wo sie bis zur Zeit des Ausbruches der Glaubensspaltung ihr Begräbnis hatten, auch er und seine Nachkommen am liebsten ihre Grabstätte wählen möchten. Allein sein Ansinnen blieb ohne Erfolg.

[1] Rauch: *Script. Rer. Austr.* III, 409.

[2] Eben daselbst 412.

[3] *Not. Blatt f. Kunde österr. Gesch. Quellen.* I, 380.

[1] 1408 erscheint nämlich *Michel der Weinburm* noch als Hausbesitzer in der Johannesgasse, 1418 war er aber gewiss schon verstorben (Feil in den *Ber. und Mittheilungen des Wiener Alterthums-Ver.* I, 292).

[2] Das Wiener Stadt- Geschäften- (Testamenten-) Buch I, 156 enthält nämlich zum Jahre 1403 folgende Aufzeichnung: *des nachsten Sambstags vor dem heylign weinachttag* (22. Dec.) *kam für den Rat Chunrat der Ramperstorff: die zeyt des* (äussern) *Rats der Stat ze wienn vnd Pawmaist: des newen pawes vnss: Frawn Kappeln auf der Stettn ze wienn vnd hat da vor offem rat beckant das In Fraw Ann Vlreichs seligen des preitfeld: witib alles das gar vnd genczleich verrichtet vnd bezalt hat vnd ausgegebn hat, es sey vil oder wenig, chlayn od: gross das der vorgenant Ir wirt ze den egen paw geschafft hat vnd hat auch sev vnd Ir erbn fur sich vnd fur all sein nachkomne die desselben paws nach Im pawmaist: werdent alles das das der egenant vlreych preytfelder zu demselben paw geschafft* (vermacht) *hat, vor dem Rat ledig vnd los gesagt vor all' anspruch mit vrkunt dies gegenwurtign puchs.* (Nach dem Originale.) Fast scheint es hiernach, dass Ulrich der Breitenfelder selbst eine Zeit lang Baumeister dieses neuen Baues war.

[3] Ebendorfer bei Pez SS. II, 835, der den Rampersdorfer als: *Vir canus utroque capite corporis et mentis* bezeichnet. Die Grabschrift der drei Hingerichteten am Boden nächst dem herrlichen Grabmonumente Kaiser Friedrich's IV. im St. Stephansmünster Wien's, findet sich in Tschischka's *Metr. K. zu St. Steph. in Wien*, 1843, 105.

[4] Im Buche der *Käufe C* (Fol. 207), welches sammt den übrigen Gewähr-Satz-Käufe- und Grundbüchern vom Wiener Magistrate gelegenheitlich der neuen Organisirung der Gerichtsbehörden an das Grundbuchsamt des Wiener Landesgerichtes abgegeben worden, seitdem aber verloren gegangen ist. Die obige Anführung v. J. 1417 konnte daher nicht nach dem Originale, sondern nach einer Aufzeichnung im handschriftlichen Nachlasse des fleissigen Forschers um die Vorzeit Wien's, J. Schlager, mitgetheilt werden.

zeichen darein, daz man ainen merbelstain vber mein Grab sol kaufen; woraus gefolgert werden möchte, dass wenigstens der Bau des Langhauses zu jener Zeit bereits der Vollendung nahe war. Noch 1427 im Testamente des Ritters Weikhard Sulczperger kömmt ein ähnliches Legat vor, nämlich er *schafft, das sein Schwigerson ain Glass machen lass zu vnser lieben Fraw hie auf der Stetten, vnd darein gemalt die lieben Herrn Sand Erasem vnd Sand Sebastian vnd Fabian vnd vnden meine Hausfrawn vnd mich vnd vnser beider Schilt darzu gesact* [1]). Schade, dass diese Glasgemälde nun nicht mehr vorhanden sind, um mit Sicherheit zu erkennen, an welchem, damals also gewiss bereits ausgeführten Theile des Kirchengebäudes dieselben angebracht wurden.

Wenn alle Verhältnisse zusammengefasst werden, so ergibt sich, dass der neue Bau der Verlängerung des Langhauses im Jahre 1394 begonnen und ungefähr zwischen den Jahren 1412—1427 zu Stande gebracht wurde, und dass sich vielleicht die 1417 vorkommende Betheiligung des Baumeisters Etzenfelder etwa zumeist auf den Aufbau des Thurmes beschränkt habe. Leider ist bis jetzt über die Zeit der Vollendung des letzteren noch kein probehältiges Datum zum Vorschein gekommen; denn die in jüngster Zeit vorgebrachte Anführung, dass der Thurm 1437 ausgebaut worden sei, beruht, wie weiter unten angeführt wird, auf einem offenbaren Irrthum. Wenn vielleicht schon die erwähnten Legate zur Beischaffung von Glasgemälden für die Mariencapelle 1412—1427 zu Gunsten unserer Annahme über die Zeit der Vollendung des 1394 angefangenen Baues des erweiterten Langhauses sprechen möchte, so könnten etwa auch folgende Stiftungen darauf bezogen werden. Der Verweser und Caplan dieser Capelle, Andre von Grillenberg, an welchem Orte er vordem Pfarrer gewesen, hat in diese Capelle 1411 ein Frühamt zu Ehren der heiligen Dreifaltigkeit gestiftet [2]), und in einer Urkunde vom 23. Februar 1414 [1]) wird eines ewigen Lichtes *für das heilig Chreutz von luck* [2]) gedacht, zu dessen Beleuchtung weiland Niclas Rorklob *hincz vnser frawn auf der Stetten ze wienn* 2 Pfund Burgrechtsgeld geschafft hatte [3]).

Und somit wären nach dem dermaligen Standpunkte der Forschung die Daten erschöpft, aus welchen für die ältere Baugeschichte unserer Kirche Folgerungen abgeleitet werden könnten. Was insbesondere unsere Annahme betrifft, welche die Ausführung des noch vorhandenen hohen Chores, sammt dem in der Bauanlage mit diesem übereinstimmenden oberen Theile des Langhauses, der zum Jahre 1353 urkundlich erwiesenen Bauführung, deren Vollendung aber der Zeit Herzog Rudolph's IV. (1358—1365) zuweiset, — die Erweiterung des Kirchengebäudes durch die

---

1) Schlager *Wiener Skizzen* V, 417—418, 421.

2) Andre, Chorherr des Doms und derzeit Official des Hofes zu Passau, Pfarrer zu Grillenberg, dann Verweser und Caplan *vnser Frawen Kappellen auf der Stetten hie ze Wienn*, hatte in dieselbe Capelle ein Amt *von der heiligen drivaltigkait all tag ze Primzeit ze singen* gestiftet, und zur *volpringung sölichs gotsdienstes* mehrere aus seinem Eigenthume angekaufte Güter gewidmet. Herzog Albrecht IV. als Landesfürst bestätigte diese Stiftung unterm 10. August 1411 nicht nur, sondern gab auch, damit *dieselb Stifft dester beleiblicher sei*, zu seinem, dann zu seiner Vorfahren und Nachkommen Seelenheil, dazu *die Gemech in dem Stokch, die ettwenn zu dem Pharrhof derselben Kappellen gehöret habent, mit dem garten, als der vormals bei demselben Pharrhof ist gewesen vnd als dieselben Gemech daselbs berürent*, zum bleibenden Nutzgenusse des jeweiligen Caplans und Verwesers dieser Capelle gegen dem, dass man täglich, *wenn man dasselb ampt singet*, seiner Vorfordern und Nachkommen *mit ainem offenn pet gen dem volk andechtikleich gedenk.* (*Notiz. Bl. f. Kunde österr. Gesch. Quellen.* III, 304.) Derselbe Caplan Andre kaufte unterm 20. April 1412 zu demselben Frühamt der heiligen Dreifaltigkeit von den Brüdern Hanns und Ulrich Würffel noch weitere Gülten und Güter zu Gumpendorf, worunter auch *ain Saffran Garten* erwähnt wird. (*Mon. boica.* 31, b, 108 — 110.) Während nun hier stets von einem Frühamt der h. Dreifaltigkeit die Rede ist, welches *Andre von Grillenberg* in der Wiener Frauencapelle am Gestade gestiftet hatte, zeigt es nach einem anderen Documente, dass er eine ähnliche Stiftung auch in dem Passauer Dom gemacht habe; denn unterm 3. April 1415 erklären sich der Dompropst Wenzel und das Domcapitel zu Passau verbindlich, *die History der heiligen Triualtichait die ihr korbruder her Andre von Grillenperg dieczeit vnsers genedigen herrn von Passaw Official ze Wienn gestift hat, auf vnserm Tum ze Passaw an nachsten montag vor gotsleichnamstag lobleich vnd hochczeitleich mit aller tagzeit gelewtt vnd ander zugehörung als dann sölher gestifter histori daselbs gewonhait vnd sit ist, Järleich begeen vnd aufrichten* zu wollen für 2 Pfd. Wien. Pf. *ewigs Gelts die vns oder vnserm Obristen Kellner in Oesterreich ein yeder Kapplan vnserer Frawen Kappellen ze Wienn Järleichen zu der vorbenanten hystori vnd tag vnuerczogenlich raichen sol von dem gut vnd holden zu Gumppendorff datz sand Giligen, das er vmb sein aigen gut* von Hans und Ulrich Würfel gekauft hat (l. c. 132—3). Die hier mehrmals erwähnte Historie der h. Dreifaltigkeit gehörte sofort unter jene, auf der Passauer Synode 1437 erwähnten: *historiae, quas Kathedralis Ecclesia Pataviensis ex singulorum institutione observat, decantat aut solemnisat* (Hansiz, *Germ. Sacr.* I, 564, b.), und dürfte hier das Wort *historia* im Sinne *pro ipso festi officio* genommen sein. (Ducange — Henschel, *Gloss. med. et inf. Lat.* III, 672.) So wurden für den Passauer Dom 1447 *ain ewige Hystori Placebo vnd gedechtnisse*, und 1473 *drey ewig hystorien vnd fünf Jerteg vnd gedechtnusse gestiftet* (*Mon. boica.* 31, b, 384, 526). Demnach müssen beide Dreifaltigkeits-Stiftungen des Andreas von Grillenberg, nämlich jene für die Mariencapelle und die für Passau, genau unterschieden werden. Derselbe Andre von Grillenberg, Passauer Domherr und Official, oberster Caplan und Verweser der Frauencapelle in Wien, kaufte zu dieser Capelle noch unterm 19. Juni 1415 weitere Güter und Gülten (l. c. 136—141). Dass Andreas im Jahre 1415 gestorben ist, bewies die Inschrift auf seinem Grabsteine, der einst in dieser Kirche vorhanden war, und von welchem weiter unten noch die Rede sein wird.

1) Original auf Pergament im Wiener Stadtarchiv.

2) Luck heisst eine Stadt im damaligen Polen, heutzutage in Russisch-Volhinien gelegen. Sollte dieses Kreuz etwa von dort hierher gelangt sein? Bei den damaligen Beziehungen des österreichischen zum polnischen Fürstenhause wäre eine solche Annahme immerhin möglich. — Oder ist vielleicht das Kreuz vom bestandenen Prämonstratenser-Kloster Bruck im Znaimer Kreise hierher übertragen worden; denn Klosterbruck hiess im Lateinischen Luca, mährisch Lauka (Schwoy: *Top. v. Mähr.* III, 246, Wolny III, 106; vgl. auch *Archiv f. K. Öst. G. Quell.* II, 14.)

3) Einzelner Altäre in dieser Kirche geschieht in den Urkunden des Wiener Stadtarchives öfter Erwähnung, so 1380 des St. Andre- und Magdalenen-Altars; 1409, 1434, 1444 des St. Annen-Altars; 1438—1439, 1481 des Hieronymus-Altars, noch 1474 des bereits erwähnten Eilftausend Jungfrauen-Altars u. s. w.

Verlängerung des Langhauses bis zur heutigen Stirnseite in die Zeit von 1394—1427, endlich den Aufbau des Thurmes ins Ende des zweiten Decenniums des XV. Jahrhunderts verlegt, so kann nur eine eingehende sachkundige Würdigung der Bauweisen an diesen, in keinem Falle nach einem gemeinschaftlichen Plane und gleichzeitig ausgeführten Gebäudetheilen jene Annahme festigen oder entkräften. Der zur Aufhellung der Baugeschichte dieser Kirche dermal zu Gebote stehende probehältige Stoff dürfte wohl zunächst nur zu den von uns vertretenen Folgerungen berechtigen. Anderweitige Annahmen aber, welche etwa den 1394 begonnenen Neubau auf den dermaligen Chor beziehen und den Bau des verlängerten Schiffes sammt dem Thurme einer spätern Zeit zuweisen möchten, würden aber den urkundlich sichergestellten Beweis, dass im Jahre 1353 (s. o. S. 14) wirklich ein Bau dieses Kirchengebäudes im Werke war, negiren, oder auf ein nun nicht mehr vorhandenes Gebäude beziehen müssen, und würden sofort schwerlich jene Klippen zu umschiffen vermögen, die solcher Annahme nach den vorangeschickten gleichzeitigen Beweisstellen entgegentreten; denn es müsste dabei nothwendigerweise vom XIV. Jahrhunderte ab noch eine dritte Bauperiode unterschieden werden, für deren Aussonderung es aber an jedem urkundlichen Haltpunkte gebricht. Denn wollte der Bau von 1353 nicht dem dermaligen Chore zuerkannt, sofort angenommen werden, aus jener Zeit sei dermal nichts mehr vorhanden, so dass die Grundsteinlegung vom Jahre 1394 auf den Bau des heutigen hohen Chores bezogen werden müsste, so hätten wir keinen einzigen urkundlichen Beweis für die Zeit der Ausführung der, offenbar erst später vorgenommenen Verlängerung des Langhauses zur Hand.

Die eben auch aufgetauchte Annahme, dass wohl gar der untere Theil des heutigen Langhauses, vom Thurme bis zur dermaligen Stirnseite, jünger sei als der Chor mit dem ihm zunächst liegenden Theile des Schiffes, bedarf aber bei dem zweifellosen älteren Gepräge in der Bauweise des letzteren Gebäudetheiles, schon von Standpunkte architektonischer Würdigung keiner Widerlegung.

Auf die Baugeschichte uns beschränkend, haben wir nur noch der wesentlichsten Beschädigungen, welche die Kirche im Laufe der Jahrhunderte erlitt, dann der Versuche zur Wiederherstellung und inneren Ausstattung zu erwähnen.

Die auf dem Weihwasserkessel nächst der Sacristei eingehauene Jahrzahl 1Ճ90 (1490) und das Jahr 1515 am steinernen Geländer des Musikchores liefern monumentale Beweise für die Zeit der Ausführung einiger neuerer Herstellungen.

Die hohe Lage der Kirche hart am Rande der Stadtbegränzung nach Norden hin, setzten sie während der beiden Türkenbelagerungen zunächst den Zerstörungs-Geschossen der Barbaren aus. Namentlich hatte der hochaufstrebende, die umliegenden Gebäude weit überragende Kirchthurm mit seiner zierlichen Blumenkrone wesentliche Beschädigungen erlitten, obgleich der Feind seine Hauptangriffe nicht von dieser Seite versucht hatte, wobei schon wegen des nahen Donauarmes und des steil ansteigenden Terrains begreiflich bei einer Belagerung als nicht Operationsbasis gewählt werden konnte. Während der ersten Türkenbelagerung 1529 befand sich in der Umgegend unserer Kirche das sechste Quartier Ernst's von Brandenstein, und auf der Höhe nächst der Kirche waren einige Grobgeschütze aufgeführt [1]). Erst nach Verlauf einiger Jahre wurde zur Wiederherstellung des arg beschädigten Thurmgebäudes geschritten und die Ausführung dem Steinmetzmeister Benedict Kölbl übertragen, der die mühevolle Arbeit in den Jahren 1534—1536 zu Stande gebracht hat. Die hierauf bezüglichen Documente, welche sich im Wiener Stadtarchive befinden, theilen wir aber ebenso ihres bezeichnenden Inhaltes wegen als insbesondere desswegen mit, weil in jüngster Zeit ein arges Versehen Anlass gegeben hat [2]), beide Documente dem Jahre 1437 zuzuweisen, und auf die Vollendung des ersten Baues dieses Thurmes zu beziehen.

Supplication Maister Benedictn Stainmessen.

Fürsichtig Hochweis genädige Herrn. Als Ich in dem 3. Jar von Niclosen Spieshamer vnd seiner Hausfrau mein Behausung erchaufft vnnd Er 300 P. P. zu Vnnser Frauen Khirchen auf d' gestetten allhie schuldig gewest, Ist mir das ainhundert P. von E. gn. gegen empfahung der gwer sambt dem Zins also satzweis auf zwai jar bewilligt vnnd vergint worden. In solcher mittler Zeit hat sich zu vnnser Frawen obgemelt das gefärlich vnnd schwär sorglich thurmb gepew zuetragen, des ich mich auf beder herrn Stat Camerer vnd des Hern Schachtner Khirchmaister anlangen vnnd begern vnd'wunden, wiewol anfenngkhlich durch die beed: Stat Khamrer vnnd Khirchmaister mit mir vmb mein besoldung ain Red beschehen aber nichts entlichs beschlos: worden. dann mir nit muglich zu wissen gewest was vnnd wie sich die sach in dem werch vnnd in was Zeit die Zuuolenden sich zutragen wirt, derhalb Iche bis Zuuolendung angestelt darauf nichs begert noch bisher ainicherlay entpfangen. So Ich aber drei Jar daran gearbait vnnd als ain Maister Staynmess Hanndwerch alle sorg schwärn lasst Muhe vnd arbait auf mich genomen den getragen vnnd solch thurmb gepew mit dem

[1]) Vergl. die grosse Rundansicht Wien's, 1530 zu Nürnberg durch Hans Meldemann herausgegeben, 1851 durch A. Camesina in treuer Copie mittelst Farbendruck wiedergegeben. Sonderbarer Weise ist dort das Gebäude der Kirche zu Maria-Stiegen in solcher Art verkehrt gezeichnet, dass der Chorabschluss dort angebracht ist, wo sich eben die Stirnseite der Kirche befindet; dagegen ist der Thurm mit seinem kuppelartigen Aufsatze von zierlich gegliedertem Gestein hier ebenso deutlich zu erkennen, als auch auf der ältersten bisher bekannten Ansicht Wien's vom Jahre 1483 (in den *Ber. und Mittheilungen des Wien. Alterth. Ver.* I. 237 durch Camesina mitgetheilt) und auf jener von 1493 in Schedel's Buch der Chroniken (l. c. 3).

[2]) Tschischka: *Geschichte der Stadt Wien.* Stuttg. 1847, S. 130—132.

gefärlichen Russten aufwerffung der Mass Im Staynwerch, Zurichtung vnnd aufziehung des Zewgs vnnd gehauttn stain, Versetzung vnnd verpindung der selben, mit meinen gesellen nach höchsten meinen Vleis mit aller notturfft das Eysenwerch vnd andren versehen vnnd Ich also mit d' Hilf vnnd aus genad Gottes solch gepew vollendet, des beed Herrn Stat Camrer vnnd herr Khirchmeister sambt den verständigē werchlewttē alhie besichtigt vnnd beschawt vnd als Ich hoff vnterdenlich befunden, Bin Ich wol Innen worden was sich Zutragen mir begegnet vnnd in was gefärlickhait vnnd veranntwortung Ich mit dem Thurmb gestandū vnnd was ich für arbait gethen hab, das ich mit warhait wol sprechen khan vnd mag: das Ich meer als ain werkhmaister zu sandt Steffan alhier so wochentlich 2 P. P. gehabt verdient hab. welichs sich vber die 180 P. lauffen wurde; damit aber E. gn. vnnd menigkhlich spur vnnd einsehen moge, das ih E. gn. noch die khirchen nit beschwäre, sunder noch in vil weniger dann Ich was verdient hab Nemben wil, So ist mein vnthertänig bitt an E. gn. die wollen mich vmb solch mein vorangezaigten gefärlichhait sorglich dienst Muhe vnnd arbait vmb solchen langen meinen verzug meins solld der dreier Jar hie bey d'geweer in E.g: grundtpuch der schuld so ich zuthuen muessig vnnd ledig zellen, den satz so ich derhalb gethan widerumb aufthuen lassen; das wil ich vmb E. gn. als meinen genädigen Herrn vnnd vmb gemaine Stat zu khunftigen Zeiten verdienen etc.

E. gn.

williger

Benedict Khöbl
Stainmess.

Von aussen Aufschrift:
Dem khirchmaist' auf d' Gstett'n zuzestellen Burgermaister vnd Rat dieser sachen halben furderlich seinen bericht zethun.
Pfincztags 29 Feb. Ao. 37.

Supplication Jorg Schachtner kirchmaister bey vnnser fraven.

Edel hochgelert fursichtig hochweiss genedig herrn nachdem Eur gen. aufs wenedickht kolbl des Stainmezen Suplirenn mier beuolchen Euer gen. vnnderricht zu thuen, Nun gen. Herrn der herr Schrantz als oberisten kamrer vnnd Ich haben mit dem wenedickht kolbl des Turn pauss halben vmb sein belonung beschlossen, nemlich als vmb Achtzig P gulden, wiewol sich wenedickht kolbl der achczig gulden gewidert hat diess geferlichen gepawss halben, Nun hat mir doch der herr Schrantz Allen gewallt mit dem wenedickht kölbl zuhanndln Geben, So hab ich als kirchmaister mit dem wenedickht kolbl gehandelt das er sich das paw soll vnnd'winden vnd sein kunst vnd fleiss daran nit sparn, das Im ein Err sey vnd dem Turn vnnd gemainer Stat nutz, souerhoff ich gegen ainen Ersamen Rat vnd meinen gen. Herrn als die oberisten kirchmaister Ime ein Böserung zuerberwen, So Nun disess gepaw zum beschluss Erraicht, ist Herr Sewastian Schrantz auch der vnderkamrer vnd Ich mit sambt den werichtmaistern, so disen Turn Inwendig vnd auswendig besichtigt und bestigen, so ist ainiger mangel oder vnfleiss disses Turn gepewss nit befunden worden. wie den Eur gen. Als die hochuerstendigen nit annderst pefinden werdt Nun Secz Ichs Eurn gen. haimb. wellet solichs alss die hochverstendigen die weil wenedickht kölbl piss Jnnss drit Jar disses geferlichen gepewss an seiner besoldung nichts emphangen das selbig wolle Eur gen. auch Erwegen.

E. Gen.

Vnnd'thanig'
Franz Schachtner
kirchmaister bey vnnser fraw:
auff d' Gstetten.

Von aussen: *Burgermaist' vnd Rat bewilligen Maister Benedictn Kölbl Stainmessen in ansehen seins vleiss vnd mue, die ain hundt Pf. wie Er begert verfolgen zelassen vnd den satz dargegen aufzetun.*
Sambstag den 10. Marcy Ao. 37.

Allerdings sind beide auf Papier geschriebenen Documente nur mit den beiden letzten Zahlen der Jahresbezeichnung (37) versehen; wenn aber schon die ganze Form des Inhaltes, und vor allem die Schriftzüge selbst nicht dem leisesten Zweifel Raum lassen, dass 1537 das Jahr ihrer Ausfertigung war, so bemerken wir, zumal für jene, welche nicht Gelegenheit haben, durch die unmittelbare Einsichtnahme sich von der Form der Schriftzüge zu überzeugen, noch insbesondere, dass der im letzteren Documente erwähnte Oberkämmerer Schrantz wirklich in den Jahren 1532, 1537, 1538, 1548 und 1549 die Würde eines Stadt-Oberkämmerers bekleidete. Zum Überflusse wird zur Entkräftung des letzten Zweifels nur noch bemerkt, dass auch die Datirung dieser beiden Documente eben nur dem Jahre 1537 entspricht. Dieses Jahr war ein gemeines, und kein Schaltjahr. Sonderbarer Weise ist aber das erste Document vom 29. Februar datirt; der 28. Februar fiel damals auf einen Mittwoch, also der (offenbar nur durch ein Versehen des Concipienten statt des 1. März angenommene) 29. Februar auf einen Donnerstag *(Pfincztag)*. Auch der 10. März des Jahres 1537 fiel richtig auf einen Samstag, wie solchen das zweite Document ansetzt. Im Jahre 1437 aber fiel der 29. Februar (rectius 1. März) auf einen Freitag, der 10. März auf einen Sonntag.

Wir wollen vorübergehend nur erwähnen, dass der berühmte Melchior Khlesl bei seinem ersten Auftreten

in Wien passauischer Official gewesen ist, und dadurch mit der Kirche zu Maria-Stiegen in unmittelbarer Beziehung gebracht wurde. Es ist bekannt, dass der durch Khlesl's Einfluss zum Abte des Cistercienserstiftes Zwetl erhobene Ulrich Hackel (1586—1607) das neben dem Passauer Hofe gelegene Haus als neuen Stiftshof ankaufte, und eine Thüre unmittelbar in die Zimmer des nebenan wohnenden Khlesl durchbrechen liess, um mit seinem Freunde den unmittelbarsten Verkehr erleichtert zu haben [1]).

Auch bei der zweiten Belagerung Wiens durch die osmanischen Barbaren im Jahre 1683, während welcher der Passauer Hof als Spital für die an der Ruhr Erkrankten verwendet wurde, erlitten Kirche und Thurm neuerdings bedeutende Beschädigungen.

Wegen Abganges eines eigenen Kirchenvermögens blieb aber die Wiederherstellung der ruinirten Gebäudetheile durch zwei Jahre aufgeschoben. Erst am 9. Juli 1685 beauftragte der Stadtrath, über Ansuchen des Passauer Officials: *die Erforderente Reparirung des Kirchen Thurm allda neben andern Vnumbgenglichen notturfften* in Angriff nehmen zu lassen, den Unterkämmerer, den Augenschein vorzunehmen, und über das Ergebniss unter Vorlage des Kostenüberschlages zu berichten. Endlich wurde über die dringende Vorstellung des Kirchmeisters bei unserer lieben Frau an der Gstötten, wegen baldiger Vollendung der am 14. August 1685 bewilligten Reparirung dieses Gotteshauses, *damit dises lang differirte werkh nunmehr Jhr endt erreichen vnd dem Gottshaus nit mehres etwa schaden anerwachsen möge*, und über die Frage, wie sich namentlich in Betreff *der von der Kirchen abgestembten Stain die bereiths maistens vertragen* werden, zu benehmen sei, vom Stadtrathe unterm 15. September 1685 beschlossen, dass *zu reparirung besagten, in verwichener Türkhen Belegerung ruinirten Gottshauses* in Ermanglung eigener Kirchengelder aus den vorhandenen Pupillengeldern ein Vorschuss von 400 fl. gegen Ersatz dargeliehen werde.

Im Jahre 1696 finden sich weiterhin Verhandlungen wegen Herstellung der Canzel und Übertragung des Gnadenbildes so wie in Betreff der Begrabung der Verstorbenen, 1697 hinsichtlich der Reparatur der Orgel [2]).

Der Glockenstuhl wurde 1698 hergestellt, die grösste der drei Glocken 1706 aufgehangen [3]). Nachdem unter Kaiser Joseph II. unter anderem auch alle bis dahin der geistlichen Gerichtsbarkeit des Passauer Bischofes unterstandenen Pfarren vom Domstifte zu Passau losgerissen worden waren, wurde namentlich die Kirche zu Maria-Stiegen 1785 der Pfarre bei den Schotten incorporirt [1]). Im nächsten Jahre liess der Kaiser dem Wiener Magistrate bekannt machen, er wünsche, dass dieser es übernehme, den sogenannten alten Passauer Hof nebst der Kirche von Maria-Stiegen niederzureissen, und ein neues Gebäude aufzuführen, welches zum Versatzamte dienen sollte, wogegen das Haus, in dem sich dieses bis jetzt befand, dem Magistrate zum Geschenke gemacht werden wollte: welches Anerbieten der Magistrat aber ablehnte, da er ohnehin mit den Kosten zur Herstellung des Gebäudes für die Criminaljustiz und des Bürgerspitals allzusehr bebürdet sei [2]). So wurde denn dieses ehrwürdige Gebäude lediglich aus Rücksichten der Ökonomie gerettet! Bei der, namentlich in jener Abolirungsperiode hinlänglich bekundeten Consistenz des, den feindseligen Abbrechungsversuchen mit oft kaum zu bändigender Hartnäckigkeit widerstrebenden Bauwerkes an alten Kirchen, deren viele damals um den Materialwerth an den Meistbietenden losgeschlagen wurden, hätte der Wiener Magistrat durch die Übernahme der Verpflichtung die Kirche abzubrechen, gewiss ein sehr unökonomisches Geschäft gemacht, wie dafür nach anderweitigen Erfahrungen zahlreiche Beweise vorliegen [3]).

Doch blieb das Stift Passau in dem, bis zum Friedensschluss von Lüneville (1801) selbstständigen, 1803 aber mit der Stadt im Umkreise von 500 Toisen u. s. w. an Baiern abgetretenen Fürstenthume gleichen Namens noch im Besitze der Kirche und des alten Stiftshofes in Wien, bis 1805 durch den Pressburger Frieden alle passauischen Güter in Österreich für den österreichischen, und die in Baiern gelegenen Güter dieses Stiftes für den bairischen Religionsfond eingezogen wurden. Doch ward noch mit Hilfe der vorhandenen Messstiftungen der Gottesdienst noch bis zum Jahre 1809 fortgesetzt, wo aber das verlassene Kirchengebäude dem siegreichen Feinde als Fruchtmagazin überlassen, und theilweise als — Pferdestall benützt wurde! Altäre mit ihren Statuen und ihrer alten Bilderzier wurden

---

[1]) *Kirchl. Top. v. Osterr.* XVI, 120; Bergmann: *Medaillen* II, 39; Hammer's *Khlesl* I, 50 u. s. w.

[2]) Wiener Staatsarchiv.

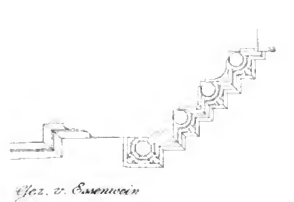
[3]) Böckh a. o. O. 25, wo überhaupt mehrere, weil zunächst nicht auf die Baugeschichte bezüglich, hier nicht weiter benützte Anführungen zu finden sind, und namentlich auch (S. 21) das Zeichen der Lilie in einem Wappen im „*fünften lichten Glasfenster*" abgebildet ist. Auch wird daselbst (S. 17 und 45) erwähnt, dass sich am alten Credenztische an der linken Seite des Hochaltars das Wiener Stadtwappen mit der Aufschrift: *Lorens Richter* (das andere Mal wird er *Reidter* genannt) *des äusseren Rathes Kirchenmeister bey unserer Frauen auf der Gestätten A. D. 1644* befand.

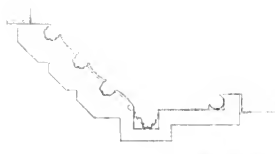
[1]) A. a. O. XII, 147—148.

[2]) Geisler: *Skizzen aus dem Charakter und Handlungen Joseph's II.* VII, 68.

[3]) Erinnern wir uns nur beiläufig an die Schwierigkeiten, mit denen z. B. die Abtragung der Frauenkirche in Baden verbunden war, (Mayer: *Miscellen über den Curort Baden* I, (1819) 54) dann dass die alte Ludwigscapelle an der Minoritenkirche zu Wien nur dadurch in ein Wohnhaus umgestaltet werden konnte, indem man die alten Streben stehen liess und sie untermauerte (Feil: in Schmidl's *Österr. Blätt. f. Lit. u. Kunst*, 1845, S. 73); dass die sehr schöne St. Wolfgangscapelle zu Kirchberg am Wechsel nur desswegen noch besteht, und, wenn auch ohne Dach, noch längerhin zur Befriedigung der Antiquare den Unbilden der Zeit trotzen wird, weil sich, als das 1782 entweihte ehrwürdige Gebäude licitatorisch ausgeboten war, wegen der mit der Abbrechung verbundenen Kosten kein Kauflustiger gefunden hatte! (Feil a. a. O. 542) u. s. w.

Lebény.





Gez. v. Essenwein

verwüstet, die alten Statuetten unter den zierlichen Baldachinen an den Pfeilern verschleppt und zertrümmert; Grabsteine versanken unter der Last, welche eine rücksichtlose Magazinirung ihnen aufgebürdet hatte. Schon früher waren schöne Einzelheiten der alten Kirchenzier zur Ausschmückung des neuen Ritterschlosses zu Laxenburg verwendet worden; so wurde das eine der hohen Fenster des sogenannten Empfangssaales im runden Thurm mit Glasschildereien aus dieser Kirche ausgefüllt, wo sie noch heut zu Tage in ihrer ganzen Schönheit wohlerhalten prangen; ebendort sind auch die an den Wänden angebrachten Sitze, Reste des alten Chorgestühls von Maria-Stiegen [1]).

In diesem Zustande der Verwüstung wurde das entweihte Gotteshaus der Redemtoristen-Congregation überlassen, und, nachdem dasselbe eine durchgreifende Restauration und neuerliche Ausschmückung erhalten hatte, am 24. Dec. 1820 feierlich eingeweiht [2]). Die Kirche verdankt der Congregation eine Reihe wesentlicher Verschönerungen, und wenn auch den alten Grabdenkmälern [1]) in diesem Gotteshause leider jene Sorgfalt nicht zu Theil wurde, welche das Benedictinerstift Schotten beim Umbau des alten Kreuzganges den dort befindlichen Grabsteinen gewidmet hat, wenn ferner auch G. Mohn's Glasschildereien, die damals hier angebracht wurden, und über welche man seiner Zeit etwas zu viel Rühmens gemacht hat [2]), in Bezug auf die Dauerhaftigkeit des Farbenschmelzes die Probe nicht bestanden haben, so gehört doch die, allmählich von richtigerem Tacte geleitete schöne Ausstattung des Gotteshauses, vor allem aber der, durch den Architekten Thomas Marzik (s. oben Seite 15) entworfene und 1845/6 ausgeführte, schöne Hauptaltar [3]), an dem das Zierwerk soviel als möglich mit dem architektonischen Schmucke des Gebäudes in Harmonie gebracht wurde, zu den dankenswertheren Versuchen der Restaurationen alter Kirchen.

(Der Schluss folgt.)

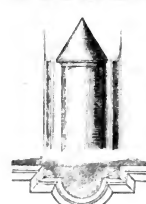
Die romanische Kirche zu Lébeny (Leiden) in Ungarn.

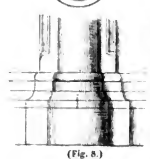
Gezeichnet und beschrieben vom Architekten A. Essenwein.

(Mit zwei Tafeln.)

(Schluss.)

Das Langhaus der Kirche hat an den Seitenschiffen eine Lesenentheilung. Jede Lesene ist an den Ecken gegliedert und hat einen halbrunden Pfeiler auf der Fläche (vgl. Fig. 8, 1/10 w. G.), der jedoch nicht den Charakter einer Halbsäule hat, da der Sockel des ganzen Gebäudes sich ebenfalls um ihn verkröpft und derselbe oben durch eine konische Spitze bekrönt ist. Die Eckgliederung der Lesenen löst sich über dem Sockel und unter dem Gesimse auf. Das ursprüngliche Hauptgesimse ist nicht mehr vorhanden.





(Fig. 8.)

Die Fenster sind klein, stehen sehr hoch und sind bloss mit einfacher Schräge eingefasst. Obgleich rundbogig geschlossen, sind sie doch am nördlichen Seitenschiff nicht bogenförmig construirt, sondern mit zwei Steinen überdeckt, die in der Mitte des Fensters mit einer Fuge zusammenstossen, und aus denen die Bogenform ausgehauen ist. Das Mittelschiff, das nicht sehr hoch aus den Dächern der Seitenschiffe heraustritt, hat ebenfalls eine Lesenentheilung. Unter dem Gesimse sind die Lesenen horizontal verbunden und bilden so Umrahmungen der Wandflächen, welche die rundbogig geschlossenen Fenster enthalten, deren Überdeckung hier aus Keilsteinen bogenförmig construirt ist. Die Kanten der Lesenen und ihrer Horizontal-Verbindung sind ausgekehlt und in der Kehle sassen Reihen von Kugeln, die jezt jedoch fast alle abgeschlagen sind und sich nur am östlichen Giebel erhalten haben.

An der Südseite des Seitenschiffes befindet sich ein kleines Portal, das in der Anlage, Durchbildung und Ornamentik dem westlichen ähnlich ist. Es hat indess nur drei Säulchen zu jeder Seite; die Übereinstimmung mit dem Riesenthore von St. Stephan in Wien zeigt sich auch hier, indem die eine zwischen Säulchen vortretende Kante ganz dieselbe Stabdurchkreuzung hat wie sie in einer Kante jenes Portals vorkommt (Fig. 9). Das Sockelgesimse steigt ebenfalls wie am Westportale als äusserste Einfassung bis zum Kämpfer empor, doch stösst sich das Profil an demselben ab, ohne vorher aufgelöst zu sein.

Die Ostseite der Kirche (vgl. die Abbildung auf Taf. I) hat drei Absiden, die niedriger sind als die Schiffe, denen sie sich anschliessen, so dass namentlich über der mittlern eine

[1]) Weidmann in den *Beiträgen zur Landesk. v. Österr u. d. Enns* II, 280, 287.

[2]) Das Nähere hierüber bei Böckh a. a. O. 27—32.

[1]) Über welche im Verlaufe dieser Zeilen die nähere Andeutung folgen wird.

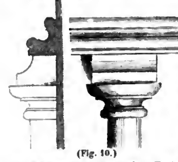
[2]) Hormayr *Archiv*. 1821, S. 44—47 von Primisser.

[3]) Das verkäufliche plastische Modell zu diesem Altare befindet sich dermal noch in den Händen der Witwe Marzik, Wien, Gumpendorf, Mariahilfer Hauptstrasse Nr. 407.

hohe mit dem Giebel bedeckte Schlusswand des Schiffes sich erhebt. Dadurch erhält die Kirche eine hübsche Gruppirung, die bei dem Mangel eines Querschiffes zu einförmig geworden wäre, wenn die Absiden in gleicher Höhe als Schluss des Schiffes angelegt wären. Die mittlere Apsis, grösser als die beiden seitlichen, hat als Wandgliederung fünf Säulchen, die über einem Gesimse auf Consolen vor die Wandfläche vortreten; ein Bogenfries bekrönt sie, der jedoch nicht wie bei den deutschen Bauten mit der Wandgliederung in Verbindung tritt, so dass einzelne Schenkel etwa auf dem Capitäl der Säulchen aufliegen [1]). Säulchen und Bogenfries stehen ganz getrennt neben einander. Am Seitenschiff der Kirche zu Heiligenkreuz bei Wien [2]) ist der Bogenfries mit einer Lesene in Verbindung, auf deren Mitte eine Halbsäule angebracht ist, welche mit der Gesimsdeckplatte als deren Trägerin in Verbindung steht. Hier aber ist auch diess nicht der Fall; die Gesimsplatte verkröpft sich um das Capitäl der Säule als dessen Deckplatte, und der Bogenfries ist neben dem Capitäl geradezu abgeschnitten, so dass jedesmal zu beiden Seiten des Capitäls eine tiefe Lücke bleibt. Der Bogenfries ist gleich den deutschen dieser Zeit aus einzelnen Platten zusammengesetzt, und nicht wie viele frühere deutsche aus kleinen Keilsteinen construirt. Er ist an den Schenkeln abgerundet, wie diess auch bei der Kirche in Heiligenkreuz sich findet. Bemerkenswerth ist das Profil (*a b* Fig. 11), das so tief eingekehlt ist, dass der Rundstab ganz frei steht, indem die Kehle bis auf die Mauerfläche zurückgeht.



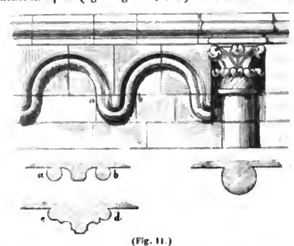
(Fig. 9.)



(Fig. 10.)

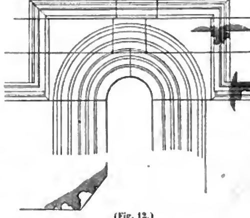
Die Fenster der mittlern Apsis sind klein, mit einfacher Schräge eingefasst und wie die des nördlichen Seitenschiffs mit zwei bogenförmig ausgehauenen Steinen überdeckt, deren Bogen jedoch nicht ganz regelmässig ausgefallen sind, während im Allgemeinen die Steinmetzarbeit der Kirche sehr genau und sorgfältig gefertigt ist.

Die kleinen Absiden haben ebenfalls Bogenfriese als Krönung, deren untere Schenkel kreisförmig sind. Das Profil ist jedoch nicht so tief eingekehlt als an dem Friese der mittleren Apsis (vgl. Fig. 11, *c d*). Ein kleines Fenster bringt ins Innere der Seiten-Absiden Licht. Diese Fenster sind mit einem reichen Profil umrahmt. Der Fugenschnitt ist jedoch ganz derselbe wie am nördlichen Seitenschiffe und der grossen Apsis, so dass anzunehmen ist, dass das reiche Profil jedenfalls erst nach dem Versetzen der Steine gearbeitet ist, da die Art, wie der Fugenschnitt das Profil durchschneidet, für die Bearbeitung geradezu unmöglich wäre.



(Fig. 11.)

Das Gesimse, welches die Hauptapsis umgibt und über welchem die Säulchen beginnen, setzt sich um die kleinen Absiden fort, wo es indess so hoch sitzt, das es sich als vierseitiges Überschlaggesimse über die Fenster wegziehen muss. Bemerkenswerth ist dabei die Änderung des Profils (vgl. Fig. 12), da das Gesimsprofil als Überschlag nicht passend gewesen wäre, und sich desshalb in in anderes auflöst.



(Fig. 12.)

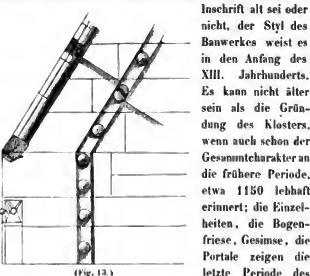
Über den Neben-Absiden steigen zwei Halbgiebel gegen den mittleren in die Höhe, als Schluss der Pultdächer des Seitenschiffes. Der über der mittleren Abside in die Höhe steigende Giebel ist in einer der Lesenentheilung des Mittelschiffes entsprechenden Weise umrahmt. In den Kehlungen dieser Umrahmung sind die Kugeln stehen geblieben, die am Mittelschiff fast alle abgeschlagen sind (Fig. 13).

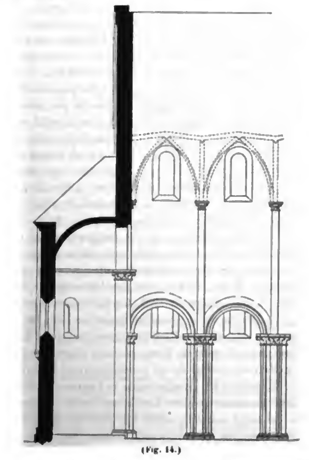
An der nördlichen Seite des Mittelschiffes ist unter dem Hauptgesimse die Zahl 1206 eingehauen, jedoch in modernen Zahlzeichen. Sie soll indessen alt sein und nur bei der

[1]) Vgl. Kallenbach's Atlas zur Geschichte der deutsch-mittelalterlichen Baukunst, Taf. IX, Fig. 2. Das Mittelschiff des Klosters Bürglein bei Jena dagegen Fig. 1. Seitenschiff der Kirche auf dem Petersberge bei Erfurt, wo die Anordnung der unsrigen ähnlich ist.

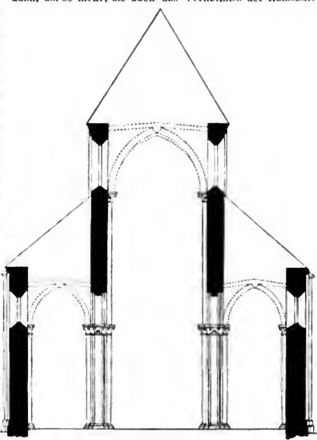
[2]) Vgl. Mittelaltl. Kunstdenkmale des öst. Kaiserstaates, herausgegeben von Dr. Heider, Prof. v. Eitelberger u. d. Architekten Hieser, S. 43, Fig. 7.

letzten Restauration diese Änderung in den Zeichen erhalten haben um die Inschrift lesbar zu machen. Ob nun diese Inschrift alt sei oder nicht, der Styl des Bauwerkes weist es in den Anfang des XIII. Jahrhunderts. Es kann nicht älter sein als die Gründung des Klosters, wenn auch schon der Gesammtcharakter an die frühere Periode, etwa 1150 lebhaft erinnert; die Einzelheiten, die Bogenfriese, Gesimse, die Portale zeigen die letzte Periode des romanischen Styls, den Übergang zum gothischen deutlich an. Noch mehr Fortschritt auf den gothischen Styl hin zeigt das Innere.


(Fig. 13.)


(Fig. 14.)

Die bedeutende Höhe gibt ein ganz dem gothischen Styl entsprechendes Querschnittsverhältniss, das insbesondere bei der Kürze der Kirche auffallend ist. Die Schiffe werden durch Pfeiler getrennt, die einen kreuzförmigen Grundriss haben, mit Halbsäulen auf jeder Fläche und dünnen Dreiviertel-Säulchen in den Ecken des Kreuzes. Die Säulchen haben indess ein solches Übergewicht gegen die Grundform des Pfeilers, dass man bereits die Pfeiler als einen Dienstbündel betrachten kann, um so mehr, als auch das Verhältniss der Halbsäulen

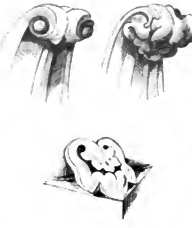

(Fig. 15.)

schon so schlank ist, dass sie Dienste genannt werden können. Der Fuss der Pfeiler ist jedoch nicht gemeinschaftlich. Jeder Dienst hat seinen eigenen attischen Fuss mit Eckblatt; die Ecken des Pfeilers schneiden ohne weiteres in die Füsse der Säulchen ein (Fig. 16, gezeichnet im Massstabe der Portals; die Durchschnitte Fig. 14 und 15 sind im Massstabe des Grundrisses auf Taf. I gezeichnet $^1/_{200}$). Die Capitäle der Dienste sind sehr weit ausgeladen, doch setzt sich in den Arcadenbogen genau das Pfeilerprofil fort. Die Arcadenbogen sind Halbkreise; in den Gewölben über


(Fig. 16.)

der Vorhalle ist jedoch der Spitzbogen bereits eingetreten, so dass er auch für die ehemalige Wölbung bestimmt sein mochte, da er in der mittelalterlichen Kunst überhaupt zuerst als Constructionsform auftritt. Die Ornamentik der Capitäle ist die gleiche wie am Portal. (Fig. 17 gibt einen dieser Knäufe; daneben sind die Überschlagknospen von einigen Eckblättern gezeichnet, welche die Übereinstimmung mit den gleichzeitigen deutschen und französischen Blättern zeigen. Das Eckblatt des Säulenfusses ist vom südlichen Portal.) Alle acht Dienste haben Knäufe in gleicher Höhe; der dem Mittelschiffe zugekehrte setzt sich jedoch über demselben fort und hat oben beim Gewölbanfange abermals einen Knauf. Die Fenster stehen im Mittelschiff sehr hoch, da die Seitenschiffdächer hoch gegen das Mittelschiff ansteigen. In den Seitenschiffen stehen je drei Dienste als Gewölbgurtenträger an der Wand. Die Gewölbe sind jedoch weder im Mittelschiff noch in den Seitenschiffen die ursprünglichen. Diese waren Rund- und Spitzbogenkreuzgewölbe mit Diagonalrippen, wie die noch erhaltenen Gewölbe unter den Thürmen und über der zwischen den Thürmen in der Höhe der Seitenschiffe abgeschlossenen Halle, über welcher sich eine Emporbühne als Musikchor befindet.





(Fig. 17.)

Der untere Theil des nördlichen Thurmes ist gegenwärtig durch eine Treppe verbaut, welche auf diese Musikbühne führt. Von der ursprünglichen Treppe ist nichts mehr zu sehen, so dass anzunehmen ist, dass sie in den dicken Umfassungsmauern der Thürme in die Höhe führte, wie diess bei einigen romanischen Kirchen der Fall ist.

Die Absiden sind mit einfachen Halbkuppeln bedeckt, welche über einem ringsumlaufenden Kämpfergesimse aufsitzen. (Da jedoch der Grundriss der Absiden etwas über den Halbkreis verlängert ist, so sind die Gewölbe nicht bloss Halbkuppeln, sondern sie haben eine kleine tonnengewölbte Verlängerung gegen den Triumphbogen.) Die Absiden sind nur um eine Stufe über dem Kirchenfussboden erhöht; in jeder derselben sind an der Südseite zwei kleine rundbogig geschlossene Mauernischen, die zur Aufbewahrung der für das heilige Messopfer nöthigen Gefässe während des Opfers bestimmt sind.

An der Südseite schliesst sich im Osten die Sacristei an, welche im Innern ebenfalls noch die Formen des XIII. Jahrhunderts zeigt; ein mit spitzbogigem Kreuzgewölbe bedeckter und mit Diagonalrippen versehener Raum, dessen Diagonalrippen dasselbe Profil von Fig. 18 *a* zeigen, welches die Rippen unter den Thürmen gliedert. (Fig. 18 *b* ist das Profil der Diagonalrippen unter der Orgelbühne.) An der Ostseite der Sacristei ist eine kleine rundbogig geschlossene Nische, in welcher ein Altar steht. Ein kleines Rundfensterchen in der Rückwand der Nische, zwei kleine halbrund geschlossene Langfensterchen zu beiden Seiten der Nische sind noch alt, während ein grosses neues Fenster in die Westseite gebrochen ist. Unter dem südlichen Fensterchen neben der Altarnische ist eine grosse viereckige Öffnung in die Wand gehauen, die einen Falz hat, so dass sie durch eine Thüre geschlossen werden konnte, und die somit ein zur Aufbewahrung bestimmter Wandschrank ist.

a (Fig. 18.) *b*

Der gegenwärtige Zustand der schönen Kirche ist sehr vernachlässigt, das Innere oft übertüncht, so dass fast keines der schönen Knaufornamente deutlich ist; Altäre, Kanzel Kirchenstühle sind unpassend; an den äussern Profilen sind alle Ecken abgeschlagen; an den Ornamenten fehlen die meisten Blattüberschläge. Auch die jetzigen Gewölbe des Mittelschiffes und der Seitenschiffe sind eine ungenügende spätere Erneuerung für die fehlenden alten Gewölbe. Die Kirche hatte in den Türken- und Revolutionskriegen viel zu leiden [1]). Im Anfange des XVII. Jahrhunderts wurden im Kriege die Mönche alle ermordet mit Ausnahme eines Laienbruders, der auf der Meierei Baratföld fortwirthschaftete. Später hatte das Stift weltliche Commendatoren, darunter einen Georg Himmelreich, der es seinem Schwager schenkte. Dieser übergab es den damals gerade in Ungarn eingeführten Jesuiten, welche bei ihrer Einführung den Benedictinern in der Seelsorge aushalfen und auch in Raab die öffentlichen Schulen besorgten, woher es auch kommen mag, dass die Martinsberger Benedictineräbte es nicht reclamirten. Im

[1]) Die Geschichte der Entstehung und der weitern Schicksale des Klosters verdanke ich der gütigen Mittheilung des hochw. Herrn Pfarrers zu Lébény.

Jahre 1772, also kurz vor Aufhebung des Ordens, „verschönerten“ die Jesuiten die Kirche und veränderten die Eingänge. Nach Auflösung des Jesuitenordens kam die Abtei in Besitz der ungarischen Hofkammer, wo sie bis in die 20ger Jahre verblieb. In diese Zeit fällt die Tünchung des Innern, wie auch der Portale. Durch Tausch kam die Abtei dann in Besitz der Familie des Ministers Grafen Zichy. In den 30ger Jahren wurde der Kreuzgang und die Abtei bis auf einen kleinen Flügel ohne architektonischen Werth abgetragen, der jetzt als Pfarrhaus dient. 1838 wurde die Kirche zur Pfarrkirche erhoben und um diese Zeit die alte Pfarrkirche abgetragen. Ein Brand beschädigte die Kirche im Frühjahr 1841. Sie wurde nothdürftig hergestellt, die fehlenden Gesimse aus Ziegeln gemauert; und doch wäre sie würdig durch eine gründliche sachgemässe Herstellung im alten Glanze wieder zu erstehen. Da sie aber ohne alle Mittel ist, muss alle Hoffnung auf die Grossmuth ihres jetzigen Patrons, Freiherrn Simon v. Sina, gerichtet werden.

Die Truchsesse von Emerberg.[1])

Von Joseph Bergmann.

Zu den ältesten uns bekannten Geschlechtern Österreichs und der Steiermark zählen wir das der Truchsesse von Emerberg. Seinen Namen führte es von der Burgveste Emerberg, die auf einer zum Theile felsigten Anhöhe nordwestlich von Wiener-Neustadt in Trümmern liegt.

Die geschäftige Volkspoesie hat aus dem Namen Emerberg eine Sage gedichtet, die wir nach Wolfgang Lazius de gentium migrationibus Lib. VI, p. 194 in Kürze erzählen. Auf dem Berge, den nun die Ruine Emerberg ziert, stand einst ein Kirchlein. Dessen Messner hatte einen schönen Knaben, welcher seinem Vater aus der herzoglichen Burg zu Neustadt Wasser holte. Der Herzog sah den Knaben, behielt ihn bei sich, liess ihn erziehen und beschenkte ihn später so reichlich, dass er dort, wo sein Vater Messner war, eine prächtige Burg bauen konnte, der er den Namen Emerberg (Eimerberg) gab. Zum Andenken an jenen Wassereimer, den er als Knabe getragen hatte, nahm er einen goldenen Schöpfeimer im blauen Felde in sein Wappen auf. Wir finden aber die Emerberge, die ersten uns bekannten Truchsesse der Steiermark, zu welchen in jener Zeit (bis zur Theilung am 25. September 1379) der alte Püttengau gehörte, schon früher als unter Leopold VI. Wiener-Neustadt (1192—1194) und die dortige Herzogsburg gebaut war, und so fällt die Erzählung des Lazius wohl ins Reich der Mährchen. Der fleissige Wissgrill, der in seinem Schauplatze des landsässigen niederösterreichischen Adels, Wien 1795, Bd. II, 393 f. dieses Geschlecht vorführt, nennt schon im Jahre 1182 einen Durine von Emerberg. Dr. Andreas von Meiller weiset in seinen mustergiltigen Regesten von 1156 bis 1246 oftmals den Namen Berthold von Emerberg als Zeugen nach; so nennt er S. 65 im Jahre 1186: „Pertoldus de Emberbereh et filius eius; dann am 28. Aug. 1201 Bertholdus de Embirberch dapifer ducis; ferner 1202 Pertholdus de Emerberch, und endlich am 5. Jänner 1246 Bertholdus de Emberherch[2]), den ich für den gleichnamigen Sohn oder Enkel (Berthold II. oder gar III.) des in der Urkunde von 1186 genannten Berthold halten möchte.

Nach Wissgrill schrieb über Emerberg Professor und der Medicin Doctor J. A. Schultes in seinem historisch-malerischen Taschenbuch von und für Österreich, Wien 1804 bei Degen, S. 21 f. mit der Abbildung der Veste nach einer Zeichung von Meillard und von Duttenhofer in Kupfer gestochen; dann findet man von dem um die mittelalterlichen Baudenkmale Österreichs und der Steiermark vielfach verdienten k. k. Conservator Herrn Joseph Scheiger einen gediegenen Aufsatz als Resultat eines Ausfluges in einige Umgebungen von Neustadt in des Freiherrn von Hormayr Archive 1826, Nr. 1 und 4, welchen Herr Maximilian Fischer im VIII. Bande S. 140 ff. der ersten Abtheilung der kirchlichen Topographie Österreichs, Wien 1832, getreulich benützte. Wir erwähnen hier, dass Perthold von Emerberg, wahrscheinlich der oben in der Urkunde von 1246 erwähnte,

[1]) Vgl. den Aufsatz des Conservators Herrn Jos. Scheiger: „Ein archäologischer Ausflug nach Feldbach, Fehring und Pertlstein in Steiermark. (Mittheilungen I, 248—251), zu welchem wir übrigens noch folgende Verbesserungen nachzutragen haben:

S. 249, 1. Sp., Zeile 20 v. oben lies: „Rieggersburg“ statt „Rieppersburg“.
„ „ „ „ „ 13 „ unten „ „mächtigen“ „ „kräftigen“.
„ „ 2. „ „ 8 „ oben „ „wallend“ „ „rollend.“
„ 250, 1. „ „ 24 „ unten „ „wollte“ „ „konnte“.
„ 251, 2. „ „ 1 „ oben „ „bewohnbaren“ „ „brauchbaren“.
„ 251, „ „ „ 12 „ „ „ „Dolch und Busogany“ statt „Dolch aus Busogany“.
(Busogany wurde der ungarische Streitkolben und Commandostab, ja sogar das Scepter des ungarischen Königs genannt.) D. Red.

[2]) Die alte Schreibung ember weiset auf ein-bar oder ein-par hin. Ein-ber (von beran, tragen, vgl. Bahre, pleon. Tragbahre), eimbee, ember, embir (vgl. Aim-ber, östr. Am-per), jetzt Eimer bedeutet seiner Etymologie nach ein Gefäss mit einer Hand, wie Zu-bar (d. i. zui-ber, zui-per, lat. amphora) ein Gefäss mit beiden Händen zu tragen. Der Name Emerberg erinnert mich unwillkürlich an ähnliche in Baiern und Schwaben, z. B. Emersacker, Emershofen bei Illertissen etc., aus welchen Landen in alter, mittlerer und neuer Zeit so viele Familien stromah nach Österreich eingewandert sind. Überhaupt erfordern derlei gründliche Forschungen ein näheres Eingehen in die ursprüngliche Schreibung und Bedeutung aller Orts- und Familiennamen, die so oft in innigem Zusammenhange sind, und man beginnt allenthalben denselben grössere Aufmerksamkeit zu widmen. Der Leser möge mir ein Beispiel beizubringen erlauben. So hatte Stotzingen, einige Meilen von Ulm gelegen, ein altadeliges und seit 29. Juli 1591 freiherrliches Geschlecht des gleichen Namens, das im Jahre 1592 in den nieder-österreichischen Herrenstand aufgenommen wurde, und im Jahre 1651 erloschen ist. Diese Herren von Stotzingen führten gleichfalls ein sprechendes Wappen, nämlich einen silbernen Wasserkübel (wie eine Butte gestaltet) mit drei goldenen Reifen beschlagen. Stotz bedeutet in einem Theile Schwabens und in Baiern Stamm, Klotz, wie auch einen Kübel, so noch im Bregenzwalde ein Schmalzstotz = Schmalzkübel.

im Jahre 1236 von dem Herzoge Friedrich dem Streitbaren seine Veste, das nahe Starhemberg und mit diesen beiden das ganze Gebirg erhielt. Ein späterer Berthold von Emerberg folgte den glücklichen Fahnen K. Rudolph's in Österreich. Als König Ottakar in der heissen Schlacht auf dem Marchfelde den 26. August 1278 die Todeswunde empfing und plündernde Krieger ihn seiner Rüstung und Kleider entblössten, nahm der von Perchtoldsdorf von seinem Reitbuben eine Decke und deckte die Blösse des Sterbenden, den er mit Wasser labte; bald aber hauchte der König in Berthold's von Emerberg Armen sein Leben aus. In der Reimchronik des Steiermärkers Ottokar's von Horneck († gegen 1318) bei Hieronymus Pez, Band III, S. 155, Cap. CLXIII heisst es:

„An der selbing Zeit
Chom geriten aus dem streit
Von Emerperig Herr Perichtold,
Als (wenn) er dauon nicht wissen wolt,
Sein (des Königs) haupt legt er in sein Schoȥ,
Er chlagt, daȥ er waȥ (war) bloȥ,
Der von Perichtoltstorff
Vber in do warf
Ain Schapprawn [1]),
Den nahm er seinem Garczawn [2]),
Er begund in mit waȥȥer laben.
— — — — — — —
— — — — — — —
Dem Druchseczen in der hend
Der Kunig Ottakcher starib.“

Fugger nennt in seinem Ehrenspiegel S. 104 die Merenberger, gleichfalls aus steirischem Adel, welche dem Könige die Todeswunden beibrachten. Palacky in seiner Geschichte von Böhmen, Bd. II, Abtheil. I, S. 275 lässt unsern Berthold Schenken (sic) von Emerberg, wohl nach einer andern Quelle, schlecht wegkommen. Er nennt ihn, wahrscheinlich mit dem Mährenberger verwechselnd, „einen Schändlichen, indem er an Ottakar, der als Gefangener sich ihm ergeben hatte, Rache nahm, weil sein Bruder einst unter des Königs Regierung hingerichtet worden war. Er und andere Österreicher seines Standes rissen den wehrlosen König zu Boden, durchbohrten seinen Nacken mit einem Speere, tödteten ihn mit siebzehn Stichen, höhnten dann noch den Todten und trieben verruchten Spott mit dem selbst aller Kleider beraubten Leichnam eines königlichen Helden.“ Vorerst muss erwiesen werden, dass Ottakar einen Bruder Berthold's hingerichtet habe. Hier findet ohne Zweifel eine Verwechslung mit dem von Mährenberg Statt, dessen Bruder oder Vetter Seifried hingerichtet worden war. Vor allen wird Milota von Dědic, ehedem Landeshauptmann in Steiermark und nunmehriger Oberstkämmerer in Mähren, des Verrathes geziehen [1]). Des ersteren gleichnamiger Sohn Berthold nahm tapfern Antheil an den Kriegszügen gegen den Grafen Iwan von Güssingen oder Güns, der mit seinen Brüdern zu wiederholten Malen (1286—1289) in Herzog Albert's angränzende Lande verheerend eingefallen war [2]); ferner stellte er nach Horneck Cap. CCCXCV einhundert Mann gegen die Ungarn, als sie im J. 1291 unter König Andreas Ungarisch-Haslau und Rorau eingenommen hatten und bis Wien Raub, Mord und Brand auf entsetzliche Weise verbreiteten (vergl. Kurz a. a. O. I. 133). Er zog angeblich 1304 mit K. Albrecht gegen die Böhmen und schlug die mit ihnen verbundenen wilden Cumanen in die Flucht. Nach Horneck, Cap. DCCXCII. S. 800 war Berthold ein Mann „der stets darnach warb, dass löblich waren seine Werke,“ und starb [3]) im selben Jahre mit Albero von Puechhaim und Ulrich II. von Paldau, Bischof zu Seckau, der als berühmter Verbesserer der Kirchenzucht genannt wird und am 4. Februar 1308 starb. Berthold kann daher nicht auf dem Reichstage zu Speyer im September 1309, auf welchem Herzog Friedrich der Schöne mit einem zahlreichen Gefolge von Edelleuten erschien, die Anklage gegen die Mörder seines königlichen Vaters verlesen haben, wie es bei Wissgrill II, 395 heisst. Auch Horneck meldet hievon nichts.

Vom Jahre 1331 bis 1349 war Hartwig von Emerberg Abt des Cisterzienserstiftes Rain.

Das Wenige über die spätern Truchsesse von Emerberg, Albero und Friedrich I., Amelrich und Friedrich II., die wir nach den uns dermals bekannten Quellen nicht mehr im Felde oder am Hofe der Landesfürsten nachzuweisen vermögen, ist bei Wissgrill II. 395 angeführt. Sie lebten wohl meist auf ihren Besitzungen, nämlich Emerberg, Dunkelstein und Herrantstein (Herrnstein) in Österreich, dann auf der Veste Bertholdstein (j. Pertlstein), die wohl von einem der Emerbergischen Bertholde ihren Namen erhalten hat, Halbrain und Klöch oder richtiger Klech.

Zu Amelrich's Söhnen zählen wir auch Berthold IV., den Wissgrill und Andere nicht kennen. Er ist seiner Lebenszeit nach jener Berthold, der im Jahre 1403 starb und dessen Grabstein zu Fehring in der Nähe von

---

[1]) D. i. caparo, capero und occitanisch capayron, tegmen capitis, cuculla nach du Cange, später französ. chaperon.

[2]) Garczawn, mittelhochdeutsch garzûn, franz. garçon, Knappe, Page, der dem Ritter Schild und Speer nachträgt etc.

[1]) Quo (Milotâ) dissimulante, fratris mortem animo revolvens, a prelio retrocessit, et fune in collum Ottakari misso a suis seorsum obnubilatus sub galea ducitur et relinquitur. Et mox ab Australibus atque Styriensibus in ultionem sanguinis amicorum, quos indebite necaverat clamans horribiliter et affidationem promittens, acutissimis gladiis est pertossus. Vid. Johann. Victoriens. († circ. ann. 1343), edit. Joh. Friedr. Böhmer, Stuttgart 1843, pag. 311; dann Kopp's König Rudolph und seine Zeit, Leipzig 1845. Bd. I, 269 mit den Anmerkungen.

[2]) Dass Berthold in einer Schlacht gegen die Böhmen umgekommen sein soll, wie Wissgrill II, 395 andeutet, wird von Horneck in der angeführten Stelle nicht erzählt.

[3]) Vgl. Österreich unter den Königen Ottokar und Albrecht I., Linz 1816, von Franz Kurz, Thl. I, S. 112—116, und im Detail bei Horneck, Cap. CCLXIX.

Bertholdstein in diesen Blättern (I, 249) beschrieben und abgebildet ist. Dem pensionirten k. k. Hauptmann Eduard Pratobevera in Gratz verdanke ich Auszüge aus zwei Verkaufsbriefen: *a)* Percbtold der Drugsatz von Emerbereh verkauft seinem Bruder Dietegen 37 Pfd. Gelt in der Schrenz und Preitenau um 103½ Pf. Zeuge der ehrbare Kneeht Hans von Chlech. Geben nach Christi Geburt dreizehenhundert jahr und in dem zwai vnd achzigisten an Sand Valenteinstag des heiligen Martirers (14. Februar);

b) Perchtold Herren Amelrich's Sohn des druxsetzen von Emerberch verkauft an Anna die Fridwergerin seinen Antheil an dem von dem Bischofe zu Salzburg zu Lehen habenden Wein- und Getreidezehent zu Dietreichstorf um 67 Pfd. W(iener) Pf. im J. 1384 am pfintztag (Donnerstag) an sant valenteins Tag.

Friedrich der Jüngere von Emerberg, Truchsess in Steier, war auch des Herzogs Ernst des Eisernen Küchenmeister, welches Amt durch seine Tochter Katharina, Gemahlin Lorenzens Wurmbrand zu Stuppach, an dieses uralte Geschlecht gelangte [1]. Dieser Friedrich hatte zwei Söhne: α) Friedrich III., der von 1441 bis zu seinem Tode am 3. April 1452 auf dem Stuhle des heil. Rupert zu Salzburg sass und β) Dieteg, von Andern auch Dietrich genannt, der zugegen war, als K. Friedrich III. am 10. September 1452 seinen Mündel Ladislaus Postumus an Ulrich Grafen von Cilli vor Wiener-Neustadt bei jener Säule an der Wienerstrasse übergab.

Dieser starb um 1455 als der Letzte seines Namens und hinterliess von Amalia von Limberg die Tochter Ursula, welche ihre väterlichen Güter Bertholdstein, Halbenrain an ihren Gemahl Leutold von Stubenberg, Landeshauptmann in Steier, brachte. In den Familienarchiven der Grafen von Stubenberg und Wurmbrand dürfte Näheres über die Emerberger zu finden sein. Auffallend ist, dass Reinprecht III. von Walsee, der nach Baron von Hoheneck III, 825 im J. 1450 gestorben ist, schon Truchsess in Steier genannt wird, da doch noch der letzte Emerberg lebte. Der Letzte der Mächtigen von Walsee, Reinprecht IV., starb im Mai 1483 und hierauf ward nach desselben Angabe S. 829 dieses Erbamt Georgen von Pottendorf verliehen und nach dem Erlöschen dieses Geschlechtes (nach Wurmbrand S. 314) von K. Maximilian I. im Jahre 1508 dem Grafen Heinrich von Hardegg, dessen Nachkommen dasselbe noch bekleiden.

[1] Comitis de Wurmbrand Collectanea genealogico-historica. Viennae 1705. pag. 320.

Die Stiftskirchen zu Griffen und Oberndorf in Kärnthen.

Von J. Freiherrn v. Ankershofen.

Ein und eine halbe Stunde östlich von Völkermarkt, zwischen der alten Heunburg und dem Markte Griffen, in einem kleinen abgeschiedenen Nebenthale steht in einer für klösterliche Contemplation ganz geeigneten Abgeschiedenheit die Pfarrkirche Oberndorf mit der dabei aufgebauten Prämonstratenser Propstei B. V. M. in Griventhal. Unter der Regierung K. Joseph II. erlag auch diese nach mehr als fünfhundertjährigem Bestande dem Aufhebungsfieber, wurde mit den dazu gehörigen Gütern eine Religionsfondsherrschaft und in neuester Zeit an den Herrn Ferdinand Grafen von Egger, Besitzer der benachbarten Güter Haimburg, Markt Griffen, Ehrenegg und Weissenegg, mit Vorbehalt des Capitelgebäudes als Wohnsitz der Pfarrgeistlichkeit, veräussert. Durch einen im Anfange unseres Jahrhunderts stattgehabten Brand wurde ein Theil des Stiftgebäudes zur halben Ruine; aber auch das noch Bestehende bietet neben den Erinnerungen an einen, wenn auch nicht prachtliebenden, so doch eine gefällige, reine Einfachheit anstrebenden Baugeschmack — die betrübenden Spuren eines allmählichen Verfalles dar.

Die urkundlich Praepositura Beate Marie Virginis in griventhal genannte Propstei Griffen wurde durch den Bischof Eckbert von Bamberg, nachdem er hiezu die Einwilligung seines Capitels bereits am 14. Februar 1235 erwirkt hatte, gegründet und in Folge der Stiftungsurkunde vom 5. April 1236 mit Gütern dotirt, welche an Bischof Eckbert durch seinen Bruder, Heinrich Markgrafen von Istrien aus dem Geschlechte von Andechs, gekommen sind [1].

Sie wurde bei der alten Kirche in Oberndorf, welche an die neue Stiftung überging, gegründet und hiess daher ursprünglich Praepositura Oberndorfensis. Als Eckbert's dritter Nachfolger, Bischof Berthold von Bamberg, an die von jenem gestiftete Propstei im Griffenthale das Katharinenhospital zu Villach übergab, erscheint in der hierüber am 15. Mai 1258 ausgefertigten Urkunde die genannte Propstei bereits unter dem Namen ecclesia B. Mariae in Griffental [2].

Der ursprüngliche Name Praepositura Oberndorfensis und der weitere Umstand, dass Ulrich Graf von Heunburg und seine Gattin Agnes die neue Stiftung in so ausgezeichneter Weise beschenkten, dass sie als die zweiten Stifter bezeichnet wurden [3], hat bei Megiser [4] und Valvasor [5] den Irrthum veranlasst, dass der Prämonstratenser Orden durch Herzog Ulrich von Kärnthen im Jaunthaler Eberndorf eingeführt worden sei.

[1] Kopierbuch von Wolfsberg S. 178, nun im k. k. Staatsarchive.

[2] Eichhorn's Beiträge zur älteren Geschichte und Topographie des H. Kärnthen, I. S. 234—236.

[3] Wolfsberger Kopierbuch, S. 177.

[4] Kärnthner'sche Chronik, S. 24.

[5] Topographie von Kärnthen, S. 33.

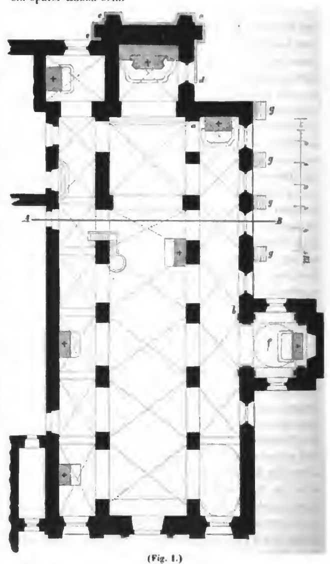
Die erste Prämonstratenser-Colonie erhielt das Griffenthal aus dem fränkischen [1]) Prämonstratenser-Kloster Vesera oder Veseera [2]). Von dorther kam auch der erste Propst, Konrad, welcher jedoch schon im vierten Jahre nach der Stiftung seiner Propstei, am 10. Februar 1240 gestorben sein soll [3]).

Der Beginn des Klosterhaues wird dem vierten Propste Pilgrim [4]), welcher seinem Vorfahrer Gottfried im Jahre 1251 nachgefolgt sein soll, die Vollendung des Kloster- und Kirchenhaues aber dem fünften Propste Konrad II., welcher im Jahre 1252 urkundlich vorkömmt [5]), zugeschrieben. Die erste Kirchenweihe soll Bischof Herbort von Lavant im Jahre 1271 vorgenommen haben [6]). Von späteren Umbauten oder Neubauten ist aus den bisher bekannten Geschichtsquellen nichts zu entnehmen.

Die dem Capitelgebäude südlich angebaute Stiftskirche hat die Richtung von West nach Ost und ist eine dreischiffige Pfeilerbasilica mit einem um vier Zoll über dem Fussboden des Hauptschiffes erhöhten Chore und einem um drei Stufen über den Chor erhöhten apsisartig ausladenden, geradlinig abgeschlossenen Presbyterium (Fig. 1). Auch das südliche Nebenschiff, dessen Aussenwand allein sichtbar ist, da dem nördlichen Nebenschiffe das Klostergebäude angebaut wurde, ist geradlinig abgeschlossen.

Über der Vorhalle befindet sich als Empore der Musikchor. Das Mittelschiff ragt über die beiden, halb so breiten Nebenschiffe beiläufig um ein Drittheil empor, und ist von denselben durch Pfeilerarcaden geschieden (Fig. 2). Die halbrunden Arcadenbögen ruhen auf den einfach gegliederten Kämpfern der viereckigen, kräftigen Arcadenpfeiler. Haupt- und Nebenschiffe haben das Kreuzgewölbe; nur in der Fortsetzung des südlichen Nebenschiffes, welches jedoch ein späterer Zubau zu sein scheint, ist der gedrückte Spitzbogen bemerkbar. Gewölbeträger sind im Hauptschiffe Wandstreifen, in den Nebenschiffen theils die Kämpfer der in jene vortretenden Arcadenpfeiler, theils Consolen. Beide Nebenschiffe setzen sich zu beiden Seiten des Chores fort, und dem nördlichen ist noch weiters zur Seite des Presbyteriums eine Capelle zugebaut. Aus dem nördlichen Nebenschiffe tritt man durch ein viereckiges Portal in den Kreuzgang. Über dem Gewölbe des nördlichen Nebenschiffes befindet sich der Capitelsaal, welcher sich als Empore der Aussenwand des Hauptschiffes anschliesst. Die kleinen Fenster über den Arcadenbögen und die grösseren in den Nebenschiffen haben den Rundbogen.

Dem südlichen Nebenschiffe ist die Rosenkranzcapelle (lit. *f* des Grundrisses) angebaut, sie hat das Kuppelgewölbe, eine achteckige Laterne und sehr spitzen Helm und dürfte ein später Zubau sein.



(Fig. 1.)

Wegen des Anbaues des Klostergebäudes ist äusserlich nur die Westfront, dann die Umfangsmauer des südlichen Nebenschiffes und theilweise die des Presbyteriums sichtbar.

Es fehlt jedes Ornament an Gesimsen oder sonstigen Bautheilen. Der östliche Theil der Umfangsmauer des südlichen Nebenschiffes ist durch einfache, offenbar der Neuzeit angehörige Streber verstärkt (*g* des Grundrisses und *h* des Aufrisses *A B*), den Ecken des Abschlusses des Presbyteriums sind aber die kräftigen Pfeiler (lit. *c*) vorgestellt. Die Hauptfaçade war bemalt, hat Nischen für Heiligenstatuen und erinnert an den Renaissance-Giebel. Das Hauptportal in derselben ist viereckig und schmucklos. Das Nebenschiff hat das Pultdach, das Hauptschiff das Satteldach, welches sich über dem Abschlusse des Presbyteriums in ein gewöhnliches Walmdach abschrägt. Thürme fehlen

[1]) Ussermann Episc. Wirzeb. p. 486.

[2]) Annal. Praemonstrat. in Neugard's Episc. Lavant, P. II, §. IX (Handschrift in der Handschriftensammlung des kärnt. Geschichtsvereines).

[3]) Catalogus Praepositorum in den annal. Praemonst.

[4]) Der Catalogus Praepositorum scheint das Todesjahr Pilgrim's mit 1267 anzudeuten; da jedoch sein Nachfolger Konrad bereits im Jahre 1252 urkundlich vorkömmt, so liegt obiger Annahme offenbar ein Irrthum zu Grunde.

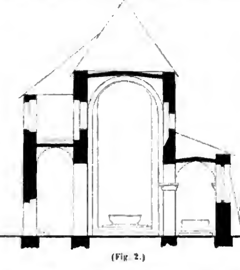
[5]) Trudpert Neugart Hist. mon S. Pauli, II, p. 35.

[6]) Catalog. Praep.

und nur über dem Chore befindet sich ein Dachreiter für das Chorglöckchen.

Die Kirche ist von Bruchsteinen aufgeführt, äusserlich und im Innern weiss übertüncht und zeichnet sich durch eine ungemein gefällige Einfachheit aus. Deutliche Spuren eines Umbaues sind nicht vorhanden.

Wenn erwogen wird, dass der Bau der im Jahre 1271 durch den Lavanter Bischof Herbort eingeweihten Kirche der Periode des frühgothischen Styles angehören würde, an der gegenwärtigen Stiftskirche aber keines der Anzeichen der Bauweise jener Zeit wahrzunehmen ist, so muss sich der Zweifel aufdringen, ob wohl unter der gegenwärtigen Stiftskirche die verstanden werden könne, welche im Jahre 1271 eingeweiht wurde, oder ob nicht der gegenwärtige Bau der Zeit der Wiederaufnahme romanischer Bauweisen angehöre? Nach dem gegenwärtigen Stande der Forschungen kann hierüber mit Sicherheit nicht geurtheilt werden. Man hat zwar in den beiden Opferstöcken lit. *a b*, welche sich an den Stellen *a b* des Grundrisses befinden, Gegenstände erkennen wollen, welche einer älteren an der Stelle der heutigen gestandenen Kirche angehörten, allein ich glaube, dass hierzu kein genügender Grund vorhanden sei und für keinen Fall der Schluss gerechtfertiget wäre, dass die Kirche, welcher die zwei Opferstöcke einst angehörten, eine solche gewesen sein müsse, welche an der Stelle der heutigen Stiftskirche gestanden ist.



(Fig. 2.)

Mehr Beachtung verdient die Hinweisung auf den Rest eines Basamentes, welcher den Abschluss des Presbyteriums von *d* bis *e* des Grundrisses umzieht. Man glaubt in Griffen hieraus schliessen zu dürfen, dass das gegenwärtige Presbyterium und der Herrenchor die älteste Klosterkirche gewesen und die weiteren Bautheile spätere Zubauten seien. Wenn auch zugegeben werden kann, dass das Presbyterium mit dem Chore dem klösterlichen Gottesdienste genügt haben könne und dass die ersten Mönche von Griffen bei einer, wie es scheint, ärmlichen Dotation kaum in der Lage gewesen, mit ihren Bauten über die Befriedigung des nächsten Bedürfnisses hinaus zu gehen, so fehlt doch zur Rechtfertigung obiger Hypothese an den vermeintlichen primitiven Kirchentheilen irgend ein Anzeichen des gothischen Styles und jeder Behelf um den Fortschritt des Umbaues und der Zubauten nachzuweisen. Vielleicht gelingt es einer künftigen, der Geschichtsforschung günstigeren Zeit, neue bisher ungekannte Geschichtquellen aufzufinden, durch deren Ergebniss die Baugeschichte mit den archäologischen Beobachtungen in Einklang gebracht werden können. Von keinem der kärnthnerischen Stifte haben wir eine so lückenhafte Geschichte, als von dem Stifte Griffen. Dasselbe scheint keinen heimischen Chronisten gehabt zu haben. Alles was wir bisher über selbes erfahren konnten, beschränkt sich auf die Ergebnisse entweder aus fremden Archivsschriften, oder aus den dem Verfasser der Annalen des Prämonstratenserordens zugesendeten Mittheilungen. Wie ungenügend diese letzteren waren, zeigt der Catalogus Praepositorum, welcher überdiess theilweise mit anderen Geschichtquellen im Widerspruche steht. Bei dem im Eingange erwähnten Brande soll das Stiftsarchiv zu Grunde gegangen sein; allein ich glaube, dass sich noch Manches bei dem Rentamte Ebrnegg, der Central-Verwaltung der im Griffnerboden gelegenen Ferdinand gräflich von Egger'schen Güter befinden dürfte. Nach jahrelangen Bemühungen ist es mir gelungen, den Beweis zu liefern, dass sich nicht nur ein, den Zeitraum vom XIII. bis in das XVI. Jahrhundert betreffendes Griffner Urkundenbuch, sondern auch eine bedeutende Zahl von Geschichts- und Notizenprotokollen in Ebrnegg befinden. Allein mein Fund hat mir bisher keine Früchte gebracht, indem es mir ungeachtet der freundlichsten Zusicherungen des Gutsherrn Ferdinand Grafen von **Egger** bisher noch nicht gelingen konnte, den Herrn Güterdirector dahin zu vermögen, mir jene bisher nicht gekannten, um so minder beachteten Geschichtquellen zur Benützung zugänglich zu machen [1]).

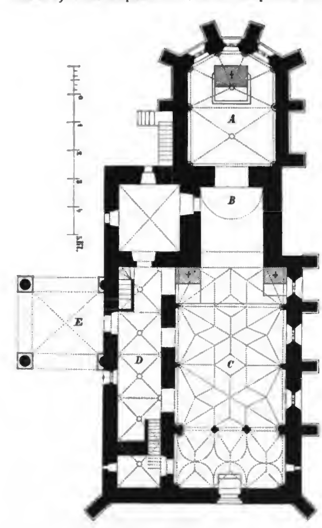
Wenn der Geschichtforscher in Kärnten mit solchen Hindernissen zu kämpfen hat, kann man es nicht seiner Schuld zuschreiben, wenn die Vaterlandsgeschichte Lücken bemerken lässt.

Südwestlich von der Stiftskirche, der Südfront des Propsteigebäudes gegenüber, steht die alte Pfarrkirche. Die ecclesia Oberndorf wird, wie ich schon oben bemerkte, bereits in der Stiftungsurkunde des Bischofes **Eckhert** erwähnt. Sie bestand somach schon vor der Stiftung der Propstei; muss jedoch in der gothischen Stylperiode wesentliche Zu- und Umbauten erfahren haben. An eine Verwendung zum Zwecke des klösterlichen Gottesdienstes dürfte wegen des kleinen Raumes im Chore wohl nicht gedacht werden. Sie mag stets nur als Laienkirche verwendet worden sein.

Sie ist einschiffig, denn das scheinbare Nebenschiff *D* ist ein späterer Zubau (Fig. 3). Über der Vorhalle, aus

[1]) Eine solche Engherzigkeit und solch ein unfreundliches Benehmen verdient deshalb auch öffentlich gerügt zu werden. D. Red.

welcher man unter dreispitzen Scheidebögen (Querdurchschnitt 3) in das Hauptschiff tritt, ist eine Empore für den



(Fig. 3.)

Musikchor aufgebaut. Sie hat das Netzgewölbe, welches auf Halbpfeilern ruht, die aus der Umfangsmauer hervortreten, und welcher Rundstäbe vorgesetzt sind, die sich als Rippen in das Netz verzweigen.

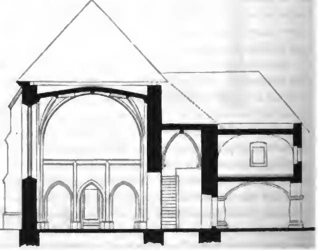
Der Chor *B* hat das Tonnengewölbe und über demselben ist der Glockenthurm aufgeführt. Das Presbyterium (Fig. 3 *A*) ist dreiseitig abgeschlossen, hat das gothische Kreuzgewölbe; die Wand ist durch vorgesetzte Halbrund stäbe verstärkt, welche sich als Rippen in das Gewölbe fortsetzen; zu Schlusssteinen dienen platte, runde Tellerchen. Die Fenster sind spitzbogig eingerahmt, und durch Stabwerk in zwei Lichtöffnungen getheilt, welche mit dem Kleeblattbogen nach oben abschliessen. Der Raum unter den Umrahmungsbogen ist mit einem Vierpasse ausgefüllt.

Das Hauptportal in der Westfront (Fig. 2) hat den Rundbogen. Die Wandung ist in zwei Abstufungen eingezogen. Der auf den Kämpfern der Wandung ruhende Thorbogen ist mit Rundstab, Plättchen und Hohlkehle gegliedert und der Thürsturz liegt wagerecht auf. In das Bogenfeld ist ein Kreuz sculpirt. Über dem Hauptportale ist ein kleines Rundfenster mit einem eingesetzten Fünfpasse und im spitzen Giebel der Westfront ein viereckiges stark eingezogenes Fenster angebracht.

Dem nördlichen Zubau (*D* des Grundrisses) ist eine neue Vorhalle *E* angebaut. Die Strebepfeiler setzen in drei uneingeschrägten Abstufungen bis unter das Dach fort. Der Thurm über dem Chore hat spitzbogige Fenster und einen sehr spitzen Helm.

Der Friedhof ist mit einer Schutzmauer umgeben, welche sich an die beiden Ecken der Südseite des Klostergebäudes anschliesst und daher die alte und neue Kirche umfängt. Der Fahrstrasse zu ist an die Mauerecke ein viereckiger, massiver Festungsthurm aufgeführt, und hinter den Mauerzinnen sind hölzerne bedachte Laufgänge (Mordgallerien) angebracht. Diese Schutzbauten dürften der zweiten Hälfte des XV. Jahrhunderts, der Zeit der Türkeneinfälle angehören.

Für eine Baugeschichte mangeln gegenwärtig noch alle Hilfsmittel. Der Grundriss scheint mehrere Bauperioden anzudeuten. Das Presbyterium *A* dürfte ein Umbau der alten Pfarrkirche Oberdorf, das gegenwärtige Chor *B* die alte Vorhalle mit dem über ihr aufgebauten Glockenthurm sein. An diese ältesten Bautheile mag im fünfzehnten Jahrhundert das Schiff *C* angebaut worden sein. Der Zubau *D* gehört höchst wahrscheinlich dem sechzehnten Jahrhundert an,



(Fig. 4.)

da auf dem Schlusssteine und auf einem Gewölbträger die Jahrzahl 1538 zu lesen ist. Die Vorhalle *E* ist ein Zubau aus neuerer Zeit. Man sieht, dass in Griffen viel um- und zugebaut wurde, ein Umstand, welcher in Bezug auf die Stiftskirche möglich, aber bisher nicht erweisbar ist.

Über einige Bau- und Kunstwerke in Oberösterreich.

(Nach einem Berichte des Herrn Jos. Baumgartner, k. k. Landesbaudirectors für Oberösterreich.)

Die Bau- und Kunstwerke in Oberösterreich theilen sich in jene aus der Römerzeit, und solche, die dem Mittelalter angehören.

Die ersteren sind bedeutend an Zahl und Kunstwerth, da Oberösterreich nicht nur das befestigte Lager zu Lorch, dann längs der Donau mehrere Castelle enthielt, sondern, wie es aufgefundene Meilensteine beweisen, auch eine Heerstrasse hatte, welche längs dem Strome nach Passau, so wie von Linz über Wels, Schwanenstadt und Mondsee nach Salzburg zog.

Die aufgefundenen Denkmale sind theils in dem Schlosse zu Enns und bei Privaten, grösstentheils aber in dem Museum zu Linz aufbewahrt, welches bereits so viele werthvolle Gegenstände enthält, dass die Localitäten zu beschränkt sind und ein bedeutender Umbau in Verhandlung steht.

In neuester Zeit, und zwar im Jahre 1852, wurde mit Genehmigung des k. k. Handelsministeriums von der Baudirection auf der Stätte des römischen Lagers von Laureacum eine Aufgrabung vorgenommen, hierbei nebst Münzen und Waffenstücken insbesondere ein römisches Bad mit einer auf Granitsäulen ruhenden Leitung der erwärmten Luft aufgeschlossen und deren Bestandtheile dem Museum eingesendet, die Zeichnungen aber höhern Orts vorgelegt [1]).

Bei dem gegenwärtig in Ausführung stehenden Strassenbau daselbst fanden sich ebenfalls mehrere Münzen und Waffenstücke vor, welche von dem Museum übernommen wurden, jedoch nur geringes Interesse gewähren.

Als im Jahre 1853 das Felsenbett des Luegcanals neben dem Donau-Wirbel tiefer gesprengt wurde, sind viele Metallstücke aufgefunden und an das Museum übergeben worden; diese Gegenstände bestanden in

35 Stück Münzen aus Metall, nur einige von Silber, theils aus der Kaiserzeit der Römer, theils aus den letzten Epochen des Mittelalters und aus der Neuzeit herrührend, ohne besonderen Geschichtswerth;

3 Spitzen römischer Waffen aus Metall, 4—6" lang;

3 Schmucknadeln aus Metall, 3" lang.

In geschichtlicher Beziehung dürfte auch die Auffindung einer römischen Münze bei Hall einen Werth haben. Dieselbe wurde nämlich im Juli 1854 bei der Jodquelle nächst Hall 10' tief in der Erde gefunden, als die Fundamente für das Quellenhaus ausgehoben wurden, und nachdem sich auch die Reste einer eichenen Quellen-Umfassung daselbst gleichzeitig vorfanden, so liefert dieser Fund den Beweis, dass die Römer diese Salzquelle kannten und wahrscheinlich zur Salzbereitung benützten, während dieselbe erst bei der Stiftung von Kremsmünster, welches sie von Herzog Tassilo erhielt, geschichtlich vorkommt.

Diese metallene Münze stellt Kaiser Antoninus, gut erhalten, vor, und nach bewährten Geschichtsforschern dürfte sie eine Opfermünze sein; sie ist dem Museum übergeben worden.

Auch aus dem Mittelalter enthält Oberösterreich werthvolle Denkmale der Kunst, besonders in den kirchlichen Gebäuden, weniger dagegen in Schlössern und Burgen, da dieselben während und nach dem Religionskriege oftmalige Zerstörung erlitten und in ihren Ruinen wenig Bemerkenswerthes darbieten.

Die in grosser Zahl vorhandenen, im gothischen Style erbauten Kirchen reichen nur selten über das XIV. Jahrhundert hinauf, die Mehrzahl entstand im XV. Jahrhunderte, alle leiden aber an Zubauten und Änderungen aus der Neuzeit, da diese oft weder die Kenntnisse noch auch das innere Gefühl besitzt, sich zur Erhabenheit jenes Baustyles emporzuschwingen, daher viele Renovirungen und sogenannte Verschönerungen um so lebhafter zu beklagen sind, je eifriger hierbei vorgegangen wird.

Unter diesen Kirchen verdienen jene in Steyer, Efferding und Braunau sowohl wegen ihrer Grösse, Anlage und Bauart, als auch wegen ihres Zustandes eine besondere Erwähnung; sie enthalten insbesondere viele Details, welche der Aufnahme und bildlichen Darstellung würdig sind.

Einen besonderen Werth haben aber jene wenigen Altäre, welche der Zerstörung entgangen sind, und in den Kirchen zu Käfermarkt, St. Wolfgang, Hallstatt, St. Michael bei Freistadt und Waldburg noch gegenwärtig die Bewunderung erregen.

Im Verlaufe der letzten Jahre wurden an den zuerst genannten 3 Altären mehrere Arbeiten zu ihrer Erhaltung vorgenommen, welche erwähnt zu werden verdienen, und hier in Kürze angedeutet werden.

1. Die grosse, zu Ehren des heiligen Wolfgang erbaute Kirche am gleichnamigen See zeigte im Presbyterium sehr bedenkliche Mauerrisse, und da die Abtragung dieses Presbyteriums unvermeidlich schien, so wäre hierdurch der werthvolle Altar in Gefahr gerathen, in Trümmer zu zerfallen, da dessen Holzwerk theilweise morsch ist. Es gelang jedoch den Bemühungen der Baudirection dieses Denkmal der Kunst dadurch zu erhalten, dass die ganz vermoderten Eichenpfähle, auf welchen das 4 Klafter tiefe Fundament ruhte, mit Vorsicht herausgenommen, und dasselbe mit Steinquadern in kleinen Abtheilungen unterfangen

[1]) Vgl. Jos. Arneth's Abhandlung „Über das im J. 1851 neu entdeckte Hypocaustum bei Enns" im Jahrbuche der k. k. Central-Commission (Wien 1856).

wurde, welche äusserst bedenkliche Arbeit den günstigsten Erfolg hatte, und die Standfestigkeit dieses Kirchentheiles, und mit ihm den Prachtaltar für eine lange Zeitdauer sichert.

Die Erbauung dieser ehemaligen Probstei, nunmehrigen Pfarrkirche, geschah zwar schon im Jahre 1084, im Jahre 1429 erfolgte jedoch ein Neubau, und im Jahre 1481 liess Abt Benedict durch Michael Blacher von Prunneck den berühmten Hochaltar erbauen. Er ist ein Flügelaltar, dessen Mittelstück 18 Fuss hoch, 12 Fuss breit, mit altdeutschen Gemälden auf Goldgrund verziert und ringsherum mit Schnitzwerk eingefasst ist. Die Wirkungen des Alters zeigen sich schon allenthalben, und eine sachgemässe Renovirung durch die Hand eines Künstlers erscheint höchst wünschenswerth, nicht minder aber auch eine getreue Aufnahme und Zeichnung, da von diesem allgemein bekannten und bewunderten Meisterwerke der Kunst zwar bildliche Darstellungen, aber keine genauen Pläne vorhanden sind.

2. Der Flügelaltar in der Pfarrkirche zu Hallstatt ist so wie der vorige vielseitig bekannt; im Verlaufe der verflossenen Jahre ist derselbe in seinem ganzen Umfange, so wie die Gemälde seiner beiden Flügel, auf Veranlassung des hochw. Pfarrers renovirt und mit neuer Vergoldung so wie auch mit einem neuen Tabernakel versehen worden, und obschon diese Arbeit, besonders in Beziehung auf den gothischen Styl vieles zu wünschen übrig lässt, so ist die Reinheit und Emsigkeit der Ausführung doch lobenswerth.

3. Den bei weitem grössten Werth hat der Hochaltar in der Pfarrkirche zu Käfermarkt, und verdient um so mehr Erwähnung, als derselbe im J. 1854 mit grösster Sorgfalt und kunstgemäss renovirt wurde. Dieser Altar scheint am Schlusse des XV. Jahrhunderts gleichzeitig mit der Kirche vom Grafen Zelking erbaut zu sein. Der Künstler ist leider nicht verlässlich bekannt. Dieser Altar ist 42 Fuss hoch und gleicht einer Monstranze, das Postament ist durch den Altartisch verstellt, das Mittelstück bildet einen Rahmen, über welcher sich der reich verzierte, aus vielen Thürmchen, schönen Baldachinen und lebensgrossen Figuren bestehende Giebel pyramidenförmig erhebt; die schönste und werthvollste Partie ist jedoch das Mittelstück, indem dasselbe drei über Lebensgrösse haltende Figuren umfasst, nämlich den heil. Wolfgang, Petrus und Christoph, fast freistehend, meisterhaft aus Lindenholz geschnitzt. Beiderseits sind, in vier Felder abgetheilt, schöne Reliefbilder, und stellen die Verkündigung des Engels, das Opfer der heil. drei Könige, die Geburt Christi und den Tod der heil. Jungfrau Maria in der reinsten Schnitzarbeit dar.

Zeit, Barbarei und Verschönerungen beschädigten diesen Altar, dessen Renovirung wurde jedoch auf Anordnung Seiner Excellenz des Herrn Statthalters Freiherrn von Bach in Angriff genommen, und dem in Schnitzarbeit bewährten Bildhauer Johann Rint in Linz übertragen; derselbe widmete sich seit dem Jahre 1852 ausschliessend der Lösung dieser eben so schwierigen als ehrenvollen Arbeit, so zwar, dass im J. 1854 der Giebel und ein grosser Theil der Mittelabtheilung bereits vollendet und die Ausbesserung der drei Hauptfiguren in Arbeit begriffen war, und die gänzliche Vollendung im Verlaufe des Jahres 1855 bewirkt wurde.

Mit geringer Ausnahme ist dieses Meisterwerk weder vergoldet noch angestrichen, die Holzarbeit steht ohne aller Nebenhülfe einfach und rein vor Augen, und in dieser Weise ist auch die Renovirung ausgeführt, das Holz wurde wegen des Wurmstiches in Salzauflösung getränkt, und mit farblosem Kopalfirniss überzogen.

Gegenwärtig prangt wieder dieser berühmte Hochaltar in seiner ursprünglichen Schönheit, und bildet nach dem Urtheile von Sachkennern eines der grössten Meisterwerke, vielleicht das grösste dieser Art in Deutschland.

4. Hinsichtlich der Flügelaltäre in St. Michael bei Freistadt und in Waldburg kann ich mich vorläufig nur auf die Anzeige über das Vorhandensein derselben beschränken.

Nebst den so eben bezeichneten Alterthümern dürften noch zwei Gegenstände Aufmerksamkeit verdienen.

Ein Denkstein, welcher in der (neu erbauten) Pfarrkirche zu Schärding im Glockenhause eingemauert ist.

Die Figuren in halberhabener Arbeit erhalten ihre Erklärung durch die Aufschrift eines zweiten Steines, welche jedoch sehr schwierig zu lesen ist und von einem Kenner folgendermassen angegeben wurde:

„Als man zählt nach Christs gepurdt XIIII° jahr und XXVIII jar hat herzog Ludwig, Herzog in Bayern und Graf zu Mortaigen der Königin in Frankreich Bruder angefangen den Zwinger an den Vorhof, das Tor und den turn von Grund herausgemauert, den Graben prächen von beiden Seiten an das Yhn auch den statzwingerturn das Tor genannt Allerheiligen, um das Yhn tor und den Zwinger von den aichhüchl bis an den Vorhof der Vest von Grund herausgemauert, den Statgraben prächen und graben lassen, zu beiden seitten in das ihn um viel andere nützliches pau gethan, den Stat und Vest schardinger in acht jahr, bit got für sein sel."

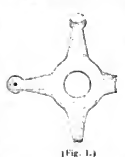
Nicht ohne geschichtliches Interesse dürfte endlich auch jene hohe Säule sein, welche am Innflusse neben der Schlossruine von Wernstein steht; sie ruht auf einem von Stufen umgebenen Postamente, an deren Ecken 4 Figuren stehen; die Säule ist gewunden, sie trägt eine Marienstatue, und die Gesammthöhe dürfte 12 Klafter erreichen. An den 4 Seiten des Postamentes sind Inschriften angebracht, wornach Kaiser Ferdinand III. eine ähnliche Statue am hohen Markte in Wien aufstellte, Kaiser Leopold I. dieselbe aus Erz giessen liess und sie dem damaligen Besitzer von Wernstein, Ludwig Grafen von Sinzendorf, schenkte.

Über die neuesten Ausgrabungen zu Gross-Pöchlarn.

Wir haben bereits in dem vorausgegangenen Hefte (S. 25) bemerkt, dass die Angaben des Herrn Prof. Dr. Wilhelm Gärtner in seinen „Antiquarischen Briefen" (Abendblatt der Wiener Zeitung von 15., 16., 17. und 18. Oct. 1856) dann in seinem kürzlich erschienenen Werke: „Chuonrad, Prälat von Göttweih und das Nibelungenlied" (Pesth, Wien und Leipzig 1857) S. 325—332 nicht frei von Unrichtigkeiten sind und dass nach der Beurtheilung des Herrn Conservators Ignaz Heinrich Keiblinger nur die in dem Berichte des Herrn Beneficiaten Weigelsperger angeführten Details als authentisch zu betrachten seien. Wir wollen nun die wesentlichsten Angaben beider Gewährsmänner hier mittheilen, um eine Ergänzung in der bisher erschienenen Beschreibung der Funde zu ermöglichen. Die in Frage stehenden Nachgrabungen zu Gross-Pöchlarn wurden auf einer Wiese in der Nähe des Dorfes Harlanden unternommen. Prof. Dr. Gärtner gibt an, dass zuerst ein nach drei Seiten ausgemauertes, auf der Westseite, d. h. nach aussen hin offenes kleines Viereck von 7½ Fuss Länge und 4½ Fuss Breite blossgelegt wurde, welches in der Höhe von 3½ Schuh mit Steinen und Ziegelstücken bedeckt war und mit seinen Mauern bis 3 Schuh tief in die Erde reichte. „Nur die nach Osten gekehrte Mauer, die der offenen Seite gegenüberstehende Breitseite setzte sich nach rechts und links fort, um hier und dort, je nach einem Zwischenraume, abermals einem solchen Vierecke als östliche Breitseite zu dienen. Wir fanden in dem Viereck die noch verbundenen vier eisernen Hauptbestandtheile einer römischen Pickelhaube, sodann den eisernen Ring, der oben in die Öffnung derselben hineinpasste, ferner mehrere Eisenstücke von der Form der beweglichen Handhaben an etwaigen Cassetten, dann, nebst einigen Bruchstücken von schwarzen und röthlichen Thongefässen, die Eisenspitze einer Lanze, endlich ein eisernes Band, welches trotz der Last des Schuttes, der darauf geruht hatte, hohl lag; es passte vollständig um Unterleib und Hüfte und war wohl die Einfassung eines Panzers. Besagte, nicht verbogene Form liess darauf schliessen, dass es am Leibe des getödteten oder verschütteten Eigners festsass und wir, wiewohl wir keine Spuren von Gebeinen gewahrten, die Asche eines Menschen ausgegraben hatten." — Herr Weigelsperger führt dagegen an: „Das Mauerwerk ist 1° 4' lang, 5' breit, und dessen innerer Raum mit Erde gefüllt. An der südöstlichen Seite des Mauerwerks wurden gefunden mehrere verrostete Gegenstände von Eisen, darunter eine Eisenschiene 23" lang, 1" breit, nach dem Ende zu aber zugespitzt und gebogen. Ein Eisenstück in der hier abgebildeten Form (Fig. 1) mit Lappen versehen, von denen jedoch nur einer vollständig ist, und welcher Fund Ähnlichkeit mit der messingenen Montirung der Gensd'armerie-Pickelhauben besitzt. In die mittlere runde Öffnung passt ein ebenfalls gefundener Ring."

Über das Resultat der weiteren Nachgrabungen liefert ferner Professor Gärtner folgende Darstellung:

„Nebenan (d. i. neben dem erwähnten Mauerwerke) deckten wir in der gedachten Bogenlinie ein zweites, gleich grosses Mauerwerk auf. Jene Curve deutete dadurch, dass sie sich fortsetzte, auch durch ihre grössere Breite, die über 4 Schuh beträgt, während die beiden Längenseiten des Vierecks nur 1½ Schuh Breite haben, darauf hin, dass sie die eigentliche Umfangsmauer des Gebäudes war.


(Fig. 1.)

Ich muss gleich hier bemerken, dass wir jedoch noch 2—3 Schritte nach aussen hin, in der Peripherie um jenen oberen Raum herum, auch noch auf die Spuren eines, wie es schien, ebenfalls unterbrochenen Mauerwerkes trafen.

Ich habe noch nachzutragen, dass wir im zweiten Viereck ausgiebige Spuren von Verkohlung bis tief in den Grund hinein antrafen, auch der Überrest eines nicht eben grossen Rindshornes fand sich hier. Da wir vermutheten, jene Vierecke würden sich längs der ganzen Vorderseite fortsetzen, und da es uns darum zu thun war, uns zu überzeugen, wie viel von der Tiefe des Hügels, auf welchem die Wiese liegt, der Schuttdecke und wie viel dem Grunde des Hügels selbst angehöre, da wir ferner auch eine Einsicht in den Inhalt des mittleren Raumes gewinnen wollten, so begannen wir sofort die Nachgrabung in dem Mittelpunkte des Platzes.

Wir fanden die Schuttdecke in ihren Bestandtheilen, offenbar die Überreste gewölbter Massen, hier bis 1½ Klafter tief; wir trafen daselbst, wie ich vermuthet hatte, auf keine Mauer, aber eben so wenig auf ein Getäfel oder anderartiges Fundament, sondern auf den thonhaltigen Hügelgrund, der in hohem Grade durchnässt, und mit Eisenoker geschwängert war. Ich wusste nun, dass die Hügelform des Wiesengrundes nicht durch die Trümmerhaufen allein gebildet war.

Aufgefunden wurden an dieser Stelle mehrere gewaltig grosse eiserne Nägel, dann einige Bruchstücke von Eisengeräth und eine Kaisermünze mit der Aufschrift S. C. (Senatus Consultus): von der Überschrift um den Kaiserkopf herum, der sehr edel aussicht, vermochte ich einstweilen nur des Namens Endbuchstaben NVS. zu lesen; der nöthigen Beizung unterzogen, wird sich der Trajanus oder Hadrianus wohl bald entziffern. Die Auffindung dieser Münze in einer Tiefe von 1½ Klafter verursachte uns nicht geringe Freude, da wir bis dahin noch keine besondere Gewährleistung für

einen Römerbau gewonnen hatten. Häufige Überreste von Verkohlungen und sogar ganze Stücke wohlerhaltener, wiewohl zerfaserter Brandkohle in der Tiefe von 1 bis 1½ Klafter gaben auch hier Zeugniss, dass diese Stätte einst mit Feuer und Schwert verwüstet worden war.

Am liebsten hätten wir uns eine Diagonale über den Wiesengrund gezogen, um sämmtliche oder die meisten Örtlichkeiten der ehemaligen Raumeintheilung zu berühren: aber das Ende der Ferien rückte heran, meine Zeit war gemessen, und wir versprachen uns von der südlichen Längenseite gute Aufschlüsse; so wurde die Aufdeckung am westlichen Ende (eigentlich Anfange derselben) begonnen. Wir hatten hier auf allen Punkten an der Spitze des Stosseisens die Spuren von Mörtel und Kalk herausgezogen.

Nach einer Reihe von Spatenstichen klang es hohl; wir überzeugten uns, dass wir auf einer Wölbung standen.

Der Schutt, aus Ziegelstücken und schwerem Gesteine bestehend, war hier, aber nur eben hier, das ist auf 9 Fuss von West nach Ost und auf 4 Fuss von Süd nach Nord, über 3 Schuh hoch; denn da wir in verlängerter Linie in die Tiefe dieses Gemäuerzuges vorwärts rückten, war, wie ich näher angeben werde, die Schuttlage ungleich seichter, bis dieses Verhältniss wieder, wie ich an seinem Orte bemerkbar machen will, sich gegen das Ende hin sehr anders gestaltete.

Wir waren zwischen zwei, 9 Fuss von einander abstehende von West nach Ost sich fortsetzende Mauern gerathen; wir hatten auf 4 Fuss vor uns eine 1 Fuss dicke Quermauer und im Rücken den dem Viereck entsprechenden Theil der an die Längen- oder Tiefseite anstossenden äusseren Breitseite. Diese letztere und jene vorletzte stellen sich durch Massenhaftigkeit und Anlage als Grundmauern dar; die Stärke der, jener vorletzten gegenüber liegenden Mauer blieb im Drange der Zeit und Arbeit unerforscht, könnte aber nun, nachdem jeder Zweifel über die Bedeutung des Gesammtbaues gewichen ist, einstweilen im Wege der Analogie construirt werden.

Wir standen im besagten Viereck auf einer Decke von Ziegelflötz, die zwei Zoll stark war; darauf folgte eine schneeweisse Lage Flötz aus Kalk und Gyps von ebenfalls 1½ Zoll Dicke, und so wiederholte sich dieses abwechselnd noch zweimal; diese Decken alle liessen sich in breiten ganzen Stücken ablösen. Nach Hinwegnahme der letzten Decke trat über die ganze Bodenfläche des länglichen Vierecks hin, hellroth, gleichsam erst gestern hingelegt, eine Lage von Ziegelröhren hervor; sie durchschnitten das Gemach von West nach Ost, und da jede einzelne Röhre 20 Zoll Länge mass, so waren je zwei von Ost nach West gegen einander gelegt und durchmassen so in doppelter Länge von einer Quermauer zur andern den Raum. Zwischen den beiden Ziegelröhren befand sich eine Lage absperrenden Kittes. Diese Röhren waren 7½ Fuss breit, ¾ Zoll stark, im Halbkreise durchschnitten, und lagen, als Hohlröhren, also mit dem Durchschnitte auf einer abermaligen fast spiegelglatten, sehr festen Lage einer Mischung von Kalk und Gyps auf. Solcher Röhren lagen 12 neben einander, und nur an den beiden Seiten der Längenmauer hin kamen, dem Raume sich anbequemend, auch weniger breite und starke Röhren vor. In die auslaufenden Enden dieser Röhren mündeten ebenso geformte aber convex aufliegende, horizontal gelegte eingemauerte und verkittete Ziegelröhren; und von der Mündung dieser Halbröhren, also an den Ecken des Vierecks, liefen abermals derlei Röhren in die Tiefe hinab. Die dicht neben einander liegenden 12 Röhren hatten in den Zwischenräumen ihrer Curven einen Aufstrich von Kalk und Kitt.

In der besagten, das Gemach nächst Osten abgränzenden Quermauer fanden sich kleine, 3¼" weite und breite, aus Thonplatten gebildete viereckige Öffnungen, die in die Tiefe hinabführten und bewiesen, dass die hier gestandene Wand an diesen Punkten hinauf hohl war.

Da wir die Kalk- und Gypslage, auf welcher die Röhren ruhten, abgelöst hatten, standen wir unmittelbar auf der Wölbung. Wir hoben den starken Scheitelstein heraus, und sahen in eine, nur 1 Schuh, in der Mitte nicht ganz 2 Schuh tiefe, das Viereck in seiner Länge und Breite ausfüllende Ellipsen-Wölbung hinein, die, wie wir bei tieferer Grabung sahen, auf den beiden Seiten- (den Längen-) Mauern ruhte, aber wieder unterbaut war von zwei kleineren neben einander laufenden Hufwölbungen; und nur jene erstere Wölbung war es, in welche die letztbemerkten hinablenkenden Röhren reichten, wie dann auch die Höhlungen in der Quermauer ebenfalls von hier aus aufstiegen, so dass die beiden Hufwölbungen, welche, wie wir sehen werden, gleich jener ersten elliptischen fast die ganze hier ins Auge gefasste Längenseite unterliefen, nicht, wie letztere, der Behälter für die heisse Luft (denn dass wir es hier mit einem Heiz- und Leitungs-Apparat römischer Thermen zu thun haben, brauche ich wohl kaum anzumerken), sondern eben nur der unterirdische Weg für den Luftzug und für den Heizer waren. — Wir fanden diese Hufwölbungen mit einer leichten schwärzlichen Erde, die zum grossen Theile Staub zu sein schien, vollgefüllt und hatten sie bald so weit geöffnet, dass einer der Arbeiter auf den Knieen hineinschlüpfen konnte. Wir standen in diesem Augenblicke in dem aufgedeckten Viereck 1 Klafter tief. Ich kürze mir das Geschäft dieses brieflichen Berichtes, indem ich sage: dasselbe Röhrensystem, dieselbe gehöhlte Querwand, mit einem Worte dasselbe Gemach fanden wir, die Aufdeckung nach Ost fortsetzend, zwischen den beiden Längenmauern noch fünfmal ohne Unterbrechung wieder, mit dem Unterschiede jedoch, dass diese folgenden fünf Gemächer von einer Quermauer zur andern um ⅓ Fuss weniger Breite massen, als das erste: ein Umstand, der die geringere Stärke und Breite jener quer über, zum Theile unter der Querwand versteckten Röhrenlage mit vermittelt wird; ich bemerke ferner, dass die Schuttdecke der

andern fünf Gemächer ungleich seichter, als die des ersten Gemaches, ja stellenweis kaum 1 Schuh dick war; dass somit die Überreste jener aus Thontafeln construirten Wandhöhlungen auch g a n z k n a p p an die innere Längenwand herantraten, und dass die oberste Deckung des Fussbodens im z w e i t e n Gemache sich von dem der folgenden vier Gemächer unterschied; während letztere weiss war und aus der Mischung von Kalk und Gyps bestand, war jene vielmehr ein luxuriöses, geschliffenes oder doch geglättetes, fast fleischrothes Cement von Thon und Gyps, etwa 1 Zoll stark, an der Wand hin mit einer $1\frac{1}{2}$ Zoll hoch aufstehenden Kante. Es gelang, ein $1\frac{1}{2}$ Fuss breites und langes Stück davon herauszuheben und den übrigen Funden, bei welchen die gedachten Ziegelröhren des ersten Gemaches hinreichend vertreten sind, beizugesellen. Im Übrigen liessen wir diese fünf Gemächer, damit sie bewahrt blieben, unangetastet.

Noch hatten wir keinen Z u g a n g zur Beheizung und Feuerstätte entdeckt. Wir hätten Grund gehabt diesen tiefer im Raume drinnen, hinter der inneren Längenseite, wo ich ihn noch jetzt vermuthe, zu suchen, eine zweite Linie aufzudecken und ihren Anzeigen Folge zu geben, dazu hätte aber für diessmal meine Zeit nicht mehr ausgereicht; überdiess wollten wir die äussere Längenseite so weit als möglich erforschen und jedenfalls damit bis zu einer merklichen Einsenkung, hinter welcher sie das frühere Niveau aufnimmt und bis gegen den Saum des Waldes hin fortsetzt, gelangen.

Das erforderte nun kein leichtes Stück Arbeit; denn von dem sechsten Gemache ab begann massive Mauer, und zwar in der ganzen Tiefe der Gemächer und auch noch in der Breite der beiden Längenmauern dieser Gemächer.

Da wir mit der Grabung in die Tiefe dieser Mauer etwa drei Schuh weit vorgeschritten waren, gelangten wir zu einer Stelle, die wesentlich anders construirt war. Während in der Mitte die Steinmauer fort und bis $1\frac{1}{2}$ Klafter tief in den Grund hineinlief, griffen die Steine derselben an beiden Seiten in eine muldenförmig gebaute, einen Viertelzirkel beschreibende Einfassung hinein, deren Ziegel in halb aufrechter Neigung vielmehr standen als lagen, so dass das Ganze wie ein Unterbau irgend einer Wölbung aussah.

Sofort wurde d i e s e r Punkt für die Ausgrabung bis auf den G r u n d, und zwar im Umfange jener muldenförmigen Einfassung bestimmt.

Ich muss beifügen, dass unmittelbar hinter dieser Mulde jene Einsenkung der Schuttdecke beginnt, in welcher man unschwer den Seitengang in das Badehaus, oder auch den Ausgang zu dem, wenige Schritte entfernten Bächlein wahrnimmt.

Bei der Hinwegräumung von Schutt und Gestein, das hier mehrere Fuss hoch lag, fanden sich daselbst noch die Bruchstücke von den verschiedensten Gattungen der Thongefässe, von hochrothen, ganz feinen blassrothen, grauen und schwarzen, mit und ohne Zierath, in grosser Menge; ferner fand sich hier ein Stück von dem unteren Theile eines römischen Schwertes.

Nachdem wir die Tiefe von 1 Klafter und mehreren Fuss gewonnen hatten, kam die gewöhnliche Lage von Kalk und Gypsmischung und unter ihr das Fundament, einer 3 Zoll dicken Lage Ziegelplatten, Quadrate von 15 Zoll; wie die Röhren hatten sie das frischeste Aussehen und waren von einer Feinheit und Glätte, wie sie in der Neuzeit nur selten vorkommen mag.

Unter diesen Platten war abermals eine Lage von Kalk und Gypsmischung und sodann wieder eine Schicht Platten von der Grösse und Feinheit der früheren, jedoch in der Diagonale durchschnitten, oder vielmehr je eine Platte aus 2 Dreiecken construirt; alsdann nochmals die Schicht gegypsten Kalkes und endlich w i e d e r eine Lage Platten, ganz wie die erste Lage; und n u n erst hatten wir das Ende der Fundamentirung und den Erdgrund erreicht."

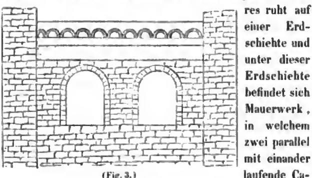
In Bezug auf die eben geschilderte Ausgrabung legte Herr W e i g e l s p e r g e r einen hier in der Abbildung ersichtlichen horizontalen Durchschnitt des Mauerwerkes (Fig. 2) und nach der Linie *AB* einem senkrechten Durchschnitt der Anlage (Fig. 3) vor. Er bemerkte hiezu: „Das Mauerwerk ist durch Quermauern in sechs kleinere Parallelogramme getheilt. Im Parallelogramm VWYZ liegen 11 Stück Hohlziegel mit der Öffnung nach unten gekehrt neben einander; von 9 Stücken ist jeder 21″ lang, $8\frac{1}{2}$″ breit und $\frac{3}{4}$″ dick und halbrund, von 2 Stücken ist jeder 18″ lang, 6″ breit, $\frac{3}{4}$″ dick und oben etwas spitzig zulaufend.

(Fig. 2.)

Gleiche Ziegellagen finden sich auch in den Parallelogrammen *i k e m*, *u o p q* und *r s t u*; nur mit dem Unterschiede, dass in diesen mehrere solche Ziegellagen hinter einander gereiht sind und so das ganze Parallelogramm bedecken.

Das Parallelogramm *r s t u* weist überdiess noch eine Doppelreihe senkrecht stehender Ziegel auf. Diese sind flach und haben an zwei Längenseiten vorspringende Ränder von $1\frac{1}{2}$ Zoll Länge. Mit diesen Rändern sind je zwei zusammengestellt, so dass sie einen senkrechten Canal bilden. In mehrere dieser Ziegel sind Öffnungen geschnitten, welche den liegenden Hohlziegeln zugekehrt sind.

Sämmtliche horizontal liegende Ziegel waren bedeckt mit einer 3" dicken compacten Mörtelkruste. Ein gleiches Mörtelflötz befindet sich auch unter den Ziegeln; letzteres ruht auf einer Erdschiehte und unter dieser Erdschiehte befindet sich Mauerwerk, in welchem zwei parallel mit einander laufende Canäle in der Richtung von Osten nach Westen angebracht sind.


(Fig. 3.)

Jeder dieser Canäle ist gewölbt und mit Steinen ausgemauert.

In der Tiefe des Parallelogrammes *a b c d* unter der Mauer *c d e f* fanden sich vier- und dreieckige Pflasterziegel.

Sowohl diese, als auch die übrigen Ziegel sind ohne Bezeichnung.

Eine von *g i* gegen Süden laufende Mauer zeigt, dass dieses Gebäude nicht isolirt stand.

Unweit des eben beschriebenen Gebäudes wurde im Lehmgrunde, 3' tief unter der Erde, eine Münze des Kaisers Hadrian gefunden.

Endlich wurden auch bei Gelegenheit dieser Nachgrabungen ein ganz verglaster Kieselstein und Geschirrscherben, von den verschiedensten Farben und aus verschiedenen Erden verfertiget, aufgefunden."

In einem der k. k. Central-Commission vorgelegten Berichte äusserte sich der k. k. Regierungsrath Herr Joseph Arneth bezüglich des Werthes der Ausgrabungen, dass die Auffindung des Bauwerkes mit heizbarem Fussboden jedenfalls von einigem Interesse ist. „Die Art der Beheizung, welche hier angewendet erscheint, ist die einfachste, nämlich durch Hohlziegel, reihenweise auf dem Fussboden liegend, in deren hohlen Raum die erwärmte Luft geleitet wurde, wodurch sich der Fussboden erwärmte. Dasselbe Verfahren wurde bezüglich der hohlen Wände angewandt. In unserem kalten Klima kömmt diese Beheizung bei römischen Wohnhäusern häufig vor. Interessant wäre es, wenn von Herrn Professor Gärtner weitere Nachgrabungen angestellt werden sollten, nach der Heizkammer zu suchen, welche an einem Ende des Gebäudes gewesen sein muss. — Übrigens dürften Monumente von besonderem Werthe kaum zu erwarten sein und eine weitere Nachforschung mehr für die Topographie als wegen der wahrscheinlich zu findenden Objecte wichtig sein."

Památky archaeologiché a méstopisné.

Unter diesem Titel erscheint bereits seit Anfang des Jahres 1854 auf Kosten des Museumfondes für Herausgabe guter böhmischer Werke (Matice česká) in Prag eine periodische Schrift unter der Redaction des als Sammler historisch-topographischer Notizen über Böhmen seit Jahren thätigen böhmischen Schriftstellers Karl Wladislaw Zapp, Professors an der Prager k. k. böhm. Oberrealschule, die in Bezug auf ihren archäologischen Theil von dem archäologischen Comité des böhmischen Museums als ihr Organ adoptirt wurde. Das Werk erscheint in vierteljährigen Heften à 6 Bogen in 4. mit je drei Illustrationen in Stein oder Kupferdruck. Acht Hefte oder zwei Jahrgänge bilden einen Band, dem ein ausführliches Namen-, Orts- und Sachregister beigegeben wird. Somit sind bis nun der erste Band und 4 Hefte des zweiten Bandes erschienen.

Die Masse des bereits im 1. Bande gebotenen Materials ist sowohl dem Inhalte als der Form nach allerdings aller Beachtung werth, zumal als der Redacteur selbst mit grosser Umsicht und Thätigkeit den gegenwärtigen Standpunkt der archäologischen Studien in Bezug auf die Kunst des Mittelalters zu behaupten anstrebt, und auch die Sichtung und Zurechtlegung des ihm von zweiter Hand dargebotenen Materials vermittelst seiner Detail- und Localkenntnisse gewandt durchzuführen versteht. Böhmen und Mähren sind aber auch wahre Fundgruben für Forscher mittelalterlicher Kunst, und man muss erstaunen, wie viel Schätze aus dem Bereiche der Architectur, Malerei und Sculptur beide Länder, trotz der vielen beispiellosen Verwüstungen durch Kriege und den krassesten Vandalismus neuerer Zeiten, noch immer aufzuweisen haben.

Da das von den Památky Dargebotene bisher nicht über den Kreis des böhmischen Lesepublicums gedrungen ist, dasselbe jedoch eine weitere Beachtung jedenfalls im vollen Masse verdient; so glauben wir im Interesse der Kunstgeschichte und Archäologie nur eine angenehme Pflicht zu erfüllen, indem wir über die im ersten Bande besprochenen archäologischen Objecte eine gedrängte Übersicht geben.

Den Eingang der Publication bildet eine vom Redacteur unternommene Bearbeitung oder eigentlich Popularisirung des L. Vitet'schen Aufsatzes: „Über die Erhaltung der Alterthümer namentlich der Baudenkmale", dessen deutsche Übersetzung bereits im 11. und 12. Hefte von Förster's Allgemeiner Bauzeitung vom Jahre 1852 erschien. Der Bearbeiter hebt besonders jene Partien des Aufsatzes hervor, die den Verhältnissen unserer Länder am meisten entsprechen, und sucht durch Einstreuung passender, einheimischer Beispiele das Ganze dem Interesse seiner Landsleute näher zu bringen.

Die Altstädter Hauptpfarrkirche zu Maria Himmelfahrt am Teyn in Prag (siehe 9, 52, 101).

eine erschöpfende Monographie von Karl Wladislaw Zapp, in welcher zuerst die Geschichte dieses in der böhmischen Kirchengeschichte eine der wichtigsten Rollen spielenden Gotteshauses in drei Abschnitten auf anregende Weise geboten wird. Dann folgt die Detailbeschreibung, aus der wir Folgendes herausheben: Das jetzige Kirchengebäude stammt aus dem Anfange des XV. Jahrhunderts, gehört der letzten Periode des gothischen Styles an, nimmt einen Flächenraum von 429 □ Klafter 11′ ein, ist von Aussen 192′ lang, 108′ breit, und besteht aus einem im Lichten 168′ langen und bis zu den Schlusssteinen der Wölbung 96′ hohen Mittelschiffe, und aus zwei um die Hälfte niedrigeren und im Lichten nur 150½′ langen Seitenschiffen. Alle drei Schiffe schliessen gegen Osten mit einer polygonen Apsis ab, das Mittelschiff aus dem Zehnecke, die Seitenschiffe aus dem Achtecke. Zehn reich profilirte gothische Pfeiler in zwei Reihen, je 5 auf jeder Seite, trennen die drei Schiffe; 31 mit zierlichem Masswerke versehene Fenster öffnen sich in den Mauerflächen, darunter das grosse Mittelfenster ober dem Westportale 15′ breit, 52′ hoch, dann die vier schmalen aber 70′ hohen Chorfenster im Mittelschiffe, die eine imposante Wirkung hervorbringen. Stark vortretende Mauerpfeiler umgeben die Aussenseite an den Apsiden, Seitenflächen und auch an der Westfronte; das Baumaterial ist der allgemein übliche Prager Bruchstein, Plänerkalk aus den Weissenberger-Brüchen, nur die Rücken der Aussenpfeiler und Fenstereinfassungen sind von gemeisselten Sandsteinstücken aufgeführt. Äusserst imposant ist die Westfronte mit ihren 158′ hohen, reich verzierten Quadergiebeln und den zwei sie flankirenden 253′ hohen Thürmen, die, erst um das Jahr 1511 zu ihrer Vollendung gelangt, mit zierlichen, gothischen Gallerien, mit je 8 Seitenthürmchen versehen und mit Schiefer eingedeckt sind. Der nördliche, um mehrere Fuss schmälere Thurm brannte 1819 ab und wurde 1834—1835 in seiner früheren Gestalt erneuert. Am Giebel prangen an der Stelle des ehemaligen Utraquistenkelches das Marienbild mit ehernem Scheine vom Jahre 1626, dann die Wappen von Böhmen, Mähren, Schlesien und Luxenburg. Auch die Vorderseite des südlichen Thurmes zeigt an der Gallerie das steinerne Brustbild eines Königs (wahrscheinlich Wladislaw II.) zwischen zwei kleineren halben Figuren, und mehrere Wappen. — Von den gothischen Portalen an der West-, Süd- und Nordseite zeichnet sich das letztere durch eine besonders reiche Anordnung aus und gehört jedenfalls der spätgothischen Periode an (etwa aus der Mitte des XV. Jahrhunderts). Ein weit gespannter hoher Rundbogen umfasst eine gothische Überwölbung und stützt sich an zwei Aussenpfeiler des nördlichen Seitenschiffes. Zierlich gearbeitete Tragsteine mit Thiergestalten, dann schöne durchbrochene Deckel oder Baldachine bilden 24 grössere, kleinere Nischen, die zur Aufnahme von Statuen bestimmt waren, aber leer geblieben sind. Auf dem Rundbogenfelde ober der in einen Spitzbogen auslaufenden Thüre befindet sich ein Hautrelief, das Leiden Christi vorstellend und aus vier Plänerkalkplatten zusammengesetzt, während das ganze übrige Steinwerk des Portals aus hartem Sandstein gemeisselt erscheint. Der Verfasser glaubt diesem Steinbilde ein viel höheres Alter zuschreiben zu müssen, und versetzt dessen Ursprung in die Mitte des XIII. Jahrhunderts, dem zu Folge es aus dem früher bestandenen Kirchengebäude hieher versetzt worden sein müsste. Das weiche Material des Bildes erheischt einen sorgfältigeren Schutz gegen die Nässe, und dieses hat bereits ziemlich viel gelitten. (Eine minder gelungene Lithographie dieses Portals, dann ein sehr fleissig und correct ausgeführtes Tableau mit dem Grundrisse, der Westfronte, mit den beiden Thürmen und mehreren architektonischen Details und Profilirungen sind willkommene Beigaben zu diesem Aufsatze.)

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Hefte.)

Literarische Anzeigen.

Das dritte Heft der „Mittelalterlichen Kunstdenkmale des österreichischen Kaiserstaates", herausgegeben von Dr. G. Heider, Prof. Rud. v. Eitelberger und Architekten J. Hieser, bringt die romanische Kirche von St. Ják in Ungarn — einen Bau, welcher unter den bisher bekannten Kirchen Österreichs zu den bedeutendsten des romanischen Styles gerechnet werden kann und auch bereits im 1. Bande des „Jahrbuches" der k. k. Central-Commission (Wien, W. Braumüller 1856) Gegenstand einer kunstgeschichtlichen Abhandlung des Herrn Professors R. v. Eitelberger gewesen ist. Bezüglich der Bauanlage, im Zusammenhange stehend mit einer ganzen Gruppe romanischer Kirchenbauten zwischen der Drau und der Donau, ist sie für die Kunstgeschichte von grosser Wichtigkeit, weil sie an sich in ihrer Anlage sehr bezeichnend für den romanischen Styl ist, der ursprüngliche Charakter des Baues verhältnissmässig ganz gut erhalten ist und die Kirche zwar theilweise unter den Türkenkriegen, aber nicht unter Restaurationsversuchen späterer Epochen gelitten hat, wie diess leider bei so vielen unserer Kirchen aus dem Mittelalter der Fall ist. Von den, diesem Hefte beigegebenen vier Tafeln bringt die erste den Grundriss der Kirche, dann jenen der Rundcapelle, die zweite eine perspectivische Ansicht der Vorderseite, die dritte eine perspectivische Ansicht der Rückseite und die vierte eine Ansicht des Hauptportals nach Aufnahmen und Zeichnungen des Architekten Hieser, und zwar in einem Grade der Vollendung und mit so feinem, durchgebildetem Geschmacke, dass die Abbildungen selbst den strengsten Anforderungen zu genügen im Stande sind und den vorzüglichsten derartigen Productionen des Auslandes an die Seite gestellt werden können. Den Text zu diesem Bauwerke hat Prof. v. Eitelberger geliefert, und diesen Anlass benützt, um zugleich ähnliche Kirchenbauten Ungarns zu besprechen. Er hat damit eine sehr anregende und äusserst verdienstvolle kunstgeschichtliche Abhandlung geliefert, welche, in der geistvollen Weise des Herrn Verfassers vorgetragen, über die frühzeitige Culturentwickelung Ungarns ein neues Licht verbreitet. Dem 3 Bogen starken Texte sind 26 prachtvolle Holzschnitte bei-

gegeben. — Nebst dem Texte zu Ják bringt dieses Heft auch jenen über die gothische Monstranze zu Sedlets und den Altarschrank zu Cilli, von Dr. Gust. Heider, wozu die Abbildungen schon im 2. Hefte geliefert wurden.

Es liegt uns das Programm einer vom Neujahr 1857 an im Verlage der Frauenzeitung in Stuttgart erscheinenden Zeitschrift vor, die für die christliche Kunst ein besonderes Interesse besitzt. Dieselbe betitelt sich: „Kirchenschmuck, ein Archiv für weibliche Handarbeit", herausgegeben unter der Leitung des christlichen Kunstvereines der Diöcese Rottenburg und wird redigirt von Dr. Florian Riess, Pfarrer Laib und Pfarrer Dr. Schwarz. Das Unternehmen setzt sich zur Aufgabe, auf die Anfertigung von kirchlichen Ornaten in einem ernsten würdigen Style hinzuwirken — im kirchlich traditionellen Style gehaltene Musterzeichnungen für die verschiedensten weiblichen Handarbeiten zu liturgischen Zwecken zu veröffentlichen und einen Führer abzugeben, der sowohl Belehrung über technische Ausführung und über jene Arten von Stickerei gibt, welche durch die gegenwärtig fast ausschliesslich herrschende Straminstickerei zurückgedrängt worden ist, als auch über die Bedeutung und geschichtliche Entwickelung der liturgischen Gewänder. Von dieser Zeitschrift erscheint monatlich einmal ein Heft, enthaltend 2 kleine Quartbogen Text, 1 Farbendruck und 1 grossen Musterbogen, und zählt zu Mitarbeitern Conserv. Dr. Bock in Köln, Rector Fey zu Aachen, Dr. Giefers zu Paderborn, Dr. Joh. v. Hefner-Alteneck zu München, P. Ildephons zu Regensburg, Prof. Kreuser zu Köln, Dr. Sighart zu Freising, Bildhauer Stolz zu Innsbruck, Caplan Zech zu Münster. Preis halbjährig 2 Thlr.

Eine der verdienstvollsten Unternehmungen zur Wiederbelebung des Geschmackes an der mittelalterlichen Kunst Deutschlands ist das von Fr. Baudri in Köln herausgegebene und redigirte „Organ für christliche Kunst, welches gegenwärtig bereits den siebenten Jahrgang beginnt. Getreu seinem Programme — die Traditionen der mittelalterlichen Kunst mit der Kunstthätigkeit der Gegenwart auf kirchlichem Gebiete in Verbindung zu bringen — hat dasselbe bisher mit anerkennenswerther Rührigkeit und grosser Umsicht für das Studium der christlichen Archäologie ein sehr reichhaltiges Materiale angesammelt und zu manchen Kunstschöpfungen unserer Tage eine glückliche Anregung gegeben. Bei dem Beginne des neuen Jahrganges halten wir es desshalb auch für eine Pflicht, unsere Leser auf das Erscheinen des „Organs für christliche Kunst" besonders aufmerksam zu machen. Die uns vorliegende erste Nummer des neuen Jahrganges beginnt eine Abhandlung, betitelt: „Architektonische Ornamente in Blei" (mit einer artistischen Beilage), welche einem Vortrage entnommen ist, den der englische Architekt William Burges in dem Architectural-Museum in London über diesen Gegenstand gehalten hat; die Fortsetzung des Aufsatzes: „Aus Spanien" mit der, Charakteristik mehrerer der hervorragendsten Künstler aus der älteren spanischen Malerschule, ferner eine Correspondenz: „Aus London" über die neuesten Leistungen englischer Architekten; eine weitere Besprechung der Frage über den Thurmbau des Kölner Domes (mit einer Kunstbeilage); endlich verschiedene Notizen und literarische Anzeigen. — Unter den ersteren heben wir insbesondere einen Erlass der Erzdiöcese Köln an den Pfarrclerus und die Kirchenvorstände hervor, der wegen seiner praktischen Anweisungen bezüglich der kirchlichen Bauwerke älterer Zeit auch über die Gränzen der Diöcese Beachtung verdient, und welchem wir die folgende bezeichnende Stelle entnehmen:

„Im Falle ein altes Kirchengebäude einer durchgreifenden Restauration bedürftig erscheint, gehört zu den ersten Erfordernissen die Anfertigung eines vollständigen Restaurations-Planes über alle der Herstellung oder Erneuerung bedürftigen Bautheile. Dieser vollständige Restaurations-Plan ist auch in dem Falle nothwendig, wenn vor der Hand nur die Herstellung einzelner Bautheile bezweckt wird, welche im Interesse der Erhaltung der baulichen Construction oder aus anderen wichtigen Gründen zunächst gewünscht und ausgeführt werden muss. Nur dadurch kann nämlich ermöglicht werden, dass die Herstellung eines in verschiedenen Beziehungen schadhaften oder verstümmelten monumentalen Baues in Einem Geiste und nach Einem richtigen Systeme bewirkt wird. In einem solchen ausführlichen Restaurations-Plane sind die einzelnen Restaurations-Theile je nach ihrer besonderen Dringlichkeit systematisch zu ordnen, so dass die nothwendigsten Arbeiten zuerst, und nach Massgabe der vorhandenen Mittel und des baulichen Bedürfnisses die einzelnen Bautheile nach und nach in Angriff genommen und nach dem entworfenen allgemeinen Plane einheitlich hergestellt werden können."

„Es liegt in der Natur der Sache, dass bei Entwerfung des Restaurations-Planes der Styl des kirchlichen Gebäudes massgebend und zu Grunde gelegt werden muss. Lediglich nach den Gesetzen und im Geiste dieses Baustyles der restaurationsbedürftigen Kirche muss das Fehlende wieder ersetzt, das Schadhafte hergestellt, das Entstellte oder Modernisirte wieder umgeändert und verbessert werden. Nur dadurch kann der historische Charakter eines monumentalen Baues gewahrt und erhalten werden. Die Restauration hat demnach die Aufgabe, so viel immer thunlich, den ursprünglichen Zustand des Gebäudes wieder herzustellen und desshalb zuerst diejenigen Zuthaten, welche, aus einer späteren oder der neueren Zeit herrührend, dem Charakter und Style des Baues widersprechen, so weit es die bauliche Construction zulässt, zu entfernen. Bei der Herstellung derjenigen Bautheile, welche schadhaft, verwittert oder durch spätere Hand entstellt sind, ist nicht nur die primitive Form streng im Auge zu behalten, sondern auch möglichst das gleiche Baumaterial wieder anzuwenden. Zu verwerfen sind desshalb bei Herstellung monumentaler Bauten alle Surrogate, welche die Schäden nur verkleistern und dem Auge nur momentan verbergen, z. B. die Anwendung von Gyps oder Stuck statt des Steines, die Überziehung mit Mörtel und Farbe, statt der Einfügung neuer oder der Abglättung verwitterter oder abgebröckelter Steine. Anstatt, dass man beispielshalber, wie es leider häufig geschehen ist und noch geschieht, die fehlenden oder schadhaften Capitäle an den Säulen durch Stuckarbeit ersetzt, sind dieselben in dem alten Material (Stein) wieder herzustellen und einzufugen; anstatt, dass man ferner die aus glatt bearbeiteten Steinen bestehenden, durch die Zeit ausgebröckelten und verwitterten Aussenwände und Pfeiler mit einem, wenn auch noch so guten Mörtel überzieht und so die schadhaften Stellen nicht verbessert, sondern verdeckt, sind diese Aussenwände und Pfeiler, wo es thunlich ist, wieder zu reinigen und in ihrem ursprünglichen Material blosszulegen, während die Fugen verkittet werden; eben so wenig kann und darf im Innern durch Farbenzeichnung, Leistenziehen oder Gypsarbeit die ornamentale Architectur ersetzt werden, sondern wo gutes Baumaterial sich vorfindet (selbst von Backsteinen), ist dasselbe wieder herzustellen. Kurz: echte Restauration kennt keine Überkleisterung und Tünche, sondern sucht möglichst die durch das Alter oder durch Unkenntniss entstandenen Fehler und Mängel in primitiver, dem historischen Charakter und Style des Gebäudes entsprechender Weise wieder herzustellen. Auch bei Restaurationen ist, wie bei Neubauten, vor Allem das Rechte und Wahre zu erstreben; jede Blendung und Augen-Täuschung ist der Kunst unwürdig und fördert den Verfall und den Ruin des Baues."

Aus der k. k. Hof- und Staatsdruckerei in Wien.

Jeden Monat erscheint 1 Heft mit mindestens 3 Druckbogen und mit Abbildungen.
Der Pränumerationspreis ist für einen Jahrgang oder zwölf Hefte nebst Register sowohl für Wien als die Kronländer und das Ausland 4 fl. C. M., bei portofreier Zusendung in die Kronländer der österr. Monarchie 4 fl. 20 kr. C. M.

MITTHEILUNGEN

DER K. K. CENTRAL-COMMISSION

ZUR ERFORSCHUNG UND ERHALTUNG DER BAUDENKMALE.

Pränumerationen übernehmen halb- oder ganzjährig alle k. k. Postämter der Monarchie, welche auch die portofreie Zusendung der einzelnen Hefte besorgen. — Im Wege des Buchhandels sind alle Pränumerationen und zwar nur zu dem Preise von 4 fl. an den k. k. Hofbuchhändler W. Braumüller in Wien zu richten.

Herausgegeben unter der Leitung des k. k. Sections-Chefs und Präses der k. k. Central-Commission Karl Freiherrn v. Czoernig.

Redacteur: Karl Weiss.

№ 3. II. Jahrgang. März 1857.

Die Kleinodien des heil. römisch-deutschen Reiches.

Mit der Rückkehr zu den gepriesenen classischen Formen der Cäsarenzeit in Italien, der sogenannten „Renaissance des beaux arts" begann allmählich auch diesseits der Berge eine Verflachung der grossartigen christlichen Ideen, welche die Kunst des Mittelalters inspirirt hatte; die schöpferische Kraft, die im Vollbesitze des von den Vätern ererbten Glaubens jene mächtigen Kathedral-Bauten geschaffen hatte, die wir heute noch mit Hochgefühl die deutschen nennen, erlahmte von jetzt ab immer mehr und mehr.

Nachdem nun seit den Tagen der Humanisten die Kunst aufgehört hatte an der Hand und im Dienste der Kirche ihre Schöpfungen im grossartigen Maassstabe auszuführen und sie anfing, selbstständig geworden, nach der Gunst der Höfe und der reichen Patricier sich umzusehen, da gingen auch in Deutschland allgemach die historischen Traditionen der alten volksthümlichen Kunstweise verloren und der Künstler gewöhnte sich daran, der wechselnden Laune des Zeitgeschmacks und der Mode dienstbar zu werden. Hatte die Kirche die Kunst stets in ihrer Ganzheit aufgefasst und einen harmonischen Verband zwischen den einzelnen Kunstzweigen unter Oberleitung der Architectur zu vermitteln gewusst, so fuhr jetzt der Geist der Zwietracht und des Dünkels in die Künste, die sich früher Brüder nannten und zur Erreichung des einen höchsten Zweckes einträchtig sich die Hand boten. Der alten Amme und Erzieherin, der Architectur, an deren Hand die übrigen Kunstzweige grossgezogen worden waren, wurde der Gehorsam gekündigt und das Publicum begnügte sich damit seit den Tagen Raphael's und Rubens die zu Ansehen und Würden emporgestiegene Malerei als den höchsten Inbegriff der Kunst zu betrachten.

Die Verirrungen der Kunst in den letzten Jahrhunderten, in welchen die Ölmalerei beinahe ausschliessend den Thron behauptet hat, liegen heut offen zu Tage und hat man sich allen Ernstes in den letzten Zeiten, wo die Industrie als Todfeindin alles künstlerischen Schaffens aufgetreten ist, gefragt, ob man denn bei dem heutigen selbstgefälligen, kleinlichen Schaffen der einzelnen Zweigkünste nicht wieder zu einer grossartigen Monumentalkunst zurückkehren könne?

Bei Beantwortung dieser in jüngster Zeit vielfach angeregten Frage ist man denn namentlich auf dem Gebiete der kirchlichen Kunst, wo der Abgang ernsterer historischer Kunstformen fühlbar empfunden wurde, zu der Überzeugung gelangt, dass man vor allem mit der Regenerirung der Baukunst zuerst beginnen müsse und dass zunächst auf kirchlichem Boden eine Rückkehr zu den Grundgesetzen der mittelalterlichen Bauformen nothwendig sei.

Die Leistungen eines Pugin und Scott in England, eines Viollet-le-Duc und Lassus in Frankreich und der um Cöllner Dome enstandenen rheinischen Bauschule sind lautsprechende Belege dafür, dass man heute ernstlich bemüht ist, in den Geist der alten Bauwerke tiefer einzudringen, ohne desshalb in eine geistlose Imitation derselben zu verfallen.

Bei diesem Bestreben, die Gesetze der mittelalterlichen Baukunst auf praktischen Boden zu übersetzen, ist man jedoch nicht stehen geblieben, sondern man ist, in folgerichtiger Consequenz bemüht, auch die einzelnen Zweige der christlichen Kunst neu zu beleben und ihnen einen solche Stellung anzuweisen, dass sie den Chorus der zusammenwirkenden Künste harmonisch vervollständigen. Nachden man nämlich mit der Regenerirung der Architectur als Meisterin

der übrigen Künste begonnen hat, ist man mit Nothwendigkeit darauf geführt worden, auch in der Behandlung von Sculpturen und Malereien, so wie in der stylgemässen Composition von künstlerischen Kirchen-Utensilien nach den stetigen Gesetzen der Liturgie die Principien der mittelalterlichen Kunst zur Geltung zu bringen. So hat man in Frankreich, England und am Rheine in neuester Zeit nicht nur begonnen die Kirchen nach solchen Grundsätzen baulich einzurichten, sondern man hat auch das Studium des Kirchenmobilars, der Gewänder und die formelle Einrichtung derselben in Übereinstimmung mit der Architectur sich zur Aufgabe gestellt [1]).

Um nun eine gründliche Kenntniss und eine allseitige Übersicht zu gewinnen von den alten kunsthistorischen Formen der kirchlichen Gefässe und Utensilien, wie sie, aus dem Mittelalter stammend, in reichster Abwechslung und in den edelsten Verhältnissen heute noch vielfach angetroffen werden, hat man zur Bildung des Geschmacks begonnen nicht nur für den schaffenden Componisten, sondern auch für den ausübenden Techniker in vielen Diöcesen Deutschlands und Frankreichs Sammlungen von alten Originalien an Sculpturen, Goldschmiedewerken, Emails, Gravuren und Ciselirungen, dessgleichen auch Gypsabgüsse von schönen mustergiltigen Geräthschaften anzulegen; man forscht ferner angelegentlichst nach dem Schlüssel jener reichhaltigen symbolisch-figurativen Darstellungen, wie sie in Sculpturen, Miniaturen und Wandmalereien so sinnig zu finden sind, nach den Werkstätten, woraus jene Meisterwerke der verschiedensten Kunstzweige hervorgingen, nach jenen modificirenden Einflüssen, wodurch sie sich je nach Provinzen formell unterschieden, nach der künstlerisch-technischen Ausführung, wodurch sich die Kunstwerke des Mittelalters heute noch so vortheilhaft auszeichnen.

Will man nach diesem anregenden Vorgange der Nachbarländer auch in Österreich, wo in jüngster Zeit ein überaus erfreuliches reges Streben nach Erkenntniss der inhaltsreichen Formen der eigenen schöneren Vorzeit erwacht ist, nicht einseitig stehen bleiben, oder nur zur Hälfte die Lösung der gestellten Aufgabe herbeiführen, so darf man auch hier nicht abgesondert als alleiniges Ziel die Erforschung der alten Baumonumente sich zur Aufgabe stellen, sondern man muss gleichmässig dahin trachten, alle übrigen der Architectur beigeordneten Kunstzweige, die ehemals zu einem reichen, schönen Blüthenkranze verwebt waren, in den Kreis wissenschaftlicher Untersuchung zu ziehen. Auf diese Weise wird man allmählich zu einem wohlgeordneten Inventarium gelangen von den Kunstschätzen der österreichischen Kronländer, und man wird auch bei der heutigen praktischen Neuschaffung angehenden strebsamen Künstlern nicht nur die rechten Vorbilder und Anhaltspunkte bieten, sondern man wird ihnen auch in technischer Beziehung Muster vor Augen führen können, die geeignet sind vermöge der heute viel entwickelteren Mechanik, der überhandnehmenden geist- und kunsttödtenden Fabrikarbeit entgegen zu treten.

Von diesem höhern Gesichtspunkte ausgehend, halten wir es auch gerechtfertigt und im Einklange mit der Aufgabe, deren Lösung uns gestellt ist, nicht ausschliesslich den Baumonumenten Österreichs, sondern auch allen übrigen Kunstzweigen, welche doch, wie jeder Sachverständige wissen wird, in einem inneren geistigen Zusammenhange mit den Formen der Architectur stehen, unsere Aufmerksamkeit zuwenden. Wir glauben damit zugleich den vielfach ausgesprochenen Wünschen competenter Stimmen nachzukommen und den Gesichtskreis der Kunstanschauungen und Forschungen nicht wenig zu erweitern.

Indem wir daher unsere Aufmerksamkeit auch den mit der Architectur verbundenen Zweigkünsten des Mittelalters von jetzt ab zuwenden, wollen wir heute schon damit beginnen, auf ein Unternehmen hinzuweisen, dass sich unter uns vorbereitet hat und worüber wir durch den ausgegebenen Prospectus und durch persönliche Beziehungen zu dem Veranstalter in Kenntniss gelangt sind.

Was nämlich der — leider kürzlich verstorbene gelehrte Abbé Martin in Frankreich für das Verständniss der alten kirchlichen Kunstformen, namentlich auf dem Gebiete der Paramentik geleistet, das strebt in neuster Zeit in Deutschland ein Werk an, das unter dem Titel: „Geschichte der liturgischen Gewänder des Mittelalters“ von Franz Bock, Conservator des erzbischöflichen Museums in Cöln (Verlag von Henry und Cohen in Bonn, 1856), herausgegeben wird und auch in diesen Blättern bereits eingehend gewürdigt wurde. Man kann mit Zuversicht erwarten, dass dieses Werk einen erheblichen Einfluss nehmen wird auf eine allmähliche würdigere Umgestaltung der heute so sehr entstellten, modern zugeschnittenen liturgischen Gewänder, und dass dadurch der Weg angebahnt werde, dieselben mit Rücksicht auf Stoff, Gewebe, Farbe, Zeichnung und Schnitt zu ihrer früheren Zweckmässigkeit, Bedeutung und Würde zurückzuführen.

In einem der Abschnitte dieses Werkes sollen nun auch bei Behandlung des bischöflichen Pontificalornates im Mittelalter, die altehrwürdigen, berühmten Krönungs-Insignien der deutschen Kaiser eine ausführliche Beschreibung finden, da, wie bekannt, die deutschen Kaiser am Tage ihrer feierlichen Krönung bischöfliche Gewänder anzulegen die Auszeichnung genossen. Zu diesem Zwecke hat der Verfasser — der bereits durch längere Zeit in Europa die liturgischen Gewänder des Mittelalters, durch Mittel des Fürsten Hohenzollern-Sigmaringen unterstützt, zum Gegenstand wissenschaftlicher Forschungen gemacht

[1]) Selbst auch auf dem Gebiete der Musik ist man, allerdings nach harten Kämpfen, zur Überzeugung gelangt, dass der Inhalt unserer heutigen musikalischen Conceptionen vielfach inhaltslos und tändelnd geworden ist, und es sind insbesonders Freunde einer ernsteren Kirchenmusik bemüht, den ausgearteten, an modernen Einflüssen leidenden Kirchengesang zu seiner alten Würde und zu seiner Erhabenheit hinsichtlich der Form und des Vortrages wieder zurückzuführen.

hat — früher die einschlagenden kaiserlichen Gewänder in Rom, Aachen, Bamberg und Metz genauer besichtigt und sodann die Reise nach Wien unternommen, um hier die noch keiner kritischen Würdigung unterzogenen Kroninsignien in der kaiserlichen Burg zu Wien, welche daselbst seit dem Tage ihrer Übertragung von Nürnberg aufbewahrt werden, einer genauen Besichtigung zu unterziehen. Durch die anerkennenswerthe Liberalität des k. k. Oberstkämmereramtes wurde demselben zugleich gestattet, eine stylgerechte Copirung sämmtlicher Kleinodien vornehmen zu dürfen.

Es stellte sich jedoch bei dem eben gedachten Archäologen bald die Überzeugung fest, dass die hohe geschichtliche Würde, der gediegene Kunstwerth des Gegenstandes, dann aber auch der beschränkte Raum, welcher den kaiserlichen Pontificalien in seiner „Geschichte der liturgischen Gewänder des Mittelalters" zugemessen ist, die Herausgabe eines grösseren selbstständigen Werkes verlange, worin die historisch-artistiche und die liturgische Seite der altdeutschen Krönungs-Insignien ausführlich behandelt und in grösseren bildlichen Darstellungen veranschaulicht werden. Er beschloss daher, dieselben unter dem Titel: „Die Kleinodien des heiligen römisch-deutschen Reiches" in prachtvoller Ausstattung und in mustergiltigen stylgetreuen Abbildungen, angefertigt durch geübte Künstler, herauszugeben, um so mehr, als dieser interessante Gegenstand auf dem Gebiete der gesammten Kunstliteratur noch keine archäologisch-kritische Würdigung — wie diess der heutige Standpunkt dieser Wissenschaft erfordert — gefunden hat.

Wir haben daher — und hoffentlich in Österreich — ein Werk zu erwarten, das sowohl durch die Wahl des Stoffes als den anerkannten Beruf des Herausgebers zu den bedeutendsten gerechnet werden dürfte, worauf wir in letzterer Zeit hinzuweisen in der Lage waren.

Durch die Güte des Verfassers sind wir in die Lage gesetzt, von dem reichen und werthvollen Materiale desselben theilweise in diesen Blättern Gebrauch zu machen.

Wir werden daher eine Reihe von geschichtlichen Andeutungen über Entstehung und Herkommen und eine kurze Charakteristik sämmtlicher Reichskleinodien mit Bezug auf ihre formelle artistische Beschaffenheit und liturgische Bedeutung in den nachfolgenden Blättern veröffentlichen, welche aber, wie gesagt, den Forschungen und Quellenstudien des Herrn F. Bock vollständig angehören.

Die Redaction.

I.

Der Text des ganzen Werkes, dem man von vielen Seiten mit grösster Spannung entgegensieht, wird in vier Abtheilungen erscheinen. Der erste behandelt das Historische, der zweite das liturgisch-Rituelle, der dritte das artistisch-Materielle des Gegenstandes und der vierte Theil wird als Parallele zu dem Krönungsornate deutscher Kaiser die übrigen heute noch vorfindlichen königlichen Insignien des Mittelalters beschreiben und deren archäologischen Werth in Betracht ziehen.

Namentlich dürfte sich der erste Abschnitt zu einem reichen historischen Bilde gestalten, das im Stande ist die erhabensten Erinnerungen an die grosse Kaiserzeit wachzurufen, denn das Materiale ist bei den alten Autoren im grossen Umfange und theilweise noch ungehoben und unverarbeitet zu finden. Nachfolgende kurze Andeutungen des Verfassers dürften die interessantesten Anhaltspunkte aus diesem Abschnitte bezeichnen.

Von welcher Art die Reichskleinodien bei Stiftung der Weltmonarchie durch Karl den Grossen gewesen sein mögen, darüber liessen sich zwar viele Behauptungen aufstellen; ihre Begründung aber dürfte durch gleichzeitige Autoren schwer zu ermitteln sein. Auch ist es eine noch nicht beantwortete Frage, ob denn überhaupt bei der schnell improvisirten Krönung Karl's des Grossen, wie Einige wollen durch Papst Leo III., ein eigentlicher Krönungsornat zur Anwendung gekommen ist. So viel steht wenigstens fest, dass von den heutigen Krönungs-Insignien nur sehr wenige den Stempel der für solche Kunstschöpfungen ungünstigen Zeit Karl's des Grossen an sich tragen. Von einem feststehenden Krönungsornate kann erst von jenen Tagen an gesprochen werden, als mit Heinrich dem Vogler das gewaltige sächsische Kaisergeschlecht den deutschen Thron zu zieren begann. Diese Annahme ist um so berechtigter, als nicht zu denken ist, dass die glanzvolle Regierung der Ottonen, nachdem mit Theophania, der Gemahlin Otto II., der äussere Luxus und Schimmer der byzantinischen Kaiser theilweise auch auf den deutschen Kaiserstuhl übergegangen war, solcher kostbaren Reichs-Insignien entbehren konnte. Mit Eröffnung der Gruft des gewaltigen Kaisers, dessen Grabesstätte später Friedrich Barbarossa mit der prachtvollen heute noch erhaltenen Polycandela schmückte, kamen jedenfalls, wie diess später nachgewiesen werden wird, einige Reichskleinodien, welche sich in der Gruft des Stifters der Weltmonarchie befanden, zu den heute vorhandenen Krönungs-Insignien. Schenkungen, die einzelne Kaiser, wie diess erwiesen ist, mit verschiedenen Theilen der Pontificalien an berühmte Kirchen machten, mehr aber noch längere Reisen, ungeahnte feindliche Überfälle, ferner auch Brände und wohl am meisten die innere Zerrissenheit und wechselseitigen Kämpfe der Gegenkaiser in jener traurigen Zeit, die dem Interregnum vorausgingen, waren Ursache, dass bereits unter Kaiser Friedrich II. oder Konrad IV. zum Ersatze der Kleinodien, die bei Vittoria nachweisbar verloren gingen, und zu Braunschweig, als Wilhelm von Holland daselbst sein Beilager hielt, durch Feuer eingeäschert wurden, aus dem Schatze seiner Ahnen auf Schloss Trifels dasjenige für den feierlichen Gebrauch auswählte, was daselbst von den reichen,

dort wohlverwahrten Kleinodien der sicilianischen Könige am würdigsten und geeignetsten erschien [1]).

Älteren Urkunden zufolge scheinen die Gegenkönige Wilhelm von Holland und Richard von Cornwallis niemals in Besitz der wahren Reichskleinodien gelangt zu sein. Denn als durch die Wahl des ritterlichen Rudolph von Habsburg der babylonischen Verwirrung in Deutschland ein Ende gemacht war, wurden ihm zur Krönung auf seinem Zuge nach Aachen in Mainz, nach Anderen in Boppard, jene kostbaren Reichskleinodien feierlichst überreicht, die sich bis auf unsere Zeit in die Kaiserburg nach Wien gerettet haben. Die meisten derselben machen sich durch ihre kufischen Inschriften und die arabischen Currentschriften (neschi), nicht weniger durch ihre Ornamentionen und die technische Ausführung derselben als jene erkennbar, die, wie bereits angedeutet wurde, aus dem Schatze der sicilianischen Könige zu Palermo — dem damaligen Sitze der Stickerei, Weberei und Goldschmiedekunst — gekommen sind.

Mit Rudolph von Habsburg gelangten dann die Reichs-Insignien, welche früher in Hammerstein und später in Trifels aufbewahrt waren, nach Kyburg, dem festen Schlosse der Habsburger. Auch die Schicksale der Reichskleinodien unter den Nachfolgern Rudolph's von Habsburg sind nicht minder interessant wie die Geschichte des Herkommens und der Entstehung derselben. Durch Karl IV., dem Böhmen wohl mehr als Deutschland zu verdanken hat, kamen die Reichskleinodien, nachdem sie ihm erst durch Übereinkunft mit Ludwig von Brandenburg waren ausgehändigt worden, auf die Kronfeste Karlstein in Böhmen, wo mit vielen werthvollen Reliquien und anderen Kostbarkeiten auch die Kron-Insignien des Landes „Böheim" aufbewahrt wurden. Jedoch schien es später rathsam, sie heimlich, der wilden hussitischen Streitigkeiten wegen, nach Ofen in feste Gewahrsam zu bringen. Da man jedoch allgemein im Reiche murrte, dass die Kronschätze nicht einmal im eigenen Lande ein sicheres Unterkommen finden könnten, so erinnerte sich Sigismund an das Versprechen, das Karl IV. gegeben und nicht gehalten hatte, und liess heimlich von der Reichsstadt Nürnberg zwei Ehrenmänner des Rathes nach Ofen zu sich entbieten, denen er daselbst die Kleinodien und Reliquien des h. röm. Reiches aushändigte, damit sie von jetzt an beständig in Nürnberg sollten aufbewahrt bleiben. Nach vielen Mühen und Gefahren langten sie endlich unerkannt auf einem ärmlichen Fischerwagen dort an, und wurden am 21. März 1424 in feierlicher Procession von der Geistlichkeit, dem Rathe und den Bürgern der freien Reichstadt Nürnberg in ihren Mauern feierlichst eingeführt. Dort blieben sie in guter Verwahrung in der heil. Geistcapelle von den Tagen des Kaisers Sigismund bis zur Auflösung des deutschen Reiches.

Als bereits die deutsche Kaiserwürde erloschen, waren noch immer nicht die Schicksale der deutschen Kaiser-Insignien zum Abschluss gekommen. Denn, wie es heisst, hatte der französische Gewalthaber zur Zeit als das h. römische Reich aus den Fugen ging, ein lüsternes Auge auf die Kron-Insignien der alten Kaiser in Nürnberg gerichtet. Kaum wurde jedoch der damalige Reichscommissarius in Regensburg, Freiherr von Hügel, davon in Kenntniss gesetzt, so trat er mit einem Theile des Rathes der Stadt Nürnberg ins Einvernehmen und brachte nicht ohne persönliche Gefahr die kostbaren Überreste einer grossen Vergangenheit heimlich nach Regensburg. Von dort gelangten sie, nachdem die Zeiten friedlicher geworden waren, nach Wien, wo sie Freiherr von Hügel — dessen Name schon allein dieser That wegen in der Geschichte Österreichs mit Ehren verdient hervorgehoben zu werden — dem letzten der römischen Kaiser aus dem Hause Habsburg - Lothringen übergab, bei welchem die deutsche Kaiserwürde durch Jahrhunderte fast erblich gewesen war und daher mit Recht unter seinen Schutz gestellt werden konnten, zumal Nürnberg durch seinen Übertritt zur neuen Lehre des Ehrenrechtes schon lange sich entäussert hatte, die Hüterin der Kleinodien und jener ehrwürdigen Reichsreliquien zu sein [1]).

In der zweiten Abtheilung, dem liturgisch-rituellen Theile der Krönungsgewänder, den wir hier nur flüchtig berühren, wird Nachricht gegeben werden, woher der Gebrauch entstand, dass christliche Kaiser und Könige bei der Krönung mit bischöflichen Gewändern bekleidet wurden; welche liturgisch-symbolische Bedeutung jedes einzelne Ornatstück besitzt; wie die deutschen Kaiser vor der Krönung durch Anlegung der „dalmatica imperialis" Canoniker von St. Peter wurden, wie sie ferner in der tunicella imperialis bei der feierlichen Krönungsmesse im Münster zu Aachen die Epistel lasen, und alsdann mit dem bezeichneten Gewande als Mitglieder des kaiserlichen Krönungsstiftes daselbst installirt wurden, endlich welche Feierlichkeiten bei der Krönung deutscher Kaiser nach dem „Caeremoniale imperatorum" stattfanden.

Zwei Reichsstädte — nämlich Nürnberg und Aachen — hatten, wie schon erwähnt, das Recht, die Kron-Insignien aufzubewahren. Bei jedesmaliger Krönung sandten dann diese Städte eigens erwählte Krongesandten ab, um sie dem neugewählten Kaiser einige Tage vor seiner Krönung in feierlichem Aufzuge zu überreichen.

---

[1]) Wie bekannt, kam Heinrich VI. nach dem Tode seines Gegners Tankred in den unbestrittenen Besitz jener Kostbarkeiten der normannischen Könige — der Nachfolger des Robert Guiskar — durch Erbschaft, die namentlich, was Feierkleider betrifft, im Hôtel de tirazzo durch den Kunstfleiss der Mauren angefertigt waren, wie diess weitläufig bei Otto von Freisingen zu ersehen ist. Noch sei bemerkt, dass der haushälterische Heinrich ungesäumt Sorge trug, dass sein reiches kostbares Erbe über die Berge geschafft und auf dem festen Schlosse Trifels durch seinen treuen Dienstmann von Tann sorgfältig verwahrt wurde.

[1]) Nach den Bullen mehrerer Päpste wurde Nürnberg ausdrücklich unter dem Vorbehalte die Ehrenwache der Reichskleinodien und Reichsreliquien übergeben, dass es dem angestammten katholischen Glauben seiner Väter treu bliebe.

Botzen.

A

C

B

Lith. u. gedr. i. d. k. k. Hof u. Staatsdruckerei

Nach vollzogener feierlicher Salbung durch den Consecrator begab sich nämlich der Kaiser in die Sacristei (vestiarium), wo ihm die bischöflichen Gewänder in nachfolgender Ordnung unter Assistenz der Krondeputation und der kaiserlichen Bedienung angelegt wurden.

Zuerst wurden die Füsse mit Tibialien bekleidet, einer Art von Strümpfen, wie sie aus gewebtem Seiden- und Goldstoffe als Pontifical-Tibialien angefertigt zu werden pflegten vor der Einführung der Strumpfwirkereien, welche erst anfingen unter Franz I. von Frankreich allgemein in Aufnahme zu kommen.

Alsdann legte man Ihm die Sandalen (calceamenta) an, die in ihrer Form und ihrem Schnitte noch deutlich an die römische Fussbekleidung erinnern.

Hierauf wurde die kaiserliche Majestät mit der Tunica talaris angethan, welche desshalb gewöhnlich „Talar" bezeichnet wird, weil das Gewand bis zum Knöchel (talaris) herabreicht, ein Kleidungsstück, welches mit jenem Gewande das noch heut zu Tage der Priester bei der Feier der h. Messe in Form eines Leibrockes als Untergewand trägt, Ähnlichkeit hat.

Über der tunica talaris legte dann das zu krönende Reichsoberhaupt eine reich verzierte camisia oder alba an, welche mit der heutigen alba des pontificirenden Bischofs übereinstimmt.

Diese faltenreiche, weit herunterreichende Alba wurde vermittelst eines goldenen Gürtels mit silbernen Spangen so weit aufgeschürzt, dass der untere reichgestickte Goldsaum (praetexta) des Talars noch zum Vorschein kam. Über diese alba, aus weissem schweren Seidentaffet mit reichen Goldstickereien am unteren Saume und an den Armen verbrämt und oramentirt mit zierlichen arabischen Inschriften und Arabesken, wurde dann dem zu krönenden Kaiser feierlich die stola imperialis um den Hals gelegt, die vermittelst eines reich verzierten Gürtels (cingulum) kreuzweise über die Brust zusammengeheftet und gefaltet wurde.

Nachdem diess geschehen, traten dann die ältesten Krondeputirten Nürnbergs an die kaiserliche Majestät heran, bedeckten die Schultern derselben mit dem kostbaren Pluviale (pallium imperiale). In diesem feierlichen Ornat trat nun der zu krönende Kaiser vor den Consecrator, der bei den Worten: „Accingere gladio super femur, potentissime" zum eigentlichen Acte der Krönung schritt und der kaiserlichen Majestät, von den anderen geistlichen Kurfürsten unterstützt, unter feierlichen Caeremonien die Krone des heil. römischen Reiches aufsetzte.

Alte Kunstdenkmale in Botzen und seiner Umgebung.

Von Alois Messmer, Correspondenten der k. k. Central-Commission in Brixen.

I.

In der Gegend von Botzen traf Drusus im J. 14. v. Ch. mit den rhätischen Gebirgsvölkern zusammen und überwand sie in einer grossen Schlacht. Zwei Römerstrassen liefen von hier aus und sicherten die Verbindung mit Deutschland; die eine über Sublavio (Seben) nach Viptienum (Sterzing), andererseits nach Aguntum (Innichen); die andere über Majae (Mais) durch das Thal der Venosten (Vinschgau). Es wäre zu verwundern, wenn die Römer an diesem Kreuzpunkte sich nicht angesiedelt und denselben befestigt hätten; auch ist bei allen unsern älteren Geschichtsforschern darüber kein Zweifel. Eine andere Frage ist es freilich, ob die Gegend auch heute noch Reste von Römerbauten enthält, worauf wir später zurückkommen wollen. —

Erst geraume Zeit nach den Stürmen der Völkerwanderung (um 680) erscheint Botzen als bedeutender Ort und als Zankapfel zwischen bojoarischen Grenzgrafen und longobardischen Herzogen, ein Streit, der sich fast durch ein Jahrhundert fortspann, bis er zu Gunsten der Bojoaren sich entschied, unter deren Oberhoheit die Grafen von Eppan als comites Bauzanenses standen. Doch nun begann der Streit zwischen diesen und den Bischöfen von Trient, welche 1078 die Eppaner wirklich aus Botzen drängten. Die Bischöfe erhielten aber gefährliche Nachbarn an den Grafen von Tirol; der gewaltthätige Meinhard II. warf 1377 die Stadtmauern nieder und unterwarf die Stadt seiner Oberhoheit. Unter seinem Sohne Heinrich, König von Böhmen, kehrte sie nochmal unter trientinische Herrschaft zurück, bis es endlich unter Sigmund 1462 dauernd an die österreichisch-tirolischen Landesfürsten kam. Man kann aus diesen wenigen Andeutungen ersehen, wie in Botzen sich durch das ganze Mittelalter die wälschen und deutschen Elemente kreuzten und das wälsche übermächtig zu werden drohte.

Der Dominicanerbruder Felix Faber, der auf seiner Reise ins heilige Land 1483 durch Botzen kam, erzählt aus dem Munde seiner daselbst wohnenden Mitbrüder, die Stadt sei vor wenigen Jahren wälsch und die Umgangssprache die wälsche gewesen und erst neuerdings hätten die Deutschen überhand genommen und der Stadt ihren deutschen Charakter gesichert [1]). Nur der deutschen Zähigkeit und der endlichen bleibenden Verbindung mit einem deutschen Fürstenhause ist es zuzuschreiben, dass Botzen statt die erste wälsche, die letzte deutsche Stadt auf dieser Hauptstrasse nach Italien geblieben ist. Solchergestalt darf man sich nicht verwundern, wenn auch an den noch übrigen Kunstdenkmalen, besonders aus dem früheren Mittelalter, einige wälsche Elemente zum Vorschein kommen; im Ganzen hat jedoch zu Botzen auch die Kunst, wie Sprache und Volksart,

[1]) S. Fratris Felicis Fabri Evagatorium. Ein Bruchstück seiner Reise durch Tirol betreffend steht im Phönix, 1851, 27.

ihre entschieden deutsche Physiognomie bewahrt. Von diesen Kunstdenkmalen wollen wir nun in dem Nachfolgenden eine Skizze zu geben versuchen.

Es sind noch einige Reste aus uralter Zeit übrig, nämlich drei Thürme von einer fremdartigen Bauart, wovon einer, der sogenannte gescheibte (d. h. wohl runde) Thurm nordwestlich von der Stadt, einsam auf einem Hügel steht, ein zweiter mit dem Schlosse Maretsch in Verbindung ist und ein dritter den Glockenthurm im gegenwärtigen Kloster Gries bildet. Die älteren Geschichtsforscher haben sie einstimmig ohne Bedenken als Römerbauten bezeichnet; erst in neuester Zeit ist diess von einigen Seiten bezweifelt worden. Für jene Ansicht spricht die Wahrscheinlichkeit und die Tradition, die römischen Münzen und andere Denkmale, die in der Gegend gefunden wurden. Der Franciscaner Ferdinand Trojer, der 1648 eine Chronik von Botzen verfasste und sich vielfach auf Aufzeichnungen und Documente bezieht, die heute nicht mehr zugänglich sind, beschreibt mit aller Genauigkeit ein ganzes römisches Lager, praesidium Tiberii, mit fünf Thoren, welches das heutige Gries sammt dem gescheibten Thurme in sich begriffen hätte [1]). Thatsache ist, dass man überall in der Gegend auf uraltes Mauerwerk stösst und dass tiefe Gewölbe unter dem Boden auf eine weitläufige Verbindung hindeuten. Ein mehr sicherer Beweis jedoch als diese glaubwürdige Tradition kann nicht gegeben werden und ich muss es bei dieser Wahrscheinlichkeit bewenden lassen, um mit einigen Worten das Eigenthümliche dieser Bauwerke selbst zu schildern.

Der gescheibte Thurm erhebt sich nun auf einem Hügel von Schutt und altem Mauerwerk. Im Mittelalter stand ein Schloss dabei, das Trojer „Rundenthurm" nennt und das von Meinhard II. gebrochen wurde. Jenes ist aber wohl nicht der alte Name; dieser steckt vielmehr in der Benennung eines neueren Herrschaftshauses „Trojenstein" am Fusse des Hügels; Trojenstein ist aber eine zu Ehren des Geschlechtes Trojer, das 1664 das Lehen erhielt, vorgenommene Umlautung des alten „Drusenstein." Da nun „Stein" in der alten Volkssprache überall so viel bedeutet als Thurm oder Schloss, so dürfte das als Beleg gelten, dass wir hier die turris Drusi zu suchen haben. Der Thurm hat einen Umfang von mehr als 30 Schritten und steigt ohne Verjüngung zu einer bedeutenden Höhe empor. Er hat eine einzige fensterartige Öffnung ungefähr auf dem Drittel der Höhe vom Boden auf, nach Süden schauend, mit gehauenem Sandstein rundbogig eingefasst, 5—6 Schuh hoch, etwa 2 Schuh breit. Das Mauerwerk ist aus den Porphyrkugeln vom Bette des nahen Talferbaches, die in genauen horizontalen Schichten auf einander liegen, so dass man sie von unten bis oben ohne Mühe zählen kann, aufgeführt und kräftig mit Mörtel verbunden [1]). Die Dicke des Mauerwerks ist ungefähr 6—7 Schuh und der Thurm ist gegenwärtig nur mehr eine hohle Röhre, aber Öffnungen in der Mauer auf verschiedener Höhe bezeugen, dass sich ehemals Gerüste oder Bodenlagen darin befunden haben müssen. Ob das Mauerwerk römisch ist, lässt sich ohne ein Parallelstück aus dieser Gegend weder direct behaupten noch läugnen; die Vergleichung mit anderen Bauten, wo das Material ein ganz anderes war, scheint mir nicht statthaft. Nur das muss man behaupten, dass die Technik eine andere und viel geübtere ist, als an Schlössern und Thürmen der Umgegend, die ins XII. Jahrhundert und noch weiter hinaufreichen; ferner dass der runde Thurm ein Prachtstück von Mass und Vollendung ist, das seine ernste Wirkung, die man fast ästhetisch nennen könnte, freilich erst in einem grösseren Ganzen von entsprechenden Gebäuden ausüben könnte. Was seine Bestimmung war, lässt sich schwer sagen; am wahrscheinlichsten ist es eine Warte gewesen, die, selbst rückenfrei, den weiten Kreis der Etschebene beherrscht. — Das alte Schloss am Thurm hatte auch seine Capelle und war hier ein Beneficium zu Ehren des heil. Achatius gestiftet, welches nach Zerstörung des Schlosses in die Pfarrkirche übertragen wurde und dort einen eigenen Altar erhielt. Sie hiess die Oswaldcapelle und wurde nach Trojer 1323 wieder eingeweiht. Sie steht noch und wurde vom Volk zu Ehren der heil. Kummernuss umgetauft. Man sieht noch die halbrunde Apsis aus dem frühesten Bau, das Schiff wurde im rohen Spitzbogen überwölbt. Darin befinden sich zwei Abbildungen der heil. Kummernuss, der gekrönten, bärtigen Fürstentochter am Kreuz, von dem sie einen ihrer goldnen Schuhe dem zu ihren Füssen knieenden Spielmann fallen lässt [2]). Der Thurm in Maretsch ist viereckig, von ähnlicher Bauweise, wie der gescheibte Thurm, doch, wie mir scheint, nicht mit derselben technischen Virtuosität ausgeführt. Aber noch mächtiger ist der Glockenthurm in Gries, gleichfalls im Viereck über grossartigen Kellergewölben erbaut; man erstaunt, wenn man die Schichten der Porphyrkugeln, vierfach hinter einander, in festen Linien auf einander ruhen sieht, dass keine Kraft im Stande scheint, die Fugen zu brechen. In frühester Zeit stand hier die Burg Praday oder Pradein, die erst im XIV. Jahrhundert durch die Bischöfe von Trient ihre Furchtbarkeit verlor und später unter dem Namen ad Portam clausam an die Augustiner-Chorherren übergeben wurde, wie in der Folge zu bemerken Gelegenheit sein wird. Der Name Pradein kann aus dem oben erwähnten praesidium Tiberii entstanden sein; und das ist auch die Tradition und Meinung älterer Berichterstatter. Einen directen Beweis für die Identität gibt es nicht.

[1]) Das Original-Manuscript der Chronik liegt meines Wissens im Ferdinandeum zu Innsbruck. Mir stand eine nach dem Originale corrigirte Abschrift bei den P. P. Franciscanern in Botzen zu Gebote.

[1]) Diese Construction würde für römischen Ursprung sprechen. Die Thürme in Italien eben solchen Ursprungs, z. B. in Verona, haben genau dieselbe technische Ausführung: Bachsteine auf ihren Kanten aufgestellt, in regelmässigen Schichten mit festem Mörtel verbunden D. Red.

[2]) Über die h. Kummernuss im Juli-Hefte der „Mittheilungen" (I, 1856).

Aus dem ersten Jahrtausend christlicher Zeitrechnung hat sich in der Gegend von Botzen kein kirchliches Denkmal erhalten, was an dieser unruhigen Völkerstrasse nach Italien wohl nicht zu verwundern ist. Am nördlichen Gebirge sieht man einige Kirchlein, für die man keinen anderen Taufschein hat, als dass das Volk sie uralt nennt. Da sie aber an sich nicht bedeutend sind und in der Bauart sich nicht wesentlich von ein paar später zu nennenden aus dem XII—XIV. Jahrhundert unterscheiden, so werden sie wohl auch schwerlich älter sein und können übergangen werden. Von Kirchen im alten Umfange der Stadt, der bedeutend kleiner war als der jetzige, kann überhaupt vor 1224 nicht die Rede sein; denn in diesem Jahre wurde die Stadt durch Feuer zerstört — combustus est burgus Bozanensis cum 1500 hominibus — wie Trojer aus einem alten Kirchenbuche entnahm und andre Chroniken bestätigen, welche jedoch in der Zahl der Verunglückten differiren. Hingegen werden wir durch eine sichere Nachricht vom Jahre 1180 über die Einweihung mehrerer Kirchleins in der Nähe der Stadt belehrt, die noch theilweise erhalten sind [1]). Eine davon ist die s. g. alte Pfarre, damals auser dem Burgfrieden, eine unansehnliche Capelle neben der jetzigen Pfarrkirche. Aus alter Zeit hat sich darin nur die halbrunde Apsis und vielleicht auch die flache Decke das Vorderraums erhalten. Das Dorf Rentsch ward bereits im XIII. Jahrhundert durch einen Bergbruch verschüttet und die im Jahre 1180 geweihten Kirchen des heil. Paulus und des heil. Laurentius wurden in neuerer Zeit der Art verbaut, dass das untere Stück des Thurms in der letzteren das einzige Überbleibsel aus dem ersten Bau sein dürfte. Hingegen sind die Kirchen S. Johann im Dorf (in Villa) in S. Martin in Campill noch so gut erhalten, dass man sich eine deutliche Vorstellung von der damaligen Art zu bauen machen kann. Das Hauptstück von der Kirche S. Johann bildet ein massenhafter Vierecksthurm, ohne Gliederung, aus Bruchsteinen aufgemauert, die in minder genauen horizontalen Schichten auf einander liegen, als bei den vorhin genannten Thürmen. Unter dem Dache befinden sich an allen 4 Seiten zwei Fensteröffnungen über einander; die untere ist durch eine romanische Sänle in zwei Rundbogen getheilt; die obere durch je zwei romanische Säulen in drei Bogen, die bereits spitz zulaufen — offenbar eine spätere Erhöhung. Darauf ruht ein vierseitig gemauertes etwas stumpfes Spitzdach. Der untere Theil des Thurmes ist von der Apsis durchbrochen, deren Halbrundung auf der Ostseite aus der Thurmmauer hervortritt. Westlich ist dem Thurme ein Rechteck vorgelegt, das im ersten Bau ohne Zweifel flach gedeckt war, wie die Kirche der gleichzeitigen alten Pfarre, später aber ein Gewölbe von einfacher, etwas flacher Spitzbogenform ohne Rippen erhielt. Alles Detail ist roh und verräth, mit Ausnahme einer Säule im untern Thurmfenster, wenig künstlerische Sorgfalt; aber die Anlage und Construction des Ganzen ist tüchtig und für kleinere Kirchenbauten ungemein zweckmässig. Sie ist daher für eine Menge kleiner Kirchleins der Umgebung völlig typisch geworden, die mit ihren gemauerten Thurmdächern ehrwürdig von den Hügeln herabschauen. Ausser dem südlichen Tirol findet man kaum eine Spur dieser Bauform, man möchte sie eher für einen Ausläufer von Italien halten. Um den Bericht nicht zu sehr zu zerstreuen, will ich hier gleich der Frescomalereien gedenken, die sich in der Johanneskirche erhalten haben. Sie sind leider restaurirt worden, so dass man ausser der Anordnung, Composition und Zeichnung von ihrer ursprünglichen Gestalt wenig mehr entnehmen kann. Das Gewölbe ist blau mit goldenen Sternen. In der Mitte ist ein kolossaler Salvator im ovalen Regenbogennimbus dargestellt, umgeben von den evangelischen Zeichen und anbetenden Engeln. An beiden Seitenwänden sind je vier grössere Bilder, links (vom Altar her) aus dem Leben Johannes des Täufers, rechts aus der Legende Johannes des Evangelisten. Die Composition ist trefflich, von einem feierlichen Ernste durchdrungen, echt kirchlich; die Zeichnung lebendig und charakteristisch, nichts von der Kleinlichkeit späteren Fältelwerks daran zu bemerken; den Hintergrund bilden phantastische Gebäude. Ihr Charakter ist deutsch, der Zeit nach möchte ich sie in die zweite Hälfte des XV. Jahrhunderts versetzen.

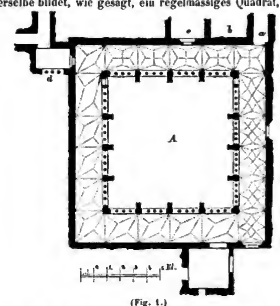
Das Kirchlein S. Martin in Campill hat ganz dieselbe Bauart; das Mauerwerk des Thurmes ist eben so alterthümlich, das Doppelfenster unter dem Dach zeigt bereits einen stumpfen Spitzbogen. Die halbrunde Apsis unter dem Thurme ist vom ersten Bau noch erhalten, das Schiff aber bekam später ein rippenloses spitzbogiges Gewölbe. Von aussen an der Mauer steht die Jahrschrift: Anno 1303 in Vigilia Assumtionis Mariae ecclesia consecrata est, 1728 renovata. Es ist kein Grund diese Angabe zu bezweifeln, und es rührt das Spitzgewölbe ohne Zweifel von 1303 her. Auch in dieser Kirche haben sich höchst merkwürdige Fresken erhalten, aber die Restauration scheint namentlich mit den Ornamenten willkürlich umgegangen zu sein; dennoch gewähren sie noch einen überaus wohlthuenden Eindruck. Den Mittelpunkt des Gewölbes nimmt auch hier der Salvator im Regenbogennimbus auf gemustertem Goldgrunde ein; er ist nach der Apokalypse abgebildet, Haupthaar und Bart „weiss wie Wolle“. Beiderseits sind anbetende Engel. Von dem Nimbus aus geht ein Kreuzband reicher Ornamente, das sich auch unten um den Rand das Gewölbes herumzieht und Medaillons mit Bildern von Propheten und Aposteln enthält, von denen einige sehr schön sind. Am Triumphbogen vor der Apsis ist die Verkündigung, und an den Seitenwänden in je

[1]) Bonelli: Monumenta eccl. Trid. Vol. II, pars alt. p. 331: ad an. 1180: die 5 Maji Salomon episcopus Tridentinus consecrat antiquam ecclesiam parochialem S. Nicolai Bulsani; 7. Maji consecrat ecclesiam s. Joannis in Villa prope Bulsanum; 17. Sept. consecrat ecclesiam S. Pauli in Rentsch; eodem anno cons. ecclesiam S. Laurentii in Rentsch: ecclesiam ad S. Martinum in Campill, ambas juxta Bulsanum. — Trojer und die übrigen Chronisten haben dieselbe Angabe mit unbedeutenden Abweichungen im Datum.

4 Bildern die Leidensgeschichte dargestellt in nachstehender Folge: Einzug in Jerusalem, Abendmahl, Ölberg, Gefangennahme, Krönung, Kreuzweg, Kreuzigung und Kreuzabnahme. Die Composition ist meisterhaft; Zeichnung und Ausführung weniger gelungen, obwohl alles einen tiefen, milden Geist athmet und voll dramatischen Lebendigkeit ist. Am Faltenwerk, das bereits etwas knitterig gehalten ist, sowie aus dem mehr naturalistischen Streben merkt man bereits den Einfluss der niederdeutschen Malerschule. Ich halte diese Bilder für etwas jünger, als die in der S. Johanneskirche, aber noch dem XV. Jahrhundert angehörig. Vielleicht liesse sich ein noch genauerer Zusammenhang mit niederdeutscher Kunst nachweisen; mir scheinen sie eine mehr als zufällige Ähnlichkeit mit der Lyversbergischen Passion zu haben, was besonders im Bilde der Gefangennahme auffällt. Ich will diess bloss andeuten, um competente Forscher darauf aufmerksam zu machen [1]).

Wir kommen nun zu der sehr interessanten Baugruppe des Franciscanerklosters. Die zu betrachtenden Bauwerke haben folgende Situation: die Südseite nimmt die Kirche ein, von Westen nach Osten gerichtet, daran schliesst sich nördlich, längs dem Schiffe der quadratische Kreuzgang an; an der Ostseite des Kreuzganges, dem Chor der Kirche parallel, befinden sich drei Capellen, zunächst der Kirche die S. Jodoks- nun Mariacapelle, in der Mitte die Allerheiligencapelle, nun Sacristei, nördlich die Johannescapelle. Im Innern des Klosters befindet sich noch die Erhardscapelle; andere sind verbaut worden. Die Geschichte der Franciscaner in Botzen und ihres Klosters ist noch nicht hinlänglich aufgeklärt und man muss sich in Bezug auf die Baugeschichte mit einzelnen zerstreuten Angaben begnügen. Nach Beda Weber (die Stadt Botzen u. s. w. S. 208) sollen sie bereits 1242 hier eine Kirche besessen haben. Die alte Sage will, dass das jetzige Kloster ehemals ein Haus der Tempelherren gewesen sei; Trojer hat auch noch einer anderen Sage erwähnt, als wäre an der Stelle eine Ansiedelung der Karthäuser gewesen, deren in einem Testamente von 1273 Erwähnung geschieht. Dem sei wie ihm wolle, gewiss ist, dass ihre erste Niederlassung 1291 ein Raub der Flammen wurde, welche die ganze Wangergasse und alle umliegenden Gebäude zerstörten und das berühmte Geschlecht der Herrn von Wangen ruinirten, in deren Besitzthum nun die Herrn Vintler einrückten. Ob dem verheerenden Elemente gar nichts entgangen ist, darüber fehlen die Daten; bezüglich des Kreuzganges habe ich gegründete Zweifel, die ich später vortragen werde. Nun wurde der Neubau rüstig angegriffen und füllte mehr als ein halbes Jahrhundert aus. Des Kreuzganges geschieht nirgends Erwähnung, so dass dieser grossartige Bau bereits bestanden zu haben scheint. Von der Allerheiligencapelle sagt Trojer: Nikolaus Vintler habe sie 1292 erbaut und das Geschlecht der Vintler sie 1343 dotirt. Die S. Jodokscapelle wurde 1337 von Benedict XII. mit Indulgenzen ausgestattet; und findet sich noch heute ein Heilweiger'sches Grabdenkmal von 1349 darin. Die Capelle S. Johann „im Kreuzgang" erhielt 1386 Indulgenzen; die Erhardscapelle wurde zwar erst 1480 in ähnlicher Weise begnadet, allein sie darf ihres Baustyls wegen auch schwerlich über das XIV. Jahrhundert herabgerückt werden. — Als vorzügliche Wohlthäter des Kirchenbaues werden die Grafen von Greifenstein genannt, deren vier von 1319 bis 1380 hier begraben wurden. Die Einweihung des Hauptaltars und Chors geschah laut dem Weihinstrument, auf dass sich Trojer beruft, 1348. Die S. Annacapelle, die im Schiffe gegen das Portal zu liegt, haben die Vintler 1373 und 1390 gestiftet. Am alten Portal befand sich unter andern das Wappen der Grafen von Greifenstein, die am Ende des XIV. Jahrhunderts ausstarben. Der Thurm ist gleichzeitig von den edlen Botschen erbaut worden und so kann man sagen, dass der grössere Theil des Baues um die Mitte des XIV. Jahrhunderts stand und der ganze Bau vor 1400 fertig war.

Der älteste Theil ist offenbar der Kreuzgangg (Fig. 1). Derselbe bildet, wie gesagt, ein regelmässiges Quadrat, von

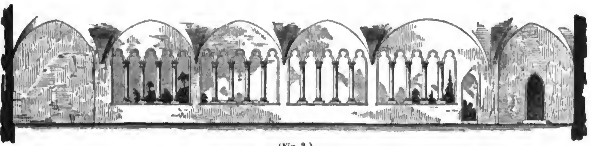


(Fig. 1.)

Aussen durch die Kirche und die Klostergebäude eingeschlossen, während die Bogenstellungen nach Innen in ein zierliches Gärtchen gehen. Diese wollen wir zunächst ins Auge fassen. Jede Seite, ungefähr 60 Schuh lang, besteht aus vier Abtheilungen von einfach gemauerten viereckigen Pfeilern begränzt und spitzbogig überwölbt (Fig. 2). Der obere Theil des Bogens ist mit Mauerwerk ausgefüllt; der untere öffnet sich in je vier Kleeblattbogen, die von drei schlanken Säulchen getragen werden. Nur an der Südseite ist die Zahl der Säulchen 4, die der Bogen 5 (s. Fig. 1). Die Säulchen stehen auf einem

[1]) Man könnte die Probe auch in München machen. Dort in der Pinakotek befindet sich eine Gefangennahme Christi, die Förster (deutsche Kunstgeschichte II. Theil) einem unbekannten Niederländer zuschreibt und bedeutend früher als die Lyversberger-Passion ansetzt. Sie gehört aber dem Meister der Passion an, wie jeder Vergleich darthut.

viereckigen Sockel, dem die Ecken etwas abgenommen sind, was ohne Zweifel eine Art Vermittlung mit der daraufstehenden attischen Basis andeuten soll, der das gewöhnliche



(Fig. 2.)

Mittelglied, das Eckblatt abgeht. Das Capitäl ist ein schmuckloser Kelch. Wenn ich die darauf ruhenden Bogen Kleeblattbogen nannte, so ist das nur annäherend richtig; es ist eigentlich die arabische Bogenform, die aus drei Dreiviertelkreisen zusammengesetzt ist. Der Rahmen dieser Bogen ist sehr schön profilirt. Den oberen Rand bildet ein kräftiger Rundstab, der den Bogen vom äusseren Mauerwerk abschneidet; daneben eine tiefe Hohlkehle; ein zweiter, tiefer einwärts liegender Rundstab bildet den unteren Rand. Diese Profilirung ist auch längs der Pfeiler senkrecht herabgeführt, so dass die Bogen nach allen Seiten organisch geschlossen sind; alles Masswerk daran ist scharf und kräftig, das Material weisslicher Sandstein. Die Überwölbung des freien Umgangs ist spitzbogig. Die Dienste, aus Ziegeln gemauert, springen von einem achteckigen Tragstein vorn an jedem Pfeiler aus und senken sich in einen ähnlichen an der gegenüberliegenden, übrigens nackten Wand herab. Das Gewölbe zeigt drei verschiedene Muster, worunter manche seltsame, rautenförmige Verschränkung; dennoch macht es den Eindruck grosser Einfachheit neben einer spielenden Leichtigkeit. Überhaupt ist die künstlerische Wirkung des ganzen Bauwerkes eben so ernst, als elegant und es muss als eines der kostbarsten Überbleibsel alter Architectur in unserem Kronlande angesehen werden. Aber aus welcher Zeit mag es herrühren? Da uns bestimmte Angaben fehlen, so müssen wir uns nach analogen Erscheinungen auf dem Gebiete der Architectur umsehen. Nun gibt aber Kallenbach in seiner „Chronologie der deutsch-mittelalterlichen Baukunst“ mehrere Erscheinungen, die an diesem Werke vorkommen, als entschiedene Merkmale der Übergangszeit 1200—1220 an, so die Formen aus mehreren Kreistheilen unter einem gemeinschaftlichen Bogen, besonders die arabische Bogenform, die Basis ohne Eckblatt u. s. w. Ganz ähnliche Bogenformen erscheinen am Chor der Kirche zu Gelnhausen 1210—20; an der Façade des Domes zu Halberstadt um 1215; um dieselbe Zeit am Unterbau der Thürme der Katharinenkirche zu Braunschweig, wo die Kleeblattbogen bereits spitzbogig überwölbt sind, während ein Jahrzehend darauf diese Form allmählig verschwindet und dem eigentlichen Spitzbogen Platz macht [1]). Ich erinnere unbedenklich an deutsche Analogien, weil in der Lombardie und in Venedig, von woher man allenfalls an italienische Einflüsse denken könnte, meines Wissens diese Formen in solcher Ausbildung gar nicht vorkommen. Man wird also auch unsern Kreuzgang ungefähr in jene Zeit versetzen, oder auch angenommen, dass die Übergangszeit in den meisten, nun österreichischen Ländern etwas später anzusetzen sei, jedenfalls nicht sehr viel weiter herabrücken dürfen. Dies gilt jedoch nur von dem inneren Umfange; die ursprüngliche Bedeckung kann sehr wohl durch den Brand 1291 zerstört und die jetzige gewandte Einwölbung erst in der Folge vorgenommen worden sein.

Das nächste, was sich uns nun darbietet, sind die drei Capellen, die östlich an den Kreuzgang stossen, da die vierte, die Erhardscapelle nichts besonderes bietet. Die älteste, die Allerheiligencapelle von 1292, zeigt noch etwas schwere Formen, einen gedrückten Spitzbogen und breite Rippen, sonst aber keine Reminiscenzen an einen früheren Styl. Sehr elegant ist die Mariencapelle (um 1340); sie besteht aus drei Gewölbjochen und ist geradlinig geschlossen. Die Rippen springen aus Tragsteinen, die ziemlich tief an den Seitenwänden sitzen, schlank empor und bilden Kreuzgewölbe; sie sind fein profilirt. Auf den altdeutschen Altar, der nun diese Capelle schmückt, kommen wir später zurück. Die S. Johannscapelle, gleichfalls aus dem XIV. Jahrhundert, zeigt am meisten architektonische Gliederung, doch ist nur mehr der kleine Chor (wenn man es so heissen darf) im alten Zustande. Er ist durch einen massiven Bogen von dem Vorderraum geschieden und dreiseitig geschlossen; Wandsäulchen tragen die Dienste. Hier hat sich noch etwas vom Masswerk der Fenster und eine Spur alter Glasgemälde erhalten. An all diesen Capellen liegt noch das alte Mauerwerk zu Tage, nicht allzu genau gelegte Schichten von Porphyrgestein durch Mörtel verbunden. Nur die stark vortretenden Pfeiler, die Rahmen und das Masswerk der Fenster sind Haustein. Es mag noch bemerkt werden, dass die Schlusssteine der Gewölbrippen in diesen Capellen gerne

[1]) Vgl. aus dem angef. Werke Taf. XIX—XXV, besonders XXII, XXIII, welche die Kirche von Gelnhausen enthalten. — Ein Beispiel aus Österreich gibt der Kreuzgang des Klosters Heiligenkreuz aus derselben Zeit.

plastische Vorstellungen tragen, irgend ein heiliges Haupt, ein Mysterium, ein religiöses Symbol oder wenigstens eine Blume.

Gehen wir nun zur Betrachtung des Äussern der Kirche und zunächst des Chores als des ältesten Theils über. Ein Sockel von ungefähr drei Fuss Höhe gibt den Unterbau an. Den Schluss bilden drei Seiten eines Achteckes. Starke Pfeiler aus Haustein, in dreifacher Verjüngung aufsteigend, stützen den schlanken Bau. Die dazwischen vertheilten Fenster sind hoch und schlank; nur eins hat sein Masswerk behalten, es ist von unten auf zweifach getheilt und trägt oben ein schön geformtes Dreiblatt. Die Zwischenfüllung ist Mauerwerk mit einem Mörtelanwurf; ob dieser ursprünglich, oder eine spätere Verschönerung ist, kann ich nicht sagen. An die Südseite des Chors schliesst sich gegen Westen der Thurm an, der nichts Ausgezeichnetes hat. Er bildet von unten auf ein gemauertes Viereck, dessen oberste Abtheilung ein halbromanisches Doppelfenster zeigt; darauf sitzt ein kurzes Achteck aus Hausteinen mit Kleeblattfenstern, das ziemlich stumpf in eine achtseitige gemauerte Pyramide endet. Er sieht alterthümlich aus und dürfte wenigstens theilweise noch aus der Zeit vor dem Brande herrühren. Das übrige Äussere zeigt nichts Besonderes mehr. Die Façade hat ein modernes Portal und Oberfenster erhalten; nur seitwärts, die beiden Seitenschiffe beleuchtend, sind zwei Radfenster geblieben oder vielmehr neuerdings aus dem Mörtel gegraben worden.

Das Innere hat drei Schiffe; die Seitenschiffe enden geradlinig am Frontbogen; der letztere ist gleich den Pfeilern im Schiffe achtseitig profilirt und von ihm aus streckt sich der Chor in der Breite des Mittelschiffes leicht und tief vorwärts. Er ist der schönste Theil des Baues.

Die Decke bildet ein einfaches Kreuzgewölbe von vier Jochen, die Rippen springen von Tragsteinen der Seitenwände aus und sind schön profilirt; den Schluss macht ein tiefgeripptes Sterngewölbe. Die Verhältnisse des Langbaues sind weniger gefällig; die geringe Breite im Vergleich mit der bedeutenden Höhe und Länge lassen den Eindruck einer gewissen Enge zurück. Das ist besonders bei den Nebenschiffen der Fall, die bei gleicher Höhe mit dem Mittelschiff nur etwa die halbe Breite desselben haben. Acht Pfeiler tragen das Gewölbe und schlanke Spitzbogen führen vom Mittel- in die Seitenschiffe. Die Pfeiler sind achtseitig, ohne Basis und Capitäl, wahrscheinlich wie in der Dominikanerkirche aus Backsteinen aufgemauert. Sehr eigenthümlich ist die Formation der Gewölbe. Die Hauptdienste wachsen aus Tragsteinen oben an den Pfeilern heraus, und enden in den Nebenschiffen in ähnlichen Tragsteinen der Seitenwand. Zugleich sitzt aber ein Bündel von Nebendiensten beträchtlich höher auf dem Scheitel der Arkadenbögen zwischen dem Mittel- und den Seitenschiffen. Ferner sind die Füllungen oder Gewölbkappen so weit herabgeführt als die Rippen, was ein eigenthümliches System von malerischen Erhöhungen und Vertiefungen abgibt. Zu dieser Mannigfaltigkeit trägt endlich noch die netzförmige Verschränkung des Rippengeflechtes bei. Vergegenwärtigt man sich den ästhetischen Eindruck des Bauwerkes, so muss man gestehen, dass es gar wenig von der Anmuth und Zierlichkeit der gothischen Baukunst an sich trägt, indem jeder irgend entbehrliche Schmuck vermieden ist. Aber die Einfachheit der Anlage, die ernste allem Prunke abholde Durchführung, die kühne und sichere Höhenrichtung des Ganzen verfehlt dennoch nicht einen ernsten und erhebenden Eindruck zurückzulassen. Und so blieb es die Bauregel der Söhne des heil. Franciscus, die es sich ja vorzugsweise zur Aufgabe machten, allen irdischen Überfluss von sich zu thun, um den Ernst des Ewigen ungestört abzuwarten; alle ihre Kirchen aus der guten Zeit erregen ähnliche Gefühle, wie ein ernster Choralgesang.

Die Kirche hat noch ein paar Stücke alter Einrichtung behalten. Das erste ist eine silberne Monstranze mit hübschem gothischem Thurmaufbau; sie ist aber durch mancherlei neuere Zuthaten der Art behängt und verhüllt worden, dass man den schönen alten Kern kaum mehr wahrnimmt. — Hier findet sich ferner ein alter Flügelaltar, ehemals in der Erhardsnun in der Mariencapelle. Er stammt vom Jahre 1500 [1]), doch ist leider nur der Mittelschrein und Einiges vom Sockel übrig. Er besteht wie alle ähnlichen Werke theils aus Gemälden theils aus Schnitzwerken. Der Sockel enthält jetzt von Gemälden: Joachim und Anna, dann S. Anna noch einmal und wie ich glaube, S. Katharina; in Schnitzbildern: S. Jakob und Johannes den Täufer. Der Schrein enthält inwendig Schnitzbilder aus dem Leben Maria's in Verbindung mit dem Mysterium der Menschwerdung. Die Hauptdarstellung ist Christi Geburt in einer halbrunden Umrahmung. Den Rahmen bildet der Stammbaum Jesu Christi mit 12 äusserst zart geschnittenen Figuren; die Darstellung der Geburt ist in runden Figuren ausgeführt; im Hintergrund sieht man die Schaaren der heiligen drei Könige herbeireiten; das Ganze krönt ein äusserst reiches, zartverschlungenes, vergoldetes Nischenwerk. Die Seitenflügel sind in der Mitte abgetheilt und enthalten folgende vier Darstellungen: Maria Verkündigung, die Opferung im Tempel, die Anbetung der Könige, Maria's Tod. Die Aussenseite der Flügel enthält ein Gemälde von der Trennung der Apostel, die der Legende gemäss nach Maria's Tod stattfand. Dies Gemälde ist äusserst naiv; wie hier zwei Scheidende sich umarmen, dort zwei andere in eine schöne deutsche Landschaft hineinsteuern, da Petrus sich durstig zu einer Quelle bückt u. s. w. Alles das ist so unschuldig, ehrlich und fromm, dass man unwillkürlich gerührt wird, wenn die Gemälde sonst auch viele Härten zeigen. Auch die Formen sind keineswegs schön. S. Anna

[1]) Laut der Rückseite befindlichen Zuschrift: Anno Dni. 1500 tempore Fr. Ludovici Stolz Guardiani positum est hoc opus. Laus Deo. Ich verdanke die Mittheilung dieser Zuschrift dem Professor P. Vinzenz Gredler, der werthvolle Studien über die Kunstschätze in den Kirchen und Klöstern der nordtirol. Franciscanerprovinz besitzt.

z. B. mit Maria und dem Christkind auf beiden Armen ist geradezu hässlich. Die Schnitzwerke scheinen mir überhaupt von höherem Werth, besonders wo das Charakteristische vorwiegt, wie in den Köpfen der Männer. Die Gestalten sind meistens etwas breit und kurz, die Gewandung reich mit gebrochenen Falten. Das Architektonische ist durchaus auf malerische Wirkung berechnet, daher ein anmuthig phantastisches Flechtwerk, das hie und da fast einem Wurzelgeflechte gleicht. Die Bemalung und Vergoldung endlich ist sehr fein. Mir scheint es an Werth dem später zu besprechenden Altar von Michael Pacher in Gries nicht nachzustehen, indem es an Lieblichkeit ersetzt, was jenes an kirchlichem Ernste voraus hat. Auch scheint mir die Weise der Ausführung den Pacher'schen Arbeiten sehr nahe zu stehen; und wenn es der Zeit nach nicht wohl statthaft scheint, diese Arbeit ihm selbst zuzuschreiben (sein Todesjahr ist nicht bekannt), so stimmt sie sicher aus seiner Schule. — Endlich sei es noch erlaubt eines neuern Werkes zu gedenken. Das sind die Gemälde auf dem Orgelkasten vom Jahre 1631. Sie stellen die Mutter Gottes, die Anbetung der Könige u. m. a. dar. Man erkennt auf den ersten Blick die venetianische Schule und die Hand eines ausgezeichneten Coloristen, der sehr an Paul Veronese erinnert. Die Composition ist voll Lust und Leben, einzelne Köpfe von meisterhafter Vollendung, manche Figuren hingegen übermässig fleischig, kurz und verzeichnet. Es wäre wohl der Mühe werth, dass man diese Bilder reinigte und in ihrer früheren Farbenpracht glänzen liesse.

Die Kirche des heil. Michael zu Michelsberg in Siebenbürgen[1]).

Von Ludwig Reissenberger, k. k. Conservator in Hermannstadt.

Wenn Deutschland und selbst das benachbarte Ungarn eine ziemliche Anzahl herrlicher Kirchenbauten aus der Bauperiode des spätromanischen Styls aufzuweisen im Stande sind, so muss man dagegen Siebenbürgen an bedeutenden Denkmalen dieser Bauweise sehr arm nennen, ja man muss sogar eingestehen, dass es auch nicht eines besitzt, welches hinsichtlich des Kunstwerthes den vorzüglicheren Bauwerken dieser Art in Deutschland und Ungarn an die Seite gestellt werden könnte. Der Grund hievon liegt unstreitig zunächst darin, dass die wenigen Bewohner Siebenbürgens vor der Einwanderung der Sachsen in dieses Land einen zu geringen Bildungsgrad besassen, als dass aus ihrem Schoosse irgend welche Kunstschöpfungen hervorgehen konnten; die Sachsen aber, mit welchen — nach der alle Keime eines höheren Culturlebens vernichtenden Völkerwanderung — zuerst wieder Gesittung ins Land kam, erst in der zweiten Hälfte des XII. Jahrhunderts, ein guter Theil derselben wahrscheinlich noch später, also in einer Zeit einwanderten, wo in Deutschland die romanische Bauweise ihren Höhenpunkt erreicht hatte oder wo man schon in eine neue Bauperiode überzugehen begann, und die neuen Ansiedler im neuen Heimathlande, das, wie es schon die Ansiedlung voraussetzt und auch urkundlichem Zeugnisse zufolge [2]) meist nur eine Wüste war, bei ihrem wohl längere Zeit andauernden Bemühen, sich den ihnen von den ungarischen Königen überlassenen Landstrich urbar zu machen und wohnlich einzurichten, nicht sobald an den Bau schöner Kirchen denken konnten. Aber auch nachher, als die deutschen Ansiedler schon einen festeren Bestand gewonnen hatten, mochte es ihnen noch nicht so recht möglich sein, grössere und kunstreichere Bauwerke zu schaffen, da sie noch lange Zeit ihr Hauptaugenmerk auf die Beschützung ihrer mit Mühe gewonnenen Wohnstätte gegen die Angriffe benachbarter wilder Völker und auf die Vertheidigung ihrer Selbstständigkeit gegen mancherlei innere Feinde richten mussten; die Kunst aber nur da zu schönern Blüthen sich entfaltet, wo äussere Sicherheit und eine gewisse Behäbigkeit, die den Geist mehr zur Thätigkeit nach Innen als nach Aussen veranlasst, das ganze Volksleben trägt. Mit diesem der Entwickelung eines höheren Kunstlebens höchst ungünstigen Zustande der neuen Ansiedler, so wie der nur successiven Einwanderung derselben mag wohl auch der bemerkenswerthe Umstand im Zusammenhange stehen, dass die wenigen Bauwerke, welche Siebenbürgen aus der Zeit der Herrschaft des romanischen Styls besitzt, fast ausschliesslich denjenigen Theilen Siebenbürgens angehören, wo höchst wahrscheinlich [1]) die ersten Ansiedlungen stattfanden, nämlich in den Kirchensprengeln des Hermannstädter, Leschkircher und Unterwälder evangel.-lutherischen Kapitels, so wie in Karlsburg und seiner Umgebung. Vielleicht hatten die Colonistengruppen dieser Kirchensprengel, wie es auch in der Natur der Sache liegt, da sie die ersten waren, noch in einer Zeit, in welcher der romanische Styl vorherrschte, einen solchen Bestand gewonnen, dass sie schon damals an den Bau grösserer und soliderer Kirchen gehen konnten, während die nachfolgenden Ansiedler erst später, nachdem schon eine neue Bauweise — die Gothik — zur Praxis gekommen war, ihre für das erste

[1]) Die geschickten Aufnahmen des Bauwerkes und die Zeichnungen zu den Holzschnitten sind ein Werk des Herrn M. Seyfried, Assistenten der k. k. Landesbaudirection in Hermannstadt.

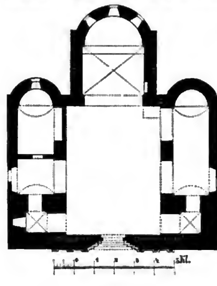
[2]) Der Legat, Gregorius, welcher unter der Regierung des ungarischen Königs Bela III. (1173—1196) den Diöcesenstreit zwischen dem siebenbürgischen Bischofe und dem Hermannstädter Propste entschied, nennt das Land, welches den deutschen Ansiedlern von K. Geysa verliehen wurde, ausdrücklich eine „Wüste". S. Schlözer's Geschichte der Deutschen in Siebenbürgen, S. 27.

[1]) In der vom Legaten Gregorius über den erwähnten Diöcesenstreit ausgestellten Urkunde werden die dem Hermannstädter Propste untergeordneten Ansiedler — wohin die Capitel Hermannstadt, Leschkirch und Grossschenk gehörten — die „ersteren" Gysanische Einwanderer genannt.

Bedürfniss errichteten weniger dauerhaften Gotteshäuser in solidere Kirchen umzuwandeln vermochten.

Ist demnach hieraus die geringe Anzahl romanischer Baudenkmale in Siebenbürgen erklärlich, so muss man auch noch ferner eingestehen, dass selbst von diesen wenigen Denkmalen häufig nur Bruchstücke und oft unbedeutende Überreste ihres ehemaligen Bestandes vorhanden sind. Theils hat der rohe Vandalismus früherer Jahrhunderte dieselben entweder völlig zu Grunde gerichtet oder in unbedeutsame Trümmer verwandelt, theils hat auch der Zahn der Zeit den Verfall derselben so sehr herbeigeführt, dass dieselben einer vollständigen Ausbesserung unterzogen werden mussten, wobei aber nicht mehr im Geiste des alten Styls verfahren wurde. Durch solche Ausbesserungen erlitten daher die grössere Anzahl dieser Baudenkmale eine solche Umwandlung, dass bis auf einzelne Theile, aus denen die ursprüngliche Anlage noch erkennbar ist, der ganze Charakter des Baues verschwunden ist. Am häufigsten erkennt man diese ursprüngliche Anlage an den Thürmen der kirchlichen Bauwerke, welche wegen ihres massiveren und solideren Baues sowohl dem rohen Vandalismus als auch dem Zahne der Zeit besser widerstanden. So deutet der Thurm an der evangel. Pfarrkirche zu Mühlbach, so die Thürme an den evangel. Kirchen in Grosspold, Grossludosch, Heltau und Grossau unverkennbar auf die ursprünglich romanische Anlage der ganzen Kirche hin. An anderen Orten verräth dagegen das romanische Portal den ursprünglichen Charakter des ganzen Bauwerkes, wie in Holzmengen, Szakadat, Neudorf und Rätsch und noch in andern, wie in Thalheim, Kleinscheuern, Rothberg u. a. lässt sich aus den niedrigen und finsteren Seitenschiffen ihrer Kirchen sowie aus der Beschaffenheit der Pfeiler und Bögen zwischen diesen und dem Mittelschiffe auf den romanischen Ursprung dieser Kirchen schliessen. Ganz unverändert oder doch nur in unwesentlichen Theilen umgewandelt sind mir nur drei kirchliche Gebäude bekannt, nämlich die bischöfliche Kathedralkirche zu Karlsburg, das schönste Baudenkmal romanischen Styls in Siebenbürgen, ferner die alte Bergkirche in Urvegen und die Kirche des h. Michael zu Michaelsberg. Letztere ist wegen der mehr interessanten Ausführung einiger Theile für die Geschichte des romanischen Kirchenbaues in Siebenbürgen ungleich wichtiger als die Bergkirche in Urvegen, welche überhaupt fast nur wegen ihrer beinahe unveränderten Erhaltung in der ursprünglichen Anlage bemerkenswerth ist. Sie verdient daher auch vor jener eine nähere Beschreibung, welche die folgenden Zeilen zu geben versuchen.

Die Kirche des heil. Michael zu Michelsberg, welche gegenwärtig den Bewohnern dieses Dorfes nur noch zur Aufbewahrung ihrer besseren Habseligkeiten dient, steht auf dem Gipfel eines isolirten Gneisskegels, welcher auf der Nordseite des Dorfes etwa 250 Fuss über demselben sich erhebt, und ist, wie die meisten Kirchen im Sachsenlande, mit einer Ringmauer umgeben. Die Kirche zeigt in ihrem Grundrisse (Fig. 1) den romanischen Styl in seiner entwickelteren Form, doch fehlt hier das sonst häufige Kreuzschiff. Auch lässt sich nicht verkennen, dass die Ausdehnung der Kirche in die Breite gegen ihre Längenausdehnung zu stark hervortritt, was die Massenhaftigkeit und Schwerfälligkeit des ganzen Baues nicht wenig erhöhet, wozu aber die Erbauer, da sie wahrscheinlich von der sonst üblichen Weise, die Hauptachse der Kirche von Ost nach West zu legen, nicht abgehen wollten, durch den beschränkten Raum des Berggipfels, der sich mehr in der Richtung von Nord nach Süd ausdehnt, gezwungen waren. Im Allgemeinen ist der Bau sehr einfach und entbehrt jetzt, mit Ausnahme des Portals, jedes ornamentalen Schmuckes; starr und unbelebt steigen die Mauerwände empor und völlig ungegliedert, ja fast roh erscheinen Pfeiler und Bögen. Vielleicht mag der gänzliche Mangel an baufähigen Bausteinen in der nächsten Umgebung und die Mittellosigkeit der Erbauer, welche der Herbeischaffung geeigneter Bausteine aus der Ferne hinderlich entgegenstand, die vorzügliche Ursache gewesen sein, dass die Kirche in den meisten Theilen so ganz ohne allen feinern architektonischen Schmuck erstand. Das Materiale daran besteht daher auch bis auf das Portal und die Seiteneingänge aus Bruchsteinen, welche in der nächsten Nähe im Glimmerschiefer- und Gneissgebirge gebrochen wurden; doch ist in der Zusammenfügung derselben das Bestreben bemerkbar, auch unter diesen misslichen Verhältnissen den Mauerwänden eine möglichst glatte und gefällige Fläche zu geben, da nach Aussen die Bruchsteine so viel als möglich mit ihren ebenen Bruchflächen übereinander gefügt sind.

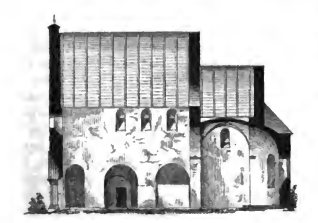


(Fig. 1.)

Die Kirche zerfällt ihren Haupttheilen nach in das Schiff oder Langhaus und das Presbyterium oder den hohen Chor sammt Apsis und hat eine Gesammtlänge von 12 Klaftern. Das Schiff theilt sich wieder in das Haupt- oder Mittelschiff und hat zwei Seitenschiffe oder Abseiten, an welche letztere sich zwei quadratische Räume als wahrscheinliche Unterbauten von zwei gleich hohen Thürmen anschliessen. Das Hauptschiff hat bei einer Breite von $4^1/_2{}^0$ eine Länge

von 7° und eine Höhe von $5^1/_2$° und war ehemals, wie dieses bei den romanischen Kirchen häufig der Fall war und an der alten Bergkirche in Urvegen und der evang. Kirche in Rätsch noch jetzt bemerkbar ist, mit einer flachen, wagrechten Holzdecke überdeckt; jetzt fehlt jede Überdeckung. Das Licht empfängt dieser Theil der Kirche durch 6 kleine Fenster, wovon je drei auf einer Seite des Mittelschiffes ohne irgend eine Gliederung mit glatt abgeschrägten Wänden über das Pultdach der Abseiten sich erheben. In dem einen südlichen Eck des Hauptschiffes gegen das Presbyterium hin befindet sich ein steinerner Aufsatz von geringer Höhe, auf welcher einst die, wohl nicht zu derselben Zeit wie die Kirche, erbaute Kanzel stand. In der Nähe des Haupteinganges an der Westseite der Kirche, der jedoch gegenwärtig verschlossen ist, bemerkt man auf jeder Seite desselben einen schmalen Mauergang innerhalb der 4 Fuss dicken Stirnmauer, wovon der eine ehemals auf den nördlichen Thurm, der andere in den oberen Raum der südlichen Abseite unter das Pultdach derselben hinaufführte.

Von dem Hauptschiffe sind die beiden Abseiten durch breite aber verhältnissmässig niedrige Bögen von breiter Laibung geschieden. Die Breite der Abseiten, welche (Fig. 2)

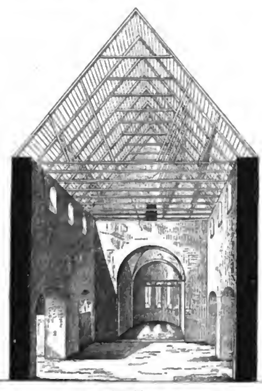


(Fig. 2.)

beiden gleich ist, beträgt $10^1/_2$ Fuss und es verhält sich demnach die Breite der Abseiten zur Breite des Mittelschiffes wie die Zahlen 105 : 275; ein Verhältniss welches nicht wenig von dem sonst gewöhnlichen (1 : 2) abweicht und die oben erwähnte übermässige Breitenausdehnung der Kirche bewirkt. Die Höhe der Abseiten beträgt beinahe 3 Klafter, wonach diese, wie auch sonst, halb so gross ist als die Höhe des Hauptschiffes. Auch die Abseiten scheinen wie das Mittelschiff nach oben platt geschlossen gewesen zu sein, da keine Spuren von unterstützenden Gewölbstheilen sichtbar sind. In jede Abseite führte ehemals ein besonderer Seiteneingang, wovon der eine im Norden gegenwärtig als der eigentliche Eingang in die Burgkirche benützt wird, der andere im südlichen Seitenschiff dagegen bis auf ein kleines viereckiges Fenster zugemauert ist. Die Thürstöcke beider sich diametral entgegenstehender und im Rundbogen geschlossener Eingänge bestehen aus demselben Sandsteine, aus welchem auch die Steinarbeiten an der evangelischen Hauptkirche in Hermannstadt gemacht sind und sind nicht ganz ohne Gliederung. Beide Abseiten sind gegen Osten, wie dieses bei den späteren und vorzüglicheren romanischen Kirchenbauten immer der Fall ist, mit einer kleinen Nische geschlossen, welche unter einem besonderen Walmdache steht. Jede dieser Nischen besass ehemals ein Fenster, durch welches die Abseite ihr Licht empfing; das eine im südlichen Seitenschiff ist aber jetzt ganz, das andere im nördlichen Seitenschiff bis auf ein kleines, viereckiges Gitterfenster zugemauert. Das nördliche Seitenschiff ist ausserdem durch einen späteren Zubau, bei welchem der an das Presbyterium stossende Bogen des Mittelschiffes zugemauert wurde, in eine kleine Kammer, die in den späteren Zeiten zum Theil als Gefängniss, zum Theil zur Aufbewahrung alter Kriegsgeräthe diente, und in einen Vorraum abgeschieden worden. An die Abseiten schliessen sich im Westen jene oben erwähnten quadratischen Räume an, über welchen ehemals auf massenhaften Unterlagen höchst wahrscheinlich zwei viereckige Thürme sich erhoben oder nach der ursprünglichen Anlage doch erheben sollten. Der Abschluss der Façade zu einem vollständigen harmonischen Ganzen forderte diese auch sonst auf der Westseite der romanischen Kirchen häufig vorkommenden Doppelthürme. Von den Thürmen, welche die Façade der Burgkirche wahrscheinlich flankirten, ist der eine an der nordwestlichen Ecke noch sehr wohl zu erkennen, und es lässt sich auch die Höhe desselben bis zur Bedachung, welche mit der Höhe des Hauptschiffes übereinstimmt, bestimmen; der andere muthmassliche dagegen erhebt sich gegenwärtig nur bis zur Höhe der südlichen Abseite.

Von dem Schiffe ist das um 1' höher gelegene Presbyterium durch einen hohen mit einem einfachen Gesimse auf beiden Seiten gezierten Rundbogen geschieden. (Fig. 3.) Dasselbe bildet ein etwas unvollkommenes Quadrat und wird von zwei, den Fenstern im Mittelschiff ähnlich gestalteten Fenstern erleuchtet. Es ist mit einem einfachen Kreuzgewölbe überdeckt und hatte ehemals an seiner südlichen Seite einen kleinen Eingang, dessen Thürstöcke gleichfalls aus jenem oben erwähnten Sandstein nicht ohne Kunst gehauen sind, und durch welche wahrscheinlich der Geistliche in den Chor trat. In diesem Theile der Kirche befand sich der Hauptaltar, worauf auch die noch vorhandene quer über das Chor gehende eiserne Unterstützungsstange hindeutet. Die sonst in romanischen Kirchen unter dem hohen Chor nicht selten vorkommende Krypta fehlt der Michelsberger Burgkirche und scheint überhaupt dem romanischen Kirchenbau in Siebenbürgen fremd gewesen zu sein; wenigstens habe ich noch in keiner der vorhandenen und mir bekannt gewordenen Kirchen aus dieser Stylperiode irgend welche Spuren einer solchen Krypta aufgefunden. In der Michelsberger

Kirche konnte natürlich wegen des felsigen Bodens keine Krypta angelegt werden.



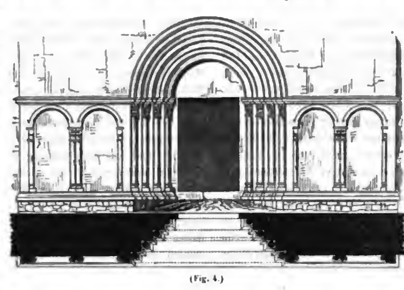
(Fig. 3.)

An den hohen Chor schliesst sich der dritte Haupttheil der Kirche, die halbkreisförmige Chornische an, deren Durchmesser 2° 5′ beträgt; sie empfängt ihr Licht durch drei radial angebrachte kleine, jedoch stark abgeschrägte Fenster. Ehemals zierten diesen Theil der Kirche schöne Malereien, namentlich waren nach der Aussage älterer Männer mancherlei Frauengesichter und ein Christusbild bemerkbar; jetzt sind nur noch geringe Spuren unter der Tünche sichtbar, womit der Unverstand späterer Zeiten in dem Glauben, dadurch dem Innern der Kirche ein schöneres und gefälligeres Ansehen zu geben, Schiff, Chor und Wölbung der Chornische überzog.

Das Äussere der Kirche entspricht mit Ausnahme der Façade vollkommen dem Inneren derselben. Von einem gegliederten Mauersockel, von einem zierenden Kranzgesimse, Friesornamenten, Lesenen und ähnlichem architektonischen Schmucke, wie sie in anderen Ländern der romanische Baustyl an der Aussenseite der Kirchenwände in den mannigfaltigsten Formen hervortreten liess, ist nicht das Geringste vorhanden; das einzige was hievon bemerkbar wäre, ist ein einfaches Gesimse, welches an den Nischen der Abseiten aus einem einfachen, an der Chornische aber aus einem doppelten Wulst bestehend, unter der Bedachung hinzieht. Was jedoch hierin dem Gotteshause fehlte, das suchte man, in Übereinstimmung mit dem allgemeinen Bestreben der romanischen Baukunst, an der Façade und insbesondere an dem Portale so viel als möglich zu ersetzen; wodurch denn dieser Theil der Michaelskirche auch der schönste und interessanteste geworden ist. Und in der That man muss gestehen, dass das Portal der Michaelskirche durch seine wenn auch mehr einfache aber doch harmonisch zusammenklingenden Formen auf den Beschauer einen tiefen, man möchte sagen, innerlich erwärmenden Eindruck macht. (Fig. 4.) Das Portal besitzt zwar nicht die reiche Detailausschmückung, wie sie andere romanische Kirchen in Deutschland und Ungarn zeigen; auch fehlen ihm die Reliefarbeiten, welche die mit dem Michelsberger Portale in der Profilirung übereinstimmenden Portale der Kirchen zu Holzmengen und Szakadat interessant machen; aber dafür greifen alle einzelnen Details desselben so harmonisch zusammen und sind die Motive dazu so glücklich gewählt, dass das Auge des Beschauers lange mit innigem Wohlgefallen darauf verweilt. Das Portal hat im Lichten eine Breite von 5′ und eine Höhe von 8′ bis zum Bogenfeld. Die weitabgeschrägten Seitenwände stufen sich in 4 Pfeilerecken ab, welche in ihren rechtwinkligen Ecken abwechselnd aus Sandstein und Grobkalk bearbeitete Säulen tragen, von denen die beiden innern im Octogon, die übrigen rund ausgeführt sind. Der Mauersockel, auf welchem die Säulen und Pfeiler ruhen, ist in Plättchen, Schrägung und Plättchen gegliedert und setzt sich in dieser Weise an der Façade bis zur Scheidung zwischen dem Mittelschiff und den Abseiten fort. Die Säulenfüsse sind dem attischen ähnlich und bestehen aus Plättchen, Höhlung und Wulst; die Capitäle der Säulen schmücken mannigfaltig verschlungene Bänder mit kleinen schneckenförmigen Windungen darüber, wodurch dieselben Ähnlichkeit mit dem jonischen Capitäl erhalten. Über diesen Windungen sind als Krönung derselben unförmlich gestaltete Menschenköpfe angebracht. Die Säulen überdeckt ein in ähnlicher Art wie der Mauersockel gegliedertes Gesimse von gleicher Länge, über welchem dann die zum Theil gefärbte Wölbung des Portals dieselben wechselnden Formen, wie die Windungen sie zeigen, wiederholt, so dass die Gliederungen daran genau mit den untergestellten Säulen correspondiren. Das Bogenfeld über dem wagerechten Thürsturz, welches sonst gewöhnlich mit schönen Reliefs geschmückt ist, ist hier leer und scheint auch nie etwas derartiges gehabt zu haben; auch vermisst man an den Säulenfüssen die der romanischen Bauweise eigenthümlichen und an dem Portal in Holzmengen noch ziemlich wohl erhaltenen Eckknollen, wodurch der Übergang des eckigen Basaments in die Rundung der Säule vermittelt wurde. Anstatt dessen erheben sich aber zu beiden Seiten des Portals halb erhaben und von demselben Gesimse wie die Säulen der Wandungen des Portals überdeckte, in ähnlicher Weise wie diese Wandungen gegliederte Wandarkaden, welche das Ganze des Portals erst zu einem vollkommen harmonischen Abschlusse bringen und in Verbindung mit diesem, den sorgsam zusammengefügten Bruchsteinen,

dem Fenster über dem Portal und dem auf der Spitze der Stirnmauer angebrachten Aufsatze der ganzen Façade einen überraschend schönen Anblick verleihen.

Fragt man nun nach der Erbauungszeit der in dem Vorangehenden beschriebenen Kirche, so ist man zur Beantwortung dieser Frage fast nur an die Bauweise derselben gewiesen, da kein urkundliches Datum direct auf die Erbauung derselben hinweiset. Aber auch wenn man die Bauweise zu Grunde legt, ist man doch bei dem gegenwärtigen Stande der kirchlichen Kunstgeschichte in Siebenbürgen noch immer sehr schlimm daran, da die Frage, bis zu welcher Zeit in Siebenbürgen der romanische Baustyl vorherrschend war, noch durchaus nicht gelöst ist [1]). Siebenbürgen besitzt zwar, wie schon oben erwähnt wurde, noch manche Überreste und Baudenkmale aus der Stylperiode des Romanismus; aber von keinem derselben ist meines Wissens die Zeit der Erbauung auch nur annäherungsweise constatirt. Andererseits greifen die Bauten der in Siebenbürgen im gothischen Styl erbauten Kirchen, von denen die Erbauungszeit mit Sicherheit angegeben werden kann, nicht so weit zurück, so dass wir daraus auf das Ende der romanischen und den Anfang der gothischen Bauweise schliessen können, da diese Bauwerke entweder der Blüthezeit oder dem beginnenden Verfalle der gothischen Bauweise angehören. Man ist daher bei dem gegenwärtigen Stande des kirchlich-historischen Kunststudiums in Siebenbürgen nur im Stande auf Grundlage einiger anderer Daten hypothetisch den Zeitraum zu begrenzen, innerhalb dessen die Erbauungszeit der Michaelskirche wahrscheinlich fallen mag, wozu durch das Folgende der Versuch gemacht wird. Es ist zunächst bekannt, dass nach der oben erwähnten Urkunde des Legaten Gregorius aus dem letzten Viertel des XII. Jahrhunderts die Umgebung von Hermannstadt ein „desertum" gewesen sei bis zur Einberufung der Sachsen nach Siebenbürgen durch Geysa II. Wenn nun der Ausdruck „desertum" auch gleich nicht alle Bevölkerung ausschliesst, sondern noch immer zulässt,



(Fig. 4.)

dass dieser Bezirk von nomadisch lebenden Hirten zeitweise und spärlich bevölkert gewesen sei; so liegt doch gewiss so viel darin, dass in dem genannten Bezirk vor der Colonisirung desselben durch die Flandrenser keine compacte und über die ersten Anfänge der Cultur hinaus gehende Bevölkerung vorhanden war. Mit Rücksicht hierauf und mit Bedachtnahme auf den Umstand, dass die jungen Ansiedler, wie schon oben nachgewiesen wurde, nicht sobald an den Bau grösserer und soliderer Kirchen gehen konnten, lässt sich nun der eine Grenzpunkt jenes Zeitraumes, in welchen die Erbauung der Michaelskirche fallen mag, mit ziemlicher Sicherheit bestimmen. Da die Regierung des Königs Geysa II. in die Jahre 1141 — 1161 fällt, so dürfte demnach als dieser eine Grenzpunkt etwa das letzte Viertel des XII. Jahrhunderts bezeichnet werden, worauf zugleich eine Vergleichung des Baustyls der Michaelskirche mit der Bauweise romanischer Kirchen in Deutschland aus derselben Zeit hinweiset. Schwieriger ist die Bestimmung des zweiten Grenzpunktes, ja nach dem oben Angeführten ist man überhaupt nur im Stande, eine auf weniger sicherer Grundlage basirte Vermuthung auszusprechen. Bei dem fortdauernden Verkehr der Colonisten mit ihrem Mutterlande, den wir wohl auf Grundlage verschiedener urkundlicher Zeugnisse und nach der Analogie der späteren Zeiten annehmen dürfen, erscheint es vielleicht nicht zu gewagt, anzunehmen, dass die Herrschaft des Romanismus auch in Siebenbürgen, wenn auch etwas länger als im fernen Mutterlande, doch nicht um Vieles länger als da gedauert habe. In diesem und namentlich in den österreichisch-deutschen Provinzen kann aber, wie Dr. G. Heider in seinem ausgezeichneten Werke: „Die romanische Kirche

[1]) Dass sich bei dem Mangel urkundlicher Quellen mit einiger Vorsicht über die Chronologie der Bauwerke Siebenbürgens nur Vermuthungen aussprechen lassen, spricht für den richtigen Standpunkt des Herrn Verfassers. Denn wir stehen in Siebenbürgen wie in mehreren Kronländern Österreichs erst am Beginne der archäologischen Forschungen. Mit Rücksicht auf die eigenthümlichen Verhältnisse dieses Landes, des äussersten Grenzpunktes deutscher Cultur, hat übrigens die k. k. Central-Commission bereits im Sommer des Jahres 1856 einen Ingenieur des k. k. Handelsministeriums dahin entsendet, um Aufnahmen der interessantesten mittelalterlichen Bauwerke Siebenbürgens zu veranlassen. Die darauf basirten Zeichnungen dürften in kürzester Zeit vollendet und von dem Herrn Conservator Friedrich Müller in Schässburg mit dem entsprechenden Texte versehen werden. Wir hoffen dann, dass durch mehrere Beispiele für die Zeitbestimmung der Dauer des Romanismus in Siebenbürgen befriedigende Anhaltspunkte gewonnen werden und knüpfen nur noch daran den Wunsch, dass es auch der historischen Forschung gelingen möge, mit Bezug auf die Kunstgeschichte den ununterbrochenen Zusammenhang der fernen Colonien mit dem deutschen Mutterlande durch urkundliche Belege nachzuweisen. D. Red.

zu Schöngrabern in Niederösterreich" (Wien, Verlag von Gerold, 1855) nachgewiesen hat, mit Bestimmtheit das Aufhören der überwiegenden Herrschaft des romanischen Baustyls in den Schluss des ersten Drittels des XIII. Jahrhunderts gesetzt werden, was demnach für Siebenbürgen als äusserste Grenze der vorherrschend romanischen Bauweise daselbst etwa die Mitte oder höchstens der Schluss des XIII. Jahrhunderts anzunehmen berechtigen mag. Sonach dürfte also die Erbauung der Michelsberger Burgkirche in den Zeitraum von 1175 bis 1300 fallen. Eine engere Begrenzung dieses ziemlich grossen Zeitraumes wäre möglich, wenn es constatirt wäre, dass die in einer Urkunde vom Jahre 1223, worin der „Priester und Meister" Gocelin das für treue Dienste vom König Andreas II. überkommene Michelsberg an die Kerzer Abtei schenkte, in den Worten: „quod cum .... montem Sancti Michaelis cum ecclesia et terra sibi pertinente ... monasterio de Kerch contulisset ...." erwähnte Kirche auf die gegenwärtige Michaelskirche zu beziehen sei, was ziemlich wahrscheinlich ist, da sicherlich nicht die mitten im Dorfe befindliche einer viel spätern Zeit angehörende Kirche damit gemeint sein kann, und nach der Beschaffenheit dieser Kirche auch nicht angenommen werden kann, dass vor der Entstehung derselben auf demselben Platze eine andere gestanden sei. Würde man aber die gegenwärtige Burgkirche mit jener in der Urkunde erwähnten als identisch bezeichnen, so wäre demnach der Bau der Michaelskirche im Jahre 1223 schon vollendet gewesen und es fiele die Zeit der Erbauung derselben in den weit engern Zeitraum von 1175 bis 1223. Sollte es nicht zu gewagt erscheinen, an diese Vermuthung noch eine zweite anzuschliessen; so dürfte vielleicht aus derselben Urkunde auch auf den Mann geschlossen werden, der zum ganzen Baue den Grundplan entwarf. Berücksichtigt man nämlich das in der Urkunde vorkommende Prädicat des Priesters Gocelin, welcher darin zugleich „Magister, Meister" genannt wird und bedenkt man, dass in der romanischen Stylperiode die kirchliche Baukunst ein ausschliessliches Besitzthum des Klerus war, so scheint es wohl gar nicht zu fern zu liegen, den Entwurf zur Michelsberger Kirche diesem Manne zuzuschreiben.

Von geschichtlich constatirten Momenten über die Michaelskirche aus den späteren Zeiten ist blos eines noch bekannt; nämlich der langwierige Rechtsstreit zwischen dem Pleban von Michelsberg und dem des Nachbardorfes Heltau über die Zugehörigkeit derselben. Der erstere suchte in diesem Streite sein Besitzrecht auf die Kirche durch jene oben erwähnte Urkunde vom Jahre 1223 zu begründen und behauptete, die Kirche sei ein Filiale der Kirche der heil. Maria in Michelsberg; der letztere dagegen stützte sich auf unvordenkliches factisches Besitzthum und behauptete, es sei die Kirche ein Filiale der Walpurgiskirche in Heltau. Die Entscheidung wechselte bald zu Gunsten des einen, bald des andern Theiles, bis endlich im J. 1511 der Heltauer Pleban Wolfgang Flaschner an der päpstlichen Curie, wohin der Michelsberger Pleban Andreas vom Spruche des erzbischöflichen Gerichtshofes von Gran appellirt hatte, die Bestätigung der Heltauer Plebanie in ihrem Besitzthum erlangte. Doch wurde den Michelsbergern auf ihr Bitten zugestanden, sich der Burg zur Aufbewahrung ihrer Habseligkeiten zu bedienen. Dem langen Streite machte indess erst die Reformation ein völliges Ende, indem diese die alte Kirchenverfassung und die darin begründeten Abhängigkeitsverhältnisse löste; die mit jenem Streite verbundenen Händel zwischen Heltau und Michelsberg über die Grenzen ihrer Feldmarken wurden durch Rechtssprüche und Vergleiche geschlichtet. (Transilvania, Jahrgang 1844, Nr. 73.)

Seit wann die Michaelskirche nicht mehr zum Gottesdienste benützt wurde, lässt sich nicht bestimmen. Soviel scheint aber gewiss zu sein, dass dieselbe schon frühzeitig nicht mehr zum regelmässigen Gottesdienste verwendet wurde, indem schon in dem vorbin erwähnten Rechtsstreite aus der vorreformatorischen Zeit die Kirche der h. Maria im Dorfe selbst als Hauptkirche erscheint. Wahrscheinlich mag dieselbe vorzüglich in Zeiten des Krieges und der Gefahren, in welchen die Bewohner des Dorfes sich hinter die, die Kirche umgebenden Ringmauern zurückzogen, zum Gottesdienste benützt worden sein.

Ausbesserungen wurden an dem Gebäude oft vorgenommen, denn verschiedene Jahreszahlen und Inschriften, die sich an verschiedenen Stellen, vorzüglich aber an der hohen Scheidewand zwischen dem hohen Chor und dem Schiff, so wie an der innern Seite der Stirnmauer vorfinden, weisen darauf hin. Doch alle diese Ausbesserungen betrafen nur unwesentliche Theile des Gebäudes, so dass der Hauptcharakter desselben unverändert geblieben ist und dasselbe noch jetzt als ein für die kirchliche Kunstgeschichte Siebenbürgens wichtiges Denkmal des romanischen Baustyls dasteht.

Zur Baugeschichte der Kirche Maria am Gestade in Wien.

Von Joseph Feil.

(Schluss.)

Ungeachtet zur Zeit der feindlichen Invasion im Jahre 1809 ein Theil der alten Grabsteine zertrümmert worden, so war doch die bei weitem grösste Anzahl derselben noch vorhanden als die Kirche der Redemtoristen-Congregation eingeräumt wurde. Die in des Fürsten Lichnowsky *Denkmahlen der Baukunst und Bildnerey des Mittelalters in dem österreichischen Kaiserthume* (Wien, 1817—1820) enthaltene Abbildung der inneren Ansicht der Kirche Maria-Stiegen vom Hauptaltare zum Musikchor zurück, von J. Fischer gezeichnet und von J. Hyrtl gestochen (Taf. VIII),

zeigt namentlich im Vorgrunde noch auf einer Reihe solcher Grabsteine die Umrisse von Wappen, Zimieren und Inschriften. Bei der 1820 vollendeten Erneuerung dieses Gotteshauses sind diese Grabsteine leider als Baumaterial verkauft worden *(Kirchl. Top. von Österr.* V. 109*)*, um einer regelrechten Überkleidung des Bodens mit Kehlheimer Platten Raum zu geben. Der Verlust dieser, für die Kunde der Vorzeit in mannigfachen Richtungen anziehenden Denkmale wäre aber noch weit empfindlicher, hätten nicht einige fleissige Sammler, wie der Jesuit Fischer, Wissgrill und Böckh, wenigstens einzelne Inschriften auf den damals noch vorhandenen Grabsteinen, wenn auch nicht durchwegs richtig und vollständig, verzeichnet; insbesondere aber hat die werkthätige Vorliebe des am 21. Juni 1838 verstorbenen, wissenschaftlich und künstlerisch gebildeten Grafen Ignaz Fuchs zu Puchheim und Mitterberg getreue Abbildungen dieser Monumente durch einen Zeichner Namens Gartenschmid aufnehmen lassen, deren Benützung für die nachstehenden Zeilen ein günstiger Zufall möglich gemacht hat [1]).

Den nachstehenden Aufzeichnungen liegen also zunächst die Gartenschmid'schen Abbildungen der besprochenen Grabdenkmale zu Grunde. Dort ist jedes einzelne Monument auf einem besonderen Blatte mit sicherer, in Bezug auf die Richtigkeit der Zeichnung und der mit ängstlicher Genauigkeit nach den Originalien copirten Schriftzüge, Vertrauen erregender Hand — zum Glücke von jeder künstlerischen Verschönerung ferne gehalten — abgebildet, und durch die Colorirung deutlich die Art des Steines, ob Sandstein oder Marmor u. s. w. ausgedrückt, jedem Monumente aber zugleich die Bemerkung beigefügt, an welcher Stelle der Kirche sich dasselbe befand. Es wurde also hier bei der Wiedergabe der Inschriften, so wie bei den weiteren Andeutungen über Wappen und über die einstige örtliche Lage der einzelnen Monumente in der Kirche zunächst dem Gartenschmid'schen Bilderwerke gefolgt. Die Inschriften, welche leider hin und wieder erkennen lassen, dass der Copist der lateinischen Sprache gar nicht, oder doch nur in unzureichendem Grade kundig, und überhaupt in der Paläographie nur Autodidakt war, wurden hier genau mit jenen bei Fischer, Wissgrill und Böckh verglichen, und wo dieselbe Inschrift, oder eine nach Gartenschmid nicht aufgenommene, also damals bereits verschwundene oder bereits völlig unleserlich gewordene Grabschrift aus anderen Werken aufgenommen wurde, ist dieses allenthalben genau angegeben. Da also hier die Copien nicht mehr unmittelbar nach den, seit 1820 leider verschwundenen Originalien, sondern nur aus mittelbaren Quellen angegeben werden konnten, so vermag der Verfasser natürlich die Richtigkeit seiner Angaben nur in Bezug auf diese letzteren zu vertreten.

In der Aufzählung wurde die chronologische Folge eingehalten und, wo der Anlass geboten war, auch hie und da ein kurzer Excurs in Bezug auf die durch die Inschrift bezeichnete Persönlichkeit beigefügt.

Abkürzungen werden in der nachstehenden Aufzählung folgende eingehalten:

B. = Böckh: *Geschichte der Kirche Maria Stiegen in Wien.* 1821. Zweite Auflage. S. 41—50 sind unter 55 Abschnitten die damals vorhandenen Grabschriften mitgetheilt. Die hier unter dem Buchstaben B. (Böckh) beigefügte Nummer bezieht sich auf jene, unter welcher die bezügliche Inschrift bei B. vorkömmt.

F. = Fischer: *Brevis Notitia Urbis Vindobonae.* Wien. 8. Vier Bände (1767 — 1770) und drei Supplement-Bändchen (1771 — 1773).

G. = Gartenschmid's Aufnahme der Grabdenkmale dieser Kirche in dem erwähnten Wiener Epitaphien-Werke, welches Graf Fuchs aufsammeln liess.

W. = Wissgrill: *Schauplatz des landsässigen Nieder-Österreichischen Adels.* Wien. 5 Bände in 4. 1794 — 1804 (der 5. Band wurde erst 1824 ausgegeben), die Geschlechter von A. bis Lempach enthaltend; leider unvollendet. Wissgrill's Materialien bis zum Buchstaben Z befinden sich bei den n. ö. Ständen.

* = Das einem dieser Buchstaben beigesetzte Sternchen zeigt an, dass an der berufenen Stelle nicht die ganze Inschrift, sondern nur der Name und das Todesjahr des Verstorbenen angegeben ist.

1. An nicht näher bezeichneter Stelle; 11. Mai 1316 (?). (B. Nr. 1.)

Hic quiescit in Domino Maria Sybilla Noblachin nata Schupekin . . . . . 11. May 1316.

2. Im Schiffe, bei den Stühlen an der Evangelium-Seite; 22. Juli 1345. (G.)

[1]) Graf Fuchs hatte durch einen verlässlichen Zeichner, Namens Gartenschmid, alle in den sämmtlichen Kirchen Wien's, und viele der auf den Friedhöfen nächst der Residenzstadt befindlichen Epitaphien und Familien-Grabsteine mit grossen Kosten durchaus nach den Originalien zeichnen und malen lassen. Diese sehr werthvolle Sammlung, ein Unicum in ihrer Art, hatte endlich den Umfang von acht Foliobänden erreicht. Als nach dem Tode des Grafen Fuchs dessen reicher Bücher- und Musikalien-Nachlass im Mai 1839 licitatorisch hindangegeben und so wieder eine, mit vieljähriger Vorliebe planmässig gepflegte, reiche Sammlung leider zersplittert wurde, hatte Graf Ladislaus Festetics von Tolna (g. 1786) unter anderem auch jenes interessante Werk über die Wiener Grabmonumente erstanden, welches aus widerruflichem Titel durch sieben Jahre der Wiener Antiquarbuchhändler M. Kuppitsch († 14. Mai 1849) innehatte, durch dessen Gefälligkeit es zu jener Zeit dem Schreiber dieser Zeilen möglich gewesen war, einen grossen Theil zunächst der seit jenen Aufnahmen bereits verschwundenen Grabsteine zu copiren. Dass darunter eben sämmtliche in der Kirche zu Maria-Stiegen befindlich gewesenen Grabdenkmale aufgenommen wurden, hat es nun möglich gemacht, dieselben nunmehr hier zu veröffentlichen, während das gräflich Fuchs'sche Werk selbst, vom Grafen Festetics eben wenige Wochen vor seinem am 12. Mai 1846 erfolgten Ableben vom langjährigen Depositar Kuppitsch eingelöst, auf eine der Herrschaften des Grafen in Ungarn abgeführt worden ist, wo es nun vielleicht unbeachtet und ungenützt, — wenn doch ja noch unversehrt! — erliegt, und mit der Zeit etwa endlich gar verschollen bleiben wird, wie das vom Jesuiten Leopold Fischer in seiner schätzbaren „*Notitia Urbis Vindobonae*" reichlich benützte, sogenannte *Trautsohn'sche Manuscript*, vom Wiener Bischofe (1685—1702) Grafen Ernst von Trautsohn herrührend, welcher ebenfalls die in Wien befindlichen Epitaphien mit vieler Mühe hatte beschreiben lassen (Ogesser: *M. Kirche zu St. Stephan in Wien*, 238). Möchte es doch einer der öffentlichen Bibliotheken gelingen, das in gewissem Sinne wahrhaft unschätzbare und auf die Vorzeit Wien's so unmittelbar Bezug nehmende Fuchs'sche Werk vom dermaligen Besitzer, dem Grafen Tassilo Festetics, k. k. Kämmerer und Obristen, an sich zu bringen, und wissenschaftlicher Forschung zum bleibenden Gemeingute zu erhalten!

Anno . Doni . MCCCXLV . die . sancte . magdelene . obiit venerabilis . vir . Josephus de Zinner . plsn (presbyter?) **i . cap . hic sepultus.**

Rother Marmor. Gestalt eines Priesters mit bedecktem Haupte auf einem Polster ruhend; die Hände aus weit herabhangenden Ärmeln zum Gebete gefaltet.

3. Auf der Evangelium-Seite, rückwärts bei den Stühlen; 10. October 1345. (G.)

Aūo doni MCCCXLV decima mensis octobris obiit uir dons leuboldus de her req. in pace.

Rother Marmor. Im Wappenschilde ein aufrecht stehender Bär.

4. Im Schiffe auf der Evangelium-Seite; 24. April 1359. (G.)

anno . domi . M.CCCLVIIII . am . tag . sant . georg . des . ritters . ist . gestorben . der . Edl . vest . has Torebacher dem gott gnad.

Rother Marmor. Das Wappenschild nach der nebenstehenden Zeichnung mit einer Wagengabel, übereinstimmend mit dem bei Duellius (*Excerpt. gen. hist.* Tafel XIII. n. 170) abgebildeten Siegel Johannes von Duerenbeck; wonach also der hier Ruhende ohne Zweifel dem, bei W. II. 296—7 besprochenen nieder - österreichischen Herrengeschlechte der Dürrnbacher auf Senftenegg angehörte.



5. Eines Grabsteines am Fussboden des älteren Theiles der Kirche vom Jahre 1379 mit bereits unleserlich gewordener Inschrift erwähnt Fürst Liehnowsky. *Denk.* I. 16—17.

6. Im Hintertheile der Kirche, unferne dem Eingange; 11. August 1411. (G.)

Anno Doni . M . CCCC.XI . am . erichtag . vor . unser . lieben . Fraw . schidug . i . starb . der edl . vest . nicolaus der waldner . dem . gott . gnad.

Rother Marmor. Wappen: aufrechtstehender geflügelter Greif, einen gestielten Haken mit abwärts gekrümmtem Wiederhaken haltend. Derselbe auch als Zimier auf dem geschlossenen Stechhelme.

Ein Konrad Waldner erscheint 1401 (*Mon. B.* 31. b, 1); ein Hans Waldner 1428 (Duellius l. c. 99); eine Anna Waldner war an Andreas Hörleinsperger (1412—1421) vermählt (Hoheneck III. 281; W. IV. 437). Ein 1502 vorkommender kais. Vicekanzler Waldner soll zu Wien ein *böss end* genommen haben (Hund. *Bayr. Stamm. B.* I, 348).

7. B. Nr. 38 bemerkt auch den Grabstein des **Andreas von Grillenberg obersten Cappelans bey Maria Stiegen 1415** ohne den Wortlaut der alten Grabschrift zu geben, wobei er jedoch das Todesjahr, welches 1418 oder 1419 gewesen, nicht richtig gelesen zu haben scheint.

Des Andreas von Grillenberg wurde bereits oben S. 31. Anm. 2, zu den Jahren 1411—1415 erwähnt. Andreas von Pottenstein, ohne Zweifel nach seinem Geburtsorte so bezeichnet, stiftete als Pfarrer von Grillenberg in die dortige Kirche, deren Schutz-Patronin (*Hausfrau*) die heilige Margretha gewesen, unterm 11. Juli 1396 für sich einen Jahrtag (Hueber: *Aust. ex. arch. Mell. ill.* 94). Als sich Herzog Wilhelm mit Johanna von Durazzo vermählte, befand sich auch Andreas Pfarrer zu Grillenberg unter jenen ausgezeichneten Männern, welche der Herzog an König Karl von Neapel abgesendet hatte, um die Braut abzuholen, welche sofort am 21. November 1403 in einem, damals noch ungewöhnlichen Wagen mit Glasfenstern (*in vehiculo vitreis obstructo faribus*) zu Wien ihren feierlichen Einzug hielt. (Ebendorfer bei Pez *SS.* II. 825; Zeitangabe bei *Anon. Vienn Chron.* l. c. 547.) Noch 1407 entschied der Official des Passauer Consistoriums zu Wien, Leonhard Schauer, in einem Zehentstreite zwischen dem Pfarrer Andreas zu Grillenberg und jenem zu Enzesfeld zu Gunsten des ersteren (*Kirchl. Top. v. Öst.* V. 108). 1409 erscheint Andreas bereits als Passauischer Official (Hanthaler: *Rec.* I, 64—65). In dieser Eigenschaft hat er sich nicht nur durch die bereits früher (S. 31) erwähnten Stiftungen, sondern auch durch den entschiedenen Feuereifer bemerkbar gemacht, mit dem er gegen die böhmischen und österreichischen Anhänger der Wicliffischen Irrlehre vorging. Er betrieb nebst dem päpstlichen Legaten bei dem Passauer Bischofe am wirksamsten, dass 1412 das Kreuz gegen die Ketzer gepredigt wurde; er veranlasste, dass mehrere der Ketzerei beschuldigte oder verdächtige Wiener Bürger eingekerkert wurden, und zog die Entscheidung des Falles vor das Forum des Passauer Bischofes, als der Bürger Giesser, nachdem er seinen Irrthum abgeschworen, vom Wiener Stadtrathe, einverständlich mit der Universität, freigelassen werden wollte. Er zog selbst den Hieronymus von Prag, Hussens Glaubens- und Flammentod - Genossen, vor sein Gericht und erklärte ihn, nachdem er aus seinem Gefängnisse zu Wien entflohen und auf weitere Citationen nicht erschienen war, als meineidigen Ketzer. (*Conspectus hist. Univ. Vienn* I. 97—99 und Hansiz *G. S.* I. 491—92.) Da am 16. November 1418 Andreas von Pottenstein, Canonicus Pataviensis, und Nicolaus Seyfridt in Crussen und in Grillenberg noch urkundlich als Rectoren dieser Pfarrkirchen genannt werden (*Mon. boica* 4, 495) und erst 1420 Dr. Johann Sindram als nächster passauischer Official in Wien aufgeführt wird (F. Suppl. II. 7), so dürfte die obige Annahme, dass 1418 oder wahrscheinlich 1419 das Todesjahr unseres Andreas war, wofür sich die Kirchliche Top. von Öst V. 109 bereits früher ausgesprochen hatte, wohl gerechtfertiget erscheinen.

8. Zunächst den Stühlen an der Evangelium-Seite; 15. August 1425. (G.; B*. Nr. 32.)

Anno . doni. MCCCCXXV . in . die . asumcionis . mariae. obiit . ven . dominus . Joanes poll . canonicus . ac . plbn (plebanus) **in . capella . hic sepultus.**

Rother Marmor.

9. Im rückwärtigen Theile der Kirche zunächst der Stiege zum Oratorium; 22. September 1425. (G.; B*. Nr. 21.)

Anno. doni. MCCCCXXV. die . i . pria . p . sa . mathei . apli (apostoli) **obiit viricus pakner de darfier** (organista?) **hui . cappelle . hic . sepultus.**

Rother Marmor.

10. Bei Lichnowsky (l. c. 17) wird der Grabstein einer **Affra von Walsee, † 1439**, angeführt.

Ohne Zweifel der einzige in der Stammreihe der Walsee vorkommende weibliche Sprosse dieses Stammes, nämlich die 1373 an Hartneid (IV.) v. Liechtenstein vermählte Affra, Friedrich's v. Walsee und Kunigundens von Liechtenstein Tochter, welche sich nach dem Ableben ihres ersten Gatten († 1395) zum zweiten Male mit Albrecht Stüchs von Trautmannsdorf verehelichte. (Wurmbrand *Coll. gen.* 202; Hoheneck I. 604 und III, 810; an letzterem Orte jedoch von I. 604, wo die Angaben die richtigen sein dürften, abweichend; vgl. auch W. II. 347.)

11. Im rückwärtigen Theile der Kirche an der Evangelium-Seite; 7. November 1440. (G.; B*. Nr. 22.)

Aūo dni . IXXO . die septima . novembris . obiit . Vlric . a . Wiiihels.

Rother Marmor. Wappenschild: ein Ring, oben mit drei neben einander befindlichen runden Aufsätzen (Ringsteinen).

12. Im Vordertheile der Kirche nächst den Stühlen an der Epistel-Seite; 10. Juni 1460. (G.; B*. Nr. 34 las irrig: Bornperger und 1479.)

Anno dnī . MCCCCLX X . mensis . Junij . obiit . vene . pres. doms . (Caspar) . hornperger . pat . officialis . et . rector. huī . cappelle . hic sepultus.

Rother Marmor. Gestalt eines Priesters; das mit einem cylinderartigen, oben sich etwas erweiternden, ungekrämpten Hute bedeckte Haupt auf einem Polster ruhend; mit den, aus weit herabhängenden Ärmeln hervorragenden Händen ein Buch haltend. In der unteren Ecke nächst dem linken Fusse ein Wappenschild: auf einem dreibüheligen Hügel ein Hüfthorn, darüber ein Palmbaum. — Ob derselbe dem (bei W. IV, 440—442 für den Zeitraum 1352—1629 urkundlich nachgewiesenen) kärnthnerischen Adelsgeschlechte der Hornberger angehörte, ist ungewiss. Auf der uns vorgelegenen Abbildung des Grabdenkmales ist die Sonderung der Jahreszahl und Angabe des Monatstages nicht deutlich genug ausgedrückt. Da jedoch Caspar Hornberger, schon 1447 und 1448 als pass. Official erscheinend (Hansiz *G. S.* I, 536; Hanthaler *Rec.* I, 65, 335), noch 1458 als solcher zu Wien urkundlich erwähnt wird (Fischer III, 7), so dürfte ohne Zweifel die erste Zahl X noch zur Jahresangabe gehören, die zweite aber den Monatstag bedeuten.

13. Im Vordertheile der Kirche nächst den Chorstühlen auf der Epistel-Seite. (G.; B. Nr. 36, jedoch beide Inschriften vermengend.)

Oben ein aufgeschlagenes Buch; darüber Kelch und Hostie, darunter ein Todtenkopf, und unter diesem folgende Inschrift vom Jahre 1460:

Ано . dnī . MCCCCLX . obiit . doms . wilelmus . Swalh . presbit . Cano . Eccl. sti . stephaī . ī . wien . et . plbn. ī . Ortenperg.

Umschrift am Rande; 26. August 1465:

Aн . doī . MCCCLXV. XXVI . die . augu. obiit . venrblis . atq. illuminatus Doctor . dns . liebhardus Swalh . d. sc. medi . et . am . peru. plbn? . ī . vudlng . ā . sea. de . i . pace. Ā.

Rother Marmor. In der letzteren Inschrift offenbar der Schluss falsch gelesen. B. Nr. 36 las: *phil. magister*, was, wegen des damals gebräuchlichen *artium magister*, in diesem Sinne wohl weniger wahrscheinlich ist, als dass die letzten Worte der Inschrift wohl wirklich: *cuius anima requiescat in pace. (Amen)* bedeutet haben mochten.

14. Inmitten der Kirche nächst den Chorstufen; 15. August 1465. (G.)

Anno dnī . MCCCCLXV . in . die . assumpcois . marie . obiit . venerab. domin . Jounes . de . schmitt . cano. ac . plbn. in . capel. hic . sepultus.

Rother Marmor. Gestalt eines Priesters, wie oben Nr. 2.

15. Im rückwärtigen Theile der Kirche an der Epistel-Seite; 1470. (G.; B*. Nr. 39.)

Dominus . marcus . de . Grillenberg . can . capt. et official . (mrio?) . pataviensis . et .... MCCCCLXX . requiescat . in . pace.

Rother Marmor. Marcus war Pfarrer zu Grillenberg V. U. W. W., wo auch andere passauische Officiale wie Andreas von Pottenstein (s. Nr. 7) und Johann Aichelberger (*Kirchl. Top. v. Öst.* V, 110, vgl. mit Hansiz I, 535 und F. Suppl. III, 7) Pfarrer gewesen sind.

16. Im Vordertheile der Kirche nächst dem Altare auf der Evangelium-Seite; 22. December 1470. (G.; B*. Nr. 55.)

Hic . est . sepultus . ven . sacerdos . dns . dns . Petrus Warstin . de . lotharigia alvarng . int . terelj . ecclar . archidiaconus . qondam . xr . coldurois . dni . pauli . pp . secundi . capiculurius . pop . nus . qui obiit anno doni . MCCCCLXX in . die . XX . mensis . decembris . cuius aia . in pace requiescat . Amen.

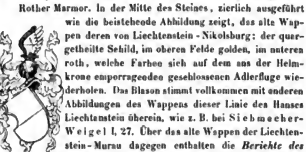
Braunrother Marmor. Die obige Inschrift gehört zu jenen bei G., welche am schwierigsten richtig zu stellen sind, da der Original-Grabstein nun nicht mehr vorhanden und die obige Aufzeichnung gewiss ungenügend, demnach keine Gelegenheit mehr geboten ist, mit den Zügen der vertretenen Inschrift weitere Combinationen zu versuchen. B. Nr. 55. las: *Petrus von Wastin* 1570; diese Jahreszahl dürfte gewiss unrichtig sein, da das Pontificat Paul's II. die Zeit von 1464—1471 umfasst. Vielleicht war unser Peter bereits Archidiakon Papst Calixt III. (1455—1458) und befand sich sonach das in der obigen Inschrift vorkommende Wort *tereij* mit diesem letzteren Namen in Verbindung? — Doch muss leider jeder weitere Versuch aufgegeben werden, in die Fragmente unverstandener Schriftzüge sicheren Sinn hineinzubringen.

17. An nicht näher bezeichneter Stelle; 6. Juli 1471. (B. Nr. 8.)

A . D . 1471 . 6 . Mensis Julii obiit Venerabilis Magister Caspar Kirchberger Officialis pataviensis et rector huius capellae hic sepultus.

18. Im vorderen Theile der Kirche, unweit vom Altare, auf der Evangelium-Seite; 19. Juli 1473. (G. auch F., Suppl. II. 16 und B. Nr. 17, beide letztere mit dem falschen Todesjahre 1474; vgl. Münch, 464.)

Anno . doni . MCCCC . ūd . im . LXXIII . am . montag . vor . Jacobi . ist . gestorben . her . hans . vō . lichtenstein . vō . nicolspurg . ūd . ligt . da . begrabē . dē . gott . gād.



Rother Marmor. In der Mitte des Steines, zierlich ausgeführt wie die beistehende Abbildung zeigt, das alte Wappen deren von Liechtenstein-Nikolsburg: der quergetheilte Schild, im oberen Felde golden, im unteren roth, welche Farben sich auf dem aus der Helmkrone emporragenden geschlossenen Adlerfluge wiederholen. Das Blason stimmt vollkommen mit anderen Abbildungen des Wappens dieser Linie des Hauses Liechtenstein überein, wie z. B. bei Siebmacher-Weigel I, 27. Über das alte Wappen der Liechtenstein-Murau dagegen enthalten die *Berichte des Wiener Alterthumsvereins*, I, 221 nähere Andeutungen. — Dieser Hans von Liechtenstein war kein unmittelbarer Abstämmling des, im Laufe des vorliegenden Aufsatzes öfters erwähnten einstigen Hofmeisters Herzog Albrecht's III., Johann von Liechtenstein, welcher 1399 ohne Descendenz gestorben war, sondern ein Abkömmling seines 1392 verstorbenen Bruders Georg, wie dieses die nachstehende Stammtafel zur Übersicht bringt (s. nächste Seite), zunächst nach Hoheneck's *Gen. d. o. ö. Stände* I, 603—620, und nach jener handschriftlichen Genealogie des Hauses Liechtenstein, welche, ohne als Quelle genannt zu sein, den Angaben über dieses Geschlecht in Hormayr's *Taschenbuch* 1822, S. 1—90, zunächst zu Grunde liegt. Bei Sommersberg: *SS. Rer. Sil.* II, tab. gen. 35 und in Hübner's *Gen. Tab.* I, 246 herrscht aber eben in der hier angeführten Stammreihe grosse Verwirrung und ist insbesondere Johann's von L. und seiner Gemahlin Bertha von Rosenberg gar nicht gedacht. Eben auch nicht vollkommen verlässlich, wenn auch brauchbarer als beide letzteren Stammtafeln, ist, was über die hier vorgeführte Stammreihe Leupold's *öst. Adelsarchiv*, 453 bis 455 enthält.

Johann II. † 1399. — Georg II., † 1398. Gem.: Dorothea von Tuerßbaim.

Heinrich IV., † 1418. Gem. a. Dorothea v. Eckartsau, b. Anna v. Zelking.
Johann III., † 1412. Gem.: Agnes v. Chuenring.
Georg. III., 1381 Dompropst zu St. Stephan in Wien; 1390 Bischof von Trient; 1411 Cardinal, † 1420.
Christoph II. 1411.
Hartneid IV. 1427. Gem.: Dorothea von Fapellen. 1407 — 1411.

Ulrich. — Johann IV., † 1413. Gem.: Hedwig v. Pottendorf.
Anna. 1420. — Katharina, Gem.: Rainprecht von Walse.

Christoph III., † 1445. — Wilhelm, † 1458.
Georg IV., † 1444. Gem.: Hedwig v. Pottendorf, Witwe nach Johann IV. von Liechtenstein.

Drei Töchter:
1. Elisabeth, Klosterfrau bei St. Jakob.
2. Barbara: Gem.: a) 1455 Stephan, Woiwod in Böhmen; b) 1460 Heinrich Strein von Schwarzenau.
3. Margaretha: Gem. Georg Graf von Pösing.

Heinrich V., der Hinkende, † 1483. Gem.: Agnes v. Starhemberg, geb. 1461, verm. c. 1478. — Weitere Descendenz.

Christoph IV., † 1506. — Weitere Descendenz.

Georg V., † 1484. Gem. Agnes v. Eckartsau, dann an Otto von Zelking vermählt. — Weitere Descendenz.

Johann V., † 1473. Gem. 1449: Bertha von Rosenberg, † 1476. — Elisabeth, Gem.: Georg von Pottendorf.

Johann von Liechtenstein, in der Stammreihe seines Hauses als der V. dieses Namens bezeichnet, dessen nunmehr verschollenes Grabmonument wir ins Auge fassen, hat sich durch glänzende Thaten im Felde oder im Rathe nicht hervorgethan, um in den Annalen der Geschichte Antheil zu haben an dem Ruhme, mit dem so viele Sprossen seines Hauses den Namen Liechtenstein verherrlichten. Dass er unter jenen ständischen Gliedern war, welche sich unterm 12. December 1465 bei P. Paul II. wegen der Canonisation des Markgrafen Leopold von Österreich verwendeten (Polzmann, *Comp. Can.* 1591, a, 28) und 1468 als Rechtsbeisitzer beim landmarschallischen Gerichte fungirte (Hoheneck I, 608), bildet so ziemlich die Summe der auf uns gelangten Zeichen seiner Wirksamkeit nach aussen hin. Was aber über den Charakter des Mannes in einer langen Reihe sprechender Beweisstellen von der unnachsichtig richtenden Geschichte aufbehalten blieb, liefert nur ein höchst trauriges Bild. — Sein leeres Herz, das selbstgeständig *nie die Liebe für ein Weib* gefühlt (Münch, 402), war unter vernachlässigter Erziehung und ungezügelter Lebensweise zu starrer Sittenlosigkeit verwildert. Auch sein Bruder Heinrich, zubenannt der Hinkende, machte sich zur Zeit des unseligen Bruderzwistes im Regentenhause als vorragender Parteigänger gegen den rechtmässigen Landesherrn, durch arge Bedrückungen der Abtei Baumgartenberg, unberechtigte Mauth- und Zollauflagen, wesshalb er auch 1477 vom päpstlichen Legaten excommunicirt wurde, nur auf unrühmliche Weise bemerkbar (Hoheneck I, 608—9). Johann's Vermählung (9. Nov. 1449) mit dem damals 24 Jahre alten Edelfräulein Bertha von Rosenberg, in der Sage als die weisse Frau fast weltbekannt, zu deren Abschliessung er sich ohne Neigung, nur durch fremden Einfluss und die verlockende Mitgift der Braut bestimmen liess, brachte in sein starres Herz keine Wärme, über das unglückliche Opfer aber, ein Herz von sittenstrengem Frauenwerthe seltener Art, ein schmachvoll verkümmertes Dasein. Die Schilderungen ihrer Leiden[1]), das fast immerdar erfolglos gebliebene Ringen nach Hilfe im Kreise ihrer Blutsverwandten, die rührende Stätigkeit ihres sittlichen Wandels inmitten empörender Zuchtlosigkeit, am Leben selbst bedroht durch die Ränke ihrer lasterhaften Schwiegermutter (Hedwig, zweimal verwitweten von Liechtenstein, gebornen von Pottendorf) und deren um nichts besserer Töchter und Bastarde, — alle diese Züge aus Bertha's eigenen vertrauten Briefen an Vater und Bruder aus unverfälschter Herzensquelle zu entnehmen, enthüllt eine im höchsten Grade anziehende Schilderung vom inneren Leben im Mittelalter in allen Licht- und Schattenseiten mit so bewältigender Anziehungskraft, dass der geschichtlichen Bildung wohl kaum so leicht eine andere Lectüre anregenderen Inhalts geboten werden könnte. Dennoch waren zwei Kinder, Elisabeth und ein Sohn, die Früchte dieser unglücklichen Ehe (Münch: 392, 409, 422, 433—435, 438), von deren Existenz aber die bisherigen Genealogen des Hauses Liechtenstein nichts wussten. — Der Tod trennte endlich nach 24 Jahre langer Dauer eine Ehe, deren beklagenswerther Inhalt in den schmerzerpressten Worten Bertha's an ihrem Vater liegt: *O hätte doch der liebe Gott mich an jenem Tage, wo ich ihm übergeben wurde, als Leiche gezeigt!* (Münch, 412.) — Nun ist auch der

[1]) Das fürstlich Schwarzenberg'sche Archiv zu Wittingau bewahrt nahe an 80 Urkunden und Briefe, welche sich auf die unglückliche Bertha von Rosenberg beziehen. Der Inhalt derselben, namentlich jener der Briefe Bertha's sind vom höchsten Interesse; 22 derselben wurden zuerst dem ganzen Inhalte nach, und zwar die in böhmischer Sprache abgefassten verdeutscht, mitgetheilt durch Karl Angesky in Hormayr's *Archiv* 1829, 293, 343, 503, 591, 507; 1830, 44 und 107. Der Benedictiner-Priester zu Neuhaus, P. Claudius, hat in seinem 1850 bei Landfrass zu Neuhaus anonym erschienenen Werkchen: *Die Herren von Neuhaus* im Anhange: *Perchta von Rosenberg* (183—213) auch die für Bertha's Schmerzensloos bezeichnendsten Stellen ausgezogen, und den letzten Brief unmittelbar nach dem Originale übersetzt. Die durch Angesky leider nicht hinlänglich getreu veröffentlichten Briefe, mit Hinweglassung der unter Nr. 3—5, 11 und 12 mitgetheilten, und mit Benützung der besseren Übersetzung des Briefes Nr. 22 durch P. Claudius, hat Dr. Legis Glückselig mit Verschweigung der nächsten Quellen, aus denen er schöpfte, in der von ihm herausgegebenen *Illustrirten Chronik von Böhmen*, I (Prag 1853) im Aufsatze: *Die weisse Frau von Neuhaus* (419—456), vgl. mit 71—77) wieder abgedruckt. In Ernst von Münch's: *Margariten; Frauen-Charaktere aus älterer und neuerer Zeit* (Canstatt 1840—1841) ist im Artikel: *Die weisse Frau* (1, 357—470) die von Angesky versprochene aber nicht gelieferte Fortsetzung der höchst anziehenden Correspondenz in weiteren 48 nach den Originalien copirten Briefen und Urkunden aus dem Wittingauer Archive mitgetheilt, welche dem Herausgeber mit Bewilligung des Besitzers (unter Vermittlung des Freiherrn von Prokesch-Osten und des damaligen Hofbibliotheks-Custos Kopitar) durch den nunmehrigen ersten Custos der Wiener Universitäts-Bibliothek, Johann Wasin, zugekommen waren, so dass die, 1830 mit dem Jahre 1452 abgebrochenen Briefe nunmehr bis zum Jahre 1474 reichen, und so ziemlich erschöpfen dürften, was sich hierüber an Schriftdenkmalen erhalten hat; welche sehr willkommene Fortsetzung aber dem 1853 erschienenen Plagiat entgangen ist. Was nun insbesondere die Sage von der, seit ihrem Ableben als *weisse Frau* herumwandelnden Bertha von Rosenberg anbelangt, an deren Erscheinung vom finsteren Mysticismus mit wahrhaft lächerlicher Zuversicht zum Theile noch bis in die neueste Zeit geglaubt wurde, — und von welcher Jung-Stilling († 1817) in der 1808 erschienenen: *Theorie der Geisterkunde*, noch allen Ernstes sagte: „*den Katholicismus muss sie* (nämlich die seit 1476 noch nicht zur Ruhe gelangte weisse Frau) *wohl abgelegt haben, weil sie gegen die protestantischen Familien so gut gesinnt ist!!* — so wurde hierüber einiges durch Johann Schön, in Hormayr's *Archiv* 1825, 587, aus dem Teltscher Urbar mitgetheilt, und dasselbe in Hormayr's *Taschenbuch* 1850, 441—445, mit veränderter Umkleidung wieder abgedruckt. Ausser den oben angeführten historischen Abhandlungen, welche auch die Sage berühren, sind über die Literatur der letzteren seit Balbin (1687) die Angaben hierüber in der *illustrirten Chronik von Böhmen* und bei Münch beachtenswerth, wozu auch Hormayr's *Taschenbuch* 1822, 64—66 und dessen *Wien* VII, a, 62—64 zu berufen ist.

Marmorstein verschwunden, der die Reste jenes Mannes deckte, dessen Herz kalt und hart gleich jenem Stein gewesen; und wie sein verödetes Gemüth, dessen eisige Rinde ein einziges Mal, doch flüchtiger Dauer nur, zu schmelzen schien, als es galt in einer Geldverlegenheit die Verbindungen seiner Gemahlin nutzbar zu machen, sich im Leben immerdar nur einsam fühlen konnte, so blieb er auch im Tode einsam hier vergraben, und keine Thräne mochte diese Stelle je befeuchtet haben.

Bertha selbst überlebte ihren Gatten kaum drei Jahre. Sie starb zu Wien am 2. Mai 1476 und wurde bei den Schotten daselbst, nicht neben ihrem Gemahl zu Maria-Stiegen, beerdiget. Ihr nunmehr verschwundener Grabstein hatte folgende Inschrift:

Ao. D. 1476 am Phingstag nach Marci Evang. ist gesterben die Edl. Fr. Fr. Bertha von Rosenberg des Edln Hrn. Brun. Hanss von Liechtenstain von Nicolsburg Frau Gemahel.

So nach Legis-Glückselig a. a. O. S. 420, im wesentlichen übereinstimmend mit dem im Archive des Schottenklosters aufbewahrten Liber Epitaphiorum Scot. Fol. 136. Unterhalb der erwähnten Grabschrift zeigte sich zur Rechten (heraldisch) das Rosenberg'sche Wappen, ein in drei Blätterreihen entfalteter Rosenkelch (s. Bucelini a. a. O. III, b, 196, 376), links ein Wappen in folgender Theilung, welches, wenn die Copie im gedachten Lib. Epit. richtig ist, weder das Liechtenstein'sche der Nikolsburger Linie (s. oben) noch das Wartenberg'sche (Bucelini l. c. 179) Wappen ist, welches letztere sie etwa nach ihrer Mutter Katharina gebornen Czenick von Wartenberg auf Wessely († 3. Mai 1436) hätte beifügen können. Es ist aber auch nicht etwa das Wappen ihrer Stiefmutter, Elisabeth von Schwanberg (1437, † 1451; Bucelini III, b, 197; IV, 251), welches einen weissen Schwan im rothen Felde zeigt, ein Wappen, das Bertha ohnehin nicht wohl gebrauchen konnte. Da die handschriftliche Genealogie des Hauses Liechtenstein, welche, wie erwähnt, der in Hormayr's Taschenbuch 1822 (1—90) enthaltenen Ahnentafel der Liechtensteine zu Grunde liegt, den 27. November *(Mitwoch nach St. Katharinentag)* 1499 als ihren, angablich auf dem Grabsteine bei den Schotten angesetzten Sterbetage angibt, und mehrere Schriftsteller, der dieser Angabe zu Grunde liegenden trüben Quelle folgend, Bertha in sehr hohem Alter sterben lassen — sie erreichte in Wirklichkeit doch nur das 52. Lebensjahr, — so soll die Richtigkeit des obigen Todesjahres 1476 auf Grund einiger bisher noch nicht benützter Documente im Wiener Stadtarchive ausser Zweifel gesetzt werden. Ihrem Tode nahe richtete sie nämlich am 26. April 1476 folgendes Schreiben an Bürgermeister Richter und Rath der Stadt Wien.

Ich fraw Bertha geporenn von Rosennberg vnd weylend herrn Hannsen von Lichtenstain von Nicolspurg seligen witib Erleg das gegenwurtig mein gescheft (Testament) *mitsambt ain Geltbrief lauttund von den von liechtenstain vmb funfczehn hundert vngrisch guldein, ain Vidimus des gemechtbrief von dem benanten herrn Hannsen von Liechtenstain meim gemacht seligen, ain Satzbrief von meim Aidem hern Jorgen von potendorf vber das Dorf wilberstarf vnd ain gegenbrief lauttend von Jacoben Awer vnd Morgrethn sein hausfrawn, zu den Ersamen weisen dem Burgermeister Richter und Rat der Stat hie zu Wien vnd bit sew mit vleis Ob der Almechtig got vber mich püt, vnd mit tod verschied das sy das bemelt mein gescheft vnd die benan. brif so in der Gschatl verpetschadt sein vnd In von mein wegn geandwurt werden, das sy die Niemand anndrn gebn noch antwurtn dann mein herrn und frewndt dem von Maidburg dieczeit landmarschalh In Oesterreich und hrn Jorgn von potendorf meim aidem darjn Sy hanndln sulln nach Innhalt meins geschefts. Ob sich aber der potendorf mein aidem darumb nicht wolt anaem so sulln Sy dem von Maidburg die brief alain antwurtn darjnn wirdet er dannoch nach laut meins geschefts hanndln Als ich Im des vor menicleich vertraw mit vrkund des brifs besigilt mit mein aign aufgedrugten Insigl. Geba an Sambstag nach sand Jorgn tag. Anno dom. etc. septuagesimo sexto.*

Der 2. Mai 1476 als ihr Todestag stimmt nun vollkommen mit den im gedachten Archive weiterhin befindlichen Documenten überein.

Unterm 10. Mai 1476 *(phingstag vor sannd pangratzentag)* dtto. Ebenfort ermächtigte nämlich *Jorig von Potendarf obrister Schennkh in Österreich*, — der letzte seines Hauses, dessen Nachlass nach seinem Tode, † 1487 (Wurmbrand *Coll. gen.* 287, 305—308; Hanthaler *Rec.* II, 185, 188), durch seine an Christoph von Zinzendorf vermählte Nichte Sophie an das Haus Zinzendorf gelangte, welches sich auch von da ab: von Zinzendorf und Pottendorf nannte (Hübner's *gen. Tab.* III, 737—740) — dieser Georg von Pottendorf ermächtigte nun, nachdem *weilend die wolgeborne Fr. Fr. Percht geborne von Rosennbergkh, herrn Hannsen von Liechtenstein selign witib, mein liebe Fraw vnd muetter mit tod vergangen*, seinen Diener, den *Erbern Petern Krempeln*, das Geschäft (Testament) Bertha's (seiner Schwiegermutter) bei dem Wiener Stadtrathe zu seinen und des Grafen Michael von Maidburg-Hardegg Händen in Empfang zu nehmen.

Unterm 12. Mai 1476 *(an Suntag sant Pangratzentag)* bestätiget Peter Krempl *ein geschafft mit ettlichen briefen in ein verpettschafften schattl* vom Wiener Stadtrathe für seinen Herrn Georg von Pottendorf empfangen zu haben.

An demselben Tage bestätiget auch Michael des h. röm. Reiches Burggraf zu Maidburg, Graf zu Hardegk, Landmarschall in Österreich (Wissgrill IV, 116—119), vom Bürgermeister, Richter und Rath der Stadt zu Wien die Briefe, so weiland Frau Percht u. s. w. *der got genedig sey, zu In nach laut eins briefs vnnder Irm Insigl ausgangen in ainer Gschattl verpedschadt erlegt hat*, durch Peter Krempl *zu vnser beden Handen geantwurtt*, empfangen zu haben.

Aber auch noch in anderer Beziehung sind uns diese letzteren Documente von Interesse. Es wurde oben bereits aus den Briefen Bertha's nachgewiesen, dass sie zum mindesten zwei Kinder hatte, deren eines eine Tochter Elisabeth (*Elska*) hiess, die, wie ein Brief (Münch, 422) erkennen lässt, zur Beruhigung der Mutter heranwuchs; während alle Genealogen der Häuser Liechtenstein und Rosenberg die Ehe Bertha's von Rosenberg kinderlos sein lassen. Die zuletzt angeführten Documente beweisen aber, dass Elisabeth an den oben erwähnten Georg von Pottendorf vermählt war, welchen Bertha in ihrer letztwilligen Verfügung öfter ausdrücklich als ihren Schwiegersohn *(Aidam)* bezeichnet, während er sie seine *Frau* und *Mutter* nennt. Bei dem bedauerlichen Abgange einer verlässlichen Genealogie des Hauses Liechtenstein, und bei der argen Verwirrung in den bisherigen Stammtafeln desselben kann es nicht befremden, dass seit Rittershusius (*Tab. Gen.* Tübingen 1668, Taf. 7) eine an Georg von Pottendorf vermählte Elisabeth von Liechtenstein († 1462), ohne Zweifel die erwähnte Tochter Bertha's, irrig als Kind des 1412 (Wurmbrand, 206) verstorbenen Johann von Liechtenstein angenommen, und seither in dieser vergriffenen Stammreihung aufgeführt (Hoheneck I, 606; Leupold, 434), auch wohl gar als Tochter Georg's von Liechtenstein und Hedwigens von Pottendorf (Bucelini III, b, 123), der Schwiegerältern Bertha's von Rosenberg, sonach als Schwester ihres Gemahles angesetzt, von anderen aber (Hübner I, 246; Hormayr's Taschenb. 1822) gänzlich übergangen wurde. Nehmen wir Elisabethen nach vorliegender Wahrscheinlichkeit als das älteste Kind der 1449 an Johann von Liechtenstein vermählten Bertha von Rosenberg an, so könnte sie nicht vor 1450 geboren worden sein, sofort aber 1462 als ihr Todesjahr nicht angenommen werden, da sie dann vor erreichtem 12. Jahre vermählt worden sein müsste. Zur Zeit des Ablebens Bertha's, ihrer Mutter (1476), war sie aber gewiss nicht mehr am Leben, da sie sonst wohl in der letztwilligen Anordnung Bertha's genannt worden wäre.

19. Im Vordertheile der Kirche, unferne dem Altare an der Evangelium-Seite; 1. Sept. 1482. (G.; F. IV. 37; B. Nr. 11.)

Aīo . dni . millesimo . quadringentesimo . octuagesimo secundo . die . sabati . vicesima . prima . mensis . septēbris. in . die . sancti . mathei . apostoli . evangeliste . obiit. reverend9 . in xpo (Christo) pater et dominus. Dominus georgius . miseratione . divina . tituli . S . Lucie . in . silice . sacrosancte . romane . ecclesie . prespiter . cardinalis . et . episcopus . pataviensis . cuius . anima . requiescat . in . pace . amen.

Rother Marmor; in der Mitte der Inschrift ein viergetheilter Wappenschild; in 1 und 4 ein springender Hase, 2 und 3 ein springendes Eichhörnchen. Die Inschrift ist mit geringfügigen Abweichungen auch abgedruckt in Schreitwein's (Schritovini): *Episcopi patav.* bei Rauch *Script. Rer. Aust.* II, 526 und in Hansiz: *Germ. Sacra*, I. 585, woselbst er bemerkt: *inscriptionem ipse oculis lustratam stilo in tabellam transtuli.* Schreitwein führt in der Inschrift nebst dem Taufnamen Georgius auch den Familiennamen Hesler an; ebenso auch Böckh Nr. 11, welcher den Beisatz bei F. nämlich: *Mortuus navi prope Mellicium arthriditе Georgius II. dictus* für eine bereits verschwundene Stelle auf dem Grabsteine hielt.

Georg Hesler, ein Freund des berühmten Johann Capistran, durch Talent und ernsten Fleiss zu seltenen Kenntnissen gelangt, wurde zu Rom erster päpstlicher Notar, und hierauf am Kaiserhofe durch zehn Jahre als Rath in der Kanzlei zu den wichtigsten, auch gesandtschaftlichen Geschäften verwendet, so namentlich 1477 bei der Bewerbung um Maria von Burgund für Erzherzog Maximilian; durch die wohlverdiente Gunst des Papstes und des Kaisers wurde er zu seinem Unglücke 1479 vom Cardinalpriester zum Bischofe von Passau ernannt. Das Domcapitel, eifersüchtig auf sein hiedurch beeinträchtigtes Wahlrecht, hatte einen andern Bischof erwählt, und diese Doppelwahl die unglücklichsten Folgen, deren Rückwirkungen auf seine Gesundheit Georg nach kaum 3 Jahren durch einen plötzlichen Tod erlag, als er eben auf der Reise nach Wien zu Schiffe war. (Hansiz I, 574—585; Buchinger: *Passau* II, 181—188; Pez *SS. R. Aust.* II, 440; Schreitwein l. c. 525—527.)

20. Zunächst den Stufen des Seitenaltars auf der Evangelium-Seite des vorderen Theiles der Kirche; 10. September 1482. (G.; B*. Nr. 13.)

Anno domi . millesimo . quadringesimo . octuagesimo. secundo . die . martis . decima . mensis . septembris . obiit. reverendus . pater . dominus . Joannes . de . hesler . apostolice . sedis . . . . . prothonotarius . cuius . anima . requiescat in pace . amen.

Rother Marmor; zersprungen.

Der hier ruhende Bruder des eben neun Tage vor ihm verstorbenen Passauer Bischofes Georg II. (s. Nr. 19.), ohne Zweifel in das Schicksal seines Bruders innigst verflochten, erlag nach ernster Prüfung wohl gewiss dem Grame über den Verlust seines Bruders, durch dessen Loos sein eigenes zunächst bedingt war.

21. Im vorderen Theile der Kirche nächst dem Altare an der Evangelium-Seite; 16. November 1482. (G.; F. IV. 37; B. Nr. 12.)

Aīo . dñi . 1482 . an . sant . othmars . tag . ist . gestorben . die . Edl . fraw . Agatha . vō . haessler . des. hochwurdigstē . in . got . vater . fürsten . vñ . herī . hern. Georgen . der . heiligen . roemischen . Kirchē . prister . Cardinal . et . Biscowen . zu . passav . mueter . der . sel . got. gnaedig . seȳ . Amen.

Rother Marmor; zwei ausgetretene Wappenschilde, in deren einem ein springender Hase (?).

Agatha von Hässler, also wahrscheinlich Gattin eines Adeligen von Geburt, die Mutter des Passauer Bischofes Georg II. (s. Nr. 19) und des päpstlichen Protonotars Johann von Hesler (s. Nr. 20), starb, wenn auch schon hochbejahrt, doch wohl am gebrochenen Herzen unter den Rückwirkungen des Schmerzes über den, innerhalb neun Tagen erfolgten Tod beider Söhne, deren Verlust sie kaum zwei Monate zu überleben vermochte. Die Mutter fand nun ihre Ruhestätte neben jener der beiden Söhne in der Kirche zu Maria am Gestade. Schreitwein (Rauch: *SS.* II: 525) bemerkt ausdrücklich: *Consepulti sunt eodem anno* (1482) *ex latere iuxta eum* (Georgium episcopum) *sub alio lapide Agatha mater Joannesque frater.* — Da übrigens auf den hier erwähnten Grabschriften Agatha gleichwie ihr Sohn Johann ausdrücklich als von Hässler bezeichnet sind, so dürfte dieses bei der noch in Zweifel gestellten Herkunft des Bischofes Georg, ob er nämlich gemeiner Abkunft war oder einem Patriciergeschlechte entstammte, wohl für letzteres sprechen; es müsste denn erwiesen werden können, dass seine Familie erst später in den Adelstand erhoben wurde.

22. Unfern dem Altar des h. Johann v. Nep., wahrscheinlich dem XV. Jahrhundert angehörig. (G.; B*. Nr. 30.)

hier . ligt . begraben . der . edl . Wilhalm . der . Osterhoffer . der . am . erichtag . vor . sant . Cat . . . . . . dem . gott . gnad . Amen.

Bindenschild, im mittleren Felde eine kleine Scheibe mit strahlenartigen Strichen umgeben (Sonne?). Geschlossener Helm mit zwei Büffelhörnern. W. I, 35 führt die Osterhofer wohl unter den n. ö. Herrengeschlechtern auf; in der handschriftlichen Fortsetzung dieses Werkes bei den n. ö. Ständen findet sich aber über dieses Geschlecht keine Aufzeichnung.

23. Rückwärts an der Epistel-Seite; wahrscheinlich XV. Jahrhundert. (G.; B*. Nr. 5 las Zellerndorf.)

hie . ligt . begrabē . pangrats . von . pellendorf. der . gestorb . ist . am . suntag . nach . Maria . . . . gott . gnad.

Rother Marmor. Wappenschild mit dem Fragmente eines Ringes. Das Wappen der Pellendorfer bei Hanthaler: *Rec.* II, 149. Tab. 39, Nr. 18; vgl. auch Schweickhart *U. M. B.* VI, 6. — 1325 wird ein Heinrich, 1426 Caspar, 1464—1477 Georg, 1464 Hans von Pellendorf genannt, des letzteren Gattin, Elise geb. von Reichenberg, war 1489 Hofmeisterin Katharinens, Tochter K. Friedrich's IV.

24. Beinahe in der Mitte der Kirche, an der Evangelium-Seite des Altars. (G.; B*. Nr. 42 las 1703.)

Aīo Dñi 1503 die decima mēsis mai obiit venerabilis vir dñs stephanus a paldauf (C9 baldʼ levīa!) capellaūʼ huiuʼ capelle hic sepultus est. aīa deo vivet.

Rother Marmor. In einer nischenartigen Umfassung ein aufgeschlagenes Buch; darüber Kelch und Hostie.

Dem Baldauf zu Brunn (W. I, 293) V. U. W. W. dürfte er wohl nicht angehört haben.

25. Im Gange zur Kanzelstiege links; 1510. (B. Nr. 19.)

Memento Johannis Berger Fundatoris 1510.

Grabstein, auf welchem Christus auf einem Regenbogen Gericht hält; unter ihm stehen der heil. Johann Bapt. und der heil. Nicolaus; am Fusse das Angesicht des Herrn im Schweisstuche; darunter die bemerkte Aufschrift.

26. An nicht angemerkter Stelle; 5. Jänner 1515. (B. Nr. 7.)

Hie liegt Maria Margaretha des edlen Roman Steidinger eheliche Tochter gestorben am Freytag vor dem heil. 3 König Tag. A. D. 1515 der Gott genadt.

27. Im Vordertheile der Kirche, nächst den Stühlen an der Evangelium-Seite; 21. August 1515. (G.; B. Nr. 29.)

Anno . doni . 1515 . am . ain . und . zwanzigsten . tag . augusti . ist . gestorben . der . Edl . vest . Ritter und Doctor veit . vo . Furth . und ligt da . begraben . de . got . gnd.

(B. las Fült statt: Furth, und: des merzen, statt: Augusti.)

Rother Marmor; geschmackvoll verzierter (rother) Wappenschild, längsgetheilt mit einem aufrechtstehenden (weissen) Sparren; über der Krone auf dem offenen Helme zwei (weisse) Bänder, sparrenartig sich in einem Knopf vereinigend, aus dem ausgespitzte (grüne) Blätterbüschel nach beiden Seiten auslaufen.

Der hier Begrabene gehörte also einem älteren Adelsgeschlechte an, als jenes der, erst 1581 in den Adelsstand erhobenen Further von Furtenburg, deren Geneologie und (von dem oben blasonirten völlig verschiedenes) Wappen sich bei Hoheneck III, 187—189 und W. III, 187—190 finden.

Die oben in Klammern angegebenen Farben des Wappens von 1515 sind aber jener runden bemalten Grabtafel entnommen, die sich in derselben Kirche an einem rückwärtigen Pfeiler unfern dem Altare des heil. Johann von Nep. befand mit der Umschrift:

† Johann . Veit von Fürth . Ritter . und . Doctor . der Rechten . ist . gestorben . den . ainundzwanzigsten . tag . des monats . Augusti . des . 1515 . Jars.

28. Im rückwärtigen Theile der Kirche nächst dem Seitenaltare auf der Evangelium-Seite; 11. Mai 1517. (G.; B*. Nr. 24.)

Hier . ligt . begraben . . . . ach . im Stainhaus . dem Gott . Gnad . der . gestorben . ist . den 11. tag . may . im . 151A . Jar.

Lichtrother Marmor zum Theile abgebrochen. Wappenschild viergetheilt, in 1 und 4, sowie auf dem offenen Helm zwischen zwei Büffelhörnern, ein runder Thurm, mit Thor und 3 Mauerzinken; 2 und 3 leer.

Schloss Steinhaus in Ob. Österr., Traunkreis, war 1249—1622 im Besitze der Pollheimer, kam hierauf an die Katzianer, 1693 an die von Eyselsberg (Hoheneck I, 96, II, 63—117). Keiner jener Pollheimer, die Steinhaus besassen, ist aber 1517 gestorben. Wer also hier begraben war, ist bei der Unvollständigkeit der Schriftzüge eben bezüglich des entscheidendsten Wortes nur sehr schwer zu errathen.

29. Im rückwärtigen Theile der Kirche unferne dem Altare des heil. Johann v. Nep.; 11. October 1523. (G.)

Hie . ligt . begraben . die . Edle . Fraw . Appolonia . malhangerin . weilent . des . Edl . gestrengen . ud . hochgelarte Ritter . ud Doctor Veit . vo . Furth . verlassn witib . die . gestorben . ist . am . sutag . vor . sant . Colmanstag . anno . MCCCCCXXIII.

Dunkelrother Marmor. Im Wappenschilde das Kammrad der Millwanger, dessen obere Hälfte im weissen Felde roth, die untere im rothen Felde weiss war. Über dieses Geschlecht s. Hoheneck III, 428—435. Die hier genannte Apollonia, Witwe nach dem 1515 verstorbenen Dr. Veit von Furth (s. Nr. 27), war eine Tochter Stephan's Millwanger zu Wolfstein und Margarethens, gebornen von Kirchberg (l. c. 432). Ihr Gatte wird aber hier gewiss irrig Veit Fürst genannt, da er auf unseren Denkmälern übereinstimmend dreimal Veit von Furth genannt wird, während das österr. Adelsgeschlecht Fürst (bei W. III, 143—144) mit einem, von jenem Veit's von Furth völlig verschiedenen Wappen einen Dr. Veit Fürst nicht aufweiset.

30. An nicht näher bezeichneter Stelle; 20. December 1529. (F. IV, 37; B. Nr. 10.)

Anno Domini 1529 am 20. Decembr. starb der Fürsichtig Ersame Weise Herr Hanns Stossanhimmel Burger zu . Wien . . . hie begraben.

Schild quergetheilt; oben ein Stab, unten ein Kreuz. Über das Haus des Wiener Bürgers Stossanhimmel nächst der Kirche Maria Stiegen, nunmehr bezeichnet mit Nr. 364, vgl. F. IV, 38; Laz: *Vienna*, 138; Abermann 1619, IV, 10; *Kirchl. Top. von Österr.* XI, 388—390; Hermann: *Capistranus triumphans* (Cöln 1700) 102; Schimmer: *Häuserchronik von Wien*, 71—72, 339.

31. Im Schiffe an der Evangelium-Seite; Aug. 1531. (G.)

Hier ligt begraben der Edle Reihard von Perg ud Etwan . ..n . Sel. Kay. Kunig . Majestet . gegenschreiber im Salzat and ist gestorben . am pfinstag anser lieben Frawen Schidung dem Gott gnaedig sey . Anno doni . 1531.

Da im Jahre 1531 das Fest der Himmelfahrt Mariens (U. L. F. Schiedung, *Assumptio B. V.*, vgl. Hellwig: *Zeitrechnung*, 23) nicht auf einen Donnerstag (*Pfinstag. Pfingstag;* l. c. 46) sondern auf einen Dienstag fiel, so scheint in der G'schen Copie der Grabschrift das Wörtchen *vor* oder *nach (u. L. F. Sch.)* weggeblieben zu sein, je nachdem der 10. oder 17. August 1531 der Sterbetag des hier Ruhenden war. Oder, wenn etwa die letzte Einheitszahl des Sterbejahres unrichtig gelesen sein sollte, so könnten nur die Jahre 1532 oder 1538 substituirt werden, an welchen der gedachte Frauentag auf einen Donnerstag fiel.

Rother Marmor. Im Wappenschilde ein aufrecht stehender Eber.

32. Im Vordertheile der Kirche nächst dem Altare auf der Evangelium-Seite; 20. März 1551; in Lapidarlettern. (G.; B*. Nr. 35.)

Anno . Dni . 1551 . am . 20 . tag . Marci . starb . die . Edle . tugenthafte . fraw . Catharina . geborne . Zopplin . S . Kay . Kon . Mt . Raths . Anwalt . vnd . Salzamts . Verwalter . zv . Wien . Herrn Christoph . Mayer . eheliche . Havsfraw . deren . Seele . got . gnaedig . sein . wolle . amen.

Lichtrother Marmor. Bei dem Abgange des Original-Grabsteines ist der Widerspruch schwer aufzuklären, der darin liegt, dass hier der Gatte der am 20. März 1551 verstorbenen Katharina geb. Zoppel: Christoph Mayer, unter Nr. 34 aber: Andre Lindauer genannt wird. Da G. und B. unabhängig von einander Mayer gelesen haben, so wagte ich doch den Namen Lindauer nicht ohne weiters dafür anzusetzen.

33. Im Schiffe an der Evangelium-Seite; 18. April 1551. (G.)

Wolfgang Schopper ist gestorben den 18. tag Apprillis anno 1551. dem gott gnaedig sey.

Rother Marmor. Das bürgerliche Wappen des hier Ruhenden zeigte folgendes Blason.

W S

34. An nicht näher bezeichneter Stelle; 29. October 1552. (F. IV, 37; B. Nr. 13.)

Hier ligt begraben der Edl Ernvest Herr Andre Lindauer R. K. M. Rath Stattanwalt und Salzambtmann zu Wienn samt der Edlen tugenth. Frau Catharina Zopplin von Haus seiner Ehl. Hausfr. Er starb 29 . 8br. Ao. 52. Sept. Sie starb den 20. Martii Ao. 1551. (B. versetzt die Sterbetage.)

Zwei Wappenschilde; seines, längsgetheilt, zeigt rechts drei Lindenblätter, links einen Löwen: jenes der Zopel zum Haus vier-

getheilt; 1. 4. im goldenen Felde ein schräglinker schwarzer Balken mit einem springenden silbernen Hirsch; 2. 3. eine (schwarze?) Binde im weissen Felde (vgl. auch Siebmacher-Weigel I, 39). Katharina dürfte eine Tochter des 1567—1578 erscheinenden Kanzlers Johann Zoppel von Haus gewesen sein (Hueber: *Aust. ex. arch. Mell. ill.* 178, 180). Christoph Zoppl von Haus, k. Kammerrath, war bereits 1569 Besitzer von Raggendorf, V. U. M. B., erscheint 1584 als Kläger in einer Streitsache wegen des abgebrochenen Dorfes Strass (l. c. 178, 183) und vererbte 1573 das Gut Raggendorf an Ulrich Christoph Zoppl von Haus (Schweickhart *U. M. B.* V, 190). Über Andreas Lindauer ist zu vgl. Laz: *Vienna*, Basel 1546, 131; Abermann's Übersetzung 1619. IV, 33, 50; Aufl. v. J. 1692, IV, 20, 29.

35. Im vorderen Theile der Kirche, unferne dem Altare auf der Evangelium-Seite; 19. Juni 1559. (G.; F. Suppl II, 17; W. I. 49; B. Nr. 2.)

Hier . ligt . begraben . der . Edl . und . gestrenge . Ritter . Herr . Hans . Adn . von . Ahaimb . zue . Wildenaw . und . Neuhauss . Seiner . kay . kunig . Majestet . gewester (Erb Cämmer des Hochstiffts Passaw, welcher alhier den 19. Juni Anno Chr. 1559 seelig verschieden.) (G. In der eingeklammerten Stelle nach F. Suppl. II, 17, und W. I. 49 ergänzt.)

Rother Marmor. Zwei Wappenschilde; rechts auf einem dreibüheligen Berge ein schreitender gekrönter (rother) Löwe mit emporgehobenem Schweife; links viergetheilt, unkenntlich; zwei Helme, einer mit geschlossenem Flug, der andere mit einem Thierhaupte. Über die Aham oder Ahaim zu Wildenau und Neuhaus ist zu vgl.: Hund: *Bayr. Stamm. B.* II, 48—53, wo 1579 als das Todesjahr Hanns Adam's angegeben ist, der noch 1566 Neuhaus (Pillwein: *Innkreis*, 312) an sich gekauft haben soll (?), und Bucelini III. c. 81, 82, wo auch angeführt ist, dass sich Johann Adam 1550 mit Ursula von Trenbach vermählte, deren Familienwappen (l. c. 190 und Siebmacher-Weigel: *Grosses Wappenbuch*, 1734, I, 83, V, 38) wahrscheinlich in dem auf demselben Grabsteine befindlich gewesenen Wappenschilde enthalten war.

36. Im rückwärtigen Theile der Kirche, unferne dem Altare auf der Evangelium-Seite; September 1560. (G.)

Hier liegt begraben der Edl und gestrenge Herr Christoph Ramschissel von Schonegg, weylent K. Ferdinand gewester geheimer Rath so den 8. tag Septembris . anno 1560 seelig verschieden . dem got gnad.

Rother Marmor. Im Wappenschilde ein vierspeichiges Rad. Über der Krone auf dem offenen Helme ein geharnischter Mann, der in der Rechten einen Busch von Schwungfedern hält. Die am 9. Sept. 1635 in den Freiherrnstand erhobenen Herren von Ramschissel erscheinen schon vor 1378 als Besitzer von Schönegg im Cillier Kreise Steiermark's. (Schmutz: *Hist. top. Lex. v. Steierm.* III, 262, 507.)

37. Im rückwärtigen Theile der Kirche nächst dem Altare des heil. Johann v. Nep.; 1566. Lapidarschrift. (G.; B*. Nr. 30.)

Hier . unter . diesen . stain . ligen . begraben . der . ersamm . vnd . fürnem . Christoph . Buchinger . der . den . 4. tag . aprilis . des . 1566 . jars . seelig . verschieden . und . sein . eheliche . Hawsfraw . Barbara . die . den . 1. Septembris . 1566 . in . got . entschlafen . denen . got . gnädig . sein . wolle.

Lichtrother Marmor. Im Wappenschilde, wie auf dem geschlossenen Flug über dem geschlossenen Helme ein schräglinks gewellter Pfahl.

Nahe an diesem Grabsteine an der Wand befand sich eine auf Holz gemalte Gedächtnisstafel mit dem Bilde der Auferstehung des Herrn, und im lichtgrauen Sockelfelde mit Lapidarlettern folgende Inschrift:

Anno . Domini . 1566 . den . 4. Tag . Aprilis . ist . in . got . verschieden . der . ersam . vnd . fürnem . Christoph . Buchinger . Burger . alhier . zv . Wien . vnd . den . ersten . Septembris . ermelts . 66 . Jars . ist . gestorben . Barbara . sein . eheliche . Havsfraw . vnd . ligen . beide . hier . neben . begraben . denen . got . gnad . vnd . inen . samt . allen . Christglaubigen . ein . froeliche . Auferstehung . verleihen . wolle . amen.

38. Im vorderen Theile der Kirche nächst den Stühlen; 1567, 1571. (G.; B. Nr. 37. gibt 17. Nov. 1576 als den Todestag Schauer's an.)

Hier ligt begraben der Edle und Vest Herr Georg Schauer Burger und des äusern Raths zu Wienn so den 7. November des 1571 Jahrs in Gott Verschieden und Maria Salome sein Eheliche Haussfraw des Edlen und Gestrengen Ritters Herrn Christoffen von Ramschissel von Schönegg weylend kay. Ferdinandi gewesten geheimben Raths nachgelassene Tochter die den 9. Tag Junii in 1567 Jahr Seeliglich verschieden, denen Gott ein fröhliche Auferstehung verleihe. Amen.

Rother Marmor. Unterhalb zeigt sich links (heraldisch) das oben Nr. 36 erwähnte Wappen der Ramschissel; rechts das Schauer'sche, ein schräglinks getheilter Schild, im oberen Felde ein schreitender geflügelter Greif, in der Mitte des unteren Feldes ein mit diesem schräglinker Balken.

39. Im Vordertheile der Kirche nächst den Stühlen auf der Evangelium-Seite; 5. August 1570. (G.; W. IV, 226; B. Nr. 5.)

D . O . M.
GEORGIO . SIGISMVNDO
FILIOLO . DVLCISSIO̅
IOANNES
HEGENMVLLER
ET . CA(tharina) WELSERINN
PARENTES.
ÃNO MDLXX . V . M. AVG.
P . I . P.

Graugelber Marmor. Bei W. wird insbesondere angeführt, dass sich obige Inschrift auf einem kleineren Steine neben dem Grabmonument des Dr. Johann Hegenmüller, Vaters des obigen, befand.

Auf dem Grabsteine zeigten sich auch zwei Wappenschilde: rechts (heraldisch): das Hegenmüller'sche, ein schreitender (goldener) Löwe im schräglinken (schwarzen) Balken auf (goldenem) Felde; links: zwei nach oben und unten einander entgegengestellte dreiblätterige Lilien von einem dreifachen Bande zusammengehalten, das Welser'sche Wappen, nämlich jenes der Mutter des hier ruhenden Jünglings, einer verwitweten Welser (vgl. Siebmacher-Weigel: *Wappenbuch*, VI, 22, vgl. mit I, 207; IV, 194; VI, 18). Das Wappenzeichen, welches sich in einem hohen Fenster der Kirche in altem Farbenschmelz befand, und welches einem früheren Beschreiber dieses Gotteshauses, dem fleissigen Böckh, so viele heraldische Scrupel verursachte (S. 21—22), ist wohl nicht das Welser'sche

Wappen, dessen zwei Lilien, weiss und roth getheilt, ein rothes und ein weisses Feld decken, während das von Böckh besprochene Wappen gelbe Lilien im rothen Felde zeigt.

40. Im vorderen Theile der Kirche an der Evangelium-Seite; 27. October 1581. (G.; F. Suppl. II, 17.; W. V, 226; B. Nr. 3.)

Hie ligt begraben die Edle und Tugendreiche Fraw Catharina (Anna, bei G.) Welser ein gebohrne Marschalk (zuletzt Herrn Hans Hegenmüller Doctor kay. Maitt. Canzler und Raths Ehefrau; bei W. und B.) die starb den 27. Tag Octobris des Jahres 1581 deren und allen Gott gnädig sey wölle. Amen.

Ob ungeachtet des bei allen vier Abschriften übereinstimmenden Todesjahres 1581 doch nicht etwa 1587 zu lesen war? Auf dem Grabdenkmale Johann Hegenmüller's (s. Nr. 43), welcher 1584 im 86. Lebensjahre (nach W.) starb, ist ausdrücklich angemerkt, dass ihm das Denkmal von seiner trauernden Gattin gesetzt wurde. Oder sollte er in seinem 80. Lebensjahre noch ein zweites Mal geheirathet haben, und das Monument von seiner zweiten Frau herrühren? Wahrscheinlich ist die eingeklammerte Stelle, welche diese Katharina als J. Hegenmüller's Ehefrau bezeichnet, nur ein von B. nachgeschriebener Beisatz W's. und die hier Ruhende war dann ohne Zweifel die Mutter der an J. Hegenmüller verehelichten Katharina, welch' letztere nach Bucelini (*Germ. top. chor. stemm.* III. 3. lit. W.) des Hieronymus Welser und der Katharina Marschalkin Tochter gewesen ist. Hegenmüller's Gattin, welche auf Nr. 39 als eine geborne Welser erscheint, konnte nicht auch zugleich eine geborne Marschalk sein.

41. Im Vordertheile der Kirche nächst den Stühlen. 1582. (G.; B*. Nr. 44.)

D. O. M.
HIC . IACET
SIGISMVNDVS . DE. VI . . . .
IMPERIALIS . VICE . CANCELLARIVS.
. . . . NSIORVM . (PVB . . VLVS . . ?)
1582 (SINICFRAR . W . . . ?)
QVONIAM IPSORVM EST
REGNVM COELORVM.

Links das Welser'sche Wappen (s. oben Nr. 39), rechts ein viergetheilter Schild, 1 und 4 ein einköpfiger Adler mit ausgebreiteten Flügeln; 2 und 3 je drei Kugeln: eine, unten zwei.

Ist etwa der Zuname des hier Ruhenden: *Welser*, sonach etwa jener *Sigismundus Welser (Uxor: Ursula Rothin)*, dessen bei Bucelini II, 3, lit. W (B) gedacht wird, und der ein Bruder des oben Nr. 40 erwähnten, mit Katharina Marschalkin vermählten Hieronymus Welser war? Allein das Wappen der Roth (bei Bucelini l. c. lit. R) stimmt damit nicht überein, und das bei Siebmacher-Weigel I, 128 vorkommende Roth'sche Wappen mit einem Adler gehört wieder nicht dem Stamme der Ursula Roth an.

42. Im rückwärtigen Theile der Kirche nächst dem Seiten-Altare; 1584. (G.; B*. Nr. 23.)

CHRISTOPH HILLINGER
V . I . DOCTOR
CANON͂ . PATA . FERDINANDI . I .
MAXIMILIANI . II . RVDOLPHI . II . CÆS .
A . A . CONSILIARIVS . ꝛc . OBIIT
ANNO . DNI
MDLXXXIV.

Unterhalb in einem breit-ovalen Blätterkranze das Hillinger'sche Wappen im nebenstehenden Blason, darüber der Cardinalshut mit zwei nach beiden Seiten hin sich verschlingenden Schnüren mit je einer Quaste.

Es ist nun der merkwürdige Fall, dass Wien zwei Grabmonumente desselben Mannes besass, wovon das eine an der Aussenseite des hohen Chors vom St. Stephansmünster an der rechten Seite der offenen sogenannten Armensünder-Halle noch gegenwärtig vorhanden, an demselben aber das Sterbejahr Hillinger's mit MDLX angesetzt ist. (Vgl. hierüber Feil in Schmidl's *österr. Bl. f. Lit. u. Kunst*, 1844, 271, und dessen: *Kunst u. Alterth. in Österr.* I, 8.) Es ist kein Zweifel, dass dieser letztere Grabstein noch bei Hillinger's Lebenszeit nach dem J. 1560 gesetzt, als er aber 1584 starb auf dieses Denkmal vergessen und ihm an einer anderen Stelle, nämlich zu Maria Stiegen, ein zweites Epitaphium mit dem richtigen Todesjahre gewidmet wurde. Dass Hillinger wirklich bis 1584 lebte, ist aus zahlreichen Aufzeichnungen über seine spätere Wirksamkeit erwiesen. Wie schon früher 1555, so war er auch später 1560—1581 die Seele der Commissionen zur Visitation der Klöster, so wie Mitglied des damals entstandenen sogenannten Klosterrathes, wobei er aber später mit Khlesl in einen Zwiespalt der Ansichten gerieth, so dass letzterer 1582 laut über die Verunglimpfungen klagte, die er von Seite Hillinger's erfuhr (Hammer: *Khlesl* I, s. 26—34. 45; h, 37, 39. 73).

43. An nicht näher bezeichneter Stelle; 27. September 1584. (F. Suppl. II, 16; W. IV, 225; B. Nr. 4, auch bei Locher: *Speculum acad. Vienn.* 433.)

Nobili Clarissimo Viro Domino Joanni Hegenmüllero Juris utriusque Doctori, Divi Maximiliani II. Rom. Imper. Consiliario, et Rudolphi II. eiusdem filii Rom. Inclyti Regis aulae Cancellario, quam plurimum in rerum Rom. Imperii tractatione defatigato et tandem pie defuncto. uxor moest. Memoriae ergo posuit. Obiit XXVII Sept. Anno Dom. MDLXXXIV.

Ein Georg Hegenmüller, aus Schwaben eingewandert, war bereits 1516 K. Max I. geheimer Hofkanzleischreiber. Der oben erwähnte Johann H., 1499 geboren, 1568 in den Adelstand erhoben, starb am 27. Sept. 1584 im 86. Lebensjahre. Mehreres über ihn in Hammer's *Khlesl* z. B. I, 57 ff. und bei W. a. a. O.

44. Im vorderen Theile der Kirche, unfern dem Altare an der Evangelium-Seite; 12. September 1590; Lapidarschrift. (G.; B*. Nr. 43 hat: *Rockin.*)

Den . 12 . tag . Septembris . 1590 . starb . die . edl . vnd . tvgendhafte . jvngfrav . Mar . Catharina . Reckinn . vnd . ligt . alda . begraben . der . Gott . gnad.

Braunrother Marmor. Wappenschild geviert, 1 und 4 ein niederer Sparren nach aussen gezinnt; 2, 3 ein springendes Einhorn.

45. An nicht näher bezeichneter Stelle; 25. Februar 1597. (F. Suppl. II, 16; B. Nr. 16; W*. III, 351.)

Theophilo Goldio, Nobili Canonico Pataviensi ingenuo, sub disciplina et convictu Societatis JESU hic Viennae literis operam navanti, immatura febris Hungariae correptione, 25. Febr. A. Chri. 1597. aetatis suae 18. non adhuc completo anno extincto, hicque sepulto Erasmus Gold in Kaltenstein et Parschenbrun S. C. M. à Consiliis nec non Illmi Rvdmi Episcopi et Principis Passaviensis Consiliarius et aulae Praefectus parens. moest. Filio bonae spei. memoriae ergo monumentum hoc posuit. XXVIII. Febr. A. MDLXXXXVIII.

Mehreres über das aus Salzburg nach Österreich eingewanderte Geschlecht der Gold von Lampoding (auch Lampatting,

hent zu Tage Lamperding im Innkreise Oberösterreichs, unferne dem Ursprunge des sogenannten Engel- auch Egenach-Baches) bei W. III. 350—852 und bei Hoheneck I. 365, II. 203, 223 und III. 412, 607, 720.

46. An einem Pfeiler an der Epistel-Seite des rückwärtigen Theiles der Kirche eine altarähnliche Tumbe. Im Mittelstücke zeigen sich, vor einem personificirten Abbilde der h. Dreifaltigkeit kniend, auf der einen Seite drei Männer und drei Knaben, auf der anderen Seite drei Weiber, ein Mädchen und auf einem Tuche liegend vier Faschenkinder. Oben ein längsgetheilter Schild, rechts ein springendes Einhorn, links ein Sparren mit drei Kleestängeln. Unterhalb dem Mittelbilde (G):

Ao doni 1598 den 7. May ist in Gott entschlafen der Edl Vest Paul Ernst Burger des inern Raths und Ober-Stadt-Camerer allhier in Wien gleichfals auch sein Ehliche Hausfraw Barbara welche vor ihm im 1586 Jahr am 15 Julii seeliglich abgegangen und hier samt seiner andern Hausfraw Anna ūd deren beyden leiblichen Kindern hier begraben ligt, welchen Gott und uns allen ein fröliche Auferstehung verleiben wolle.

47. An nicht bezeichneter Stelle; 21. Mai 1617. (B. Nr. 15; W*. II. 428.)

Peter Andreas Erstenberg zu Freyenthurn bey Mannswörth n. ö. Regierungsrath starb den 21. May 1617.

Dieses 1582 in den Ritterstand erhobene Geschlecht ist mit Georg Andreas nach 1650 ausgestorben (W. l. c.), die Herrschaft Freienthurn aber schon 1640 an die von Teufel gelangt (n. ö. ständ. Gült. Buch).

48. An einem Pfeiler des rückwärtigen Theiles der Epistel-Seite; 4. Mai 1622. Wappenschild mit drei Rosetten im schrägrechten Balken. Darunter mit Lapidarschrift (G.):

Aõ . Dni . MDCXXII ipso sacrae dominicae ascensionis profesto obiit nobilis honesta et devota matrona domina Catharina Hilbrantin annorum aetatis suae XXXVII cuius animae bene precato. Mestus maritvs Conradvs Hiltprant V. I. D. Sacae . Caesa . Majestatis Ferdinandi III. a . consiliis . ipp . avliris, qui hoc ehidē monvmentum fieri curavit.

Gelblichgrauer Stein. Im ovalen Mittelstück: Christus am Ölberge.

Dr. Conrad Hillebrand, dessen Titel sich im *Status part. regim. Ferd. II.* p. 154 findet, gehörte nicht jenen Hillebrandern an, von denen bei W. IV, 329—331 gehandelt wird, und deren Wappen von dem oben erwähnten völlig verschieden war.

49. Im rückwärtigen Theile auf der Epistel-Seite; 22. Juli 1622. (G.; W. III, 852.)

Hier ligt begraben der Wohlgebohrne Herr Erasmus vō. Gold auf Camp (Lampoding?) Freyherr vō. Parschenprun Sr. Röm. Mt. und Hochfurstlich Passauischer Hofrath, welcher gestorben den 22. July Anno 1622. Dem Gott gnädig sey.

Rother Marmor. Obenauf Wappenschild, quer getheilt; im oberen (silbernen) Felde zwei neben einander gestellte (rothe) Hüfthörner an (rothen) Schnüren hängend, im unteren (rothen) Felde ein solches Horn (silbern). Auf dem gekrönten offenen Helme ein roth gekleideter Mann mit goldener Krone auf dem Haupte, weisser Binde und weissen Umschlägen am Hals und an den Ärmeln zwischen zwei rothen Büffelhörnern, mit der Rechten ein rothes Hüfthorn zum Munde haltend, die Linke in die Seite gestemmt.

Bei W. 3, 851—2, ist der 10. August 1623 als dessen Todestag und der 3. August 1623 als der Tag der Ausfertigung des Diploms angegeben, womit Erasmus von Gold in den Freiherrnstand erhoben wurde.

Nebstdem befand sich an einem Pfeiler nahe an dem obigen Grabsteine eine hölzerne Grabtafel mit dem oben blasonirten Wappen und einer in der Angabe des Todestages auf dem Grabsteine übereinstimmenden Umschrift:

Hier ligt begraben der wohlgeborne Herr Erasmus Gold Freyherr von Camp (sic) und auf Parschenprun Seiner Röm. Kays. Majest. und Sel. Hochfürstlich. D. des Erzherzogen Leopold Wilhelm Bischofen zu Passau Rath dem Gott gnädig sein wolle. gestorben den 22. Julii 1622.

Es kann nicht unbemerkt bleiben, dass Erzherzog Leopold Wilhelm erst 1625 zum Bischofe von Passau ernannt wurde. — Parschenbrunn liegt im V. U. M. B. und kam 1600 an Erasmus von Gold; nach dem n. ö. ständ. Gültenbuche bei Schweikhart *V. U. M. B.* V, 70; *O. W. W.* 13, 222.

50. Stark beschädigte obere Hälfte eines rothmarmornen Grabsteines im rückwärtigen Theile der Kirche nächst dem Seitenaltare an der Evangelium-Seite; 1632. Lapidarschrift. (G.; B*. Nr. 37.)

Sepvltvra . nobilis . domini . Adami . Jobst . sacrae . Caesar . Maiestatis . in . camera . avstria . (et?) dominae . Catharinae . natae . Bvrchartin . conivgis . carissimae . quarvm . animarv . misericors . Devs . eum . fidelibvs . in . Christo . requiem . aeternam . Amen. MDCXXXII.

51. Nächst den Stufen des Hochaltars an der Epistel-Seite, Lapidarschrift; 26. März 1637. (G.; B. Nr. 9.)

D . T . O . M . et . piis . manibus . Caroli . L. Baronis . a . Kirchperg in . Ensegg . et Vihofen . catedralis . eccles . Passaviensis . canonici et . sar . caes. Maiestatis . nec . non . serenissᵐⁱ . Archiducis . Leopoldi . Wilhelmi . Archiepiscopi . Magdebvrgensis . primatis . per . Germaniam . et . episcopi . Argentinensis . Halberstadiensis . ac . Passovie . consiliarii . et . officialis . generalis . In . Avstria . infra . anasim . sacram . qui . obiit anno . MDCXXXVII . VII . Calendis . Aprilis.

Wappenschild viergetheilt: 1 und 4 zwei kreuzweise über einander gelegte goldene Streitkolben im rothen Felde; 2 und 3 auf Silber sechs stehende blaue Eisenhütchen, 3, 2, 1 unter einander gestellt. Über den erwähnten Karl F. v. K., welcher 1631 mit dem alten Neudeggerhof in der Wiener Vorstadt St. Ulrich belehnt worden war, ist zu vgl. Hoheneck II. Suppl. 34 und W. V, 147—148.

52. Rückwärts an der Epistel-Seite auf rothem Marmor ein grosses Crucifix, diesem zu Füssen die Gestalt eines knieenden Mannes mit kurzem Mantel und ein knieender Knabe; hinter beiden der heil. Christophorus mit dem Kinde. Auf der anderen Seite die Gestalten von zwei knieenden Frauen, ebenfalls mit kurzen Radmänteln. Rückwärts zwei weibliche Gestalten mit Nimbus, die eine den Kelch mit Hostie, die andere ein Weihrauch-Schiff haltend; 9. September 1644. (G.; B. Nr. 26.)

Hier liegt begraben der Röm. Kay. May. Diener und Hochfürstlicher Dcht Erzherzogen Leopold Wilhelm zu Oesterreich geheimer Hof - Cantzley Expeditor und vō anō 1609 bis dato Erzherzoglicher diener Christoph Miell, so gestorben

den 9. Septembris des 1644 Jahrs. Dessen Seel Gott gnädig sey. Amen.

Darüber zwei Wappen. Rechts vierfelderig: 1 und 4 im schräglinken Pfahl eine doppelte Lilie, 2 und 3 längsgetheilt. Auf dem Helm ein offener Flug, inmitten die Lilie. Links: Herzschild mit drei aufrechten Pfählen; in 1 und 4 ein rechts schreitender Greif; in 2 und 3 ein oben gezinntes Thor ohne Thorflügel.

53. Am Pfeiler nächst dem Johann v. Nep.-Altar im rückwärtigen Theile der Kirche; 24. April 1664; Lapidar. (G.; B. Nr. 28.)

D . O . M . Hic . reqviescit . nobilis . Domvs . Dominvs . Georgivs . a . Brendt . dictvs Köphner . Franco . Sullevs . vixit . anis LXVI . obiit . anno Dni . MDCLXIV . die XXIV . Aprilis . Cvivs . anima . Deo vivat . Monvmentvm . fratri . optimo . posvit . Iodocvs . episcopvs . Lampsacensis . officialis . svffraganevs . passaviensis.

Grauer Marmor. Wappenschild vierfelderig: 1. ein sitzender Hund (?); 2. ein schrägrechter gewellter Pfahl; 3. Segment eines Regenbogens; 4. doppeltes Hirschgeweih. Über Jodok B. zu vgl. Hansiz *G. S.* I, 763; F. Suppl. II. 13.

54. An der Wand an der Epistel-Seite. Rother Marmor mit goldenen Lettern; 21. April 1675. (G.; B. Nr. 25.)

Hier ruhet in Gott der Edle Gestreng Herr Georg Schenemarch Ihrer Röm. Kay. May. gewester Hatschier welcher sein Leben geendet am 21. April ao. 1670 seines Alters 68. Jahre. deme der Almaechtige gnaedig sey . O Gott! Ich werde ersettiget werden Durch den Schein deiner Herrlichkeit, weil ich von dieser Erden Mich gewendet zur Seelikeit . Psalm . 18. Q.

55. Unfern dem Altar an der Epistel-Seite. 10. April 1679. (G.)

Alhier ruhet der wohledle gestrenge herr Johan Nicolavs von Zingler hochfvrstlich passavischer vnterenser. Consistorial. Rath. Official Cammerer vnd Lehen Herr vnd von 18. Martii 1669 in hochfvrstlicher Bedienvng angestellt vnd in Gott verschiden den 10. April ano 1679.

Rother Marmor. Wappenschild mit 4 Feldern: 1. 4. ein blosses Schwert, schräg; 2. 3. drei Kleeblätter auf einem dreihügeligen Hügel.

56. Graurother Marmor; mit goldenen Lapidarbuchstaben; 22. Juli 1722. (G.; B. Nr. 31 hat 12. Juli.)

D . O . M . RDmi D . Mathiae . Wvrzer . Bum . et Rcnd . D . D . R . S . I . princ . et . epis . pat . consil . consist . rector . ecclesiae . decanus . et . paroch . in . Mosprvnn . nunc . nihil . orate . quam . ora . pro . se . Obiit XXII . July . die . Anno . MDCCXXII.

Von der alten Pfarrkirche zu Moosbrunn, V. U. W. W. nächst Fischamend, wo Wurzer Pfarrer gewesen, ist nur noch der Thurm mitten in dem von einer Mauer und einem tiefen Graben umgebenen Friedhofe vorhanden. Das dermalige Gotteshaus wurde erst 1787 zu einer Pfarrkirche erhoben.

57. An nicht näher bezeichneten Stellen: (57—66; B*. Nr. 45—54) Franciscus Graf von **Thurn** 27. Oct. 1756.

58. Johann Christoph Graf von **Kuenburg**. 1756.

59. Johann Adolph Freiherr von **Hasch**, General-Feld-Wachtmeister. 1758.

60. Maria von **Sunfrein**. 1754.

61. Maria Antonia von **Sunfrein**. 1745.

62. Johann Stephan Ritter von **Migetti**.

63. Franz **Mayer**, Director hier und Pfarrer zu Rusbach.

64. Leopoldus **Ponget**, 1750. Vicarius hier.

65. Egidius Casparus **Pelser**. 1753.

66. Johann Michael **Lichtenegger**. 1752.

67. Im Vordertheile der Kirche, unfern dem Altare an der Epistel-Seite; 1779. (G.; B*. Nr. 33.)

qVæ . hoC . saXVM . tibi . DICat . VIator . LeGe.

Hierauf ein Wappenschild viergetheilt, in 1 und 4 ein springender Hirsch; in 2 und 3 im schrägrechten Pfahl ein Fisch (Schlange), hierunter mit Lapidarschrift.

Bernardvs . Nicolavs . de . Gropper . consiliarius . ecclesiasticvs . pataviensis . ac . omnsi . inferioris . officialatvs . notarivs . hic . jacet . Vixit annis XLVIII . et . X . dies . homo . de . valide . optimis . qua . vita . nostra . svmus . et . a . consiliarius . ecclesiasticus . omnia . agens . cvm . consilio . Prov . c. 13. v . 16 . Hic . (exehibuit!) . in . die . vltimo . Quo . minus . esset . in . ecclesia . sanctorvm . mors . Erat . officialatvs . notarivs . hac . vita . mortis . qvi . negotio sapienter . officiose . erat . et . sedvlo . rationis . vita . sua . Bernhardvs . sit . in . morte . Christi . bonvs . . . . . ab . de . . . . vri . . . .

Licht-schwarzrother Marmor. Die wahrscheinlich bereits sehr beschädigte Inschrift wurde offenbar mit Unverstand copirt. Wir konnten natürlich hier, sowie überhaupt bei den übrigen mitgetheilten Grabschriften, denen nicht mehrere von einander unabhängige Lesearten zu Grunde lagen, nur geben was sich auf der uns vorgelegenen Abbildung befand, und enthielten uns, namentlich bei Nr. 67, weiterer Combinationen zur Herstellung eines besseren Sinnes. Einzelne Stellen sind ganz gewiss schlecht gelesen.

Památky archaeologické a místopisné. (Archäologisch-topographische Denkwürdigkeiten.)

(Fortsetzung.)

Der verkommene Zustand des Inneren der Kirche wirkt aber sehr nachtheilig auf den Besucher, der trotz den bereits vorgenommenen, theilweisen Auffrischungen einzelner Partien und Gegenstände nicht befriedigt wird. Am meisten zu bedauern ist der Verlust der ursprünglichen Wölbung im Hauptschiffe, die im Jahre 1679 in Folge einer Feuersbrunst einstürzte, und seitdem durch eine ganz stylwidrige Rundbogenwölbung, die um mehrere Fuss niedriger ist, (wie das verstümmelte Masswerk der herrlichen Fenster im hohen Chore deutlich erkennen lässt) ersetzt wurde. Ja man entblödete sich damals nicht, die von den Pfeilern sich ablösenden, ursprünglich bis unter die Wölbung hinaufreichenden, schmalen, gothischen Halbsäulen in Pilaster mit jonischen Capitälen zu verwandeln. Doch gibt es der merkwürdigen, alterthümlichen Ornamente und Kunstdenkmale immer noch in ansehnlicher Menge. Der

Hochaltar ist ein im Renaissancestyl im Jahre 1649 aus Holz aufgeführtes, reichverziertes, nun aber sehr verkommenes Bauwerk mit einem Himmelfahrtsbilde von Karl Skreta, dem vorragendsten Meister der im XVII. Jahrhunderte neu erwachten Kunstperiode Böhmens, von dem noch mehrere Werke an den übrigen Altären der Kirche vorgezeigt werden. Mit Ausnahme des St. Johann Täufers-Altars am Pfeiler neben der Kanzel, einem schätzbaren Schnitzwerke aus dem XVI. Jahrhunderte in Form der älteren gothischen Flügelaltäre, und zweier in neuerer Zeit nach Angabe des Malers Joseph Hellich nicht ganz in glücklichen Verhältnissen errichteten Altäre, sind alle übrigen ziemlich zahlreichen Altäre der Kirche ein Werk des XVII. und XVIII. Jahrhunderts, zum Theil in älterer Renaissance, zum Theil im Zopfstyle in seiner widrigsten Ausartung aufgeführt. Nebstdem besitzt die Kirche an Gemälden: zwei altböhmische Gemälde, Maria mit vier später zugemalten Figuren und ein Ecce homo mit lateinischen Legenden aus dem XV. Jahrhunderte, dann zwei altdeutsche Flügelbilder, St. Barbara und Sanct Katharina, in Burgmaier's Manier, die Skreta'schen Bilder, ausser der Himmelfahrt am Hochaltare, Maria-Verkündigung, St. Barbara und die Rückkehr aus Ägypten; drei grosse Gemälde auf Leinwand von Johann Georg Heintsch († 1713) von geringem Werthe, endlich die ausgezeichneten Staffeleibilder am neuen St. Lucasaltare von Joseph Hellich, aufgestellt im Jahre 1852. Holzsculpturen: ein Christus am Kreuze in Lebensgrösse am Altare in der Apsis des linken Seitenschiffes mit ursprünglicher Farbenbemalung aus der ersten Hälfte des XV. Jahrhunderts, eines der schätzbarsten Kunstwerke dieser Art überhaupt; eine sitzende Maria mit dem Kinde, beinahe in Lebensgrösse, am Altare in der Apsis des rechten Seitenschiffes, ebenfalls aus der ersten Hälfte des XV. Jahrhunderts, jetzt durch Hellich neu bemalt, ebenso wie ein Hautrelief, die Grablegung Christi mit vielen Figuren, beiläufig aus derselben Zeit. — Steinsculpturen: die gothische Kanzel an einem Pfeiler der rechten Seite, aus dem XV. Jahrhunderte, im Jahre 1847 renovirt und nach Angabe des Malers Hellich mit einem neuen gothischen, jedoch ziemlich unglücklich ausgefallenen Pyramidaldeckel aus Holzschnitzwerk versehen; der capellenartige, im reichen gothischen Geschmacke aufgeführte Baldachin ober dem St. Lucasaltare vor einem Pfeiler gegenüber der Kanzel, ein Werk des böhmischen Baukünstlers Matthias Rejsek von Jahre 1493, ehemals der Bestandtheil eines prächtigen Grabmals, das die Gemeinde dem utraquistischen Bischofe Augustinus Lucianus setzen liess, im Jahre 1852 ziemlich glücklich restaurirt; reiches, gothisches Masswerk an den rechten Wandflächen der beiden Seitenapsiden mit kleinen Figuren und Brustbildern; — 41 meist marmorne Grabsteine und Inschriftentafeln an den Pfeilern und Seitenwänden, zum guten Theile auch im Fussboden der Kirche, aus dem XVI., XVII. und XVIII. Jahrhunderte. Das merkwürdigste ist das oft beschriebene Grabmal des Hofastronomen Kaiser Rudolph's II., Tycho Brahe († 1601); die übrigen beziehen sich auf manche bekannte Personen des hohen Adels, Staatsmänner, Kriegshauptleute, Professoren der Universität, Magistratspersonen, Geistliche und Patriciergeschlechter der Altstadt Prag. Manche am Fussboden liegende Grabsteine sollten der besseren Erhaltung wegen dringend an die Seitenmauern gestellt werden, da sie ohnehin bei der 1721 vorgenommenen Umpflasterung der Kirche aus ihrer ursprünglichen Lage gebracht wurden. Hieher gehört auch die schöne Marmorgruppe St. Cyrill und Method von Eman. Max in der Apsis des rechten Seitenschiffes, vom Kaiser Ferdinand I. hieher geschenkt und 1846 aufgestellt. — Gusswerke: der zinnerne Taufkessel vom Jahre 1414, das älteste bekannte Denkmal dieser Art in Böhmen, die grosse, 118 Wiener Centner schwere Glocke im südlichen Thurme, gegossen im Jahre 1553 von Thomas Jaroš aus Brünn, der auch die grosse St. Siegmundsglocke am Prager Domthurme verfertigte.

An die Längenseite des rechten Seitenschiffes ist neben dem jetzt versperrten Südportale die Sacristei angebaut, deren Bauformen mit denen der Kirche übereinstimmen. Mittelst einer steinernen Wendeltreppe gelangt man in ein Obergemach, das wohl ursprünglich zur Aufbewahrung der Kirchenschätze und Paramente gedient haben mochte. An die Sacristei stösst noch eine gothische Capelle, deren Kreuzgewölbe auf schlanken, gothischen Halbsäulen in den Winkeln des regelmässigen Viereckes ruht. Die mit reichem Laubwerk verzierten Capitäle der Halbsäulen fallen in eine frühere Periode des gothischen Styles. Die Capelle mag jedenfalls 150 Jahre älter als das jetzige Kirchengebäude sein, und ist ein Überrest der früheren, vor dem im 15. Jahrhunderte stattgefundenen Neubaue hier bestandenen und abgebrochenen Kirche. Sie ist der heiligen Ludmilla geweiht, und man sieht hier den vermauerten Eingang zu einem unterirdischen Gange, der in ein benachbartes Haus führen soll. Die Sage, dass im nahen Teynhofe die heilige Ludmilla lebte und dieser Gang ihre Wohnung mit der Kirche in Verbindung setzte, ist späteren Ursprungs und beruht auf alberner Erfindung.

Der Aufsatz schliesst mit dem Wunsche, dass sich der Prager Kunstverein, der sich zur Aufgabe machte, Prag mit monumentalen Kunstschöpfungen zu zieren, nach Beendigung der Fresken im k. k. Belvedere und Aufstellung des Radetzky-Monuments, als drittes Werk seiner heilsamen Thätigkeit die würdige Ausstattung der Teynkirche, an der so vieles gut zu machen wäre, erwählen wollte; — ein Wunsch, der jedenfalls Beachtung verdient, und von jedem Einheimischen warm bevorwortet würde.

Ein Ausflug über Pilsen nach Tepl und dessen Umgebungen, von K. Wl. Zapp (S. 21), enthält unter anderen eine gedrängte Schilderung der Pilsner Erzdekanatkirche und der dortigen Franciscanerkirche

dann eine mit Documenten belegte Gründungsgeschichte des Prämonstratenserstiftes Tepl nebst Beschreibung der dortigen Stiftskirche. Die Pilsner Erzdekanatkirche ist eines der bedeutendsten Kirchengebäude des ausgebildeten gothischen Styles im Lande, dessen hochstrebende Verhältnisse durch die sehr vortheilhafte freie Lage auf dem grossen Hauptplatze der Stadt nur noch mehr gehoben werden. Sie wurde im Jahre 1292 unter Mitwirkung der Bürgerschaft vom deutschen Orden erbaut, dessen Wappenschild noch an den meisten Aussenpfeilern des Chores neben dem böhmischen Löwen sichtbar ist, auch hat es, von dem Einflusse der Zopfperiode beinahe ganz unberührt, vieles von seiner ursprünglichen Gestalt behalten. An den niedrigeren und engeren, vom steilen Schieferdache überragten Ostchor schliesst sich das breite, dreitheilige Schiff an, dessen Westfronte ursprünglich mit zwei Thürmen geschmückt werden sollte, von denen jedoch nur einer ausgebaut wurde. Sechs massive, runde Pfeiler tragen die gleich hohen Wölbungen der Schiffe, deren Gewölbrippen, ohne auf Tragsteinen zu ruhen, unmittelbar aus dem Körper der Pfeiler herauswachsen, und vielfach in einander verschlungen ein merkwürdiges Gurtennetz bilden. Reich ist das Masswerk in den hohen Fenstern, in denen sich auch theilweise hierlands seltene Überreste alter Glasmalerei erhalten haben. Die gegen Süden und Norden gewendeten zwei Nebeneingänge sind mit ins Dreieck gebauten Vorhallen versehen, deren Mauerflächen zierliches Masswerk bekleidet. Das Innere der Kirche ist ziemlich vernachlässigt, und bietet ausser der steinernen gothischen Kanzel aus dem XV. Jahrhunderte und einigen Inschriften keinen archäologischen Gegenstand von einiger Bedeutung. Der ausgebaute Thurm erhielt nach dem Brande 1835 ein neues, in eine sehr dünne Nadel auslaufendes Kupferdach von sehr unglücklichen Verhältnissen, und erreicht eine Höhe von 312 Wiener Fuss. — Die Franciscanerkirche wurde nur um 5 Jahre später als die vorbeschriebene, nämlich im Jahre 1297 ursprünglich für Minoriten erbaut, und zeigt dieselben Bauformen, nur ist die Anlage eine ganz andere. Bei fast gleicher Länge ist sie viel schmäler und niedriger als die Erzdekanatkirche; aber sechs ebenfalls runde Pfeiler trennen das Mittelschiff von den niedrigen Abseiten, und die vielfach verschlungenen Gewölbgurten wachsen wie dort aus denselben unmittelbar hervor. In eine nähere Schilderung lässt sich der Verfasser nicht ein. — Die Prämonstratenser-Stiftskirche in Tepl ist eine dreischiffige romanische Pfeilerbasilica mit Kreuzvorlagen und zwei Thürmen an der Westfronte, unstreitig das bedeutendste und wenigstens in der äusseren Ansicht am besten erhaltene Bauwerk des romanischen Styles in Böhmen (wo es übrigens sicheren Nachrichten zu Folge, namentlich in Prag, an grossartigen Gebäuden aus der romanischen Bauperiode nicht fehlte), obwohl es im Inneren in der Mitte des vorigen Jahrhundertes total modernisirt wurde.

Der Bau begann nach sicheren, urkundlichen Nachrichten im Jahre 1197, und fällt bereits in die Übergangsperiode, wie die Thurmfenster und die aus dem Zehneck geschlossene Apsis des Mittelchores darthun. Die Apsiden der Seitenchöre sind halbrund. Die Raumverhältnisse des Bauwerkes sind folgende: die ganze Länge von Aussen beträgt 204 n. ö. Fuss, die Breite des Langhauses 57', der Abstand der Kreuzvorlagen 90'. Sechzehn achtseitige, jetzt modernisirte Pfeiler trennen je 8 zu beiden Seiten das Mittelschiff und Chor von den Abseiten und tragen die gleich hohen Wölbungen, die sich 47' hoch über den Fussboden erheben.

Die Abseiten mit ihren halbrunden Chorschlüssen sind nur um wenige Fuss kürzer als der Mittelraum, aber verhältnissmässig sehr eng. Das Mittelschiff und der Chor haben einfache runde Kreuzwölbungen, deren stark vortretende Gurten sich auf die gegenwärtig barocken Capitäle der Pfeiler stützen. Dasselbe gilt auch von den Kreuzvorlagen; die Seitenschiffe haben aber durch Rundbogen-Gurten getrennte Tonnengewölbe. 28 Rundbogenfenster, meist modernisirt, zum Theil höchst stylwidrig erweitert, verbreiten ein gleichmässiges Licht in allen Räumen.

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Hefte.)

Notiz.

(Über den Zustand der Alterthümer in Siscia) erstattete der Conservator für Croatien Herr Ivan v. Kukuljevic der k. k. Central-Commission folgenden Bericht:

Die uralte pannonische Stadt Siscia am Zusammenflusse der Sawe Kulpa und Odra gelegen, daher von den Slaven Sisek oder Süsek (die Schneide der Flüsse) genannt, blühte lange vor der Herrschaft der Römer und war die Hauptstadt einer ganzen Provinz. Schon im Jahre 117 vor Christi Geburt versuchten die Feldherren Lucius Cotta und Metellus diese Stadt unter die römische Herrschaft zu bringen, konnten sich aber daselbst nicht behaupten (Appian de Bello Illyr). Erst im Jahre 32 vor Christi Geburt gelang es dem Cäsar Octavianus, nachdem er siegreich aus Japodien in Pannonien eindrang, nach 30tägiger schwieriger Belagerung die befestigte Stadt einzunehmen. Er liess daselbst unter Fusius Geminus 25 Cohorten als Besatzung zurück, woraus man die damalige Grösse der Stadt entnehmen kann. Cäsar Octavianus machte die neueroberte Stadt zur Vorrathskammer für den Krieg gegen die Dacier und Bastarner; schlug zur Zeit der Belagerung eine Brücke über den Fluss

Colopis (altslavisch R'lpa und Rolpa, jetzt Rupa) und errichtete auf allen Seiten Verschanzungen mit Gräben. Noch jetzt sieht man in der Rulpa die römischen Grundmauern einer Brücke [1]), und die alten Erdwälle hinter Militär-Sisek, welche von den Ufern der Rulpa bis zu der alten Sawe sich dehnen, nennt noch jetzt das Volk „rimski Sanac“ (Römer-Schanze).

Unter der Herrschaft der Römer wurde Siscia nebst Sirmium der wichtigste Platz in Pannonien, und von da aus gingen alle Kriegs- und Handelszüge in die Länder des Ostens.

Zur Zeit des grossen pannonischen Aufstandes unter den nationalen Fürsten Bato und Pinez hatte deren Gegner Tiberius seinen Sitz in der Stadt Siscia aufgeschlagen und zog einen Canal um den östlichen Theil der Stadt, der noch jetzt sichtbar ist uud vom Volke „Kontraba“ (Contra aqua) genannt wird.

Zur römischen Colonie umgewandelt, wurde die Stadt bedeutend erweitert und verschönert, war der Sitz eines Landvogtes (Corrector Saviae) und zweier Magistratspersonen, des Schatz- und Münzmeisters (Praepositus Thesaurorum Siscianorum et Procurator monetae Sisicanae). Von den unzähligen in den Ruinen Sisek's gefundenen Münzen tragen die meisten das Zeichen der Präge von Siscia, so wie viele Monumentalsteine und Ziegeln mit dem Namen von Siscia prangen.

Um das Jahr 300 n. Chr. war Siscia bereits der Sitz eines Bisthums, und es sind Spuren, dass dieses Bisthum noch im IX. und X. Jahrhundert, bis zu den Verheerungszügen der Bulgaren und Ungarn, existirte. Zwar wurde die Stadt durch die wilden Horden der Hunnen, Gothen und Avaren im V. und VI. Jahrhundert sehr hart mitgenommen, ihre Mauern sammt der Festung standen jedoch noch im IX. Jahrhundert und es war daselbst der Sitz des Kroatischen Grossfürsten Ljudevit, der von hieraus seine Vertheidigung gegen die mächtigen Heere der Franken leitete. Die gänzliche Zerstörung hat die Stadt wahrscheinlich den ersten Einfällen der Ungarn und Bulgaren zu verdanken, denn nach dem X. Jahrhundert geschieht weder der Stadt noch des Bisthums eine weitere Erwähnung. Was von den alten Ruinen auf der Oberfläche der Erde blieb, dies verheerten nach und nach die türkischen Kriege; und was die Erde seit Jahrhunderten barg und aufbewahrte, das zerstört die Gleichgiltigkeit der jetzigen Generation im stolzen Bewusstsein der höchsten Aufklärung.

Von diesen Zerstörungen im Privatwege unterrichtet, begab ich mich im Laufe des Monats Juni 1856 nach Sisek, konnte aber meiner Amtsgeschäfte wegen leider nur drei Tage daselbst verweilen, in welch' kurzer Zeit ich mich jedoch von der Verwüstung der daselbst befindlichen alten Monumente und Alterthümer hinreichend überzeugte.

Der jetzige Ort Sisek ist, wie bekannt, in zwei Theile getheilt, nämlich in das Civil- und Militär-Sisek; die beiden sind getrennt durch den mitten durchfliessenden Rulpa-Fluss, der zum grössten Nachtheile des Handels und der Communication anstatt einer stehenden Brücke mit einer herrschaftlichen, im schlechtesten Zustande befindlichen Überfuhr versehen ist. Civil-Sisek, an welchem Orte der grössere Theil der alten Siscia stand, gehört, ausser den Gründen der Einwohner, zur Herrschaft des Agramer Domcapitels; Militär-Sisek, wo bedeutend weniger Alterthümer vorgefunden wurden, zählt man zum zweiten Banat-Grenz-Regimente. Der zum grössten Theile unterwühlte Boden von Alt-Siscia, in dessen Besitz das Agramer Domcapitel seit Jahrhunderten steht, wird seit einigen 50 Jahren in einzelne Gründe abgetheilt, und der Grund an Private, zumeist Sisker Kaufleute, à 300 bis 500 fl. verkauft. Das erste, was nun so ein Käufer auf dem erworbenen Grunde vornimmt, sind die Ausgrabungen des alten römischen Materials, welches er nun entweder selbst zum Baue verwendet, oder an Andere verkauft, und zuweilen als eine Handelswaare an der Save hinab bis in das Banat verführt. Dass nun diese Ausgrabungen, den einzelnen rohen Gräbern, die per Klafter 3 bis 4 Gulden für das Material erhalten, überlassen, nicht eben systematisch und wissenschaftlich unternommen und geleitet werden, kann man sich wohl denken; aber dass man sich für die Erhaltung der ausgegrabenen Monumente weder von der Herrschaft, noch von der Gemeinde oder irgend einer Behörde bis nun interessirte, diess ist wohl unverzeihlich.

Es sind im Laufe der letzten Jahre die alten Stadtmauern mit den Wällen, Thürmen und Thoren, einzelne Gebäude mit Säulen, Architraven und herrlichen Capitälen, Bäder mit bleiernen und Ziegelröhren, Canalisirungen und Mosaik-Bäder, an vielen Orten Urnen, Grab- und Votiv-Steine nebst den mannigfaltigsten Kleinigkeiten, ja selbst eine ganze christliche Kirche, die in der Länge 20 und in der Breite 9 Klafter betrug, mit Mosaikboden, einem Altartisch mit marmorenen Säulen, Wandmalereien, Sculpturen, Fenstergläsern und Fenstergittern, einem Taufbecken u. s. w. ausgegraben worden; und diess Alles wurde entweder gänzlich vernichtet, zerbrochen und verworfen, oder nach dem herausgehobenen Baumateriale in Schutt wieder begraben. Es sind Fälle, dass ein Boden, dreimal durchwühlt, stets ein reiches Material geliefert hat, ohne dass man auf den untersten Grund der alten Mauern gekommen wäre.

Das Wenige, was in dieser Zerstörungswuth nicht gänzlich zu Grunde ging, liegt grösstentheils in einzelnen Höfen oder Gärten der Einwohner zerstreut, oder in den Wänden der Häuser eingemauert; nur ein einziger Bewohner von Sisek, Herr Dürich, gab sich die Mühe, eine kleine Sammlung der Sisseker Alterthümer anzulegen, und ihm

[1]) Diese Brücke stand noch zur Zeit der Kriege zwischen Constantin und Magnentius, der auf derselben zuerst verwundet wurde, später aber die Stadt einnahm und die Festung schleifte.

steht würdig zur Seite der Ortspfarrer und Ehrendomherr **Sloisnik**, der mit einem wissenschaftlichen Eifer und Sachkenntniss für die Ausgrabungen sich interessirte und mit der Geschichte des Ortes und der Funde seit Jahren sich beschäftiget.

Um dem weiteren Vandalismus Einhalt zu thun, wendete ich mich daher an die hohe k. k. Statthalterei mit folgenden Bitten:

1. Es möge dieselbe das löbliche Agramer Domcapitel ersuchen, dass dieses die künftigen Käufer solcher Gründe, wo sich römische Alterthümer befinden, in den Kaufverträgen verpflichte, keine Ausgrabungen zu unternehmen, bevor sie es der k. k. Ortsbehörde angezeigt haben; und sollten sie bei Ausgrabungen auf irgend ein Monument stossen, so sollen sie es nicht eher ausheben oder vernichten dürfen, bevor von dem Funde der k. k. Baubeamte des Bezirksortes oder irgend ein anderer zur Aufsicht der Ausgrabungen Angestellter davon verständigt wird.

2. Für jene Gründe, welche das Domcapitel an Private bereits verkauft hat, oder auf denen es selbst Ausgrabungen unternimmt oder unternehmen wird, möge die hohe k. k. Statthalterei dem betreffenden Bezirksbeamten die nöthigen Weisungen zur Verhütung der Monumental-Zerstörungen ertheilen.

3. Dass solche Monumental-Gegenstände, die einen kunsthistorischen Werth haben und von einzelnen Menschen wegen der Schwere nicht fortgeschleppt werden können, von Seite der Behörde gesammelt und, in Ermangelung eines andern Ortes, in dem geräumigen, mit Mauern und Thüren verschlossenen Hofraume der Pfarrkirche im Orte aufgestellt und aufbewahrt werden. Auf diese Art würde der Grund zu einem interessanten Orts-Museum gelegt, welches den Ortsbewohnern zum Stolz und der Wissenschaft zum grössten Nutzen dienen könnte. Der oberwähnte Herr Domherr und Ortspfarrer, mit dem ich darüber sprach, würde mit Vergnügen das Ordnen und die Aufsicht solcher Gegenstände über sich nehmen.

Es wäre nun zu wünschen, dass auch die Kosten für die Hebung und Fortbringung solcher Gegenstände bis an den bestimmten Ort von irgend einem ärarischen oder Landesfond getragen würden; zugleich könnte man aber auch zur Aufsicht der künftigen Ausgrabungen einen wissenschaftlich gebildeten Fachmann, wenigstens auf einige Zeit, im Orte selbst anstellen, dessen erste Aufgabe sein müsste, einen guten Grundriss der ganzen alten Stadt zu liefern, und die ohne jedes System fortdauernden Ausgrabungen persönlich zu leiten und zu beaufsichtigen.

Schliesslich bemerke ich, dass während meiner Anwesenheit in Sisek auf drei verschiedenen Orten ein langes bleiernes Rohr, von einer unterirdischen Wasserleitung herrührend, im Gewichte von mehreren Centnern, sodann mehrere massive Steinplatten und Säulen-Capitäle, und endlich auf einem Felde des Ortspfarrers, welches mit Sarkophagen ganz besäet ist, ein steinerner Sarg ohne Inschrift ausgegraben wurde, welche Gegenstände ich in dem Kirchen-Hofraume aufzustellen anordnete, da die Eigenthümer dieselben mit Freuden dem öffentlichen Zwecke zu widmen sich entschlossen.

Literarische Anzeigen.

Von der „**Zeitschrift für christliche Archäologie und Kunst**“, herausgegeben von F. v. **Quast** und H. **Otte** (Leipzig, T. O. Weigel), ist das **vierte** Heft des ersten Bandes erschienen. Dasselbe enthält einen Aufsatz: „Über die mittelalterliche Kunst in Böhmen und Mähren“ von J. D. **Passavant** als Resultat eines Ausfluges, den der Verfasser im Jahre 1849 dahin unternommen hat, um durch Selbstanschauung eine sichere Kenntniss von der ehemaligen Kunstblüthe dieser Länder zu erlangen. Die Darstellung dürfte aber kaum den Erwartungen genügen, welche der Titel des Aufsatzes anregt, da sie zu oberflächlich und mangelhaft und ohne ernstere, tiefer eingehende Studien über die hervorragendsten Kunsterscheinungen des Mittelalters in Böhmen und Mähren ist. Da nun der Hr. Verfasser demungeachtet über den Charakter der mittelalterlichen Baukunst, Sculptur und Malerei in diesen Ländern sich mit aller Bestimmtheit ausspricht, so behalten wir uns vor, bei passendem Anlasse die Urtheile des Herrn J. D. **Passavant** über die mittelalterliche Kunst in Böhmen und Mähren einer etwas strengeren Prüfung zu unterziehen. Dem Aufsatze sind zwei Tafeln beigegeben, woven die Eine eine Ansicht und Details der sehr interessanten romanischen Kirche zu St. **Jakob** bei Kuttenberg[1]) und die zweite ein Initial aus der „Mater verborum“ im Museum zu Prag enthält. Bezüglich der ersteren gibt Herr **Passavant** an, dass die Kirche St. Jakob von ihm im Jahre 1849 **an Ort und Stelle** aufgenommen worden sei. Nun ist es aber sonderbar, dass die Aufnahme eine so grosse Ähnlichkeit mit der Abbildung hat, welche in dem I. Hefte der Archäologischen Blätter des böhm. Museums vom Jahre 1848 enthalten ist, aber dabei doch mehrere Unrichtigkeiten in den Details besitzt, welche die Kirche weder in der Abbildung des böhmischen Museums, noch in der Wirklichkeit aufweist. — Herr v. **Quast** beginnt in diesem Hefte „Archäologische Reiseberichte“ die bei der Stellung und den reichen Kenntnissen des Verfassers sehr anregend zu werden versprechen. Das vorliegende Heft bringt einen ausführlichen Bericht über die Marienkirche in **Magdeburg**, ein Bauwerk, dessen ursprüngliche Anlage in den Beginn des XI. Jahrhunderts und dessen Restauration in den Anfang des XIII. Jahrhunderts fällt, und welches sich durch seine ausgeprägten Anklänge an die nordfranzösischen Bauten des Übergangsstyles auszeichnet. Zur Erklärung sind der Darstellung eine Tafel und fünf Holzschnitte beigegeben. Die Rubrik „Mannigfaltiges“ bringt Notizen über die Baptisterien in Deutschland, die Befestigungskunst des Mittelalters, das steinerne Haus zu Magdeburg im XII. Jahrhundert und einen Holzbau aus der Römerzeit. In Bezug auf den Aufsatz „Baptisterien in Deutschland“ bemerken wir, dass Herr v. **Quast** hiebei die Rundkirche zu

[1]) In einem der nächsten Hefte werden wir gleichfalls eine uns vorliegende archäologische Würdigung der Kirchen zu St. **Jakob** und **Zabor** in Böhmen vom Conservator Dr. **Erasmus Wocel** in Prag veröffentlichen. D. Red.

Petronell bespricht und der Ansicht des Dr. G. Heider[1]) beistimmt, dass der Rundbau zu Petronell als eine Tauf- und keine Grabcapelle anzusehen sei.

Von dem „Organ für christliche Kunst", herausgegeben und redigirt von Franz Baudri in Cöln, ist die Nummer 3 und 4 erschienen. Aus dem Inhalte derselben heben wir hervor: die Beschreibung der Kirche zu Altenberg, welche in künstlerischer Beziehung merkwürdig ist, weil dem Baue der auf eine geschickte Weise vereinfachte Plan des Cölner Domes zu Grunde gelegt wurde, wodurch sie ein ähnliches Meisterwerk der deutschen Baukunst, jedoch mit Vermeidung jeder Fülle von ornamentalem Beiwerk, welche oft als unzertrennlich mit diesem Baustyle gehalten wird, und ohne Thürme, denen bekanntlich der Cistercienserorden abhold war, darstellt. Der Grundstein zu dieser Kirche wurde im Jahre 1255, mithin um sieben Jahre später als jener zum Cölner Dome gelegt. Interessant sind in diesen Nummern auch der Schluss des Aufsatzes: „Architektonische Ornamente in Blei", die Correspondenzen aus London, die Besprechung des Thurmausbaues im Cölner Dome und die französische Bibliographie der christlichen Kunst.

Wir haben in unserer letzten Nummer den Hauptinhalt des Programms einer unter dem Titel: „Kirchenschmuck, ein Archiv für weibliche Handarbeit" in Stuttgart erscheinenden Monatschrift angezeigt. Inzwischen ist das erste Heft, herausgegeben unter der Leitung des christlichen Kunstvereines der Diöcese Rottenburg und redigirt von Dr. Florian Riess, Pfarrer Laib und Pfarrer Dr. Schwarz, im Verlage der Frauenzeitung in Stuttgart ausgegeben worden. Diese Monatschrift verspricht für kirchliche Paramentik besonders werthvoll zu werden, da ihre Hauptaufgabe dahin gerichtet ist, bei Anfertigung neuer kirchlicher Gewänder an die Traditionen der im Mittelalter gebräuchlichen Muster und Formen anzuknüpfen und für kirchliche Stickereien wieder die Liebe und Theilnahme der Frauenwelt zu gewinnen. Das vorliegende Heft beginnt mit „Briefen an eine edle Frau" vom Professor Kreuser in Cöln; dasselbe enthält ferner unter dem Titel „Sonst und jetzt" Betrachtungen von Dr. Schwarz über die kirchlichen Gewänder der Vergangenheit und der Gegenwart; eine Mittheilung von August Lewald, betitelt: „Jerusalem", dann Miscellen und Correspondenzen vom Rhein, aus Baiern und Tirol. Dem Hefte ist beigegeben eine Farbentafel mit dem Muster einer Stola und ein Musterbogen mit Zeichnungen einer Stola, einer Stramin-Stickerei, einer Palla und einem kleinen gothischen Alphabete. Die technische Erklärung der Beilagen, nebst zwei Vorbemerkungen zur Erklärung des Musterbogens überhaupt, hat der Conservator Franz Bock aus Cöln geliefert.

Nach dem Inhalte eines uns vorliegenden Prospectus ist es die Absicht, den Dom zu Mainz und seine bedeutendsten Denkmäler in photographischen Abbildungen herauszugeben. Das ganze Werk wird aus 36 Blättern mit dem entsprechenden Texte bestehen; 10 Tafeln hievon werden sich mit der Architectur dieses merkwürdigen Bauwerkes, 20 Tafeln mit den in künstlerischer wie geschichtlicher Hinsicht nicht unbedeutenden Monumenten beschäftigen. Die Original-Photographien besorgt Hermann Emden, den historischen Text Johann Wetter, die Herausgabe des Werkes hat Hr. Victor von Zabern in Mainz übernommen. Letztere geschieht in sechs von Monat zu Monat erscheinenden Lieferungen; für sechs Blätter ist der Preis 2 Thaler.

[1]) Vergleiche den Aufsatz: „Über die Bestimmung der romanischen Rundbauten mit Bezug auf die Rundcapelle zu Hartberg" von Dr. G. Heider im I. Jahrgange der „Mittheilungen" (S. 56).

Von den „Jahrbüchern des Vereines für Mecklenburg'sche Geschichte und Alterthumskunde" (Schwerin 1856), herausgegeben von den Secretären des Vereines G. C. F. Lisch und W. G. Beyer, ist der k. k. Central-Commission der 21. Jahrgang zugekommen. In Bezug auf Alterthumskunde enthält dieser Band aus der vorchristlichen Zeit Aufsätze über die Zeit der Hünen-Kegel und Wenden-Gräber, über die Hausurnen vom Albaner Gebirge (mit 7 Holzschnitten) und über eine Bronzestatuette der Ubertas, von Lisch; aus dem Mittelalter: Aufsätze über die Kirche zu Gr. Wokern mit Rücksicht auf die Feldsteinkirchen romanischen Styles, über die Kirche, den Burgwall und die Stadt Neubukow, über die zweischiffigen Kirchen zu Mestlin und Tarnowö, über die Nonnenklöster zu Neu-Röbel und Malchow und über das Giebelhaus zu Güstrow, sämmtlich von Dr. Lisch; derselbe Band enthält gleichfalls v. Dr. Lisch die Aufsätze: Über den Maler Erhard Gaulrap, über die Wappen der Grafen von Danneberg, die Siegel der Herzoginnen Hedwig und Elisabeth und die Siegel der Stadt Grabow.

„Scandinavische Monumente des Mittelalters mit ihren Malereien und anderen Ausschmückungen," ist der Titel eines von M. Mandelgreen in Paris erscheinenden Werkes, welches in französischer Sprache herausgegeben und von grossen lithographirten Tafeln begleitet sein wird. Die gegenwärtige Lieferung enthält eine Monographie der Kirche zu Bjerresjö in Schweden. Letztere ist romanisch, und als deren Erbauungszeit würde in Frankreich das XII. Jahrhundert anzusehen sein. Das Bauwerk ist von kleiner Dimension, eine Capelle mit einer Vorhalle, über welcher sich der Glockenthurm erhebt; sie hat ein Schiff mit zwei Travées, einen Chor und eine Apsis, wovon ersterer gleichfalls zwei Travées lang ist. Ungeachtet ihrer vielfachen Beschädigung sind doch die Malereien, womit die Wände dieser kleinen Capelle ausgeschmückt sind, sehr werthvoll. Die Malereien sind von dem ausgeprägtesten byzantinischen Charakter und ohne Zweifel durch russischen und griechischen Einfluss entstanden; sie stellen dem Heiland in einer elliptischen Aureole, umgeben von den Attributen der Evangelisten, von der heil. Jungfrau und dem Evangelisten Johannes begleitet vor. Die Malereien liefern einen wichtigen Beitrag für die christliche Kunst des Mittelalters. Grundrisse, Durchschnitte und Details der Ornamentik füllen diese Monographie. Der Preis derselben ist 35 Francs.

Jules Labarte in Paris publicirt so eben: „Recherches sur la peinture en émail dans l'antiquité et au moyen age." Das Werk umfasst in 8. 280 Seiten, eine Doppeltafel und 8 einfache Tafeln in Farben und Golddrucken. Dieser beachtenswerthen Arbeit über die Emaillirkunst werden später Arbeiten über die Goldschmiedekunst, den Juwelenhandel, die Schnitzerei in Elfenbein und in Holz, über Glasgemälde, die Malerei auf Stoffen und über Mosaik, endlich über Wachsgemälde und die Schlosserarbeiten im Mittelalter folgen — wir haben mithin eine Geschichte der industriellen Künste des Mittelalters zu erwarten, welche für das Studium der Archäologie von grösstem Werthe ist.

Von Basil Jones und August Freman in London ist eine Monographie über die Kathedrale St. David, mit 400 Seiten Text und 23 grossen Tafeln erschienen, welche eine der schönsten und gelehrtesten Publicationen der Engländer sein soll und selbst die Bewunderung französischer Archäologen erweckt. Die Kathedrale von St. David hat verschiedene Bauperioden. Die ältesten Bautheile sind vom Jahre 1180 und 1220, die jüngsten gehören dem XV. und XVI. Jahrhundert an und reichen selbst bis in die neueste Zeit. Auf einer Tafel sind angedeutet die 8 Perioden des Baues.

Aus der k. k. Hof- und Staatsdruckerei in Wien.

Jeden Monat erscheint 1 Heft mit mindestens 3 Druckbogen und mit Abbildungen.
Der Pränumerationspreis ist für einen Jahrgang oder zwölf Hefte nebst Register sowohl für Wien als die Kronländer und das Ausland 4 fl. C. M., bei portofreier Zusendung in die Kronländer der österr. Monarchie 4 fl. 20 kr. C. M.

MITTHEILUNGEN

DER K. K. CENTRAL-COMMISSION

Pränumerationen übernehmen halb- oder ganzjährig alle k. k. Postämter der Monarchie, welche auch die portofreie Zusendung der einzelnen Hefte besorgen. — Im Wege des Buchhandels sind alle Pränumerationen und zwar nur zu dem Preise von 4 fl. an den k. k. Hofbuchhändler W. Braumüller in Wien zu richten.

ZUR ERFORSCHUNG UND ERHALTUNG DER BAUDENKMALE.

Herausgegeben unter der Leitung des k. k. Sections-Chefs und Präses der k. k. Central-Commission Karl Freiherrn v. Czoernig.

Redacteur: Karl Weiss.

№ 4. II. Jahrgang. April 1857.

Die kaiserlichen Anordnungen für die Restauration berühmter Kunstdenkmale im lombardisch-venetianischen Königreiche.

In der Reihenfolge der kaiserlichen Gnadenacte, wodurch der Aufenthalt Sr. k. k. apost. Majestät in dem lombardisch-venetianischen Königreiche für alle Zeiten denkwürdig bleiben wird, hat insbesondere die Anweisung jener bedeutenden Summen, die zur Restauration und Erhaltung alter kunsthistorisch-wichtiger Gebände und Bildwerke bestimmt wurden, in und ausserhalb Österreich die freudigste Anerkennung gefunden. Diese pietätvolle Auffassung der grossen Erscheinungen der mittelalterlichen Monumentalkunst, diese Würdigung des Einflusses der Künste auf das Nationalgefühl der Italiener bietet einen neuen Beweis des hohen, der Kunst gewährten Schutzes unseres Kaisers, eine thatsächliche Anerkennung der in Österreich sich Bahn brechenden archäologischen Bestrebungen, und war für die k. k. Central-Commission ein bedeutungsvoller Act der Aufmunterung, ein willkommener Anlass, um der warmen Fürsorge des Kaisers die ehrfurchtsvollste Dankbarkeit zu bezeugen.

Nimmt schon die Kunst in der Geschichte eines jeden, zu einer intensiveren Bildung gelangten Volkes einen bevorzugten Platz ein, so ist diess ganz insbesondere in Italien — jenem eigenthümlich fruchtbaren Boden der Fall, wo unmittelbar im grossen Massstabe an die Traditionen der heidnischen Antike der christliche Cultus seine künstlerischen Gestaltungen anknüpfte, und später theils die Araber und Byzantiner, theils die Normannen und die Deutschen Beispiele ihrer Kunstthätigkeit zur Geltung zu bringen suchten. Für die Kunst des christlichen Mittelalters war aber insbesondere Oberitalien der Schauplatz einer überwiegend hervortretenden geistigen Entwickelung und für das Studium der Architectur, Sculptur und Malerei ist noch heute die Lombardie und Venedig das ergiebigste und interessanteste Feld. Desshalb hat auch die Bewilligung der beträchtlichen Summen, welche der Kaiser der Erhaltung einiger der interessantesten lombardischen und venetianischen Kunstwerke zuwandte, eine erhöhte Bedeutung darin, dass der Marcusdom in Venedig, S. Ambrogio in Mailand, Leonardo da Vinci's Cenocolo im ehemaligen Kapuzinerkloster daselbst, und selbst in gewisser Beziehung der Mailänder Dom specifische Kunst-Erscheinungen sind, für welche es im Auslande an gleich hochstehenden Analogien mangelt, und deren sorgsame Erhaltung ganz Europa unserer Regierung zu Danke wissen wird.

Wir liefern in Nachstehendem eine kurze Übersicht, der jüngst erflossenen kaiserlichen Entschliessungen, welche auf die Restauration und Erhaltung mehrerer der hervorragendsten Kunstdenkmale im lombardisch-venetianischen Königreiche Bezug haben, und hoffen von Zeit zu Zeit von dem Stande der Arbeiten und der Art und Weise ihrer Durchführung weitere Mittheilung machen zu können.

Für die Restauration der Marcuskirche in Venedig haben Seine Majestät mit Allerhöchster Entschliessung vom 3. December v. J. die Summe von jährlichen . . . . 20,000 fl. mit dem Beisatze angewiesen, dass für den Fall, als diese Summe zu diesem Zwecke nicht mehr nothwendig werden sollte, die Interessen capitalisirt und zur Erhaltung des Domes verwendet werden soll.

Für Restaurationen im antiken Style an der St. Ambrosius-Basilica in Mailand wurde eine jährliche Dotation von . . . . 10,000 fl. Allergnädigst bewilligt und gleichfalls verfügt, dass diese Summe, falls sich im Laufe der Jahre ihre theilweise oder ganze Verwendung zu dem gedachten Zwecke nicht mehr als nothwendig herausstellen würde, capitalisirt und die Interessen zur Erhaltung der Basilica und der ihr angehörenden Monumente zu verwenden sind.

Mit Allerhöchster Entschliessung vom 8. Februar befahlen Seine k. k. apost. Majestät, dass Leonardo da Vinci's Frescogemälde, das Abendmahl im Refectorium nächst der Kirche Maria delle Grazie, sowie die übertünchten anderen Gemälde und Zeichnungen herzustellen und diesem Künstler ein Denkmal zu errichten sei, wozu 20,000 fl. aus dem Staatsschatze angewiesen wurden.

Mit Allerhöchstem Cabinetsschreiben vom 11. Jänner wurden für den Baufond der Pfarrkirche in Monteforte (Provinz Verona) eine Unterstützung von 2000 Lire aus dem Staatsschatze zur Restauration des Kirchendaches bewilligt.

Wir lassen andere durch kaiserliche Munificenz angeregte Restaurationen von Baudenkmalen, wie jene in der Kirche von S. Satiro in Mailand, vorläufig unberührt, weil wir noch später darauf zurückzukommen Gelegenheit haben werden, und erwähnen schliesslich nur, dass Seine k. k. apost. Majestät auch anzuordnen geruhten, dass für die, von dem berühmten Bildhauer Canova modellirte und in Erz gegossene Statue des Kaisers Napoleon, welche in der k. k. Akademie der schönen Künste zu Mailand aufbewahrt wurde, ein entsprechendes Piedestal angefertigt und dieselbe sodann in den Giardini pubblici aufgestellt werde.

Die Kleinodien des heil. römisch-deutschen Reiches.

II.

Die artistisch-materielle Beschreibung der Kron-Insignien.

Von Franz Bock, Conservator des erzbischöflichen Museums in Cöln.

Interessante Ergebnisse und Aufschlüsse wird die ausführliche Beschreibung der stofflichen und artistischen Seite des Krönungs-Ornates der römisch-deutschen Kaiser unter erläuternder Hinzufügung von vielen stylgetreuen Zeichnungen im Texte liefern. Bei Aufzählung der einzelnen Ornatstücke wird die Ordnung, wie sie angelegt und dem Kaiser bei der Krönung dargereicht wurden, beobachtet werden. An dieser im Prospectus schon angedeuteten Reihenfolge festhaltend, lassen wir hier in gedrängter Kürze einige Andeutungen über den Charakter jedes einzelnen Gewandstückes folgen und sehen uns nur veranlasst, die Bemerkung vorauszuschicken, dass unter dem Einflusse einer an den Krönungs-Ornat anzulegenden wissenschaftlichen Kritik allerdings manche herkömmliche Annahme über das Alter und das Herkommen einzelner Stücke sich als unhaltbar erweisen dürften, dass aber nicht im mindesten dadurch das hohe geschichtliche Interesse des Gegenstandes alterirt werden wird.

Die heute noch vorhandenen Tibialien (caligae, tibialia) in Form von Strümpfen, die aus rothen Seidenstoffen zusammengesetzt bis über das Kinn reichten, sind nach Massgabe einer äusserst kunstvoll gewirkten Inschrift an dem oberen Saume durch maurischen Kunstfleiss in Sicilien angefertigt worden. Damit stimmen auch überein die meist geometrischen in Gold gestickten Ornamente, wie dieselben auf maurischen Kunstwerken des XII. Jahrhunderts häufig gefunden werden. Der Untertheil dieser Tibialien ist von rothem Seidenstoffe ohne Ornamente. Das Legendarium in arabischer, mit Laubornamenten vermischter Current- oder Neschi-Schrift gehalten, ist bis zur Stunde noch nicht erschöpfend entziffert und gedeutet worden. Nach Ansicht eines kenntnissreichen Orientalisten stellt sich die Lesung, wie sie sich bei Murr befindet, „ein prächtiges königliches Strumpfband" als durchaus unrichtig und nicht vorhanden heraus. Weil aber unserer Ansicht nach diese Einfassung an dem oberen Rande der Tibialien nicht als besonderer Spruch eigends für diesen untergeordneten Zweck angefertigt wurde, sondern vielmehr diese Charaktere Bruchtheile eines längeren fortlaufenden Spruches sein mögen, so dürfte sich wohl schwerlich eine für sich abgeschlossene Sentenz mit besonderem Bezuge auf dieses Bekleidungsstück ermitteln lassen. Die bestimmte Lesung und Feststellung dieser Inschrift, sowie auch das Nähere über die Technik dieses merkwürdigen in Gold brochirten Gewebes wird später des Weiteren erörtert werden.

Die Sandalen (calceamenta, sandaliae), von älteren Schriftstellern auch „soeculi" genannt, erinnern, was ihre äussere Form betrifft, an die älteren römischen Sandalen, die den Fuss oben freiliessen, und mit schmäleren, zuweilen reich verzierten Bandstreifen (ligulae) auf dem Fusse befestiget waren. Diese kaiserlichen Fussbekleidungen sind aus rother Seide angefertigt, von ähnlicher Textur wie die vorhergehenden Tibialien und mit reichen Gold- und Perlstickereien ornamentirt. Die kunstreich gewirkten Goldborten mit ihren eingewebten Thierornamenten lassen ebenfalls mit Sicherheit schliessen, dass dieselben in Sicilien in der letzten Hälfte des XII. Jahrhunderts ihr Entstehen gefunden haben. In diesen Goldwebereien (aureae listae) kommen in Medaillons abwechselnd die Darstellungen von kleinen geflügelten Greifen und jene der Syrenen vor, wie wir sie analog in ähnlichen Texturen aus dem Beginne des XII. Jahrh. orientalischer Fabrication meistens angehörend, häufig gefunden haben.

Die vorfindlichen calceamenta waren offenbar, da sie auffallend klein sind, anf einen jugendlieben Fuss berechnet; die grösseren hei Weitem reieber ornamentirten zwei Paar Sandalen, die noch gegen Schluss des vorigen Jahrhunderts, den Delsenbach'sehen Abbildungen zufolge, in Nürnberg vorhanden waren, sind leider in dem Anfange unseres politiseh aufgeregten Jahrhunderts abhanden gekommen; wir werden es nicht unterlassen, stylistiseb reetificirte Copien der Delsenbach'schen Abbildungen unserem angekündigten grössern Werke beizufügen.

Nach Anlegung der vorhergehenden Fuss- und Beinhekleidung legte der Kaiser seine Profangewänder ab, und wurde von den Ministranten und Assistenten [1]) mit dem Talare (tunica talaris) oder Leibroek bekleidet. Der Grundstoff desselben giht sich zu erkennen als ein stark geköperter, ungemusterter Purpurstoff (samdallo) vom dunkelsten veilehenfarbigen Violett; der untere Saum (praetexta) zeigt anf rothem gemnsterten Seidenstoff eine reiche Goldstiekerei, deren Dessin und Technik maurischen Kunstfleiss deutlich erkennen lässt. Die Einfassung (bordure) an den Ärmeln (manicae) übertrifft an Reichthum bei Weitem noeh den unteren Saum, indem zu der Gold- nnd Perlstiekerei hier noch ein kunstvoller kostharer Schmuck von emaillirten Goldblechen in der Technik der Orientalen (émaux translneides) hinzugefügt ist. Was das Alter der tunica talaris betrifft, so zeigt die Technik und die Form der Ornamente, so wie auch die Farbe und Textur der daran angewandten Stoffe, dass dieselbe mit den entsprechenden Details der später folgenden Kaiserpluviale identisch ist, und daher wie diese dem Beginne des XII. Jahrhnnderts angehört. Es unterliegt keinem Zweifel, dass diese Tunica durch kunstgeübte Hände im Hôtel de tirazzo, dem gazophylaceum der normännischen Könige, angefertigt wurden, woraus auch die übrigen hervorragenden Theile der kaiserlichen Pontificalien, den Inschriften zufolge, hervorgegangen sind.

Nach Anlegung des Talars wurde dem Kaiser dargereicht: die Alba (camisia), ein weites, herunterfliessendes Obergewand von weissem Seidentaffet (uni), welehes sieh sowohl an den Ausmündungen der Ärmel als aneh an dem weiten unteren Goldsaume (perielysis), dessgleichen auch an der Öffnung auf der Brust dureh den grössten Aufwand von Perl- und Goldstickerei als reiches Pontificalgewand auszeichnet. An dem unteren breiten Saume wechseln, was die Ornamentation hetrifft, Goldstiekereien in Form von zierlichen Arabesken, mit kunstreich gestickten lateinischen Uncialen und arabischen Inschriften (neschi) ab. Sowohl die noch leserliehen lateinischen, als auch arabischen Inschriften lassen mit grösster Deutlichkeit erkennen, dass dieses Prachtgewand für die Schatzkammer der prunkliebenden normännischen Könige durch Künstler maurisehen Ursprungs in Palermo unter der Regierung Wilhelm II. angefertigt worden ist [1]).

Mit dem Studium der orientalischen Sprachen mochte es in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts ehenso traurig bestellt gewesen sein, wie mit der Pflege und Übung der Kunst; denn Murr giht in seiner curiosen Beschreihung der Alba an, dass am untern Saume derselben auch ersichtlich waren „allerhand Züge, die wie gewässert aussehen und die man fast für altarabische Sehriftzüge ansehen sollte, aber es seien blos Züge von Seidengewebe.“ Ein gewandter Orientalist, Dr. Behrnauer, Amanuensis der k. k. Hofbibliothek hatte auf unser Ersuchen hin die Gewogenheit „diese Züge von Seidengeweben“ einem längern gründlichen Studium zu unterwerfen. Dank den Bemühungen des ebengedachten gründlichen Fachgelehrten, hat sich jetzt ergehen, dass diese Züge gar nicht „gewässert“ sondern von fester Hand, sich achtmal am untern Saume wiederholend, in gezogenen Goldfäden gestickt sind. Trotz der entgegengesetzten Ansicht des guten alten Nürnbergers sind es dennoch arabisehe Currentschriften, deren Lesung, nach gewissenhafter Angahe des ebengenannten Gelehrten, wir hier zum ersten Male, nach unserem Wissen, wörtlich folgen lassen:

„(Dieses Gewand) gehört zu dem, was anzufertigen befohlen hat der hochgeehrte König Wilhelm II., — der Gott um Hilfe anfleht, der durch seine Allmacht stets unterstützt werden und durch seine Fügung und Gewalt stets den Sieg davon tragen möge, der Herrscher Italieus, Ungarns (sic) Palermos und Siciliens, der Verehrer und (Anhänger) des Imam's von Rom, des Beschützers und Wahrers der christlichen Religion — in dem königlichen wohlbestellten Gewandhause, das stets prachtvoll ausgestattet sein möge — nach der kleinen Zeitrechnnng, der XIIII., im Jahre 1181, der Zeitrechnung unseres Herrn Jesu des Messias!“

Zur Aufschürzung dieser Alba bediente man sieh dann des Gürtels (zona, cingulum). Er besteht aus einer eigenthümlich gewebten, ziemlich breiten Goldhorde (aurea lista), worin die Kunst des Webers ein freies Ornament, je nach seiner eigenen Wahl angebracht hat. In der Mitte dieser Borde befinden sich eine Menge jener grotesken Thiergestalten, wie sie in der romanischen Kunstepoche an Sculpturen und Malereien im XI. und XII. Jahrhundert häufig vorkommen. Obschon die Dessins und die Technik des Gewebes nach vielen uns hekannten Analogien für die Anfertigung der vorfindlichen Kunstreliquien im XI. und gegen Beginn

---

[1]) Bei den Kaiserkrönungen in den früheren Jahrhunderten des Mittelalters kniete, dem caeremoniale imperatorum gemäss, der zu krönende Kaiser in dem vestiarium auf einem pulvinar vor dem „dominus papa“ und wurden ihm von diesem die Gewänder einzeln überreicht, und unter Beihilfe von Cardinaldiaconen angelegt.

[1]) Die ausführliche artistisehe und historische Beschreibung der einzelnen Pontificalien für die angekündigte Herausgabe vorbehaltend, lassen wir hier nur in Kürze die lateinische Inschrift folgen, wie sie sich an dem Saume in achtmaliger Wiederholung mit einigen Abkürzungen vorfindet: „† Operatum felici urbe Panormi XV. anno Dn. W. regis Sicilie ducat. apulie et principat. Capue Filii regis W. indictione XIV.“

des XII. Jahrhunderts sprechen, so scheint die etwas fehlerhafte Inschrift: „Christus riegnat, Christus vincit imparat deus“ doch für die karolingische Zeit massgebend sein zu wollen, wenn wir nicht annehmen, dass im XII. Jahrhundert, um die Abstammung der Reichskleinodien von Karl dem Grossen festzuhalten, nach dem Verluste eines ähnlichen Gewandstückes das vorliegende mit dem karolingischen Spruche neu angefertigt wurde. Offenbar tragen auch die Schliesse in ihrer kleeblattförmigen Ausprägung, einfach silbervergoldet ohne Ornamentation, dessgleichen die drei auf der Zone befindlichen Silberspangen Kennzeichen des XII. Jahrhunderts.

Dem zu krönenden Kaiser wurde alsdann, gleich dem celebrirenden Bischofe nach Aufschürzung der Albe, vermittelst des unten beschriebenen Gürtels, die reiche Kaiserstole (stola, orarium) angelegt. Sie gehört, wie es der Augenschein offenbar lehrt, einem zweiten Complexe der Reichskleinodien an, deren Entstehung in die erste Hälfte des XIV. Jahrhunderts fallen dürfte. Dieses in Rede stehende prachtvolle Ornatstück, zu dessen Ornamentation sich drei Künste, die Goldschmiedekunst, Stickerei und Weberei, die Hand gereicht haben, besteht dem Grundstoffe nach aus einem reichen drap d'or. In diesem Goldgewebe mit sehr kleinen arabeskenförmigen Dessins zeigen sich in Medaillons stylisirte Reichsadler in schwarzem Gewebe auf gelbem Grunde, umgeben von zierlichen Laubornamentationen, deren Form und technische Ausführung noch viele Reminiscenzen an die Fabrication der Moslims in Sicilien oder im südlichen Spanien durchblicken lassen. Diese vielen Medaillons mit dem heraldischen Thierzeichen sind sämmtlich von Doppelkreisen in orientalischen Perlen contourirt. Sowohl die unregelmässige stückweise Zusammenfügung dieser Stola, als auch deren auffallende Breite lassen mit Grund vermuthen, dass dieser Stoff vielleicht früher an einem andern Krönungsgewande angewandt war, und dass derselbe als Stole vielleicht erst zur Zeit Karl IV., der, wie später nachgewiesen werden wird, mehrere Modificationen mit dem Krönungsornate vorgenommen hat, seine Einrichtung erhalten haben dürfte. Jedenfalls spricht die ornamentale, sowie die technische Ausführung der vielen reichen Emaillirungen auf zierlichen Goldblechen in einem ausgeprägten gothischen Style obiger Ansicht das Wort.

Der zweite Gürtel (zona), der sich heute noch bei den Reichskleinodien vorfindet, hatte, wie seine zarte Ornamentationsweise anzeigt, blos die Bestimmung, die vorhergehende Stola in Form eines Kreuzes, wie der Priester sie heute bei der Messe trägt, auf der Brust zusammenzulegen und zu befestigen.

Der Grundstoff dieses interessanten mit Perlstickereien und Filigranarbeit reichverzierten Gürtels zeigt einen dichten blauen Seidencendel von zarter Textur. Alle Ornamente lassen deutlich erkennen, dass dieser Gürtel aus jenen Kunstwerkstätten hervorgegangen ist, denen auch die vorhin beschriebene Alba und Tunica angehört. Dafür sprechen auch die kunstreichen en jour gehaltenen Filigranarbeiten, die sich als kleine Goldbleche in gleichmässigen Zwischenräumen, stellenweise die Breite des Gürtels einnehmend, auf demselben befestigt vorfinden. Auch diese zarten Filigranirungen, in dem eigenthümlichen, röthlich gefärbten orientalischen Goldlustre, lassen hinsichtlich ihrer geometrisch geordneten Ornamentation den unverkennbaren Einfluss der maurischen Goldschmiedekunst Siciliens erkennen.

Die in Hinsicht ihrer figurativen Darstellungen für die Geschichte der Bildstickerei des Mittelalters höchst merkwürdige Tunicelle (dalmatica, tunicella) dürfte in derselben Zeit entstanden sein, wie die oben gedachte Kaiserstola. Bei dem heute vorfindlichen Krönungsornate spielt die Regierungszeit Kaiser Karl's IV. nicht nur hinsichtlich der stofflichen sondern auch der aus Metall angefertigten Krönungskleinodien, eine grosse Rolle und man sollte glauben, dass auch dieses Gewand in der an Kunstschöpfungen ähnlicher Art productiven Zeit Karl's IV. angefertigt worden wäre, wenn sich nicht in der Matrikel der Übergabe der Reichskleinodien von Seiten Ludwig's von Brandenburg, dem Sohne Kaiser Ludwig's des Bayern, die Angabe befände: „auch eine prawne Dalmatik mit Adlern bestickt“, welche dafür Zeugniss abzulegen scheint, dass sich dieses Gewand schon damals unter den Reichskleinodien vorgefunden habe. Dieses Kaisergewand erinnert schon deutlich hinsichtlich der vielen darin gestickten Figuren, meistens, unseres Dafürhaltens nach, Darstellungen der Könige Israels und Juda's, an die analogen Abbildungen der Könige in jener prachtvollen Capelle auf der Burg Karlstein (auf Goldgrund von der Meisterhand Dietrich's von Prag gemahlt), in welcher zur Zeit Kaiser Karl IV. die Reichskleinodien zugleich mit den Regalien der Krone Böheim aufbewahrt waren. Diese ausgezeichneten, gut erhaltenen Plattstichstickereien an den äusseren Verbrämungen der Dalmatik, dürften mit Sicherheit in den Anfang des XIV. Jahrhunderts zu setzen sein. Dieses Oberkleid ist wohl selten bei der Kaiserkrönung gebraucht worden, sondern scheint ein kaiserliches, reich mit heraldischen Adlern gesticktes Gewand gewesen zu sein, das einzelne Kaiser bei anderen feierlichen Veranlassungen angelegt haben. Auch dieses Ornatstück wurde bei dem Ausbruche der hussitischen Unruhen mit den übrigen Reichskleinodien nach Ofen geflüchtet und von Kaiser Sigismund den nürnbergischen Gesandten mit den übrigen Reichskleinodien ausgehändigt, wie das im vorher gegangenen Artikel ausführlicher angedeutet wurde.

Die Entstehung und Beschaffenheit des äusserst grossartigen und prachtvollen Krönungsmantels (pluviale, pallium imperiale, bei Einigen auch tegumen, paludamentum genannt), wird im nächsten Artikel ausführlicher besprochen werden [1].

[1] Der Herausgeber des angekündigten Werkes war so gefällig, die für dasselbe angefertigten Zeichnungen des Krönungsmantels uns zur Benützung

Auch die reich verzierten Handschuhe (Chirothecae) beanspruchen wie die Alba, das Pluviale und der Krönungsmantel dieselbe Zeit der Entstehung. Sie sind aus einem dichten rothen Seidencendel, einer Art Sergegewebe, zusammengenäht und nicht gestrickt. Die innere Handfläche dieser Handschuhe ist mit zierlichem, romanischem Laubwerk in gezogenen Goldfäden reich gestickt. Auf der äusseren Handfläche entfaltet sich ein dreifacher Schmuck, bestehend aus reichen Perlstickereien, die fast an Überladung gränzen, aus Laubornamenten in Goldfäden gestickt und aus aufgenähten emaillirten Goldblechen, die nach einem System ornamental vertheilt sind. Diese kunstreiche Arbeit der „émaux translucides" war zweifelsohne früher auf anderen Reichskleinodien befindlich und wurde als Ornament zur Verzierung der Chirotheken später angewandt, wie das eine Besichtigung der Scheide des Schwertes des heil. Mauritius mit seinen kostbar emaillirten Goldornamenten deutlich erkennen lässt. Dass schon zur Zeit Karl's IV. eine umfangreiche Restauration der stofflichen Reichskleinodien vorgenommen worden ist, unterliegt keinem Zweifel. Auch sind nachweislich mehrere Ornatstücke von Klosterfrauen im XV. Jahrhundert zu Nürnberg wieder hergestellt worden. Schon aus der Sage, dass nur Königinnen und Fürstinnen bei vorkommendem Schadhaftwerden die Krönungsgewänder hätten wieder herstellen dürfen, könnte man die Folgerung ziehen, dass eine Reparation der altehrwürdigen Gewänder und darunter auch der Chirotheken im Laufe der Jahrhunderte wohl öfters vorgekommen sein möge.

Die Krone Karl's des Grossen (Corona Caroli Magni), dieses historisch merkwürdige Kunstwerk, hat bis jetzt in der Geschichte ihr Entstehen mit der Gründung des deutschen Kaiserreiches zu identificiren gewusst. Aus authentischen Geschichtsquellen, nicht weniger aber auch aus der formellen und technischen Beschaffenheit der Krone selbst, lässt sich mit ziemlicher Evidenz der Beweis führen, dass dieselbe, ihrem Hauptbestandtheile nach, im XI. Jahrhunderte, im südlichen Italien, dem damaligen Sitze jener Kleinkünste, die eine langjährige manuelle Fertigkeit erforderten, ihr Entstehen gefunden habe und zwar nicht unwahrscheinlich durch Künstler griechischen Herkommens. Die Krone selbst besteht aus zwei Theilen, die hinsichtlich ihrer Technik und der Beschaffenheit ihrer Ornamentationen sich deutlich von einander unterscheiden. Der ältere grössere Theil derselben, im Octogon angelegt, zergliedert sich in 8 Feldern (areoli), die nach oben halbkreisförmig ausgerundet sind. Der obere bewegliche Theil, in Form eines Halbbogens (arcus), mit der Inschrift: *„Chuonradus dei gratia Romanorum imperator Augustus"*, sowie das Kreuz auf dem mittleren grossen Stirnfeld, ist offenbar von Konrad IV. gegen Schluss des XII. oder Beginn des XIII. Jahrhunderts hinzugefügt worden, für welche Annahme nicht nur das Zierliche der Stein- und Filigranarbeit, sondern auch das Charakteristische der spätromanischen Majuskelschriften spricht. Was nun die künstlerisch-technische Ausführung des aus acht beweglichen Compartimenten bestehenden älteren Theils der Krone betrifft, so muss zugegeben werden, dass ausser den höchst kunstreichen, emaillirten Figurativ-Darstellungen auf den 4 kleinen Bogenfeldern, sowohl der gehäufte Schmuck der ungeschliffenen und unpolirten Steine als auch ihre derbe Einfassung in Goldcordonlierungen und Filigranarbeiten eine unbewältigte und einfach künstlerische Ausbildung zeigt. Auffallend bleibt es, dass die Technik der Emails in vielfarbigen durchsichtigen Schmelzen vollkommen übereinstimmt mit der technischen Ausführung und der Farbenwahl der kostbaren analogen Schmelz- und Emailwerke an den übrigen sowohl stofflichen als metallischen Kleinodien, und ist man fast versucht, hinsichtlich dieser Identität in der Ausführung eine kühne Schlussfolgerung hinsichtlich der chronologischen Entstehung zu wagen. Sowohl die Composition als auch die artistische Ausführung der Figuren zeigt viele Verwandtschaft mit jenen höchst kunstreich emaillirten Kreuzen in dem reichen Schatze der Stiftskirche zu Essen, die der Inschrift gemäss aus der Zeit der Ottonen und der kunst- und prachtliebenden Theophania herrühren. Bei Feststellung der Chronologie werden wir ausser anderen analogen Goldschmiedewerken später auf mehrere sehr ähnlich gearbeitete Reliquiarien des ehemaligen Braunschweig-Lüneburgischen Electoralschatzes, heute noch unversehrt befindlich im königlichen Schlosse zu Hannover, als Parallele hinweisen, deren grössere Zahl aus der Zeit der Hohenstauffen herrührt. Leider scheint das Sudarium, eine reiche figurale Gold- und Perlstickerei, das in Form der Stolen (fanones) an der bischöflichen Inful von der Krone herunterfloss, unmittelbar vor der Übertragung von Nürnberg über Regensburg, Passau und Linz nach Wien mit noch mehreren anderen kleinern Reichskleinodien verloren gegangen zu sein. Zuverlässigen Angaben gemäss war dasselbe noch gegen Schluss des vorigen Jahrhunderts bei den übrigen Kleinodien in Nürnberg vorhanden. Noch sei hier nur in Kürze vorübergehend bemerkt, dass auf den vier Schildchen der Krone des heil. römisch-deutschen Reiches sich in kunstreichen emaillirten Darstellungen Könige Israels, als: David, Salomon, Ezechias befinden, die Spruchbänder mit Inschriften in ausgeprägten spätromanischen Majuskeln halten. Diese Bilder der Könige mit den betreffenden Sprüchen respective die emaillirte Darstellung des Heilandes auf dem 4. Felde, sitzend auf dem Throne seiner Herrlichkeit und umgeben von zwei geflügelten Seraphen (*ἑξαπτεροι*), über dessen Haupte sich der Spruch befindet: „Per me reges regnant" dürften bei Bestimmung des Alters und des Herkommens der Krone von Bedeutung sein.

---

für diese Blätter zu überlassen. Da aber die xylographische Ausführung der Tafel und mehrerer Details viel Zeit in Anspruch nimmt, so kann die Beschreibung dieses Prachtstückes sammt den Abbildungen erst im nächsten Monate veröffentlicht werden. D. Red.

Unter den, heute in der Kaiserburg zu Wien aufbewahrten Reichskleinodien figuriren drei reiche Schwerter, wovon zwei ihr Herkommen von Karl dem Grossen ableiten wollen. Nach genauerer Besichtigung dieser höchst merkwürdigen Schwerter und nach Vergleichung ihrer reichen technischen Ausführung mit den unschätzbaren Überresten der Goldschmiedekunst in den Schatzkammern zu Aachen, Essen und Hannover etc. etc. und der reichen Sammlung des Fürsten Soltikoff zu Paris, ist es uns einleuchtend, dass nur jenes Schwert seine Entstehung aus den Tagen Karl des Grossen herleiten dürfte, welches vor seiner Übertragung nach Wien mit dem Reliquienkästchen: „noli me tangere" und dem Evangeliencodex in Aachen aufbewahrt war. Bewährten Nachrichten zufolge soll Otto II., als bei Eröffnung der Gruft zu Aachen die aufrechtsitzende Leiche Karl des Grossen bei einströmender Luft zusammensank, dieses Schwert sammt den eben bezeichneten Kleinodien dem Kaisergrabe enthoben und den deutschen Reichskleinodien einverleibt haben, wie das im Vorhergehenden bereits angedeutet wurde. Seit jenen Tagen hat das kais. Krönungsstift Aachen jene Kleinodien des grossen Kaisers, dessen Stuhl in Aachen aufgerichtet war, mit Ehrfurcht bewahrt. Es lässt sich nicht genau bestimmen, wann zuerst dieses merkwürdige Schwert mit dem Namen Harun-ar-Raschid-Schwert belegt wurde. Jedenfalls kommt diese Benennung vor dem XVI. Jahrhundert nicht vor. Nur die analogen Formen des Schwertes mit älteren arabischen Waffen derselben Gattung, ferner noch die geschichtlich verbürgte Nachricht, dass Karl der Grosse von dem eben gedachten Kalifen öfters mit reichen Geschenken beehrt wurde, war wahrscheinlich Chronisten aus Nürnberg und Aachen in XVII. Jahrhunderte Veranlassung, dass man dieses Schwert als herkommend bezeichnete von den Geschenken, die Karl der Grosse von dem ebengenannten morgenländischen Fürsten erhielt. Und in der That möchte der ganze Habitus des Schwertes, nicht weniger auch die technische Ausführung der zierlichen Ornamente an Griff und Scheide, am meisten aber die für den Orient charakteristischen metallischen Verzierungen der Damascenerklinge, der Ansicht verschiedener Gelehrten des vorigen Jahrhunderts bekräftigend zur Seite stehen.

Schon das reich angewandte Metall in Gold und seine künstlerische Ausarbeitung, nicht weniger die Ornamentation der Scheide und der Klinge lässt schon auf Zweck, Herkommen und Bestimmung der in Rede stehenden Kunstreliquie schliessen. Was nun die schwungvollen Verzierungen am Griff und an den Metallbeschlägen der Scheide betrifft, so ist auch hier rücksichtlich des höchst eigenthümlichen Charakters dieser Ornamente an der orientalischen Herkunft dieses Stückes nicht zu zweifeln. Auf eine sehr originelle Weise wachsen aus zierlichen Bandverschlingungen, wie wir sie in älteren orientalischen Stoffen häufig gefunden, und nicht weniger auf arabischen Geräthschaften im Museum Bourbonicum in Neapel bewundert hatten, Pflanzenbildungen hervor, die in ihrer Formation vollständig den Prototyp jener „francica" durchblicken lassen, die nachweislich durch die Kreuzzüge aus dem Orient als beliebtes Ornament gebracht wurden, auf die „bipennis, virga" der französischen Könige überging, und schon zu Zeiten Ludwig des Frommen als „fleur de lis" im Wappen Frankreichs ersichtlich war. Ein anderer Umstand, wodurch von competenter Seite die Waffe als eine orientalische erkannt wurde, ist darin zu finden, dass die ganze mit Goldblech eingefasste reichverzierte Scheide früher in ihren Glattflächen mit einer elfenbeinartigen Hornplatte belegt war, was, mit religiösen Vorstellungen zusammenhängend, an älteren arabischen Waffen durchgehends vorkommen soll. Bei einer Restauration im XVII. Jahrhundert scheint man auf eine höchst unkünstlerische Weise den einen Theil der Scheide mit einem lederartigen Stoff versehen zu haben. Auch die Flächen des Griffes sind mit einem feinen hornartigen Überzuge belegt, von unverkennbarem orientalischen Charakter. Merkwürdig, hinsichtlich der Technik, wie auch der Ornamentation, ist die Klinge dieses „Harun-ar-Raschid-Säbels". Auf beiden Seiten der Damascener-Klinge, welche durch den Hauch der Jahrhunderte ihren früheren Glanz, ihre Geschmeidigkeit und Biegsamkeit eingebüsst hat, laufen zwei Metallstreifen, auf welchen mit starker Vergoldung schwungvolle Ornamente eingegraben sind, die einen vollkommenen arabischen Typus haben. An einzelnen Stellen hat sich diese dünne Überlage von Metall, die auf die Klinge im Glühzustande aufgeschweisst worden ist, aufgeworfen. Leider fehlt zu diesem Schwerte, welches dem Kaiser von dem betreffenden Churfürsten auf der Alba umgürtet wurde, der mit Perlen, edlen Steinen und Stickereien reich verzierte Gürtel (baltheus), welcher zugleich auch einen deutlichen Beleg für die orientalische Herkunft des „couteau" selbst würde abgelegt haben. Murr spricht noch in seinen Nachrichten von 1790 von dem Vorhandensein dieses reichen Gürtels; der jetzige im Schatz befindliche Gürtel kann bei Abgang des Alten als ein unkünstlerisches Surrogat bezeichnet werden, das aus Stoffresten in den Zeiten des Ungeschmackes höchst kümmerlich zusammengesetzt wurde.

Auch in Betreff eines zweiten Schwertes, womit nach der Krönung die Reichsritter geschlagen wurden, behauptet die Sage, dass es von Karl dem Grossen herstamme. Indessen steht mit dieser frommen Sage die Form und technische, reichverzierte Ornamentation des Schwertes, sowohl in Rücksicht des Griffes als auch der Scheide, im grellsten Widerspruche. Scheide und Griff haben zweierlei Verzierungsweisen, welche für sich vollständig maurische Kunstthätigkeit und normännische Abstammung aus den sicilianischen Schätzen, dem „gazophylaceum" Palermo's beanspruchen. Es wechselt nämlich, namentlich an der Scheide, die feinste Filigranarbeit mit äusserst kunstreich angefertigten Emails ab, wie diese vollkommen analog sich auch an jenen oben beschriebenen Gewandstücken, Alba, Pluviale und Chiroteken

vorfinden, die durch ihre wohlerhaltenen lateinischen und arabischen Inschriften ihren maurischen Ursprung ausser allen Zweifel stellen. Merkwürdig ist jedenfalls schon um diese Zeit das Vorkommen des einköpfigen Reichsadlers im Email translucide von eigenthümlicher sicilianischer Technik auf feinen Goldblechen und möchte rücksichtlich der Anbringung dieses heraldischen Zeichens die Vermuthung nicht ungegründet erscheinen, dass dasselbe als Reichsschwert in Sicilien zur Zeit der Hohenstauffen angefertigt worden sei, worüber später nähere Beweise angebracht werden sollen. Leider hat der Griff in Form eines Kreuzes und die Parirstange durch langen Gebrauch, häufige Reisen und durch Ungunst der letzten Zeiten sehr gelitten, so dass aus den Vertiefungen sämmtliche Filigranarbeiten und Emaillirungen verschwunden sind.

Zur Zeit Karl's IV. mochte der obere Knauf schon sehr schadhaft geworden sein, so dass dieser in seiner bekannten Vorliebe für dergleichen Kleinodien ihn durch einen Knauf ersetzen liess, worauf der unter seiner Regierung unvermeidliche böhmische Löwe im Wappen befindlich, angebracht ist. Die Waffe selbst ist glatt und glänzend polirt und scheint aus einem der letzten Jahrhunderte herzurühren, wofür die Blutrinne spricht, die sich vertieft auf der zweischneidigen spatha befindet. Auch dieses Schwert scheint als Majestäts- und Prachtschwert, wie diess schon die Fassung und reiche Ornamentation der Scheide (vagina) näher bezeichnet, bei feierlichen Aufzügen gebraucht worden zu sein. Ein Gürtel zur Anlegung desselben findet sich unter den Kleinodien nicht vor und es sprechen auch die älteren Matrikel nicht von einem Vorhandensein desselben in früherer Zeit.

Das Schwert des heil. Mauritius (Gladius St. Mauritii) zeigt in seiner äusseren Einrichtung, dass es ebenfalls als Ceremonienschwert dem zu krönenden Kaiser als „signum potentiae et majestatis“ vorgetragen wurde. Der obere sehr einfache Griff des Schwertes, ein Kreuz bildend, ist etwas jüngeren Ursprungs und liest man auf beiden Seiten der Parirstange, in Silber leicht vergoldet, den bekannten, Karl dem Grossen zugeschriebenen Spruch, wie er auch auf der Zona vorkommt: „Christus regnat, Christus vincit, Christus imperat deus“. Auf dem oberen Knopfe der den Griff überragte, erblickt man auf der einen Seite in kräftiger Gravirung zwei romanisch formirte Wappenschilder, wovon die rechte Hälfte den deutschen einköpfigen Adler zeigt; auf der linken Seite sind abgebildet, die Darstellungen dreier schreitender Löwen über einander gesetzt, das heraldische Zeichen des alten Schwabenlandes, des Stammlandes der Hohenstauffen.

Beide Seiten der Scheide sind mit dünnen Goldblechen belegt, auf welchen in getriebener Arbeit und vollendeter Technik in Basrelief dargestellt sind auf jeder Seite die Bilder von sieben Königen, und zwar sind diese Könige ohne architektonische Verbindung über einander gestellt. Dieselben sind, was Composition und Zeichnung betrifft, in einer sehr ernsten Auffassung und Stylisirung gehalten, verrathen hin und wieder rücksichtlich verschiedener Formen noch einige Anklänge an gleichartige byzantinische Vorbilder, lassen aber eine bereits zur Selbstständigkeit gekommene Kunstweise und figuralische Auffassung des Occidentes durchblicken. Die Deutung der Darstellungen dieser Könige möchte wohl noch dem Felde der Hypothese angehören und es ginge unsere unmassgebliche Ansicht vorläufig dahin, dass durch diese vierzehn Bilder dargestellt würden die Könige Israels und Judas. Die Könige selbst erscheinen in dieser getriebenen Arbeit im vollen Krönungsornate, angethan mit dem paludamentum regale, der Tunica und den Tibialien. Das Haupt ist mit einer verschiedenartig geformten Krone geziert, die Rechte hält den Scepter, die bipennis, welche oben mit einer Ausmündung in Form der francica geschmückt ist. In der Linken ruht der Reichsapfel. Auch hinsichtlich des Costüms der Könige des XI. und XII. Jahrhunderts sind die vorliegenden Darstellungen von hohem Interesse. Sowohl die technische Einrichtung der verschiedenen, auf der Scheide applicirten Emailbleche als auch die geometrisch geordneten Dessins in diesen durchsichtigen Schmelzen, nicht weniger aber auch die vorkommende Filigranarbeit und sonstigen technischen Eigenthümlichkeiten beurkunden deutlich, dass auch dieses Schwert im südlichen Italien durch manuelle Fertigkeit maurischer Künstler seine Entstehung gefunden hat.

Die Klinge selbst möchte vielleicht ehemals jene Waffe gewesen sein, wodurch der heil. Mauritius das Martyrium erlitten hat; in einem der letzten Jahrhunderte scheint aus Unkenntniss diese Reliquie entfernt, und durch eine modernere, scharf geschliffene Klinge mit Blutrinne ersetzt worden zu sein.

Von allen Kleinodien, aus edlem Metall gearbeitet, ist unstreitig der Reichsapfel (pomum, globus) dasjenige Stück, welches mit dem grössten Kunstfleisse und mit technischer Vollendung der Detailformen in höchster Vollkommenheit verfertigt worden ist. Der eigentliche Apfel ist im Innern mit einer harzigen Masse ausgefüllt; das Äussere mit glatten Goldblechen ohne Ornamente überzogen. Diese Kugel umgibt kreuzweise ein reichverzierter Filigranstreifen, wodurch dieselbe in Halbkreise und Viertelkreise zerlegt wird. Diese Filigranverzierungen von höchst zierlicher formeller Entwickelung sind, namentlich in der oberen Halbkugel, die das Kreuz überragt, mit unpolirten, ungeschliffenen Edelsteinen und Perlen in künstlicher Fassung verziert. Die untere Halbkugel entbehrt dieses Stein- und Perlschmuckes und ist blos von dünnen Filigranringen durchzogen, damit die innere Handfläche durch diese Vorsprünge nicht behelligt werden konnte. Der grösste Formreichthum entfaltet sich vollends in dem Kreuze, das die Kugel überragt und welches in lateinischer Form mit verlängertem Unterbalken gehalten ist. Die Kreuzflächen sind nach beiden Seiten hin gleich reich verziert. Die künstlerischen

Filigranarbeiten dienen auf beiden Seiten der Kreuzflächen dazu, um in ihren zierlichen Windungen nach allen Seiten hin zart entwickelte Blättchen zu verästeln, an die sich allenthalben kleinere Blüthenbildungen in Form von Rosen ansetzen. Sowohl die technische Ausführung dieser Filigranarbeiten, so wie die formelle Ausprägung und Stylisirung dieser Blättchen und Blüthchen weisen die Entstehung dieses Kunstwerkes unwiderleglich der Mitte des XII. Jahrhunderts an. Der Reichthum der Detailbildungen auf den beiden Flachtheilen dieses Kreuzes wird noch erhöht durch den farbenreichen Schmuck von edlen Steinen mit kunstreicher Einfassung, worunter sich besonders bemerklich machen, ungeschliffene Rubine, Saphire, Plasma di Smeraldo und Perlen von regelmässiger Form und ziemlichem Umfange. Noch bemerken wir im Vorbeigehen, dass viele eigenthümliche technische Vorkommnisse an dem Globus vollkommen identisch sind mit ähnlichen Erscheinungen an dem beschriebenen Schwerte des heil. Mauritius und dass die Beweisführung nicht schwer fallen dürfte, das Pomellum sei von der Hand desselben Künstlers angefertigt, der auch Griff und Scheide des Mauritius-Schwertes, höchst kunstgerecht und technisch gelungen, verfertigt habe.

Unter jenen Kleinodien, die nach vielen Schicksalen die Kaiserburg unangefochten jetzt bewahrt, sind hinsichtlich der Form die beiden sogenannten Scepter (sceptrum, virga) wohl am einfachsten und anspruchlosesten, auch hinsichtlich ihres Datums die jüngsten. Das eine ältere, sogenannte Scepter, unter welcher Bezeichnung es auch unter den Matrikeln von Nürnberg vorkömmt, möchte wohl schwerlich als Scepter gebraucht worden sein. Der Stab, aus glattem Silberblech, ist an drei verschiedenen Stellen durch kleinere vergoldete Knäufe und Ringe unterbrochen. Auf der Spitze dieses silbernen Stabes befindet sich ebenfalls silbervergoldet eine Blätterkrone in der Weise eines Blumenkelches mit Blattbildungen, formirt nach Art des älteren Akanthusblattes, aus dessen Mitte sich eine Fruchtbildung erhebt, gleich einer Pinie. Diese Fruchtbildung ist im Innern hohl, und mit vielen Löchern durchbohrt. Auch will es den Anschein gewinnen, als ob in der grössten Peripherie dieser runden Kapsel früher eine Art Schraube sich vorgefunden habe, die jetzt mit Silber zugelöthet ist. Die Annahme scheint nicht unbegründet, dass dieses sogenannte Reichsscepter früher bei den Kaiserkrönungen als „aspersorium, aspergilum" in einer Weise seine Anwendung gefunden hat, so dass mit diesem Aspergil, eine kunstreichere Form anstatt des heutigen Weihwedels, dem Reichsoberhaupt bei seinem Eintritt in die Kirche von dem Consecrator das geweihte Wasser dargereicht wurde. Es bestätigt diese Annahme auch noch der Umstand, dass in den alten Verzeichnissen der Reichskleinodien, sich noch ein „thuribulum aureum", goldenes Rauchgefäss, vorfindet, womit der Kaiser bei seinem Eintritte in die Krönungskirche, gleich dem pontificirenden Bischofe, incensirt wurde; dessgleichen sprechen die älteren Matrikeln noch von einem Wärmapfel (calefactorium deauratum, pomum ad calefaciendas manus), der wahrscheinlich im erwärmten Zustande, dem zu krönenden Kaiser dargereicht wurde, zumal, wenn der feierliche Act und die langen Ceremonien derselben im Winter stattfanden.

Da nun auch noch ein eigentliches Scepter vorhanden ist, das sich durch seine Form deutlich als solches zu erkennen gibt, so liegt keine Nothwendigkeit vor, anzunehmen, dass das eben beschriebene höchst einfache Utensil einem so hervorragenden Zwecke gedient haben soll. Indessen wollen wir die vorstehende Annahme blos als Hypothese aufgestellt haben, und bemerken nur noch, dass den Detailbildungen nach zu urtheilen das in Rede stehende Gefäss der letzten Hälfte des XIII. Jahrhunderts angehören dürfte. Das eigentliche Reichsscepter, welches nach dem Krönungsdiarium fortwährend bis zur letzten Kaiserkrönung im Gebrauch war, ist nicht nur hinsichtlich seiner formellen technischen Durchführung, sondern auch in seiner Bedeutung vollständig als deutsches Kunstproduct zu erkennen, und es dürfte nach unserem Dafürhalten, von Nürnberger Goldschmieden angefertigt worden sein, zur Zeit, als die deutschen Reichskleinodien dorthin in Gewahrsam gegeben wurden. Die Form desselben imitirt auf künstliche Weise den Zweig einer Eiche mit polygonem Schaft von Ringen und Knäufen unterbrochen. Die Spitze des Scepters ist bekrönt durch sechs zierliche, stylistisch kräftig geformte Eichenblätter, wovon drei mit ihren Spitzen sich nach unten anlegen, die drei übrigen mit ihren Ausmündungen nach oben hin sich wölben und daselbst eine kleine Eichenfrucht umgeben. Dieses Scepter ist, wie der Augenschein lehrt, ein späteres Surrogat für eine ältere, schadhaft gewordene oder verloren gegangene „virga, bipennis", die, was Formenreichthum betrifft, Ähnlichkeit haben mochte mit dem eben beschriebenen Reichsapfel, dem Schwerte und der Krone. Auffallend ist es jedenfalls, dass bei der Krönung Rudolf's von Habsburg verschiedene Geschichtsschreiber bereits angeben, dass das Scepter gefehlt habe, und dass der grosse Kaiser, der momentanen Verlegenheit abhelfend, das Kreuz vom Altare genommen, und desselben sich als Scepter bedient habe.

Ein anderes, nicht minder ehrwürdiges Stück der Reichskleinodien ist das berühmte Evangelistarium, das nach der Tradition im Grabe auf den Knieen des grossen Kaisers befindlich war und bei der Eröffnung der Kaisergruft zu den Reichskleinodien gekommen sein soll. Leider ist gegen Schluss des XV. Jahrhunderts der alte primitive Einband (frontale), vermutlich seines ruinösen Zustandes wegen entfernt worden, und durch ein reiches getriebenes Kunstwerk im Style der spät Cölnischen Schule ersetzt worden. Dieses Hautrelief, eine äusserst reiche Arbeit von hoher Kunstvollendung, stellt nämlich auf der mittleren grossen Fläche den Heiland sitzend auf dem Throne der Herrlichkeit, wiederkehrend als Richter mit erhobener

Rechte und dem „liber scriptus" in der Linken dar. Zu beiden Seiten dieser majestätischen Darstellung des „et iterum venturus es, cum gloria" erblickt man unter zierlichen Laubbaldachinen auf der rechten Seite als Hautrelief den Engel der Verkündigung, und auf der andern Seite die seligste Jungfrau, wie sie kniend die Botschaft der Menschenwerdung empfängt. An den vier Ecken sind zur Darstellung gebracht in gelungener kräftiger Stylisirung die vier Symbole der Evangelisten. Die Rückseite des Einbandes (dorsale) ist einfach mit rothem Sammt überzogen und mit silbervergoldeten Knäufen beschlagen. Möglich ist es, dass nach Analogie der älteren „codices purpurei" der frühere Einband durch reiche in Elfenbein geschnitzte Füllungen, vielleicht Flügel von älteren Consulardyptichen, verziert war. Das grösste historische Interesse verdient jedenfalls das Innere des mit dem eben beschriebenen Einband geschmückten Evangeliencodex, bestehend aus einer grossen Zahl von Pergamentblättern in klein Quart, die durch den Saft der Murex violett röthlich auf beiden Seiten gefärbt worden sind. Alle Buchstaben dieses „codex membranaceus purpureus" sind geschrieben in reicher Vergoldung, daher auch der Name „codex aureus." Wie bei allen älteren Evangelistarien, gehen den vier Evangelien vorher der Prolog des heil. Hieronymus und die Evangelienconcordanz. Sowohl die Form der Säulen und Bogenstellung mit reichverzierten Ornamentationen, wovon die Evangelienharmonie umgeben ist, lassen einen engen Anschluss an die classischen Antike noch deutlich erkennen; dessgleichen die in goldgeschriebenen lateinischen Majuskeln und Minuskeln in Form der älteren römischen Uncial-Buchstaben. Am meisten aber lassen die grossartigen Darstellungen der vier Evangelisten, sitzend auf Sedilien ohne apokalyptischen Thiere, nach den vorhandenen, authentischen Analogien ähnlicher Evangelistarien mit Sicherheit den Schluss ziehen, dass auch dieses zierlich geschriebene Evangelistarium mit dem oben beschriebenen Säbel und dem nachfolgenden Reliquienkästchen aus dem Schatze zu Aachen stammt und aus der karolingischen Epoche herrühren könne. Auch die Drappirung der Gewänder der vier Evangelisten in Weise der Toga nach römischer Anschauungsweise gehalten, dessgleichen die unverkennbar classische Auffassung und Darstellung der körperlichen Formen lassen bei aller Rohheit der Technik des VIII. Jahrhunderts eine Grossartigkeit der Auffassung und Conception deutlich durchblicken, wie sie der römisch-classischen Kunst eigen war. Den Krönungsdiarien gemäss legte der Kaiser vor der Krönung den Eid auf diese karolingische Bibel ab, und war bei der Krönungsceremonie dieses Evangelistariums auf dem, auf der Epistelseite befindlichen Reliquienaltar aufgestellt.

Das Reliquienkästchen (hierotheca, feretrum, arcula) gehört nicht nur hinsichtlich der geschichtlichen Sagen, die sich daran knüpfen, sondern auch rücksichtlich der vielgestaltigen eigenthümlichen Ornamentationsweise seiner äusseren Flächen zu den interessanteren Piecen der Kroninsignien und Reichsreliquien deutscher Kaiser. Es war dies das dritte Stück, das sich die Reichsstadt Aachen rühmte zu besitzen und worüber das freie kaiserliche Krönungsstift zugleich mit dem Magistrate die „concustodia" ausübte. Rücksichtlich der äusseren Decoration dieses Reliquienkästchens gehört die mit vergoldeten Silberblech ornamentirte Rückseite unstreitig dem Schluss des XVIII. oder dem Beginne des XIX. Jahrhunderts an, wo die Kunst wie das aus den tändelnden unschönen Formen in getriebener Arbeit ersichtlich ist, vollständig Fiasco gemacht hatte. Schon in den zwei letzten Jahrhunderten herrschten Meinungsverschiedenheiten über die Identität so wie über Form und Gestalt dieses „scrinium", und soll später ausführlich das Weitere angegeben werden, ob Aachen noch das sogenannte „noli me tangere" besitzt oder ob wir dieses Reliquiarium in der in Rede stehenden lipsanotheca zu suchen haben. Eine zweite Restauration und Hinzufügung dieses Schreines fand, nach den Detailformen zu urtheilen, statt gegen den Schluss des XV. Jahrhunderts, und zwar von einer sehr ungeübten Hand, die es beabsichtigte, die vordere Hauptseite des Reliquienschreines mit goldenen Ornamenten, Edelsteinen und Perlen in unkünstlerischer, derber Fassung in einer Weise zu decoriren, dass dadurch eine Effectwirkung von Weitem erzielt und eine Ähnlichkeit der Ausstattung mit der Krone angestrebt würde. Aus der Zeit der ersten Anfertigung stammen offenbar die dünnen Goldplatten an den beiden Schmalseiten des Reliquiariums mit getriebenen, figurativen Darstellungen in Form von Medaillons. Sowohl die Technik der Arbeit als auch die Auffassung und formelle Ausprägung dieser Figuren setzt die Entstehung dieses Reliquienkästchens in sehr frühe Zeiten und haben Einige diese getriebenen Arbeiten, worin sich Formen wiederfinden, wie sie auf Münzen aus der letzten Cäsarenzeit vorkommen, dem VII. wenn nicht VI. Jahrhunderte vindiciren wollen. Diese Figurationen sind in einfacher Weise dadurch erzielt, dass über Metallstücke mit hochstehenden Formen dünne Goldblättchen gelegt und auf mechanische Weise Abdrücke durch Pressungen erzielt wurden. Die Darstellungen selbst sind sehr originell und bieten mit christlichen Darstellungen dieser Periode wenige Analogien. In mehreren Medaillons erblickt man nämlich einen Engel mit erhobenen Flügeln und fliegenden Gewändern, unter welchen nach classischer Drappirungweise die körperlichen Formen noch zu Tage treten; die Rechte des Engels hält ausgestreckt ein Schwert, die Linke Pfeil und Bogen und über dem Haupte und zu beiden Seiten dieses Rachegeistes liest man den Spruch in römischen Uncialen „malis vindicta." Die Strafe, die in diesen Worten den Ruchlosen angedeutet wird, findet sich sinnbildlich veranschaulicht in den übrigen Medaillons, wo Jagden auf wilde Thiere in verschiedenen Abstufungen bildlich vorgeführt werden. Auf einem dieser Medaillons, wie alle übrigen von getriebenen Perlrändern

umzogen, erblickt man einen Reiter, der einem vierfüssigen Wild nachsetzt. Auf einem zweiten Medaillon ist der Fischfang dargestellt und auf einem dritten die Vögeljagd.

Es ist früher darauf hingewiesen worden, wie und aus welcher Ursache durch die äusserst verdienstvollen Bemühungen des Freiherrn von Hügel der grösste Theil der Reichskleinodien von Nürnberg nach Wien übertragen und so gerettet wurde. Wie jedoch das ebenbeschriebene merkwürdige Reliquienkästchen, welches, in dem letzten Jahrhundert „noli me tangere" hiess, dessgleichen das vorherbeschriebene Evangelistarium und das Schwert Karl des Grossen, gewöhnlich als Geschenk Harun-ar-Raschid angegeben, in die k. Hofburg nach Wien gekommen ist, darüber diene zum Schlusse nachstehende kurze Notiz. Bei dem ersten Andrängen jener französischen Raubhorden an den Rhein, welche die Geschichte mit dem bezeichnenden Namen Sansculotten brandmarkt, flüchtete das kais. Krönungsstift Unserer lieben Frau zu Aachen seine grossartigen in kostbarer reicher Fassung befindlichen Reliquienschätze über den Rhein und liess sie durch geistliche Abgeordnete nach Arnsberg und Paderborn in Westphalen in Sicherheit bringen. Als die Zeiten ruhiger geworden und die Alliirten bereits in Paris eingezogen waren, wurden auch jene theuren Schätze, das Palladium Aachens, im Triumphzug wieder in das Münster Karl's des Grossen zurückgeführt. Bevor jedoch die Reliquien von Paderborn abgingen, wurden auf Ansuchen des kais. österreichischen Gesandten zu Hildesheim und mit Bewilligung der königl. preuss. Regierung, zu deren Territorium damals Westphalen und die Rheinlande eben gekommen waren, die vorbenannten Krönungs-Utensilien, nämlich der Evangelien-Codex, das Schwert Karl's des Grossen sowie das eben bezeichnete Reliquiarium abgetrennt und zu den übrigen Kleinodien des heiligen deutschen römischen Reiches nach Wien eingesandt.

Über die Rüstungen und Waffen der k. k. Ambraser-Sammlung[1]).

Von Dr. Ed. Freiherrn v. Sacken.

Die Ambraser-Sammlung wurde auf dem in der Nähe von Innsbruck reizend gelegenen Schlosse Ambras von Erzherzog Ferdinand Grafen von Tirol zwischen den Jahren 1570 und 1595 angelegt. Dieser eben so ritterliche als kunstsinnige und hochgebildete Fürst, zweiter Sohn Kaiser Ferdinand's I., erbaute auch den grössten Theil des Schlosses, schmückte diesen seinen Lieblingssitz, wo er mit seiner geliebten Gattin Philippine Welser so gerne weilte, nicht nur mit Aufwand und Pracht, sondern auch mit reichen Kunstschätzen aus, die sprechende Zeugen seines feinen Geschmackes sind, und begründete, vielleicht der erste in Deutschland, ein Museum, in welches alles aufgenommen wurde, was in Beziehung auf Geschichte und Kunst oder als Naturseltenheit merkwürdig und bedeutend erschien. Besonders waren es die Waffen und Rüstungen seiner heldenmüthigen Vorfahren und Zeitgenossen, die seinen ritterlichen Sinn, der feierliche Aufzüge, Turniere und Rennen liebte, anzogen. Er brachte 130 Harnische berühmter Männer zusammen, — er selbst besass über zwanzig, meist von höchst kunstreicher Arbeit und auf das prächtigste verziert — ausserdem eine grosse Anzahl von kostbaren Waffen und Reitzeugen. Den andern Theil des Museums bildete die Kunst- und Wunderkammer, in welcher ein Schatz von Schnitzwerken, Naturseltenheiten, besonders Mineralien, mittelalterlichen Geräthen und Instrumenten, Glasmalereien, geschnittenen Steinen, Gold- und Silbergeschirren, Kleinodien — darunter mehrere Arbeiten des berühmten Benvenuto Cellini — aufgestellt war, ferner die höchst interessante, unübertroffene Sammlung von Porträten berühmter Männer (über 900 Stück) in Öl gemalt, und andere ausgezeichnete Gemälde, eine Münzsammlung von 2500 Stücken, endlich die Bibliothek, die über 500 Manuscripte und bei 400 Druckwerke enthielt, und mehrere tausend Kupferstiche. Was aber diese Sammlung auszeichnet, ist, dass sie fast nur Bedeutendes und Treffliches enthält, Schlechtes gar nichts; sie ist keine Aufhäufung von Raritäten zur Ergötzlichkeit schaulustiger Fremder, sondern bietet für Kunst und Wissenschaft ein reiches Materiale zum Studium und bekundet dadurch das richtige Gefühl des Stifters. Der Erzherzog ordnete alles selbst an, wandte sich an befreundete Fürsten, um Gegenstände für seine Sammlung zu erhalten und leitete diese als Liebhaber und Kenner. Durch die Abfassung von beschreibenden Inventarien wurde für die Controle auch in späteren Zeiten Sorge getragen.

Nach Erzherzog Ferdinand's Tode (1595) fiel die Sammlung vermöge testamentarischer Bestimmung an seinen zweiten Sohn Karl Markgrafen von Burgau mit dem weitern Beding, dass bei Erlöschen des Mannsstammes seiner Söhne „alles dem regierenden Landsfürsten vnseres Hauses vnd Geblüts frey heimfallen vnd bleiben soll." Nach des Stifters Wunsch sollte alles unverändert und unzertheilt beisammen erhalten, wohl verwahrt, gemehrt und verbessert werden; er wollte also die Sammlung, auf die er so viele Mühe und

[1]) Nachstehender Aufsatz bildet die „Einleitung" zum Texte des historischen Prachtwerkes, dessen Herausgabe unter dem Titel: „Die vorzüglichsten Rüstungen und Waffen der k. k. Ambraser-Sammlung" in Original-Photographien von Andreas Groll und mit historischem und beschreibenden Texte von Dr. Ed. Freiherrn v. Sacken von dem k. k. Hofbuchhändler W. Braumüller in Wien vorbereitet wird und auf dessen Prospectus wir bereits in diesem Jahre (II, 30) hingewiesen haben. Die erste Lieferung wird in wenigen Tagen ausgegeben und wir verweisen rücksichtlich ihres Inhalts auf die „Literarischen Anzeigen" dieses Heftes. Die vorzeitige Benützung der „Einleitung" verdanken wir der Güte des Verfassers und Conservators Herrn Freiherrn v. Sacken.
D. Red.

Kosten verwendet, seinem Hause sichern und deren Integrität bewahren.

Die beiden Söhne Erzherzog Ferdinand's waren kinderlos, somit fiel nach ihrem Tode Ambras und die Sammlung dem Landesfürsten zu, dennoch kaufte Kaiser Rudolf II. von Karl von Burgau noch bei dessen Lebzeiten beides, wobei die Sammlung auf 100,000 Gulden geschätzt wurde. So sind, da mit Sigismund Franz 1665 die tirolisch-österreichische Nebenlinie erlosch, und Tirol mit den übrigen Erblanden vereinigt an den regierenden Hauptstamm, zunächst an Kaiser Leopold I., überging, die habsburgischen Kaiser auf doppelte Weise die alleinigen und rechtmässigen Eigenthümer der Ambraser-Sammlung, nämlich durch die obige Testamentsbestimmung des Gründers und durch Kauf. — Der letzte Wunsch des erlauchten Stifters wurde aber, wohl zum Vortheile der Wissenschaft, zum Nachtheile der Sammlung nicht eingehalten. Denn der Zuwachs war seit Ferdinand's Tode in der ersten Zeit zwar nicht unbedeutend, später aber äusserst spärlich, dagegen kam der grösste Theil der Handschriften und Bücher in die kaiserl. Hofbibliothek nach Wien (1665). Die meisten Münzen (1715) und viele Bilder wurden ebenfalls den betreffenden Sammlungen zu Wien einverleibt. Während der Franzosenkriege musste die Sammlung mehrmals geflüchtet werden; als im Pressburger Frieden 1805 Tirol an Baiern abgetreten wurde, kam sie als ein dem durchlauchtigsten Kaiserhause gehöriger Schatz nach Wien, doch nahmen die französischen Bevollmächtigten 10 prachtvolle französische Rüstungen weg; in Ambras aber blieben manche auf das Land und das hohe Stifterpaar bezügliche Gegenstände und eine Anzahl Turnierrüstungen zurück.

Die ausgezeichnetste und interessanteste Partie der Sammlung bilden die Rüstungen und Waffen. Schon Erzherzog Ferdinand schätzte sie so, dass er 125 derselben in Kupfer stechen und von seinem Secretär Schrenk von Notzingen herausgeben liess. Seither und bei dem gegenwärtigen Standpunkte der Kunst und Geschichtsforschung haben sie noch mehr an Interesse und Bedeutung gewonnen, indem sie ein Gegenstand wissenschaftlichen und künstlerischen Studiums geworden sind. Denn die Harnischtracht hat im Mittelalter ihren ganz bestimmten Entwicklungsgang und ist in ihren jeweiligen Formen für die Richtung der Zeit und des Geschmacks, wie für die Art der Kriegführung charakteristisch; auch der Zustand der Kunst und Gewerbe welche bei der Waffentechnik vielfache Anwendung finden, wird an ihr ersichtlich. In der kriegerischen und turnierlustigen Zeit des Mittelalters waren ja gute und schöne Waffen ein Gegenstand von grösstem Belang; beim Kampfe von Mann gegen Mann, bei der Wichtigkeit der Person des Führers, der im Gedränge selbst mitfocht, war es nothwendig und bei der damaligen Beschaffenheit der Angriffswaffen auch zweckmässig, sich durch eiserne Umhüllungen zu schützen. Wie viel man auf die Schönheit hielt, beweist der Umstand, dass bei den Turnieren ein eigener Preis — der Zierdank — für den am prächtigsten Gerüsteten bestimmt war.

Im Beginn des Mittelalters, wo römische Bildung und Sitte das einzig gebotene Mittel der Civilisation war, schliesst sich Tracht und Bewaffnung einigermassen der vorhergehenden Übung an; bis zur Mitte des X. Jahrhunderts trug man Schuppenharnische aus Leder mit aufgenähten Blechschuppen und herabhängenden Lendenstriemen, oder das Kettenhemd aus verflochtenen, auf Stoff gehefteten Ringen, runde, beckenartige Helme mit einem Schilde vorne und hinten und mit Backenschienen, kleine runde Schilde, kurze Schwerter und Wurfspiesse ohne Fähnlein. Gegen Ende des X. Jahrhunderts mit der Entfaltung des nationalen Lebens und dem Entstehen des Ritterstandes gestaltet sich die Kriegstracht eigenthümlicher. Der Ritter trägt einen Waffenrock (Brünne) mit aufgenähten Eisenringen — seltener Scheiben und derlei Hosen, konischen Helm mit schmalem Naseneisen und den sehr grossen dreieckigen Schild, ausgebogen, damit er den ganzen Leib schütze, an einem Bande am Halse hängend. Das lange Schwert mit um den Leib geknüpftem Gehänge hat eine gerade Parirstange, die Sporen sind lanzenartig ohne Räder.

Auch im XII. und XIII. Jahrhundert besteht die ritterliche Rüstung in einem vollständigen Anzuge von Leder mit aufgenähtem Ringwerk (halsberc); das Ringhemd hat eine Kapuze, die nur das Gesicht frei lässt, an den Ärmeln Fäustlinge, darüber wird der lange, faltenreiche Waffenrock getragen. Die Helme, anfangs konisch und nur das Oberhaupt deckend, werden immer grösser, und umschliessen zuletzt topfartig den ganzen Kopf; auf ihnen wird der Helmschmuck (Cimier) in verschiedener Gestalt als Flügel, Hörner, Geweihe etc. angebracht, dann auch zum Schutze gegen Hitze und Rost eine Helmdecke. Auf den grossen dreieckigen, oben abgerundeten Schilden erscheinen gemalte Abzeichen der Ritter — die Entstehung der Wappen, die Sporen haben Räder, die sehr langen, breiten Schwerter hängen an einem zusammengeknüpften, später geschnallten Gehänge, die Lanzen erhalten wimpelartige Fähnlein. Auch die Pferde werden mit Ringdecken geschützt und mit grossen fliegenden Überdecken behängt.

Viel schmucker und zierlicher gestaltet sich die ritterliche Rüstung im XIV. Jahrhundert. Den Haupttheil bildet ein fast bis an die Knie reichendes, aus Ringen geflochtenes Panzerhemd, wie solche, wahrscheinlich durch Bekanntschaft mit dem Orient schon im XII. Jahrhundert, obwohl selten, vorkommen, aber seit Erfindung des Drahtziehens (zu Nürnberg um 1306) allgemein wurden; sie hatten einen, Hals und Hinterhaupt schirmenden Kragen, der an die getriebene Beckenhaube (bassinet) befestigt war. Über dem Panzerhemd trug man den ärmellosen, oft blasonirten Waffenrock. Einzelne Theile: Brust, Schultern, Ellbogen, Knie wurden noch durch Lederschirme oder

einzeln aufgeschnallte Eisenplatten geschützt, Handschuhe und Schuhe aus geschobenen Blechschienen gefertigt. Die spitze Beckenhaube hatte kein Visier, es wurde daher der mächtige Kübel- oder Fasshelm, der auf den Schultern aufsass, darüber gestürzt. Erst zu Ende dieser Periode erhielt das Bassinet ein bewegliches Visier, wo dann der Kübelhelm wegfiel. Die Schilde sind in dieser Zeit klein und dreieckig, Schwertgriff und Dolch sind an Kettchen, die von der Brustplatte ausgehen, befestigt, der breite, oft mit Metallverzierungen und Edelsteinen besetzte Gürtel wird tief hängend um die Hüften getragen.

Indem sich die schützenden Eisenplatten mehren, entsteht im XV. Jahrhundert der ganz geschlagene Plattenharnisch; der Panzer und der Waffenrock fielen weg und der Ritter glänzte ganz in blankem Eisen. In der ersten Zeit waren die Platten noch nicht durch Geschiebe so innig verbunden, die einzelnen Stücke nicht so gross und aus Einem getrieben, als später, wo die Theile und Geschiebe so in einander griffen, dass selbst bei Bewegungen fast kein Theil des Körpers ungeschützt blieb. Im Anfange sind die Rüstungen dünn, mit vielen Spitzen, Buckeln und Kehlungen, später mit Ätzwerk geziert und an den Leib passend; je mehr die Feuerwaffen ausgebildet werden, desto dicker im Eisen und plumper sind die Harnische. Bis in die zweite Hälfte des XVI. Jahrhunderts werden vollständige Rüstungen getragen, dann fallen zuerst die Eisenschuhe weg, dann der Beinschutz, späterhin das Armzeug und Helm-Visier, bis nur mehr der Kürass und die offene Sturmhaube übrig bleiben.

Sehr zweckmässig erscheint übrigens diese Harnischtracht nicht, indem das, was sie an Schutz gegen die feindlichen Waffen gewährte, durch das Gewicht und die erschwerte Beweglichkeit fast aufgewogen wurde; zudem liessen die Platten an den Gelenken offene Stellen, während das frühere Panzerhemd den Leib vollständig, besonders gegen den Hieb schützte und so dicht war, dass es, wie aus verschiedenen Erzählungen hervorgeht, oft dem Sieger nicht möglich war, selbst wenn der Gegner schon auf dem Boden lag, durch das Ringwerk durchzudringen. Die glänzende, prächtige Plattenrüstung war grossentheils Sache der Mode; man trieb damit einen so grossen Luxus, wie früher mit den Waffenröcken, gegen welche besondere Aufwandgesetze erlassen werden mussten, und mancher minder vermögliche Ritter gerieth durch die Anschaffung einer schönen Rüstung in Schulden.

Das Gewicht eines vollständigen Feldharnisches betrug zu Anfang des XVI. Jahrhunderts ungefähr 40 Pfund, freilich mussten unter diesem noch ein dick mit Werg oder Wolle abgesteppter Unterkleid oder Wamms und Hosen von Büffelleder getragen werden; so litt der Ritter von Hitze und Beschwerde seiner Rüstung oft mehr, als durch das feindliche Schwert, und wir dürfen uns nicht wundern, wenn wiederholt erzählt wird, dass an einem heissen Tage mehr Leute verschmachteten, als todt geschlagen wurden (Lebensbeschreibung Götzen's von Berlichingen). Die späteren Rüstungen im XVII. Jahrhundert sind noch schwerer; die Sturmhaube allein wog 13—20 Pfund, Brust- und Rückenstück 20—30 Pfund, die ganze Rüstung bisweilen über 100 Pfund, daher auch der französische Berlichingen, François de la Noue (um 1580) klagt, dass die Reiter oft ganze Ambosse auf sich laden.

Die getriebenen Rüstungen zerfallen in drei Abtheilungen: 1. Feld- oder Schlachtrüstungen, meist ziemlich einfach und wohl geschlossen; 2. Turnierrüstungen. In der früheren Zeit hatte man für die verschiedenen Arten von Gestechen und Rennen besonders geformte schwere Harnische; später waren sie nach Art der Feldrüstungen nur mit Wechsel- und Verstärkungsstücken nach der Gattung des Turniers und der dabei angewendeten Kampfweise versehen. 3. Prunkharnische, bei Aufzügen und Festen gebraucht, oft von der kostbarsten und kunstreichsten Arbeit, getrieben, mit Gold ausgelegt mit und Edelsteinen besetzt, meist leicht, mit offenem Helme. Als Liebhaberei und Curiosität wurden bisweilen Panzerrüstungen, Schuppenharnische (Brigantinen) und Corazine — Schuppenhemden mit Sammt überzogen — getragen; den gewöhnlichsten Helmschmuck bildeten die Federbüsche, welche als eine französische Mode im XV. Jahrhundert aufkamen.

Auch die Pferde wurden oft ganz in Eisenrüstungen gehüllt, wenigstens Kopf und Leib, oder mit Decken aus steifem Leder (Parsche) geschützt, zur Parade mit Decken und kostbaren Stoffen (Caperation), oder Streifen aus Stoff und Quasten (Gerait) geschmückt.

Die in der Ambraser-Sammlung befindlichen Rüstungen stammen sämmtlich aus der Periode der geschlagenen Plattenharnische (von c. 1450 an) und wir können an ihnen, da ihre Authenticität festgestellt, daher die beiläufige Zeit der Anfertigung genau bekannt ist und jede ihre besonderen Eigenthümlichkeiten hat, alle die vielfachen Veränderungen und Moden in der Harnischtracht, bis sie durch die immer mehr vervollkommneten Schiesswaffen abkam, kennen lernen.

Alte Kunstdenkmale in Botzen und seiner Umgebung.

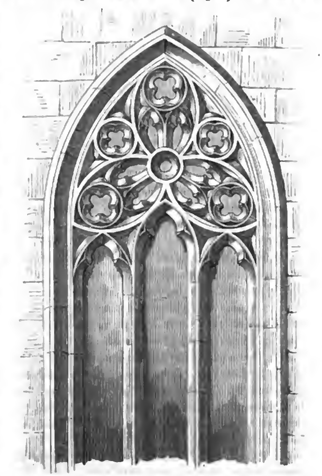
Von Alois Messmer, Correspondenten der k. k. Central-Commission in Brixen.

(Mit einer Tafel.)

II.

Eine zweite gothische Kirche, wenigstens noch in der Hauptsache erhalten, ist die Dominicanerkirche. Brüder des Predigerordens kamen 1272 von Regensburg, wo ungefähr gleichzeitig das berühmte Licht des Ordens, Albertus Magnus lebte und lehrte. Bereits im folgenden Jahre bauten fromme Bürger, darunter die gleichzeitig von Florenz eingewanderten Botschen den Brüdern Convent und Capelle; in der Folge aber reiche Kaufleute die dem heil. Dominicus geweichte Kirche. Eine nähere Angabe über die Bauzeit konnte ich nicht auftreiben. Nur eine Notiz gibt noch einiges Licht. Anna, des Königs Wenzel von Böhmen Schwester und des Königs Heinrich von Tirol Gemahlin, welche das Kloster in ihrem Testamente bedacht hatte und 1313 zu Laibach starb, wurde im Chor begraben[1]). Chor und Kirche ist aber ein Bau aus einem Guss und keineswegs sehr kostbarer Natur, so dass um jene Zeit wohl der ganze Bau gestanden haben wird. Die ursprüngliche Anlage ist einfach und streng, wie es bei den Predigern überall Regel war. In der Zopfzeit sind unschöne Erneuerungen und Zubauten darüber gekommen. 1785 wurde das Kloster aufgehoben und die Kirche gesperrt. In neuester Zeit wurden die Capellen weggeschlagen, die Fenster vermauert und das Innere zu einem Magazin, das Kloster aber zu einer Kaserne verwendet. Dennoch konnten alle diese Unbilden den ursprünglichen Charakter des Gottesbaues nicht gänzlich vertilgen und wir wollen freilich nur mit Wehmuth und Unmuth, die Überreste beschauen. Voraus sei bemerkt, dass diese Kirche, wohl der beschränkten Lage wegen, von Norden nach Süden schaut, während alle anderen Kirchen die gewöhnliche Orientirung von Westen nach Osten erhalten haben.

Der älteste Theil ist der an der Westseite befindliche Thurm, bei dem noch ein capellenartiger Raum mit Rundbogenfenstern sichtbar ist. Er steigt im Viereck auf und ist für die Kirche zu niedrig, offenbar vom ersten Bau übrig geblieben. Das Dach ist vierseitig aufgemauert, die Schallöffnung unter demselben zeigt den Übergangsstyl, zwei stumpfe Spitzbogen durch ein paar hintereinander stehender romanischer Säulchen abgeschieden. Er wird aus dem Ende des XIII. Jahrhunderts stammen. Die Façade ist unbedeutend; das Rundfenster haben noch die Dominicaner vermauert und vermalt, der Giebel ist schräg zurückgelegt und bildet einen stumpfen Dachwinkel; auf der Ecke sitzt ein kleines Thürmchen. Die freie Seite des Schiffes gibt von aussen durch die wegrasirten Capellen und die vermauerten Fenster einen trostlosen Anblick. Am Chor treten die aus gehauenen Sandstein gebauten Pfeiler kräftig hervor; er ist dreiseitig aus dem Achteck geschlossen. Das Mittelfenster, das man dem Hochaltar zu lieb, schon früher vermauert hat, hat auf dem Mörtel zufällig noch sein Masswerk behalten und dasselbe ist von so eleganter Zeichnung und leichten Schwung, dass es nach meinem Gefühl die beste gothische Reliquie in Botzen ist; ein Beweis, was die Kirche in ihrer schönen Zeit gewesen sein muss (Fig. 3). Das Innere ist



(Fig. 3.)

mehr langgestreckt als hoch; einfache, achteckige aus Ziegeln gemauerte Pfeiler scheiden die beiden gradliniger geschlossenen Abseiten vom Mittelschiff; jene sind übrigens, wie hierlands überall mit dem Mittelschiff von gleicher Höhe und

[1]) Die Notiz sammt einem Auszug aus dem Testamente bei Trojan.

das Querschiff fehlt. Die Pfeiler haben erst in neuer Zeit unpassende Capitäle erhalten, ursprünglich wachsen die Rippen, wie in der Franciscanerkirche, ohne Vermittlung heraus und bilden ein hübsches Netzgewölbe. Die Fenster wurden noch zur Zeit des Bestehens um ihren Spitzbogen gestumpft; ebenso erhielt der langgestreckte Chor eine dicke Kruste von Stuccatur und plumpen Gemälden. — Im Klostergebäude selbst hat sich noch ein einfach schöner gothischer Kreuzgang erhalten, in dem besonders die leichte und mannigfaltige Spitzbogenwölbung bewunderungswerth ist. In den Kreuzgang öffnet sich eine hübsche gothische Capelle, die nun in eine Soldatenstube umgewandelt wurde.

Um die Aufzählung vollständig zu machen, sei noch des kleinen gothischen Deutschordenskirchleins zum heil. Georg erwähnt. Die Besitzungen des deutschen Ordens in Tirol, die sogenannte Bollei an der Etsch, reichen in ein sehr frühes Alter hinauf; ihre erste urkundliche Niederlassung war das Haus in Lengmoos im Jahre 1227 [1]). Ihre Niederlassung in der Ebene soll zuerst am Eisack gestanden haben, aber am Ende das XIII. Jahrhunderts vom Flusse verwüstet worden sein. In Folge dessen brachte der Orden 1400 den Vintlerschen Edelsitz Weggenstein käuflich an sich, der von nun an der Sitz der gleichnamigen Landcommende blieb [2]). Ohne Zweifel bald nach dieser Erwerbung wurde das genannte Kirchlein erbaut, wie der Styl es mit Sicherheit schliessen lässt. Es ist mit seinem westlichen Ende in das Haus eingebaut und nur gegen Osten frei. Sockel, Pfeiler und Fensterstöcke sind von gehauenem Sandstein, das Übrige ist Mauerwerk. Das Innere gewährt einen leichten, gefälligen Anblick. Es bildet nur ein Schiff mit hohem Gewölbe; die Rippenbündel, drei an jeder Seite, sitzen sammt ihren Gewölbzwickeln auf Tragsteinen der Seitenwände. So erhält das Gewölbe drei Joche nebst dem tiefgerippten, sternförmigen Schluss. Die Fenster sind schlank und haben ein etwas nüchternes spätgothisches Masswerk, worin bereits die länglichen Fischblasen zum Vorschein kommen. Die Einrichtung ist modern, doch hat der Bau im Ganzen wenig Schaden gelitten. Von der Commende Weggenstein selbst ist wenig zu sagen, indem das Gebäude gänzlich modernisirt worden ist. Nur der nördlich angebaute Thurm hat wenigstens einen malerischen Anblick behalten. Er bildet einen viereckigen Kern von mehreren Stockwerken. An den vier Ecken sind runde Erkerthürmchen angebracht, die mit ihren Spitzen das hohe Dach des Mittelbaues hübsch und trotziglich umstehen. Es sieht wenigstens ritterlich aus.

Die Pfarrkirche, auf die wir endlich unsere Betrachtung lenken, ist der bedeutendste gothische Bau nicht blos in Botzen, sondern im ganzen Kronlande. Ihr Bau ist auch der Zeit nach der ausgedehnteste, denn während er Theile enthält, die über die gothische Zeit hinaufreichen und aus dem XII. oder dem Anfang des XIII. Jahrhundert stammen, wurde ein bedeutender Theil davon erst im XVI. Jahrhundert aufgeführt, so dass man eine Baugeschichte von mehreren Jahrhunderten verkörpert vor sich hat. Der Fortschritt des Bauwerks lässt sich aus Abgang der Urkunden leider nicht in allen Theilen mit völliger Sicherheit nachweisen; doch stehen wir überall auf dem Boden einer überwiegenden Wahrscheinlichkeit, womit wir uns in ähnlichen Fällen häufig begnügen müssen [1]).

Ihren Ursprung verdankt die Kirche einem Muttergottesbilde, das bis auf den heutigen Tag in hoher Verehrung steht. Sein Bekanntwerden erzählt die Volkssage auf folgende Weise: An der Stelle der jetzigen Kirche befand sich vor Zeiten ein Moos (Sumpf), daselbst fand ein Fuhrmann, durch eine himmlische Stimme geleitet, das Bild und hob es auf. Es wurde nun für dasselbe zuerst ein sogenanntes Bildstöcklein errichtet, später eine Capelle mit einem Altar. Die Capelle wurde vom Bischof Salomo von Trient 1180 wenige Tage nach der früher erwähnten alten Pfarre eingeweiht. — An der Stätte dieser Capelle erhob sich allmählich die jetzige Kirche, deren Baugeschichte sich etwa in vier Abschnitte zerlegen lässt. Bereits 1194 geschieht der Marienkirche Erwähnung, in der durch Bischof Konrad von Trient eine Belehnung der Grafen von Eppan vorgenommen wird; 1203 ist sie bereits Pfarrkirche, auf deren Freithof eine Pfandschaftsverhandlung geschieht. Demnach scheint der erste Bau am Anfange des XIII. Jahrhunderts bereits fertig gewesen zu sein. Der Brand 1223 dürfte ihm wenig nachtheilig gewesen sein, da die Kirche um jene Zeit wahrscheinlich noch ausser dem Weichbilde der Stadt stand. Wenigstens wird sie in den Urkunden von 1224 und 1238 als bestehend vorausgesetzt. Nur dürften die Glockenthürme etwas später und nicht beide gleichzeitig aufgeführt worden sein, da in einer Urkunde von 1315 von einer Testamentsverhandlung bei der Kirchthür am neuen Glockenthurm unserer lieben Frauen-Pfarrkirche die Rede ist [2]). Von der Gestalt dieser ersten Kirche können wir uns aus neueren Untersuchungen und noch vorhandenen Theilen einen ziemlich deutlichen Begriff machen. Eine 1832 vorgenommene Tieferlegung des Fussbodens im Chor enthüllte die Grundmauern also den Grundriss einer dreischiffigen Basilica; die Seitenschiffe durchbrechen die Thürme und sind gleich dem etwas länger gestreckten Chor halbrund geschlossen. Das Hauptportal, das noch vorhandene sogenannte Löwenthor, ist im lombardisch-venetianischer Styl und ein kleineres noch vorhandenes Portal ist einfach romanisch. Es war also ein romanischer Bau, wie kaum zu zweifeln

---

1) Brandis: Ehrenkränzel des Landes Tirol.

2) S. Staffler, Tirol und Vorarlberg. II. S. 887.

1) Das betreffende Material ist gesammelt und zusammengestellt von dem als vaterländischen Geschichtsforscher rühmlichst anerkannten Professor P. Justinian Ladurner: Beiträge zur Geschichte der Pfarrkirche von Botzen. Botzen 1851.

2) Ladurner, a. a. O.

ist, nach lombardischem Muster angelegt. Die beiden Thürme, deren Unterbau bis zum Kirchendach noch im gegenwärtigen Baukörper steckt, gehören der Übergangszeit an und sind wohl erst im Verlaufe des XIII. Jahrhunderts entstanden. Das beweist unter andern der Rundbogenfries, der sich aber schon der Spitzbogenform nähert (wie der Fries unter dem Dache der Kuppel von St. Genève in Cöln aus dem Anfang des XIII. Jahrhunderts), eine Form die im gothischen Styl bald verschwindet. — Die zweite Bauperiode umfasst ungefähr die erste Hälfte des XIV. Jahrhunderts und betrifft das gegenwärtige Schiff der Kirche. Bereits von 1317, 1329, 1336, 1340 liegen Schenkungs-Urkunden zum Neubau von unserer lieben Frauen-Pfarrkirche *(ad novum opus ecclesiae parochialis B. M. V.)* im städtischen Archive. Doch scheinen solche Sammlungen eher zur Vorbereitung geschehen zu sein. Den sichern Anfang zeigt uns eine bei Trojer und in anderen Chroniken enthaltene Notiz an: „im Jahr 1340 um Sonnenwend war das erste Gewelb an U. L. Frauen-Pfarrkirchen erpaut gen den Wendelstein hinab" (südwestlich, wo jetzt das Kapuzinerkloster steht). 1377 ferner wurde der Altar des heiligen Achatius von der Capelle am gescheibten Thurm in die Pfarrkirche versetzt. So dürfte das Schiff wohl gegen 1350—1360 vollendet worden sein. Gleichzeitig erlitt aber der Bau einen bedeutenden Schaden, indem 1348 der Thurm am Wendelstein (das ist der südliche) bis zum vierten Stockwerk einstürzte. Er wurde später nicht wieder aufgebaut, sondern noch weiter gestumpft, wie er heute noch steht. — Einer dritten Bauperiode gehört der Chor an. Das zeigt der viel reicher entwickelte Styl, der sich von der Einfachheit des Schiffes auffallend unterscheidet, obwohl wieder Formen vorkommen, welche auf eine Benützung des älteren Chorbaues schliessen lassen. Genauere Anhaltspunkte über die Bauzeit liessen sich „aus Mangel aller darauf bezüglichen Urkunden," wie Ladurner sagt, bisher nicht gewinnen; nur die urkundliche Nachricht, das Bischof Georg von Trient 1390 den neuen Freithof hinter dem Chor eingeweiht habe; und die Volkssage, die Kirche sei um 1400 vollendet worden, kann dafür angeführt werden, dass der Bau in die zweite Hälfte des XIV. Jahrhunderts fällt. Darauf deutet auch das an einer Säule hinter dem Altar befindliche Vintlerische Wappen ohne den gekrönten Turnirhelm, den Kaiser Sigmund 1415 der Familie verlieh [1]).

[1]) P. Ladurner ist der Meinung, dass die am Chor auf den Quadern hie und da vorkommenden Steinmetzzeichen einiges Licht über die Bauzeit verbreiten dürften. Allein die Kunde dieser Zeichen ist heutzutage wohl noch zu unsicher, um ähnliche Schlüsse zu erlauben. Auch bemerkte ich sie nicht blos am Chor, sondern auch dann und wann am Schiff. Sie sind aber doch interessant genug und könnten vielleicht den Zusammenhang mit irgend einer Bauhütte — wahrscheinlich der von Wien — anzeigen. Ich copiere sie nach Ladurner, der die meisten abgebildet hat.

Das XV. Jahrhundert kann eigentlich in die Bauzeit nicht mit eingerechnet werden, es wurde zur inneren Einrichtung und zu nothwendigen Verbesserungen verwendet. Altäre wurden errichtet, darunter der Fronaltar im Chor von Meister Hans Maler von Judenburg, mit dem 1421 der Contract geschlossen wurde; einen andern fertigte Michael Pacher von Brauneck (in den Urkunden gewöhnlich prawneck) 1482 und 1483. Dr. Förster sah im Jahre 1853 in München bei Herrn Inspector Ainmüller einen geschnitzten Flügelaltar, der aus Botzen gekommen war und den er für den verlornen Pacher'schen hält [1]). (S. deutsches Kunstblatt 1853, Nr. 15.) Ferner wurde eine neue Sacristei gebaut und der Giebel der Façade, der früher wie bei den Dominicanern zurückgelegt war, senkrecht ausgebaut. Der Brand, von dem der früher erwähnte Dominicaner Felix Faber 1483 die Stadt verheert fand, hat die Kirche zwar nicht zerstört, aber doch beschädigt, was mancherlei Reparaturen nothwendig machte. Endlich weil das alte Portal theilweise die Fensterrose verdeckte, wurde es 1498 abgebrochen und mit möglichster Beibehaltung des alten Materiales und der alten Form in kleinerem Massstab wieder aufgerichtet, wobei freilich Manches in den Verhältnissen und in der Anlage eingebüsst wurde, wie der Augenschein es ergibt (vergl. Tafel IV). Bei dieser Gelegenheit wurden auch die Löwen, die die Säulen tragen, aus Trienter Marmor neu gemacht, da die alten morsch geworden waren. Ein Unglück am Schlusse des XV. Jahrhunderts veranlasste den jüngsten Bau, nämlich den des schönen Thurmes, der dem XVI. Jahrhundert angehört. 1499 entstand im Thurm eine Feuersbrunst, und es brannte alles Holzwerk der Art zusammen, dass der obere Theil unbrauchbar wurde. Man dachte sogleich an den Neubau; und über diesen Theil des Baues haben wir alle wünschenswerthe Sicherheit urkundlicher Aufzeichnungen. Burkhard Engelsberg, Steinmetzmeister zu Augsburg, lieferte für 100 fl. den Riss des Thurmes; als Polier empfahl er den jungen Steinmetzen Hans Lutz von Schussenried, auf den bald die alleinige Oberleitung des Baues überging. Er ging unverdrossen ans Werk und hatte gewöhnlich nur 7—8 Steinmetzen als Gehülfen, mit denen er in verhältnissmässig kurzer Zeit das schöne Werk zu Stande brachte. 1501 wurde der alte Thurm drei Stockwerke hoch abgetragen und nun schritt man zum Neubau. Von unten auf ging dieser Bau rasch vor sich, denn als Kern wurde das Viereck des alten Thurmes beibehalten und nur die Ecken mit starken, wohlgegliederten Pfeilern versehen. Vollendet wurde der Thurm laut einer Inschrift „den 16. Tag Herbstmonats 1519." Der Meister lebte darnach geehrt in Botzen (die Erzählung von seiner Flucht, weil der Thurm sich ein

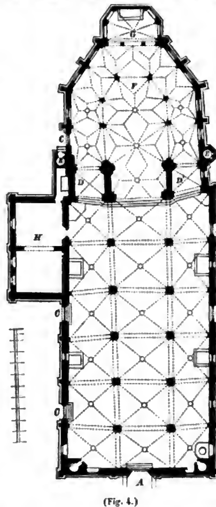
[1]) Das muss freilich noch dahingestellt bleiben; doch ist es wohl möglich, dass es einer der mehreren altdeutschen Altäre ist, die aus der Pfarre geschafft wurden und dann verschwanden. Übrigens ist auch bekannt, dass ein ähnlicher Altar von Tramin über Botzen den Weg des Schachers ging.

wenig geneigt, ist eine Fabel); sein Bildniss ist noch im Magistratshause aufbewahrt. — Die Steinmetzen hatten noch Zeit gefunden, in den Jahren 1513 und 1514 die schöne Kanzel zu meisseln, die noch in der Kirche steht.

An den Bau des zweiten Thurmes scheint man nie mehr gedacht zu haben, und so war der Bau vollendet. — Aus der späteren Zeit, besonders dem XVIII. Jahrhundert, ist nichts mehr zu melden, als missverstandene Verschönerungen. Die altdeutschen Altäre mussten hinaus und Marmorgebäude im schlechten italienischen Styl kamen an die Stelle. Durch diesen Tausch gingen die vorgedachten Meisterwerke verloren, die kostbares Gestein, wie es am Hochaltare verwendet ist und den Bau stört, nimmermehr ersetzen kann. — Ein grösserer Schade geschah dem Baue durch die Durchbrechung des Chores und dem Anbau einer neuen Capelle für das Gnadenbild in ganz unpassendem Style 1745. — Am andern Ende, nämlich am Eingange wurde ähnliche Unbild verübt, indem die Orgel dorthin verpflanzt und auf unpassenden Rundbögen aufgestellt wurde. Aber es mangelte an Licht; darum musste die Rose zwei plumpen Rundbogenfenstern weichen. Auch von der Seite wollte man Licht und brach ein ebenso ungestaltetes Paar links und rechts in die Wand — längliche Luftlöcher, einen bessern Namen verdienen sie nicht. Andere Verschönerungen, wie Überweissen und dergleichen, verstehen sich von selbst. — In den Dreissiger-Jahren dieses Jahrhunderts wurden Restaurationen vorgenommen, die den Bau wieder so ziemlich rein fegten und so weit es möglich war, in alter Gestalt wiederherstellten; die grossen Sünden sind freilich geblieben und von dem Neuen, was hinzugekommen ist, ist auch nicht alles tugendlich zu nennen, nämlich im gothischen Sinn.

Nun mag dem historischen Zettel als Einschlag die Beschreibung folgen (Fig. 4) [1]). Die ganze Anlage hat drei gleich hohe Schiffe ohne Querschiff; die Seitenschiffe sind als freier Umgang um den Chor herumgeführt; den Durchgang von den Seitenschiffen in diesem Umgang bildet beiderseits eine etwas gedrückte Halle, die den Unterbau der zwei Thürme trägt, von denen indess blos der nördliche ausgebaut ist. An ihn schliesst sich gegen Westen der Zubau der Sacristei an. Ausser dem Hauptportal im Westen führen an der Süd- und Nordseite der Schiffe je zwei Portale in das Innere, ausserdem befindet sich noch eine Thür an der Nordseite des Chores. Das Baumateriale ist ausser der neueren Schlusscapelle durchaus ein schöner, gelblich-röthlicher Sandstein.

Betrachten wir zunächst die Aussenseite des Schiffes. Der ganze Bau ruht auf einem, zwischen drei bis vier Fuss hohen Sockel, dessen oberer Rand in der Weise der attischen Basis schliesst. Der Bau ist einfach und schmucklos. Die Pfeiler treten wenig aus der Mauerwand heraus und reichen nur bis zu zwei Drittheilen der Höhe. Unter dem Dache ist weder Fries noch andere Zier. Die Fenster sind verhältnissmässig klein, meistens durch zwei Stähe getheilt, der Bogenschluss gewöhnlich durch einen Vierpass geschmückt, der die Gestalt des Kreuzes zeigt; von Aussen ohne Giebelkrönung. Von den Seitenthüren ist die östliche an der Südseite, das sogenannte „Pfaffenthürl" als ein Überbleibsel vom alten romanischen Bau bemerkenswerth.



(Fig. 4.)

Sie hat die bekannte einfachste romanische Form; den Rahmen bilden zwei Säulen auf attischer Basis mit korinthisirendem Capitäl, worüber ein starker Rundstab oder Wulst in Halbkreise gespannt ist. Über dem Thürsturz ist ein altes Gemälde, den Gekreuzigten darstellend. — Die übrigen Seitenthore sind spitzbogig, die Laibung ist mit einfachen Stäben und Hohlkehlen verziert. — Die Façade ist an ihrem oberen Theile durch die Vertauschung der Rose gegen die modernen Fenster völlig unbedeutend geworden. Das Portal aber (das sogenannte Löwenthor) mit seinem alterthümlichen Aussehen ist immer noch ehrwürdig (Taf. IV, Fig. *A*).

Es ist ein selbstständig heraustretender Vorbau. Vorne ruhen zwei Löwen von rothem Trienter Marmor mit aufgesperrtem Rachen, mit den Vordertatzen ein kleineres Thier umkrallend, von einer leblos heraldischen Bildung. Jeder trägt auf dem Rücken eine achteckige Säule mit korinthisirendem Capitäl. An der Hinterwand gegen die Kirche

[1]) Die äussere Länge des Schiffes gibt Ladurner zu 144 Fuss, die Breite zu 73 Fuss, die Breite des Chors zu 62 Fuss an, für dessen Länge würden nach Abrechnung der zugebauten Capelle ungefähr 52 Fuss bleiben. Der mir vorliegende Grundriss weicht aber von den angegebenen Massen so bedeutend ab, dass ich im Augenblick ausser Stande bin, die Angaben zu prüfen, und daher auf jede genauere Maassbestimmung verzichten muss. Erklärung des Grundrisses: *A* Hauptportal, *B* das sog. Pfaffenthürl, *C* Seitenthore, *D* Thurmhallen, *E* Treppenthürmchen, *F* Hochaltar, *G* neuere Marienkapelle, *H* Sacristei.

entsprechen dieser zwei ähnliche, runde Säulen, die aber bedeutend dünner sind, so dass man in Zweifel geräth, ob diess der ursprünglichen Anlage gemäss ist. Diese Vorder- und Hintersäulen sind durch einen Architrav verbunden, so dass links und rechts ein offenes Rechteck bleibt, während der mittlere Durchgang halbrund überwölbt ist. Die schräge Laibung des Portales ist einfach aber sorgfältig geschmückt. Auf dem weissmarmornen Sockel sind Drachen im Kampf mit anderen Thieren abgebildet. Darauf stehen je vier eckige, säulenartige Stäbe über attischer mit dem Eckblatt versehenen, aber die eckige Form der Schäfte nachahmenden Basen, die oben ohne Capitäl in Halbkreisbogen enden. Hier sieht man die bei der Erniedrigung des Portals geschehene Verschiebung der ursprünglichen Baustücke deutlich. Das Portal bestand ursprünglich aus regelmässig wechselnden Lagen weissen und röthlichen Marmors, wie man ähnliche zu Salzburg bei den Franciscanern und in S. Peter sieht, die einen reichen und reizenden Anblick gewähren. Hier gehen die Lagen nicht mehr recht auf einander, das eine Stück ist zu lang, das andere zu kurz, wenn man auch das Bestreben wahrnimmt, die alten Formen zu erhalten. Fragt man um den künstlerischen Taufschein dieser Art von Portalbau, so dürfte wohl die Lombardie als seine eigentliche Heimath zu bezeichnen sein. Dort ist der Vorbau mit den Löwen die Regel und gerade die vorzüglichsten Kirchen des benachbarten Verona (S. Zeno, Dom) geben die besten Muster. Von dort schlingt sich der Faden über Trient (Dom) heraus nach Botzen; erscheint wieder an der romanischen Stiftskirche von Inichen, wo die geschichtlichen Verhältnisse eine Verbindung mit Italien nicht unwahrscheinlich machen; und kommt nochmals zum Vorschein an der S. Zenokirche zu Reichenhall [1]), wo schon der Titelheilige auf Verona hinweist. Andere Beispiele an jetzt noch stehenden Kirchen in Süddeutschland sind mir nicht bekannt. Die Thürflügel sind von einem Tischler 1521 verfertiget und mit den Bildern der vier Evangelisten im Relief verziert worden; für einen Tischler eine tüchtige Arbeit.

Beim Eintritt in die Kirche bemerkt man gleich, dass das östliche Ende gegen das westliche bedeutend von den geraden Linien nach Süden abweicht, wie auch, dass die Seitenschiffe nicht völlig gleich sind — Fehler, wie sie bei alten Kirchen nicht selten vorkommen, ohne der Perspective des Ganzen wesentlich Eintrag zu thun. Das Gewölbe erhebt sich im Schiff zu einer Höhe von 47 Fuss, ist von einer Doppelreihe von sechs Pfeilern getragen und bildet daher eben so viele Travéen. Die Pfeiler (Taf. IV, Fig. *B*) haben eine viereckige Grundform und Säulchen in den vier ausgeschnittenen Ecken. Die Basis ist der attischen ähnlich; das Capitäl an den Säulchen ist korinthisirend, von einer dürren, conventionellen Bildung, so dass das Akanthusblatt stets in eine Art Blume oder Stern oder einen Menschenkopf endet. Dieselbe Art des Schmuckes ist sodann auch über die Zwischenflächen des Pfeilers herumgeführt. An den Wänden der Seitenschiffe entspricht jedem Pfeiler ein Pilaster mit zwei Säulchen zur Seite. Die Gewölbeconstruction ist äusserst einfach. Von der Pfeilerfläche geht ein breiter Gurt aus, der mit dem Gurt des gegenüberstehenden Pfeilers in einem stumpfen Spitzbogen sich verbindet und so die Joche scheidet. Von den Ecksäulchen springen die Rippen des Kreuzgewölbes aus. Die Gurten sind durch Hohlkehlen an den Seiten profilirt, verlieren dadurch aber wenig von dem Eindruck ihrer Breite; die Profilirung der Kreuzrippen ist birnförmig. Man sieht wohl, die Construction ist in all ihren Theilen noch sehr primitiv und unterscheidet sich wenig von dem eines massenhaften romanischen Gebäudes.

Der Chor liegt gegenwärtig noch um 3 Stufen höher als das Schiff. Der Durchgang von den Seitenschiffen in den Chorumgang ist, wie schon oben bemerkt, etwas gedrückt und beengt, weil die darauf ruhenden Thürme einen massenhaften Unterbau verlangten. Dass sich übrigens hier vor Zeiten eine halbrunde Apsis anschloss, sieht man noch, indem gegen Osten noch der Rundbogen steht und nur durch einen Spitzbogen unterfangen ist. Der Innenraum des Chores ist vom Umgang durch acht Pfeiler geschieden. Diese Pfeiler haben eine wunderliche Gestalt, die sich schwer erklären lässt, ausser man nimmt an, sie seien theilweise aus dem früheren Bau herübergenommen und dem neuen adaptirt worden (Taf. IV, Fig. *C*). Sie haben ursprünglich wohl eine achteckige Grundform gehabt und sind von unten auch mit Säulchen umstellt, die ungefähr auf dem dritten Viertheil der ganzen Pfeilerhöhe in glatte Kelchcapitäle enden und für sich weder etwas tragen noch bedeuten, wenn man nicht annimmt, sie haben vor Alters den wahren Pfeilerschluss gebildet und das Gewölbe getragen. Diese ursprüngliche Gestalt wurde beim neuen Chorbau vermuthlich dadurch entstellt, dass hinten, wo sie roh aussehen, eine Verstärkung zugelegt und oben eine Verlängerung aufgesetzt wurde, die nicht völlig senkrecht steht, sondern sich etwas gegen die Wölbung überneigt und durch rippenförmige Einkehlungen seltsam genug aussieht. Oben ist der Pfeiler von einem stark ausladenden aus dem Achteck gebildeten Capitäl gekrönt, dessen Schmuck plumpe Pflanzen- und Thierformen und sonstige Fratzen bilden, von denen man auch nicht weiss, wie sie in den gothischen Bau kommen und die man eher als einen Rückfall in romanische Phantasiegebilde ansehen könnte. Das Gewölbe macht einen prächtigen Eindruck; es bildet zwei Sterne mit reich profilirten Rippen und plastischen Figuren von Engeln und Heiligen auf den Schlusssteinen. Die Fenster sind höher und breiter als im Schiff und mit reicherem Masswerk verziert. Vergegenwärtigt man sich die ganze Wirkung des Innern, so herrscht der Eindruck des Ernsten und Schweren vor, wie ihn die

[1]) S. „die mittelalterliche Kunst in der Erzdiöcese München-Freising" von Dr. Sighart. Freising 1855, S. 90.

massigen Pfeiler und wuchtenden Gewölbe bei geringer Höhe und geringer Massenauflösung der Gewände hervorbringen müssen. Nur gegen den Chor zu wird es lichter und freier und würde es noch mehr sein, wenn der Hochaltar nicht den Mittelbogen verdeckte und wenn nicht das Schlussfenster durch die Muttergottescapelle verbaut wäre.

Nun haben wir noch das Äussere des Chores zu betrachten, das nebst dem Thurme mit architektonischen Schmuck am reichsten bedacht ist. Die Pfeiler des fünfseitigen Schlüssels verjüngen sich in mehreren Abstufungen; sie sind am Dachrand mit Spitzsäulen gekrönt, unter denen wasserspeiende Thiere hervorragen. Zwischen den Spitzsäulen ist eine hübsche Gallerie um das Chordach geführt. Die Fenster entbehren einer eigentlichen Giebelkrönung, dafür haben sie aber einen andern Schmuck, es ist nämlich über jedes ein überaus reicher Blätter- oder Blumenbogen gespannt. Dem Chor dienen ausserdem am westlichen Ende beiderseits zierliche Treppenthürme, die bis zur Gallerie hinaufgeführt sind, zur Verschönerung, sowie zwei blinde Thürbogen mit schönem Masswerk. Es haben sich auch dort und da plastische Figuren erhalten, die aber keinen hohen künstlerischen Werth haben.

Noch ist die Beschreibung des Thurmes übrig. Er steigt in vier Abtheilungen empor, die durch deutliche Grenzen von einander geschieden sind und wieder in sich selbst ihre Gliederung haben. Die unterste Abtheilung, die bis zur Hälfte des Kirchendaches reicht, ist noch das alte Viereck mit dem etwas gespitzten Rundbogenfries; neu (d. h. vom letzten Bau im XVI. Jahrhundert) sind nur die reichgestalteten Eckpfeiler, die in Spitzthürmchen enden und so den Abschluss anzeigen. Darüber erhebt sich ein zweites Viereck von zwei Stockwerken, wovon das untere mit blinden, das obere mit offenen Fenstern ausgestattet ist. Die Fenster sind mit schönem Masswerk verziert. Eine Gallerie schliesst und krönt diesen Theil. Darauf steht ein Sechseck gleichfalls von zwei Stockwerken, an denen die Flächen des unteren wieder mit Fensterblenden, die des oberen mit offenen reich verzierten Fensterbogen versehen sind. Die Verbindung des unteren Vierecks mit dem Sechseck zu vermitteln, dienen die Eckthürmchen, die vom Viereck aufspringen und üppige geschweifte Bogen zum Sechseck hinübersenden. Diess ist am oberen Ende wieder durch eine Gallerie mit Eckthürmchen gekrönt und daraus erhebt sich der sechseckige Helm aus durchbrochenem Steinwerk, der durch einen Kranz in der Mitte gleichfalls abgetheilt ist. Der Thurm muss ein Meisterwerk der spätgothischen Baukunst genannt werden. Besonders macht die einfache Gliederung und die consequente Durchführung aller Theile einen wohlthuenden Eindruck. Doch kann der Bau in manchen Einzelheiten die Mängel einer späten Zeit freilich nicht verdecken. So ist der Übergang vom Viereck zum Sechseck entschieden zu mager und zu grell. Die Alten setzten darum regelmässig das Achteck auf, als das Natürliche, leichter und reicher zu Vermittelnde. Die Vermittlung war ferner eine echt architektonische und gerade in diesen Übergängen kommen nicht selten die glänzendsten und originellsten Gedanken der Meister zu Tage. Hier fehlt eine eigentlich architektonische Vermittlung ganz; die zarten Ecksäulchen mit ihren Bogen können für nichts anderes angesehen werden als für einen Schmuck. Ferner sind der Abtheilungen zu viele, wodurch eben keine zu bedeutsamer Geltung und grossartiger Entfaltung kommt, wie denn z. B. namentlich die Schlusspyramide etwas stumpf aussieht. Das späthgothische Ornament endlich trägt nicht wenig bei, den Eindruck des Zierlichen zu erhöhen, den des Grossen hingegen zu schwächen.

Von alter Einrichtung sind der Pfarrkirche zwei bedeutende Stücke geblieben. Das erste ist die 1513—1514 verfertigte Kanzel. Sie ist aus Sandstein gehauen und wurde theilweise sogar bemalt (aber wohl in späterer Zeit). Sie hat die aus dem Achtecke gebildete Kelchform und ruht auf einem entsprechenden Fuss; die Einfassung bildet reiches Ornament, dazwischen sind im Relief die Kirchenväter und andere Heilige angebracht. Das späthgothische Ornament ist hübsch, ganz wie auf Holzschnitzwerken behandelt, die Figuren hingegen sind sehr ordinär und hausbacken. Das andere, weit schätzbarere Stück ist eine gothische, über vier Fuss hohe Monstranz. Aus dem schön ausgebreiteten Blattwerk des Fusses erhebt sich der Stamm, welcher die Gestalt einer Quadermauer nachahmt, um so den Gedanken eines kräftigen Unterbaues auszudrücken. Darauf steht zunächst der Krystallcylinder zur Aufnahme der Hostie, darüber und darneben wächst ein herrliches offenes Thurmwerk empor, ein hoher Mittelthurm und zwei niedrigere Seitenthürme, ein gothischer Tempel im Kleinen. In den Thürmen und Nischen sind Figuren angebracht: der Gekreuzigte, die Mutter Gottes und andere Heilige (ein Pelikan vor dem Cylinder ist später unpassend angemacht). Das Ganze ist von Silber, die Figuren von Gold oder vergoldet. Letztere sind ziemlich kurz und plump, hingegen alles Bauwerk so schön, reich und luftig, dass es eine Vergleichung auch mit den besten mittelalterlichen Arbeiten der Art nicht zu scheuen hat. Das Werk wäre einer Abbildung und Veröffentlichung im hohen Grade würdig. Über Zeit und Ort seiner Entstehung konnte ich leider keine verlässliche Kunde erlangen. Den Formen nach halte ich es für ein Werk aus den ersten Jahrzehnten des XVI. Jahrhunderts.

Diess ist es ungefähr, was von mittelalterlichen Denkmalen in Botzen noch übrig geblieben ist, nachdem die Ungunst der Zeiten manches andere weggeräumt hat. Es ist für die mässige Handelsstadt immerhin von Bedeutung und findet sich ausser Trient an keiner andern Stelle des Kronlandes so viel Erwähnenswerthes beisammen. Doch muss man gestehen, dass die gothische Baukunst, der die schönsten dieser Denkmale angehören, ihre vollkommensten

Formen hier nicht entwickelt hat. Überall fehlt im Grundrisse die Kreuzform, im Aufbau jener schöne Wechsel zwischen niedrigeren Seitenschiffen und einem mittleren Hochbau, an deren Stelle die heitere aber auch nüchterne Form der Hallenkirche tritt. Nirgends ist die Bündelsäule angewendet, daher auch keine edlere Ausbildung des Capitäls erreicht. Die Wand bleibt unaufgelöst nach Innen und Aussen, daher der Eindruck immer etwas schwer und mager, wenn man etwa den Chor der Pfarrkirche ausnimmt. Nur der Gewölbebau wurde leicht und meisterhaft gehandhabt, besonders in den Kirchen und Kreuzgängen der Franciscaner und Dominicaner.

Auch die nächste Umgebung von Botzen bietet einem Freunde alter Kunst noch manche werthvolle Überreste, wovon im nächsten Abschnitte einige erwähnt werden sollen, nämlich Schloss Kungelstein, Kloster und Pfarrkirche zu Gries, die Pfarrkirchen von Terlan und S. Paul.

Über die Bedeutung der im Jahre 1106 urkundlich erwähnten capella baptismalis auf dem Berge Zoppen in Kärnten.

Von Gottlieb Freiherrn v. Ankershofen, k. k. Conservator für Kärnten.

Im April des Jahres 1160 [1]) bestätigte der salzburgische Erzbischof Eberhard I. zu Laufen die von seinem Vorfahren und von ihm selbst der Abtei St. Blasien in Admont verliehenen Güter und Rechte mit Beifügung neuer Vergabungen. In der Bestätigungsurkunde heisst es nun wörtlich:

Sane ex auctoritate creditae nobis a Deo dispensationis capellas duas Baptismales, in praediis Monasterii sitas scilicet supra Zozzen et apud Mukkirnovve cum omni jure suo, dote videlicet et clave Ecclesiae S. Blasii perpetuo confirmamus. Primam earum ex mandato nostro a Venerabili fratre nostro Romano Gurcensi Episcopo dedicatam jam dicto Coenobio cum jure sacerdotali tradidmus, ut videlicet homines inter duos rivos Cortsiz et Zlatovve consistentes, Baptisma, sepulturam, absolutionem poenitentium, caeteraque divina, a sacerdote, qui per Abbatem in ecclesia illa fuerit institutus, requirant, et decimas eidem Ecclesiae persolvant, nisi forte Abbas cum plebano de Gutarche interdum pro tempore et fratrum suorum quiete, aliter convenerit, quod tamen in detrimentum Monasterii non redundet. Alteram Ecclesiam apud Mukkirnovve praedecessores nostri Baptismalem esse instituerunt, quam rursus sub praedecessore nostro, domino Chunrado, Gotfridus de Wietinge à Jure parochitano exemit quodam praedio suo Salzpurgensi Ecclesiae super hoc contradito, ut sacerdotem ibidem, quem vellet, haberet, cum omnibus attinentiis et utilitatibus Ecclesiae. Itaque praedecessorum nostrorum pro jam dicta capella institutum, ad Admuntensem Ecclesiam cum praedii Mukkirnovve traditione, manu nostra derivatum, et nos dilecto fratri nostro Gotfrido Abbati, ejusque fratribus jure perpetuo confirmamus, ut scilicet dos ipsius Ecclesiae et decimae de praedio Gotfridi ex toto, decimae quoque ad Chrotse tam de Vineis quam de agris ad Ecclesiam ipsum persolvantur, nisi quod plebano de S. Floriano quatuor acervi frumenti et quatuor avenae, certa de causa exinde persolventur. Populus etiam qui est supra collem et ad Mukkirnovve et ad Chrotse, sepulturam et Baptisma et omnem justitiam apud Ecclesiam S. Nicolai habebit, excepto duntaxat placito Christianitatis, et judicio ferri vel aquae, quae ad plebanum de Libniz spectabunt cooperante sacerdote de Makkirnovve [1]).

Unter der Capelle auf dem Zozzen ist keine andere zu verstehen als die nun zur Pfarre Hüttenberg gehörige Filialkirche St. Michael am Zossen, welche östlich von Friesach drei Stunden ober Guttaring gelegen ist. Die Capelle in Mukernau gehört der unteren Steiermark an, muss aber hier desshalb berücksichtiget werden, weil uns das, was in der Urkunde über die Capelle in Mukernau gesagt wird, den Leitfaden für das geben muss, was wir in Bezug auf die kärntnerische Capelle am Zozzen, über welche sich die Urkunde nicht so deutlich ausspricht, annehmen dürfen.

Da die bei diesen Capellen bestellten Priester zur Zeit obiger Confirmations-Urkunde bereits das Recht zur Spende der heiligen Sacramente der Taufe und der Busse, dann das Begräbnissrecht und das Recht zum Zehentbezuge, somit Pfarrechte besassen, und im Mittelalter öfters auch Pfarrkirchen *ecclesiae* oder *capellae baptismales* genannt wurden [2]), so könnte man geneigt sein, zu glauben, als habe der Erzbischof

[1]) *Actum apud Laufe anno MCLX. Indictione X regnante domino Friderico Romanorum Imperatore et semper Augusto anno regni ejus IX. Imperii vero VI. nostri Pontificatus anno XIII.* — Die muthmassliche Angabe des Ausstellungstages nach Hirnsitz Germania Sacra II. S. 261.

[1]) B. Pelz, *Thes. anecdot. nov.* T. III, P. III, col. 706 u. 707.

[2]) Du Cange *Glossarium Edit.* Henschel III. p. 4. II. p. 126. Thomasini, *Descript. eccles. vet. et nova.* P. I. Lib. II. C. XCV. V.

Ein solches Beispiel aus der ersten Hälfte des XII. Jahrhunderts enthält eine Gurker Urkunde mit dem *actum* vom 6. December 1136. Mit derselben verkündet der Bischof Roman von Gurk den Aufbau der Kirche von Tigring (bei Moosburg) die Einweihung und erste Dotirung derselben. Nach Aufzählung der Zeugen, welche bei dem Acte der Dotirung und Einweihung anwesend waren, führt der Bischof fort, zu erzählen: *Postea vero decus et honor ejusdem ecclesie crevit et ipse prefatus dominus Cunradus Salzburgensis archiepiscopus quod factum fuerat laudavit baptismalem inibi ecclesiam fecit, jus baptizandi et sepeliendi tradidit, terminis et decimationibus ampliavit, et titulares ecclesias infra subnotatas ditioni illius subjugavit.* Ich glaube, dass diese Worte in keinem anderen Sinne genommen werden können, als dass der salzburgische

die Kirchen am Zozzen und in Mukernau durch den Namen *capellae baptismales* als Pfarrkirchen bezeichnen wollen.

Allein so oft auch Pfarrkirchen in der Confirmations-Urkunde erwähnt werden, werden sie ausdrücklich *ecclesia plebisana* und *ecclesia parochialis* genannt [1]. Dass an Taufcapellen, welche Kathedralen oder sonstige Hauptkirchen nebengebaut waren und Baptisterien genannt werden, nicht zu denken sei, geht schon daraus hervor, dass keine Kathedrale oder Hauptkirche, welcher die Capellen am Zozzen und in Mukernau nebengebaut gewesen sein könnten, nachweisbar ist. Die mehrerwähnten beiden Kirchen können daher nur desshalb *capellae baptismales* genannt werden, weil sie früher, das ist bevor noch zu ihnen Pfarrechte verliehen wurden, solche Capellen waren, in welchen, ohne dass sie Pfarrkirchen waren, vermöge bischöflichen Consenses das Sacrament der heiligen Taufe gespendet werden durfte. Hinsichtlich der Kirche in Mukernau spricht sich die Urkunde deutlich dahin aus, dass selbe schon von den Vorfahrern Eberhard's und Konrad's zur Taufkirche bestimmt, das heisst, das Recht, in ihr das heilige Sacrament der Taufe zu spenden, ertheilt worden sei und dass selbe später, unter Erzbischof Konrad ausgepfarrt und dem Gottfried von Wieting das Recht ertheilt wurde, einen beliebigen Priester zu bestellen, dem alles Zugehör der Kirche und alle Erträgnisse derselben zukommen sollen. Nicht so deutlich spricht sich die Urkunde hinsichtlich der Kirche am Zozzen aus. Hinsichtlich dieser heisst es nämlich in der Urkunde lediglich, dass diese durch den Bischof Roman von Gurk über Auftrag des Erzbischofes geweihte Capelle von dem Erzbischofe dem Kloster in Admont mit dem Befugnisse übergeben worden sei, dass die zwischen den Bächen Cortsiz (Görtschitz) und Zlatowe ansässigen Leute die Taufe, das Begräbniss, die Sündenvergebung und den übrigen Gottesdienst von dem Priester, welchen der Abt bei dieser Kirche bestellen würde, empfangen und an diesem auch den Zehent abführen sollen, falls nicht der Abt mit dem Pfarrer von Gutarche (Gutaring) zu dessen Pfarre die genannte Capelle dazumal gehört haben dürfte, ein zeitweiliges anderweitiges, den Rechten des Klosters, jedoch nicht präjudizirliches Übereinkommen treffen würde.

Da der Erzbischof die Kirche am Zozzen so wie die in Mukernau eine *capella baptismalis* nennt und mit der letzteren im Zusammenhange aufführt, so ist kaum zu zweifeln, dass die beiden Acte, die Kirchweihe durch den Bischof Roman und die Übergabe der Kirche sammt Pfarrechten an das Kloster Admont nicht einem Zeitpunkte, sondern verschiedenen Zeiten angehören, so, dass die Kirche am Zozzen zuerst von dem Gurker Bischofe Roman geweiht und von dem Erzbischofe nur mit dem Taufrechte begabt und erst später sammt den übrigen Pfarrechten an das Kloster Admont übergeben worden sei, somit ebenso, wie die Capelle in Mukernan in dem Sinne eine *capella baptismalis* genannt werden konnte, weil in ihr vor der Zeit, als ihr sämmtliche Pfarrechte verliehen wurden, nur das heil. Sacrament der Taufe gespendet werden durfte. Wie es aber kommen konnte, dass zu einer einfachen Capelle das Recht, das heil. Sacrament der Taufe zu spenden, ohne sonstige Pfarrechte ertheilt werden konnte, lehret uns eine Urkunde des Bischofs Rudolf von Münster vom Jahre 1231 [1]. Nach dem Inhalte derselben gestattete der Bischof bei der Einweihung der Schlosscapelle von Dulmene auf vieles Bitten der dortigen Burgleute und wegen der Schwierigkeit nach der Mutterkirche (Pfarre) zu kommen, mit Einwilligung des bei der Mutterkirche bestellten Priesters, dass die Kinder der in und ausser den Mauern des Schlosses wohnhaften Burgleute in die Schlosscapelle zur Taufe gebracht und die Wöchnerinnen nach beendetem Wochenbette in derselben reconciliirt werden dürften. Wie dort über die Bitten der Burgleute und aus Rücksicht des schwierigen Ganges nach der Pfarrkirche der Bischof von Münster die Bewilligung ertheilte, dass in der Burgcapelle den Kindern der Burgleute das heilige Sacrament der Taufe ertheilt werde und jene Capelle dadurch zu einer Taufcapelle bestimmte, so mag der Salzburger Erzbischof über die Bitte des Abtes von Admont und der Leute, welche auf dem Klostergute zwischen den Bächen Görtschitz und Zlatowa gesessen, dann aus Rücksicht der in einem Gebirgslande sehr beschwerlichen dreistündigen Entfernung der Pfarrkirche in Gutering die Genehmigung, dass den Kindern der erwähnten Hintersassen, in der, wahrscheinlich durch das Kloster, auf dem Klostergute am Zozzen zum Besten der dort ansässigen Leute erbauten Capelle das heilige Sacrament der Taufe gespendet werden dürfte, ertheilt, und dadurch jene Capelle zu einer Taufcapelle bestimmt haben.

Wie sehr besonders die Klöster bemüht waren, den auf ihren Gütern ansässigen Leuten Kirchen zu verschaffen, zeigt eine Viktringer Urkunde vom Jahre 1169, womit der Patriarch Udalrich von Aquileja die Kirche St. Johann im Weiler Gostindorf (Gansdorf), nachdem sie von der benachbarten Pfarre Kappel im Unterrosenthale ausgeschieden wurde, dem Kloster Viktring übergibt, *ut eorum (fratrum victoriensium) coloni refugium ibidem habere valeant.*

Erzbischof Konrad die Kirche in Tigring, welche bis dahin eine einfache Landkirche war, zur Pfarrkirche bestimmte, indem er ihr das Tauf- und Begräbnissrecht verlieh, den Zehentbezug gestattete und die Sprengelsgränze festsetzte. Eine Copie der Urkunde in Hormayer's Archiv f. Gesch. 1820, S. 352.

[1]) *Ecclesiam praeterea S. Mariae Magdalenae apud Domum Hospitalem Friesach memorato Coenobio juxta praedecessoris nostri traditionem confirmamus, ut videlicet infirmi, quos ibi contigerit decedere, de familia quoque ejusdem Ecclesiae obeuntes, Sepulturam inibi accipiant. Liceatque sacerdoti monacho fratribus illic consistentibus libere et plenarie divina celebrare, salva justitia plebesanae Ecclesiae — Parochiales ecclesias — eidem coenobio confirmamus* (B. Pelz, a. a. O. col. 707 u. 708).

[1]) Du Cange a. a. O. II, S. 126.



Gezeichnet v. J. Hieser

Lith. u. gedr. i. d. k. k. Hof- u. Staatsdruckerei

Die Kirchenruine von Zsámbék in Ungarn.

(Mit einer Tafel.)

Wenige Stunden von Ofen entfernt, erhebt sich auf einem Berge in der Nähe eines von Deutschen bewohnten Dorfes die Kirchenruine Zsámbék, welche von Reisenden wegen ihrer pittoresken Lage schon in früherer Zeit häufig besucht wurde und die in jüngster Zeit auch wegen ihrer Bedeutung für die Geschichte der spätromanischen Kirchenbauten Ungarns die Aufmerksamkeit der Archäologen auf sich zog.

Zuletzt war es Professor v. Eitelberger, welcher in seiner Abhandlung: „Die romanische Kirche St. Ják in Ungarn mit Rücksicht auf ähnliche Kirchenbauten dieses Landes“ [1]), bei den von ihm besprochenen Bauwerken gleichfalls auf Zsámbék hinwies und nebst einigen werthvollen historischen Daten auch eine kurze Beschreibung dieser interessanten, aber leider grösstentheils zu Grunde gegangenen Kirche lieferte.

Wesshalb aber diese traurigen Überreste eines an sich nicht unbedeutenden Bauwerkes speciell zu genaueren Studien auffordern, liegt in dem Umstande, dass man die um die Mitte des XIII. Jahrhunderts stattgefundene Berufung des französischen Architekten Vilars de Honecourt nach Ungarn mit dem Bau der Kirche zu Zsámbék in Verbindung zu bringen und dadurch den Einfluss französischer Baumeister auf die Entwickelung eines Theils der mittelalterlichen Architectur von Ungarn zu documentiren versucht hat. Auf ganz zufällige Weise fand man nämlich vor wenigen Jahren auf der Bibliothek zu Paris ein Skizzenbuch des Vilars de Honecourt — eines vielseitig gebildeten und, wie es auch scheint, seiner Zeit sehr angesehenen Architekten, worin Studien nach Kunstwerken und nach der Natur und auch andere auf seine Arbeiten und seine Reise bezügliche Notizen eingetragen sind. Unter anderen Beziehungen geht auch daraus hervor, dass er an dem Chor der Kathedrale von Cambray (1230—1251) gearbeitet und den Grundriss hiezu in Gemeinschaft und im Wetteifer mit Peter v. Corbie erfunden habe, dass er ferner die Zeichnung einer Capelle des Chors von Rheims entworfen, und zur Zeit der Anfertigung einer Studie nach dem Muster des Triforiums von Rheims nach Ungarn gesendet wurde und dort lange Zeit (maint jor) verweilt habe. Von wem er jedoch eine solche Mission erhielt, wo er sich aufhielt und was er daselbst machte, ist aus den bisher veröffentlichten Andeutungen über dieses Manuscript nicht zu entnehmen [1]). Möglich ist es sogar, dass er nur zu einer Besprechung wegen des Domes von Cambray, den die Schwester Bela's IV., Elisabeth, mit besonderem Eifer unterstützte, nach Ungarn berufen wurde, was aber wieder mit der Bemerkung Vilars' in Widerspruch steht, dass er „lange Zeit“ in Ungarn verweilt habe.

Es ist indess nicht unwahrscheinlich, dass über den noch unbestimmten Antheil Vilars' an der in der Regierungszeit Bela's IV. besonders starken Bauthätigkeit Ungarns nähere Aufklärungen erfolgen werden, wenn einmal das erwähnte Skizzenbuch der Veröffentlichung übergeben sein wird. Wir wissen bereits, dass in demselben nicht allein die Grundrisse und Studien dieses Architekten über verschiedene Kirchen Frankreichs enthalten, sondern dass auch viele Blätter der Plastik gewidmet und Blattornamente, phantastische Figuren, Thierverschlingungen, dann grössere Gestalten, wie Christus am Kreuze, die zwölf Apostel u. s. w. aufgezeichnet sind. Eine Vergleichung der in Vilars' Album vorhandenen Detailbildungen mit jenen an den Monumenten Ungarns aus der ersten Hälfte des XIII. Jahrhunderts wird dann vielleicht Gelegenheit geben, den Einfluss dieses Architekten auf die Kirche von Zsámbék oder andere ähnliche noch bestehende Bauten dieser Periode festzustellen.

Unter diesen schwankenden Verhältnissen über das Vorhandensein eines fremdartigen Einflusses auf die mittelalterliche Baukunst Ungarns im XIII. Jahrhundert, war es uns desto erwünschter, dass der Architekt und Professor an der Pesther Realschule, Herr Joh. Petschnig, unserem Ersuchen entsprechend, so gefällig war, nebst mehreren Notizen über die constructiven Formen, einen nach eigener Aufnahme entworfenen Grundriss, sowie mehrere Details der Kirchenruine von Zsámbék aus seinem Skizzenbuche zur Veröffentlichung zu übersenden, um in der Lage zu sein, zur Erörterung der oben berührten, noch offenen Frage einen neuen Beitrag zu liefern. Unverkennbar ist die Ähnlichkeit des Grundrisses von Zsámbék, sowohl rücksichtlich des dreischiffigen Langhauses ohne Querschiff, als auch bezüglich der Anordnung der Hauptfaçade mit der doppelten Thurmanlage und der Portalhalle, mit mehreren Kirchen

[1]) Vergl. „Mittelalterliche Kunstdenkmale des österr. Kaiserstaates“, herausgegeben von Dr. Gust. Heider, Prof. Rud. v. Eitelberger und Architecten Hieser. III. Lieferung (Stuttgart, Ebner u. Seubert 1858) S. 69 — 93

[1]) Vergl. Dr. C. Schnaase, Geschichte der bildenden Künste, V. Bd., I. Abth. S. 151 — 154. Aus derselben ersehen wir auch, dass eine ziemlich ausführliche Nachricht über das Album des Vilars, Jules Guicherat in der Revue archéologique Vol. VI. (1849) S. 65, 164, 209 und nach ihr L. Förster's „Wiener Bauzeitung“ 1849, S. 309 gegeben haben. Eine Veröffentlichung des Facsimile des ganzen Buches mit Erklärungen ist in Kürze von dem Architekten Lassus zu erwarten.

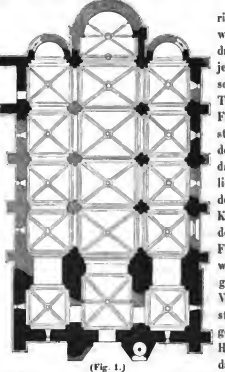
dieser Epoche in Ungarn [1]), aber anderseits fehlt es wieder nicht an Eigenthümlichkeiten in den Details, wodurch sich das erstere in Frage stehende Bauwerk von anderen ähnlicher Construction unterscheidet.

Bevor wir übrigens die grösstentheils nach den Notizen des Architekten Hrn. J. Petschnig entworfene Beschreibung veröffentlichen, wollen wir die historischen Daten voranschicken, welche Herr v. Eitelberger in der erwähnten Abhandlung über die romanische Kirche zu St. Ják aus den Werken mehrerer ungarischer Schriftsteller zusammengestellt hat.

In welchem Jahre der Bau der Kirche und des Klosters zu Zsámbék — zu welchem erstere gehörte — begonnen wurde, darüber fehlen bis jetzt alle positiven Anhaltspunkte und es kann mit einiger Bestimmtheit nur angeführt werden, dass das Kloster eine Stiftung der Prämonstratenser aus der ersten Hälfte des XIII. Jahrhunderts gewesen ist. In einer Urkunde v. Jahre 1258 werden nämlich dem „Monasterio B. Joannis de Samboch" bereits mehrere aus früheren Jahren herrührende Schenkungen bestätigt und in einem Schreiben des Papstes Bonifaz VIII. vom Jahre 1295 wird Zsámbék in der Reihe der Klöster angeführt, welche den Prämonstratensern angehören. — Nach dem Jahre 1475 wurde Kloster und Kirche mit Einwilligung des Papstes Sixtus IV. den Eremiten des h. Paulus, welche dieser König vorzugsweise begünstigte, übergeben. Nach dem für die christlichen Waffen so unglücklichen Jahre 1542 verschwindet Zsámbék aus der Reihe der Klöster, es scheint in diesem Jahre gänzlich verlassen und von den Türken zerstört worden zu sein. Die Güter des ehemaligen Klosters wurden von Kaiser Leopold I. der gräflichen Familie Zichy mit dem Rechte des Majorates um 30,000 fl. überlassen.

Mögen nun schon diese ungünstigen Verhältnisse auf den Bauzustand der Kirche keinen förderlichen Einfluss genommen haben, so vernichtete ein Erdbeben am 28. Juni 1763 um halb 6 Uhr Morgens gänzlich die Benützung der Kirche und des Klosters. Letzteres verschwand fast vollständig bis auf wenige Kellerlocale, die Kirche dagegen wurde in eine Ruine umgewandelt.

So viel aus den noch vorhandenen Überresten zu ersehen ist, gehört die Kirche dem Style der Übergangsperiode an und könnte demnach mit Berücksichtigung des Umstandes, dass einige Kirchen im Südwesten von Ungarn, die zu Anfang des XIII. Jahrhunderts erbaut, schon den Charakter des vollständig ausgebildeten romanischen Styles an sich tragen, allerdings in der Mitte desselben Jahrhunderts entstanden sein, da nach dem Maasse der bisherigen Forschungen anzunehmen ist, dass in Ungarn die architektonischen Formen des Romanismus noch in der zweiten Hälfte des XIII. Jahrhunderts Anwendung gefunden haben.


(Fig. 1.)

Wie der Grundriss (Fig. 1) zeigt, war Zsámbék ein dreischiffiger Bau, jedoch ohne Querschiff, mit zwei Thürmen an der Façade, einem stark vorspringenden Portalbau und drei Apsiden, ähnlich der Gruppe der romanischen Kirchen zu Leiden, Nagy-Karoly, Fünfkirchen u. s. w., wozu Zsámbék gerechnet wird. Von der Kirche stehen aber gegenwärtig nur die Hauptfaçade, dann das rechte Seitenschiff sammt der Apside und einzelne Überreste des Langhauses, worüber die mit schwarzer Farbe ausgefüllten Theile des Grundrisses, dann Seitenansicht (Fig. 2, s. nächste S.) nähere Anhaltspunkte geben.

Das Langhaus der Kirche ist aus vier Quadraten gebildet, an welche sich am nordöstlichen Ende unmittelbar die Chornischen anschliessen. Die Trennung des Mittel- von den Seitenschiffen ist durch je drei Pfeiler, die durch Scheidebögen mit einander verbunden sind, bewerkstelligt. Die Seitenschiffe, bedeutend niederer als das Mittelschiff, haben nur eine Breite von 2° während letzteres ungefähr 2° 4' Breite misst. Wie einzelne Überreste deutlich erkennen lassen, waren ferner die Schiffe insgesammt mit einem spitzbogigen Kreuzgewölbe, und nur die Apsiden mit einem halben Kuppelgewölbe eingedeckt.

Das Pfeilersystem ist im Innern der Kirche vollständig durchgebildet und die kräftige Profilirung der Gewölberippen und Scheidebögen an den Pfeilern beibehalten. Das Gewölbe des Mittelschiffes hat ferner durchgehends Rippen von gleicher Stärke, die auf dünnen von unten aufsteigenden Diensten aufsitzen. Nur die Diagonalrippen der Seitenschiffe sind schwächer und einfacher und die Pfeiler der Seitenschiffe vorne mit einer Halbsäule und in den beiden Ecken mit Rundstäben profilirt. Wir geben hier das Pfeiler-Profil (Fig. 3, s. nächste S.) eines Seitenschiffes, das in seiner Entwickelung ganz entschieden das Gepräge der schon durchgebildeten Stylgattung an sich trägt und in Fig. 4 (s. nächste S.)

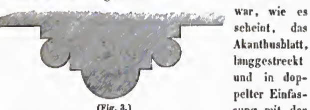
[1]) Vergleiche zu diesem Zwecke das „Jahrbuch der k. k Centralcommission" (Wien, in Commission bei W. Braumüller) I. 91—140. „Mittelalterliche Kunstdenkmale des österr. Kaiserstaates", herausgegeben von Dr. Heider, Eitelberger und Hieser, III. Heft, und A. Essenwein's Beschreibung und Zeichnung der Kirche zu Lebény im Jänner- und Februarhefte dieser Blätter (II. S. 7 und 35).

das Sockelprofil der Halbsäulen, das in ziemlich reicher Gliederung sich erhebt.

Was die Capitäle betrifft, so scheinen diese, nach den vorhandenen Überresten zu urtheilen, mannigfaltig und schön ornamentirt gewesen zu sein. Eine besondere Eigenthümlichkeit in der Ornamentik konnten wir aber aus den uns vorliegenden Beispielen (vergl. Figur 5 und 7) nicht entdecken, sondern die vorhandenen Bruchstücke tragen jene Merkmale an sich, wodurch sich die Gruppe der in letzterer Zeit wiederholt besprochenen romanischen Kirchenbauten in Ungarn kennzeichnete und wozu insbesondere die von dem Architekten Herrn A. Essenwein mit gründlichem Verständnisse beschriebene und gezeichnete Kirche von Lebény zu interessanten Vergleichen Anlass bietet. Vorherrschend war, wie es scheint, das Akanthusblatt, langgestreckt und in doppelter Einfassung mit der eigenthümlichen über die Deckplatte reichenden Ausladung.



(Fig. 2.)



(Fig. 3.)

Die Wandflächen des Mittelschiffes oberhalb den Arkaden, dann jene der Abschlussmauern der Seitenschiffe waren theils durch Gesimse, theils durch einfache Rundfenster belebt. Auch Spuren von Frescomalereien sind allenthalben zu entdecken.

(Fig. 4.)

Eine eigenthümliche Anordnung sind die Stützmauern an dem oberen Theile des Mittelschiffes, welche auf den Transversalbögen der Seitenschiffe aufsitzen, jedoch nicht über das Dach derselben emporgeragt haben. Jede dieser Mauern hatte im Dachraume eine thürartige Öffnung, wodurch man unwillkürlich an die später so verschiedenartig ausgebildeten Strebebögen der gothischen Dome erinnert wird.

Die gegen Nordost liegenden Chornischen schlossen sich, wie aus dem Grundrisse zu ersehen ist, unmittelbar an das Langhaus an. Jene der Seitenschiffe waren mit runden Steindächern abgeschlossen und im Innern sehr reich gegliedert, wie aus einem Bruchtheile der Anordnung der Pfeiler und Halbsäulen einer Seitenapside zu ersehen ist (Fig. 5). Die Aussenseite der Apsiden ist mit Friesen geschmückt, die schon Andeutungen des Spitzbogens enthalten. Die Rundfenster aber daselbst sind nicht in der Achse, sondern in schräger Richtung angebracht. Die Apside des Mittelschiffes tritt bedeutend vor, sie ist jedoch bis auf einen kleinen Theil verfallen.



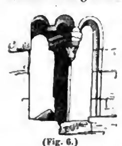
(Fig. 5.)

Ob dieselbe im Halbkreis oder Polygon geschlossen war — eine Frage, deren Beantwortung sehr wesentlich ist — kann erst dann mit Bestimmtheit angegeben werden, wenn die Fundamente untersucht worden sind, was im bevorstehenden Frühjahre geschehen soll.

An das Westende des Langhauses schliessen sich die Thurmanlagen sammt dem Hauptportale an; erstere bilden im Innern Vorhallen, die im gedrükten Spitzbogen geschlossen sind und über welchen der Gesangschor angebracht war.

Die südwestlich liegende Hauptfaçade — der noch besterhaltene Theil der Kirche — hat manche eigenthümliche Motive, worunter wir insbesonders die decorative Anordnung des — die beiden Thürme verbindenden — Zwischenbaues rechnen.

Die Thürme sind im Viereck durchgeführt, durch reiche Rundbogenfriese in drei Stockwerke getheilt und waren mit Steindächer geschlossen. Die Ecken der Thürme werden durch einfache, jeder Abschrägung entbehrende Pfeiler verstärkt. Gegenwärtig ist nur mehr das Dach des Thurmes erhalten, welcher an der rechten Seite gelegen ist. Die Thurmfenster sind durch dreifache Säulchen getheilt, von denen jedoch ein Theil theils beschädigt, theils gänzlich ausgebrochen ist (Fig. 6).

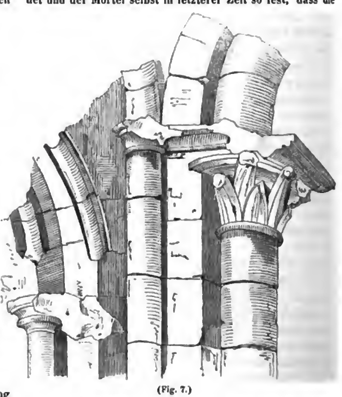


(Fig. 6.)

Von dem eigenthümlichen Portale und dessen Ausschmückung hat sich leider nur wenig mehr erhalten; die Gliederungen dürften in mehreren Wohnhäusern oder Kellerbauten des Ortes eingemauert sein — wie diess aus einzelnen jüngst entdeckten Spuren entnommen wurde. Wir sind nur in der Lage, die Formen und einige kümmerliche Fragmente der Säulenstellung sammt deren Verbindung mit den Pfeilern der Vorhalle wiederzugeben (Fig. 7).

Über dem Portale ist ein grosses rundes Fenster angebracht. Die Einfassung um dasselbe hat Motive des Spitzbogen-Masswerkes, das, wie bekannt, in der Blüthezeit der Gothik an den französischen Kathedralen sehr reich und glänzend in Anwendung kam. Das Rundbogenfenster umschliesst ein Spitzbogen, der nur durch die Lage der Hausteine und die winkelrechte Vertiefung sich markirt, weiter aber nicht ausgebildet erscheint. Den Abschluss der Mittelpartie bildet ein doppelter Giebel in verschiedenen Winkeln aufsteigend. Der erste, weniger steile und das Mauerwerk abschliessende Giebel ist mit einem reichen Rundbogenfriese geschmückt.

Die Kirche war durchgehends mit Hausteinen verkleidet und der Mörtel selbst in letzterer Zeit so fest, dass die Leute, welche einen Theil der Ruinen zu Bausteinen benützten, mehr Mühe hatten, die Quadern auszubrechen, als dieselben in dem nahe gelegenen Steinbruche zu gewinnen. Man erzählt sich übrigens im Orte, dass ein Maurer die Wette eingegangen sei, er werde es veranlassen, dass die Kirche einstürze. Hierauf soll wirklich ein Mitteljoch untergraben worden, und durch dieses barbarische Kunststück das Gewölbe des Mittelschiffes eingestürzt sein.



(Fig. 7.)

K. Weiss.

Notiz.

(Ein neuentdeckter Heidenkirchhof zu Grosspold in Siebenbürgen.) Zu derselben Zeit, als die Transilvania (Beiblatt des Siebenbürger Boten) in Nr. 15 d. J. die Grabeshügel einer dunkeln Vorzeit besprach und hierbei den Heidenkirchhof bei Kastenholz unweit Hermannstadt in unserm Gedächtnisse auffrischte, hat der Zufall in der Nähe von Grosspold zu ähnlichen merkwürdigen Entdeckungen geführt. Die Sache dieser Entdeckungen verhält sich folgendermassen:

Ein Grosspoldner Insasse, der aus einem im Walde gelegenen Steinbruche eine Fuhr Steine nach Hause zu bringen im Begriffe ist, erblickt an dem Wege, etwa eine halbe Stunde von dem Dorfe entfernt, einen Stein, der sein Auge besticht, und den er mit nach Hause nehmen will. Nach vieler Mühe gelingt es ihm endlich den Stein von seiner Umhüllung frei zu machen. Wie pocht sein Herz, als er nach Beseitigung des Steines von seinem Platze einen ziemlich grossen Topf gewahr wird! Voll freudiger Hoffnung sofort einen Schatz zu heben, sucht er an der Stelle eifrig nach und kommt zuletzt anstatt auf einen Schatz, auf einen viel kleineren Topf, welchen er aber auch nicht ganz unverletzt nach Hause bringt.

Einige Tage darauf kommen zwei Walachen aus dem nahen Gebirgsdorfe Schinna denselben Weg, um in Grosspold etwas zu veräussern; das aufgewühlte Plätzchen fällt ihnen auf; sie stehen stille, sehen die zerstreut liegenden Scherben des grösseren Topfes und der Eine sagt zu dem Andern: „Sich nur! hier hat Jemand einen Schatz ausgegraben, aber gewiss hat er Etwas auch für die Armen zurückgelassen. Während sie hierauf, um das von dem Schatzgräber Zurückgelassene aufzufinden, den Platz durchsuchen, fällt ihnen ein im Boden aufrecht stehender Mauerziegel auf, der sofort aus seiner Lage und von der Stelle gebracht wird; unmittelbar hinter diesem Ziegel finden sie ebenfalls einen grossen Topf, welcher aber auch nichts Anderes umschloss, als einen kleinen Topf. Aus Missmuth, sich getäuscht zu sehen, zerbrachen auch sie den grossen Topf, während der kleine als ein niedlicher Fund mitgenommen wurde.

Nachdem der Ortspfarrer hievon Kunde erhalten hatte, veranlasste er sein Kirchenkind das oben erwähnte etwas schadhafte Töpfchen ihm zur Abgabe an das Baron von Bruckenthal'sche Museum in Hermannstadt zu überlassen und veranstaltete überdiess einige Tage später eine kleine Nachgrabung, welche jedoch keinen andern Erfolg hatte als dass einige hier und dort zerstreut liegende Fragmente von Gefässen verschiedener Grösse und Qualität aufgelesen wurden.

Nicht lange darauf ging ich auf einige Tage nach Grosspold, um die mir befreundete Pfarrers-Familie zu besuchen; auf die voranstehende mir gemachte Mittheilung begab auch ich mich, begleitet von einigen Personen, auf den Platz, wo die Gefässe aufgefunden worden waren, um wo möglich auch einen antiquarischen Fund zu machen.

Der Friedhof, thalaufwärts an dem kleinen Pohannerbache, links gelegen, hatte keine grosse Ausdehnung und befindet sich an einer etwas flachen Stelle, nicht bedeutend hoch über dem Bache selbst. Im Verlaufe der Zeit haben die Hügel sich geebnet und aus der Physiognomie des Platzes lässt sich nicht mehr mit Zuverlässigkeit schliessen, wo die einzelnen Grabhügel gestanden haben; Einschnitte jedoch welche die von dem Thalgehänge herabfliessenden Regenwässer im Verlauf der Zeit bildeten, haben auch Steine von verschiedener Form und Grösse blossgelegt, welche nicht ursprünglich an dieser Stätte sich befunden haben, sondern erst hingebracht worden sind. Die unter meinen Augen vorgenommene Nachgrabung hatte den Erfolg, dass wir wirklich auf ein Grab stiessen, das aber nicht mehr in seiner ursprünglichen Integrität sich befand; der flache, die Decke bildende Stein war nicht mehr vorhanden; die aufrecht um den Aschentopf stehenden Steine waren ein wenig verschoben und der zerdrückte Topf hatte ebenfalls eine etwas schiefe Stellung. An einer andern Stelle fanden wir die, die Unterlage bildende Steinplatte und auf und neben derselben noch die Überreste von Kohlen; Fragmente eines Gefässes und die Umfassung von Steinen fehlten jedoch gänzlich, woraus ich schliesse, dass die Grabstätte zerstört worden ist. Hin und wieder, wo noch versuchsweise gegraben wurde, fanden wir theils gar Nichts, theils Fragmente von Gefässen, worauf sich jedoch einige weitere Schlüsse gründen liessen, theils endlich auch kleinere und grössere Steine, im Allgemeinen von flacher Form.

Die diessjährigen Funde auf dem Grosspoldner Heidenkirchhofe sind nach der vorausgehenden Mittheilung und nach den aufgesammelten Fragmenten folgende:

a. Ein grösserer Topf, aufgefunden von dem Grosspoldner Insassen; zerstört.

b. Ein Topf, aufgefunden von den beiden Walachen aus Schinna; ebenfalls zerstört.

Der eine dieser beiden Töpfe war von grober schwarzer Masse und ohne Verzierung — der andere ebenfalls von schwarzem Thon, jedoch dünn ausgedreht und mit einiger wiewohl kunstloser Verzierung.

c. Ein Topf von schmutzig gelbrothem Thone, verziert nur mit einigen auf der Drehscheibe gezogenen Linien, aufgefunden von dem Berichterstatter; die Fragmente nicht ausreichend zu einer Zusammensetzung.

d. Ein kleiner, etwas beschädigter Topf, gefunden von dem Grosspoldner Insassen, von etwa $\frac{1}{2}$ Mass Kubikinhalt, nur 3" hoch, sehr bauchig, mit einem Boden-Durchmesser von $1\frac{1}{4}$". Mündung etwas über 2" im Durchmesser; mit schmalem Rand und kleinem Henkel, aus feiner, schmutzig gelbrother Thonmasse, etwas heller als bei Litt. C. Im Besitze des Bruckenthal'schen Museums.

e. Ein kleiner Topf, gefunden von den beiden oben erwähnten Walachen und im Besitze des einen dieser Finder. Über Form und Masse kann ich nichts mittheilen, da ich denselben nicht zur Anschauung erhalten konnte.

f. Ein kleiner Topf von aschgrauer Farbe, mit sehr kleinem Boden und sehr bauchig; die Mündung etwa $1\frac{1}{2}$" im Durchmesser; nur Fragmente davon, nach welchen sich das halbe Gefäss etwa wird zusammensetzen lassen. Im Besitze des Baron Bruckenthal'schen Museums; befand sich in dem grösseren Topf Litt. C.

g. Eine sehr flache Amphora mit kleinem Boden, von schmutzig gelbrothem Thone; nur etliche Fragmente.

h. Eine Amphora, etwas grösser als die vorhergehende, von aschgrauem Thone; Fragmente davon.

i. Eine Amphora, etwas kleiner als jene sub Litt. C; ebenfalls von aschgrauer Thonmasse.

k. Eine grosse tellerartige Amphora; nur Fragmente vom Boden derselben; von schmutzig gelber Masse.

l. Eine ziemlich grosse Amphora von schmutzig gelbem Thon. Ein Randstück.

m. Randstücke von einem Topf oder einer Amphora, von schmutzig rothgelbem Thone.

n. Ein Fragment von einem antiken Ziegel.

J. L. Neugeboren.

Correspondenzen.

Prag. Das Schloss Gross-Skal (Hruba skala) im Bunzlauer Kreise, Besitzthum des Freiherrn Johann Friedrich von Aerenthal, wird gegenwärtig in umfassender Weise nach meinen Plänen und unter meiner persönlichen Leitung theils restaurirt, theils neu aufgebaut.

Da die Anlage des Schlosses ursprünglich gothisch war, ist auch dieser Styl für die Gesammt-Restauration zu Grunde gelegt worden; einzelne Theile jedoch, namentlich ein aus Wallenstein's Zeit herrührender Säulengang in Verbindung mit einem Rittersaale und einigen Gemächern werden dem Charakter ihrer Zeit gemäss wiederhergestellt. Nebst einigen Gewölben mit sonderbaren, eingerissenen Ornamenten hat sich im Rittersaale ein bemerkenswerther, sehr grosser Kachelofen mit vielen Basreliefs und Figuren, dem XVI. Jahrhundert angehörig, erhalten[1]). Bei Gelegenheit dieses Schlossbaues ergab sich vor kurzer Zeit (am 6. Februar l. J.) ein nicht uninteressanter, alterthümlicher Fund. Man musste nämlich eines anzulegenden Canales wegen an einer bisher unzugänglichen Stelle (einer Kluft zwischen zwei senkrechten Felsen) hin durchgraben und stiess hier auf zahlreiche Menschenknochen, Waffenstücke und einige Münzen. Zwei ziemlich erhaltene Prager Groschen von König Sigismund und die dem XV. Jahrhundert entstammenden Waffentrümmer legen die Vermuthung nahe, dass bei einem der zahlreichen Kämpfe, welche in der Gegend stattfanden, vielleicht bei der Einnahme des Schlosses durch König Podiebrad im Jahre 1469, einige Leichen kurzweg von dem Felsen herab in die Kluft geworfen und von oben aus mit Erde überschüttet worden sind. Besonders wurden viele Sporren grösster Gattung aufgefunden, darunter mehrere zusammenpassende Paare. Die Aufgrabung befindet sich dermalen in Händen des Herrn Wirthschafts-Directors Melchior in Gross-Skal.

B. Grueber.

Klagenfurt. Die Werthschätzung mittelalterlicher Denkmale hat, wie ich glaube mit Zuversicht aussprechen zu dürfen, in unserem Kronlande in einem erfreulichen Grade zugenommen und wir gehen auch hinsichtlich des Verständnisses derselben einer frohen Zukunft entgegen. Es sind mir mehrere ältere Seelsorger bekannt, welche bemüht sind, die archäologischen und Kunst-Kenntnisse nachzuholen, zu deren Erlangung ihnen früher Anregung und Hilfsmittel fehlten. Besonders wohlthätig wirken in dieser Beziehung die „Mittheilungen", welche von einigen Herren Correspondenten zum Besten der Minderbemittelten in Circulation gesetzt werden. Auch in dem jüngeren Curatclerus zeigt sich mannigfach ein löblicher Eifer für das Studium der Kunstgeschichte und ein nicht wirkungsloser, bezüglicher Einfluss auf die ihrer Seelsorge anvertrauten Gemeinden. Sowohl auf unserem Staatsgymnasium als auch unserer k. k. Realschule wird keine Gelegenheit unbenützt gelassen, die lernende Jugend mit den Kunstdenkmalen des Alterthums sowohl als mit denen des Mittelalters und der Neuzeit bekannt zu machen und es gereicht mir zur besonderen Freude, die von dem kärntnerischen Geschichtsvereine seit seinem Bestande, soweit es seine geringen Geldkräfte gestatteten, gesammelten diessfälligen Lehrmittel sehr fleissig benützt zu sehen. Ich muss diessfalls ganz besonders des Eifers des Herrn Geschichtlehrers an unserer Oberrealschule, Peter Perkmann, erwähnen, welcher bei dem Unterrichte in der Geschichte eine besondere Aufmerksamkeit auch der Kunstcultur widmet und in sehr zweckmässiger Weise das Vorgetragene durch die Vorweisung der ihm theils im Vereine, theils in meiner Privatsammlung zu Gebote stehenden Denkmalbilder anschaulich zu machen sucht.

Ich selbst habe im Schuljahre 1855/56 über Aufforderung des Herrn Priester-Seminar-Directors wöchentlich eine Stunde dem Vortrage über christliche bildende Künste im hiesigen Priester-Seminar gewidmet. Über Anregung der Seminaristen habe ich diesen Vortrag auch im gegenwärtigen Schuljahre begonnen und erfreue mich eines zahlreichen Auditoriums, ein Umstand, welcher nur dem Selbsteifer der Seminaristen zugeschrieben werden kann, weil der Besuch eines solchen Vortrages nicht so wie in der Prager Erzdiöcese zu einem Obligatgegenstande gemacht, sondern jedem Seminaristen vollkommen freigestellt ist.

Der k. k. Correspondent für das Gurkthal Herr Dechant Gregor Schellander in Gurk hat mir mitgetheilt, dass in seinem Correspondenzbezirke im verflossenen Jahre für die Erhaltung der Baudenkmale Nachstehendes geleistet worden sei:

1. Wurde die Rundcapelle (wahrscheinlich eine Todtencapelle) im Friedhofe der Pfarre Altenmarkt bei Weitensfeld auf Kosten der Pfarrgemeinde neu eingedeckt. Diese Vorkehrung zur Erhaltung dieses Baudenkmales ist um so erfreulicher, als selbes schon lange ausser kirchlichem Gebrauche war, somit die Pfarrgemeinde nur durch die Beachtung des historischen oder archäologischen Werthes zu dem gemachten Kostenaufwande bestimmt worden sein konnte.

2. Wurde die alte Kirche St. Johann ob Kleinglödnitz, welche durch einen Gewittersturm am 18. August v. J. ihres Daches beraubt wurde, mit einem neuen Dache versehen und

3. wurde im verflossenen Herbste die Filiale St. Peter ob Gurk, ein romanisches Kirchlein, theilweise neu eingedeckt und in derselben Art vor Beschädigung bewahrt.

Schliesslich stellt der Herr Correspondent für das nächste Frühjahr einen umfassenden Bericht über die letztgenannte Kirche St. Peter ob Gurk und über andere in seinem Districte befindliche alte, noch wenig bekannte Baudenkmale in Aussicht. Ich zweifle nicht, dass durch selben ein erfreulicher Beitrag zur kärntnerischen Denkmalkunde werde geliefert werden.

G. Freiherr v. Ankershofen.

Hermagor (in Kärnten). Es dürfte nicht ohne Interesse sein zu vernehmen, was im Gailthale Kärntens während des Jahres 1856 in Bezug auf Restaurationen von Bauwerken und auf Neubauten Bemerkenwerthes geleistet wurde.

a. Am Gotteshause St. Martini zu Feistritz an der Gail wurde von einem italienischen Maler das Presbyterium recht gelungen in Fresco ausgemalt, und von demselben Künstler daselbst eine neue Kanzel aus Holz erbaut.

b. In St. Georgen vor dem Bleiberge ist heuer ein neues Schulhaus fertig geworden.

c. Zum Gotteshause der Marktpfarre Hermagor wurde eine neue Stiege aus Quadern hinangeführt. Diese hat 12 Stufen von 3 Klaftern Breite und ist sehr elegant anzusehen.

d. An der Filiale St. Athanasii zu Kühweg wurde das Kirchendach neu hergestellt und dadurch ein schönes Deckengemälde vom Untergange gerettet, welches die nunmehrige Ruine Mallentein oder Priesnegg darstellt, wie das Schloss noch im bewohnbaren Zustande war. Merkwürdig ist an diesem Gemälde zu sehen, wie ein Priesnegg schon früher bestanden hat, an dessen Ruinen das spätere nun noch aus grossen schwarzen Fensterhöhlen herabschauende Gebäude angelehnt wurde.

e. Ferner erhielt: das Presbyterium der Filialkirche St. Katharina von Radnigg, im Jahre 1040 (?) nach Christo erbaut, heuer ein neues Dach und eine neu ummauerte Vorhalle.

---

[1]) Das Schloss erhielt zwei neue Thürme, eine Capelle, verschiedene Terrassen, Freitreppen u. dgl. m.; der Bau dauerte bereits drei Jahre und dürfte 1859 vollendet werden.

f. Die schon halb in Ruinen liegende Capelle St. Udalrici am Guggenberge gewann einen Process mit 349 fl. 37 kr. C. M. Mit den entfallenden Zinsen wird die schön gelegene Capelle sich wieder auf die Füsse helfen.

g. Endlich soll die fast ganz verkommene Filiale St. Elissabetha auf der Plöcken zur Restauration von einem Wohlthäter aus Villach einen Beitrag von 200 fl. C. M. erhalten haben.

B. Leritschnigg.

Schwerin. In dem Octoberhefte 1856 der „Mittheilungen" lese ich (S. 210, Nr. 58) die Nachricht über den zinnernen Taufkessel („Fönte" Fons) von Tabor, von welchem gesagt wird, dass es „über das eigentliche Alter desselben an jeder Andeutung fehle." Ich finde die Nachricht über das Alter dieses Werkes aber in der, wie es scheint, in der Zeichnung nicht ganz klar aufgefassten Inschrift ziemlich bestimmt angegeben. Die durch Lilien getrennten Worte der Inschrift lauten nämlich:

hoc . opus . ad . honorem . den . et . spiritus
sancin . Mgr . smon . a . d . M.CCCC . (LX) X.
N (?) . factum . est., das ist:
hoc . opus . ad . honorem . dei . et . spiritus
sancti . mgr . smon . anno . domini . MCCCC
(LX) X . II (?) factum . est.

Vorausgesetzt, dass die Lösung und die Zeichnung richtig ist, liegt in der Inschrift wohl ein Constructions-Fehler, indem statt *mgr smon.*, d. i. *magister* (Meister) *smon* wohl: *a magistro smon* hätte gesetzt werden müssen. Ob statt **smon** nicht vielmehr *Simon* zu lesen sei, wage ich nicht zu entscheiden. Die Buchstaben a . d sind ohne Zweifel durch *anno domini* zu erklären.

Dann folgt die Jahreszahl, von welcher M.CCCC sicher zu lesen ist, worauf eine Lücke von anscheinend 2 Ziffern folgt

Die darauf folgende Ziffer wird ein x = X sein; es würde daher für die Lücke entweder l x oder x x zu ergänzen und die Jahreszahl entweder *MCCCCXXXX* oder *MCCCCLXX* (1430 oder 1470) zu lesen sein. Das hierauf folgende Zeichen Ω ist vielleicht die Ziffer ZZ (2) oder D (3). Wenn nun auch wegen der vorhandenen Lücke die Jahreszahl nicht vollständig herausgebracht werden kann, so ist es doch unbezweifelt sicher, dass der Taufkessel nach MCCCC (1400) und frühestens im Jahre 1430, spätestens im Jahre 1473 gegossen ist. Daher beruhet die Meinung des Einsenders, dass der „Charakter der Schrift ziemlich klar auf das 14. Jahrhundert hinweise," auf einem Irrthume.

Sollte nicht schon eine andere Berichtigung eingegangen sein, so bitte ich diesen kleinen Beitrag als ein Zeichen meiner hohen Verehrung anzunehmen.

Dr. G. F. Lisch.

Literarische Anzeigen.

Die erste Lieferung des interessanten bei W. Braumüller in Wien erscheinenden Prachtwerkes: „Die vorzüglichsten Rüstungen und Waffen der k. k. Ambraser-Sammlung" in Photographien von A. Groll und mit beschreibendem und historischem Texte von Dr. Ed. Freiherrn v. Sacken, bringt acht photographische Abbildungen von ausgezeichneten fürstlichen Rüstungen. — I. und II., dem Erzherzog Sigmund angehörend, sehr zierlich gearbeitet und charakteristisch für das XV. Jahrhundert durch die im gothischen Style durchgeführten Verzierungen, dann durch die ausgezeichneten Ränder, Spitzen und Buckeln; III. bis VII. enthalten Rüstungen, welche Kaiser Maximilian I. im Gebrauch hatte; darunter scheint die eine aus des Kaisers jüngeren Jahren herzustammen, da sie noch die zu Ende des XV. Jahrhunderts übliche Ornamentation besitzt, die übrigen sind Feld-, Pferd- und Turnierrüstungen und die einzigen von denen man mit Sicherheit behaupten kann, dass sie bei Kaiser Maximilian im Gebrauche standen. VIII. zeigt die Rüstung des Erzherzog Philipp I., König von Kastilien, welche er wahrscheinlich als Oberhaupt des goldenen Vliessordens bei der ersten Ritterversammlung in einem Alter von 13 Jahren abhielt. Am Postamente dieser Rüstung sieht man zwei blanke Kürasse, die Philipp der Schöne als Knabe von 9—10 Jahren getragen haben dürfte. — Die Photographien sind mit grosser Präcision und einem richtigen Verständniss für den Gegenstand ausgeführt. Der Text ist sehr gewandt und belehrend abgefasst und die äussere Ausstattung geschmackvoll und splendid. Der Subscriptionspreis einer Lieferung beläuft sich auf 7 fl. 30 kr. — ein Ausmass, das die Anschaffung dieses so wichtigen Werkes leider auf einen sehr kleinen Kreis von Kunstfreunden und Anstalten beschränkt, wenn man berücksichtigt, dass 16 Lieferungen das ganze Werk abschliessen.

Die Verlagsbuchhandlung Ebner und Seubert in Stuttgart lässt eine zweite durchgesehene Ausgabe des im vorigem Jahre mit dem glücklichsten Erfolge beendeten Werkes: „Denkmäler der Kunst zur Übersicht ihres Entwicklungsganges von den ersten Versuchen bis zu den Standpunkten der Gegenwart" erscheinen, deren Bearbeitung Dr. W. Lübke in Berlin übernommen hat. Bei der neuen Ausgabe wurde mehr auf äussere praktische, die Brauchbarkeit des Werkes erhöhende als auf innere Veränderungen Rücksicht genommen. Die Zahl und Anordnung der Tafeln bleibt im Wesentlichen dieselbe, wenige Abweichungen abgerechnet und nur die im vierten Bande enthaltenen Ergänzungstafeln wurden an den betreffenden Orten, wohin sie im Entwicklungsgange gehören, eingeschoben. Als neue Zugaben sind drei Tafeln zu betrachten, eine restaurirte Ansicht des Tempels zu Olympia, in malerisch ausgeführtem Stich, eine ebenso behandelte Ansicht der Façade des Cölner Domes, welcher an die Stelle der früheren Seitenansicht tritt, sodann eine in Farbendruck ausgeführte Darstellung einer pompejänischen Wandbemalung. Ausserdem hat die Verlagshandlung in ihrem Streben, auch äusserlich das Werk seinem Inhalte entsprechend künstlerisch zu gestalten, von J. Schnorr in Stuttgart ein Titelblatt entwerfen lassen, das in Stich ausgeführt, in gothischer Umrahmung über dem Titel die allegorischen Gestalten der Künste zeigt. Sämmtliche Tafeln wurden übrigens sorgfältig durchgesehen und corrigirt, damit nichts Mangelhaftes und Irriges zurück bleibt. Wer eine lebendige Anschauung der kunstgeschichtlichen Entwicklung der verschiedenen Völker gewinnen und sich mit besonderer Rücksicht auf die Architectur ein getreues Bild ihrer hervorragendsten Erscheinungen verschaffen will, wird von diesem Werke vollkommen befriedigt sein und insoferne verdient es auch nicht blos als Atlas zum Handbuche der Kunstgeschichte und zur Geschichte der Baukunst von Franz Kugler, sondern auch im Allgemeinen als treffliches Hilfsmittel zu ernsteren Kunststudien dem gebildeten Publicum auf das Wärmste empfohlen zu werden. Der erklärende Text zu den einzelnen Tafeln wird von Dr. Lübke, dem Verfasser des Werkes die „Mittelalterliche Kunst in Westphalen" und „Geschichte der Architectur" geliefert werden und verspricht daher, sich durch geistvolle Auffassung, durch Verlässlichkeit und eine anziehende Darstellung des Gegenstandes auszuzeichnen. Das ganze Werk wird vier Bände mit 154 Tafeln in 1700 Abbildungen umfassen und lieferungsweise erscheinen. Jede Lieferung mit 5 Tafeln in Stahlstich oder Farbendruck nebst dem Texte kostet 1 Thlr. 6 Ngr. Innerhalb zwei Jahren wird das ganze Werk zum Abschlusse gebracht sein. Die erste Lieferung wurde bereits ausgegeben.

Das von Fr. Baudri in Cöln redigirte „Organ für christliche Kunst" bringt in den beiden letzten Nummern (5 und 6) Aufsätze über die „Restauration des Münsters zu Ulm", über die Dombauvereine zu München, Worms, Speyer und Mainz, welche sich zur Wiederherstellung und Vollendung der Kathedralen gebildet haben, eine nekrologische Notiz über den französischen Gelehrten und Archäologen P. Arthur Martin, einen biographischen Aufsatz über jüngst verstorbenen englischen Archäologen John Britton, die Mittheilung eines Erlasses des Cardinal Patrizi in Rom zur Regenerirung der Kirchenmusik, eine Correspondenz aus London über die dort eröffnete „Architectural Exhibition", die Fortsetzung der Abhandlung über die „Geschichte der Glasmalerei in Europa", das Resultat des Concurses über die Memorialkirche in Konstantinopel, zwei literarische Anzeigen und eine reiche Auswahl verschiedener Kunstnotizen.

Die Buch- und Kunsthandlung Heinrich Keller in Frankfurt am Main kündigt an, dass sie im Vereine mit F. Barrot die Elfenbein- und Holzschnitzwerke des grossherzoglich-hessischen Museums zu Darmstadt in Elfenbein-Gypsabgüssen herstellen wird. Diese Kunstwerke bestehen in Relief-Darstellungen, aus Diptychen, Triptychen, Buchdeckeln, Reliquienbehältern, Portativ-Altären u. s. w. und sollen in möglichst getreuen und scharfen Abgüssen abgeformt werden. Die Gegenstände werden einfach in farbiger Elfenbeingypsmasse hergestellt, an den Stücken, wo sich Metall daran befindet, dasselbe durch Vergoldung oder Bronzirung nachgeahmt und die daran befindliche Malerei durch Farben wieder gegeben: Die Preise der einzelnen Gypsabgüsse sind sehr mässig gehalten, so dass deren Anschaffung auch minder bemittelten Künstlern und Kunstfreunden nicht schwer fällt.

Aus dem deutschen Buchhandel sind in den letzten Monaten an Neuigkeiten hervorgegangen: Lewy, Dr. M. A., Phönicische Studien. 1. Heft: Erklärung der grossen sidonischen und anderer phönicischer Inschriften. Die ältesten Formen des phönicischen Alphabetes und das Princip der Schriftbildung, mit 3 Tafeln. (Breslau, Leukart.) 1 Thlr. — Zahn, Prof. W., Die schönsten Ornamente und merkwürdigsten Gemälde aus Pompeji Herculaneum und Stabiä. 3. Folge, 8. Heft. Berlin, Reimer. 8 Thlr. — Dursch, G. M., Ästhetik der christlichen bildenden Kunst des Mittelalters in Deutschland. 2. Aufl. Tübingen 1856. 2 Thlr. 24 Ngr. — Holz, F. W., Details griechischer Hauptgesimse, zusammengestellt in 40 Blättern. 2. Auflage. 1. Lieferung. Berlin 1856. à 10 Ngr.

Neben den fortlaufenden literarischen Leistungen der von der französischen Regierung eingesetzten Commission für Monumental-Statistik und den Publicationen des Comité für die Geschichte und Künste, neben Didron's Annales archéologiques und Caumont's Bulletin monumental, neben den zahlreich erscheinenden Werken der verschiedensten Gelehrten und den periodisch erscheinenden Schriften in den Departements zur Erforschung der französischen Kunstdenkmale, ist seit Beginn dieses Jahres in Paris nun auch eine „Revue de l'art chrétien", herausgegeben von Abbé Jul. Corblet (bei A. Pringuet in Paris) ins Leben getreten, welche, nach dem ausserordentlichen Interesse der Franzosen für das Studium der christlichen Kunst, von einem nicht geringeren Erfolge wie die schon bestehenden periodischen Schriften begleitet sein dürfte. „Seitdem die religiöse Archäologie", heisst es in dem Vorworte des 1. Heftes, „genau abgegränzt durch eine bestimmte Anzahl unbestrittener Principien, Stellung genommen hat unter den positiven Wissenschaften, fand sie eine günstige Aufnahme in den Akademien, in den gelehrten Gesellschaften, in den literarischen Revuen und selbst in der Tagespresse. Sie hat specielle Organe, welche mit löblichem Eifer das geschichtliche Feld der christlichen Kunst bearbeiten; diese archäologischen Sammlungen, diese Annalen der gelehrten Gesellschaften zu Paris und in den Provinzen, diese zahlreichen Publicationen, welche während dreissig Jahren in Frankreich und im Auslande erschienen, sind gewiss wichtige und werthvolle Elemente zu Studien, aber sie sind häufig unzugänglich jenen, welche am meisten nöthig haben beim Unterrichte daraus zu schöpfen. Es war daher der Augenblick gekommen eine, durch ihren mässigen Preis Allen zugängliche Publication zu unternehmen, welche in gediegenen Artikeln alle erworbenen Kenntnisse, Entdeckungen und Arbeiten zusammenfassen kann, deren Resultate niedergelegt sind in den Memoiren der gelehrten Gesellschaften, und nicht selten die Gränze des provinziellen Interesses überschreiten. Unsere Revue hat daher den Zweck, die christliche Archäologie zu popularisiren, sie verständlich und praktisch den zahlreichen Zeichnern zu machen, die Leser im Gange zu halten über alles das, was geschrieben, gemalt, gemeisselt und gebaut wird, gemäss der gesunden Traditionen der christlichen Kunst. Indem wir unsere Bewunderung aussprechen für die Meisterwerke des Mittelalters und vor Allem des 13. Jahrhunderts, wird die Revue doch kein exclusives Vorurtheil haben gegen irgend ein von echt religiösem Geiste beseeltes Kunstwerk, mag dasselbe was immer für einer Zeit und einer Nationalität angehören." In diesen Worten charakterisirt sich der wissenschaftliche Standpunkt dieser neuen Erscheinung, und wir ersehen daraus, dass sie vorzugsweise Gewicht legt auf die von religiösem Geiste erfüllten Kunstanschauungen, dass sie die archäologischen Forschungen der letzteren dreissig Jahre übersichtlich zusammenzufassen und mit den Resultaten derselben die weitesten Kreise des Klerus und der Künstler vertraut machen will, dass sie sich nicht ausschliesslich auf die Style des Mittelalters beschränken, sondern auch die Kunstwerke, der Renaissance und der Gegenwart in ihren Bereich aufnehmen wird. Wenn sie nun hiebei auch wirklich den nationalen Vorurtheilen zu entsagen und mit unbefangenem Auge die monumentalen Kunstwerke des Auslandes zu beurtheilen im Stande sein wird, so wäre diess ein grosses Verdienst, welches die französischen Gelehrten bis jetzt nicht immer, namentlich in Bezug auf Deutschland zu beanspruchen bemüht waren.

Die „Revue" wird in ihre Studien folgende Stoffe einbeziehen. Unter der Rubrik „Archäologie" werden Aufsätze über Ästhetik, die Geschichte der Kunst, Architectur, Sculptur, Goldschmiedekunst, Eisengussarbeiten, Numismatique, Emails, Mosaiken, Tapeten, alte Gewänder, priesterliche Gebräuche, Liturgie, Iconographien, Grabmäler, Musik, religiöse Poesie des Mittelalters u. s. w. geliefert werden. Eine Abtheilung, betitelt: „Anwendung der Grundsätze der christlichen Ästhetik auf die moderne Kunst" wird Alles das enthalten, was die kirchlichen Wissenschaften von der Construction der Kirchen bis zur Anfertigung der Bildwerke enthalten. Die Rubrik: „Verschiedenes und Chronik" wird Correspondenzen, Neuigkeiten, Entdeckungen, Acte des Vandalismus, Neubauten romanischer und gothischer Kirchen, Nachrichten über die archäologische Bewegung, die kirchliche Industrie, die Arbeiten der gelehrten Gesellschaften, wissenschaftliche Congresse, Programme zu Concursen der Architectur und Archäologie, Ausstellungen der Malerei, Nekrologie u. s. w. und die Abtheilung „Bibliographie" Übersichten der vorzüglichsten archäologischen Besprechungen Frankreichs und des Auslandes aufnehmen. In und ausserhalb des Textes werden zahlreiche Holzschnitte gegeben werden. Jeden Monat erscheint ein Heft; der Preis der zwölf Hefte ist 12 Francs. Bis jetzt sind zwei Hefte ausgegeben, auf deren Inhalt wir im nächsten Hefte eingehen wollen.

Aus der k. k. Hof- und Staatsdruckerei in Wien.

Jeden Monat erscheint 1 Heft mit mindestens 3 Druckbogen und mit Abbildungen.
Der Pränumerationspreis ist für einen Jahrgang oder zwölf Hefte nebst Register sowohl für Wien als die Kronländer und das Ausland 4 fl. C. M., bei portofreier Zusendung in die Kronländer der österr. Monarchie 4 fl. 20 kr. C. M.

MITTHEILUNGEN

DER K. K. CENTRAL-COMMISSION

Pränumerationen übernehmen halb- oder ganzjährig alle k. k. Postämter der Monarchie, welche auch die portofreie Zusendung der einzelnen Hefte besorgen. — Im Wege des Buchhandels sind alle Pränumerationen und zwar nur zu dem Preise von 4 fl. an den k. k. Hofbuchhändler W. Braumüller in Wien zu richten.

ZUR ERFORSCHUNG UND ERHALTUNG DER BAUDENKMALE.

Herausgegeben unter der Leitung des k. k. Sections-Chefs und Präses der k. k. Central-Commission Karl Freiherrn v. Czoernig.

Redacteur: Karl Weiss.

№ 5. | II. Jahrgang. | Mai 1857.

Die Restauration des romanischen Kreuzganges am bischöflichen Münster in Brixen[1]).

Der Conservator für den Brixner Kreis, Herr G. Tinkhauser, lenkte im Jahre 1855 die Aufmerksamkeit der k. k. Central-Commission auf den schlechten Bauzustand des alten Kreuzganges bei dem bischöflichen Münster zu Brixen und erklärte zugleich, dass derselbe eines der schönsten und merkwürdigsten Baudenkmale von Tirol sei, welches, mit einer Reihe der interessantesten alten Wandgemälde ausgestattet, in kürzester Zeit dem unvermeidlichen Ruine entgegen gehen werde, wenn nicht daran einige sehr nothwendige Restaurations-Arbeiten vorgenommen werden.

Aus der, von detaillirten Plänen begleiteten archäologischen Beschreibung des Kreuzganges, die der Conservator zur besseren Würdigung des Gegenstandes vorlegte[2]), entnahm auch die k. k. Central-Commission, dass der Kreuzgang, wie er gegenwärtig besteht, aus der zweiten Bauperiode des Münsters herstammend, im XII. Jahrhundert aufgebaut, und nach dem dritten Brande, also beiläufig um die Mitte des XIII. Jahrhunderts die gothische Oberdecke erhalten habe und dass die Gemälde, die an den Seitenmauern in den Feldern unter den Schildbögen und auf der Oberdecke angebracht sind, grösstentheils dem fünfzehnten und nur einige wenige dem vierzehnten Jahrhundert angehören. In kunstgeschichtlicher Beziehung war desshalb allerdings das grosse Interesse dieses Baudenkmales nicht zu verkennen, da bis jetzt in Österreich verhältnissmässig wenige Kreuzgänge im romanischen Style und von so edlem architektonischen Aufbaue bekannt sind.

Die k. k. Central-Commission wandte sich daher an die Landesbau-Direction in Innsbruck, damit diese im Einvernehmen mit dem Conservator einen Kostenüberschlag rücksichtlich der vorzunehmenden Restaurations-Arbeiten vorlege und die entsprechenden Anträge stelle. Gleichzeitig richtete sie an die k. k. Statthalterei in Innsbruck das Ersuchen, die Erhebungen über die Patronats- und sonstigen ökonomischen Verhältnisse der Domkirche zu Brixen zu pflegen, um den Fond zu ermitteln, aus welchem die Kosten bestritten werden müssen. Nach dem Voranschlage der Landesbau-Behörde wurden die Kosten der nothwendigsten Herstellungen auf 1480 Gulden festgesetzt. Die Erhebungen der k. k. Statthalterei führten dagegen zu dem Resultate, dass der Dom zu Brixen sich keines Patronates erfreut und die Kosten der Erhaltung des Kreuzganges weder von dem Domcapitel noch von der Stadtgemeinde getragen werden können.

[1]) Zu dem ersten Aufsatze des April-Heftes (S. 85) „Die kaiserlichen Anordnungen für die Restauration berühmter Kunstdenkmale im lombardisch-venetianischen Königreiche" haben wir eine Berichtigung nachzutragen. Die Allerhöchste Entschliessung vom 8. Februar d. J. betrifft nämlich nicht, so wie wir mitgetheilt haben, die Restauration von Leonardo da Vinci's Frescogemälde, das heilige Abendmahl, im Refectorium nächst der Kirche Maria delle Grazie, sondern aus dem uns jetzt vorliegenden Wortlaute der Allerhöchsten Willensmeinung ersehen wir, dass Seine k. k. apostol. Majestät anzuordnen geruht haben, die künstlerische Restauration der an die Kirche St. Maria delle Grazie in Mailand anstossenden Halle, in der sich das Frescogemälde von Leonard da Vinci, das heil. Abendmahl vorstellend, befindet, in Angriff zu nehmen und zu diesem Zwecke die Kalktünche von den übrigen Wänden und vom Gewölbe zu entfernen, die darunter befindlichen Zeichnungen und Malereien aufzudecken und von bewährter Künstlerhand aufzufrischen und zu ergänzen. — Die Restauration von Leonardo da Vinci's Frescogemälde, das h. Abendmahl, haben Sr. Majestät über Vortrag Sr. Excellenz des Herrn Unterrichtsministers Grafen Leo Thun bereits unterm 7. Juni 1854 genehmigt. (Vgl. „Mittheilungen" 1856, S. 87.) D. Red.

[2]) Vgl. „Mittheilungen" 1856, S. 17.

Bei diesem Sachverhalte war daher die k. k. Central-Commission in der Lage, im Sinne der unterm 31. December 1850 a. h. genehmigten Instruction bei dem hohen k. k. Ministerium den Antrag zu stellen, dass die mehrerwähnte Restauration nach vorläufiger Genehmigung Seiner k. k. Apost. Majestät von der hohen Staatsverwaltung übernommen werde.

Nachdem die Verhandlungen des k. k. Handels-Ministeriums mit den k. k. Ministerien der Finanzen, dann des Cultus und Unterrichts zum Abschlusse gebracht waren, und Letztere ihre Zustimmung zur Übernahme der Restauration auf den Staatsschatz ertheilten, erstattete Seine Excellenz der Herr Handelsminister Ritter v. Toggenburg über Antrag der k. k. Central-Commission einen Vortrag an Seine k. k. Apost. Majestät, um von Allerhöchstderselben die Ermächtigung zu erlangen, dass die Bestreitung der Kosten für die Erhaltung und Sicherung des in Frage stehenden ehrwürdigen Baudenkmales von der hohen Staatsverwaltung übernommen werden dürfe.

Mit Allerhöchster Entschliessung vom 20. März d. J. geruhten Seine k. k. Apost. Majestät allergnädigst zu bewilligen, „dass die für die Restauration des zur Domkirche gehörigen Kreuzganges veranschlagte Kostensumme von 1480 Gulden auf den Staatsschatz übernommen und in den Voranschlag des k. k. Handelministeriums für das Jahr 1858 einbezogen werde."

Die k. k. Central-Commission fühlt sich durch diesen Act der a. h. Gnade Sr. k. k. apost. Majestät und der wohlwollenden Unterstützung der hohen Ministerien um so glücklicher, als hierdurch die kaiserliche Regierung neuerdings mit einem nachahmungswerthen Beispiele der Fürsorge zur Erhaltung der monumentalen Kunstschätze Österreichs vorangegangen ist.

Die Erfolge der Wirksamkeit der k. k. Central-Commission.

Unmittelbar nach dem Erscheinen des ersten Bandes des „Jahrbuches" und des ersten Semesters der „Mittheilungen" unterbreitete die k. k. Central-Commission pflichtgemäss diese Publicationen durch Vermittlung Sr. Excellenz des Herrn Handelsministers Allerhöchsten Orts mit der ehrfurchtvollsten Bitte, dass aus denselben Allergnädigst das Bestreben der Commission, der ihr mit der Instruction vom 30. December 1850 gestellten Aufgabe möglichst zu entsprechen, entnommen werden möge.

Seine k. k. apostolische Majestät geruhten diese Publicationen mit Wohlgefallen aufzunehmen und mit Allerhöchster Entschliessung vom 19. Juli 1856 Se. Excellenz den Herrn Handelsminister zu ermächtigen, der Central-Commission die Allerhöchste Anerkennung über ihre bisherigen Leistungen auszudrücken.

Nebst diesem beglückenden Acte kaiserlicher Gnade erhielt aber auch die k. k. Commission von Ihren Excellenzen den Herren Ministern und anderen hohen Würdenträgern der kaiserlichen Regierung, denen die erwähnten Publicationen vorgelegt wurden, die erfreulichsten Beweise der Aufmunterung und des Wohlgefallens und es zeigte sich von allen Seiten das freundlichste Entgegenkommen, um die Bestrebungen dieses kaiserlichen Institutes nach allen Kräften zu fördern und zu unterstützen.

Damit auch die Aufmerksamkeit des Auslandes auf die in Österreich unter dem unmittelbaren Schutze der Regierung ins Leben gerufenen Institutionen zur Erforschung und Erhaltung der Kunstdenkmale des Kaiserstaates gelenkt werde, unterbreitete die k. k. Central-Commission anfangs dieses Jahres mehreren kunstsinnigen deutschen Souveränen ihre bisher erschienenen Publicationen, worüber in jüngster Zeit zwei königliche Handbillete an den Herrn Präses der k. k. Central-Commission eingelangt sind, welche wir hier nach ihrem Wortlaute veröffentlichen:

Das Erstere, von Sr. Majestät dem Könige von Preussen Friedrich Wilhelm IV. herrührend, lautet:

„Ich habe die mit Ihrem Schreiben vom 12. v. M. Mir eingesandten Exemplare des ersten Jahrganges des Jahrbuches und der Monatschrift, welche von der unter Ihrer Leitung stehenden k. k. Central-Commission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale veröffentlicht werden, mit Interesse entgegengenommen und nicht unterlassen wollen, Ihnen für diese Zuwendung meinen verbindlichsten Dank hierdurch zu bezeigen.

Berlin, den 2. Februar 1857.

Friedrich Wilhelm m. p."

Das zweite Handbillet von Sr. Majestät dem Könige Ludwig von Baiern dagegen enthält Folgendes:

„Herr Freiherr v. Czoernig! Habe vermittelst des Staatsministeriums des königlichen Hauses und des Äussern mit Ihrem gefälligem Schreiben vom 12. Jänner dieses Jahres zugleich ein Exemplar des unter Ihrer Leitung herausgekommenen ersten Jahrganges, bezüglich der Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale classischen und christlichen Alterthums, nebst der gedruckten Monatschrift nämlichen Betreffes empfangen. Indem ich Ihnen, dem sehr lobenswerthen und verdienstvollen Leiter dieses interessanten Unternehmens Meinen vollsten Beifall zollend, für die Mir durch die Übersendung befraglichen Werkes bewiesene Aufmerksamkeit gerne Meinen Dank ausspreche, versichert Sie zugleich mit Vergnügen der Gesinnungen seiner Werthschätzung

Ihr ihnen wohlgeneigter

Ludwig m. p."

München, den 7. März 1857.

So wie nun durch diese werthvollen Acte der Anerkennung die k. k. Central-Commission sich im höchsten Maasse geehrt fühlen musste, so unterliess sie, dadurch aufgemuntert, in jüngster Zeit nicht, neue Wege anzubahnen, um den von ihr vertretenen Interessen den günstigsten Erfolg zu sichern.

Da in früheren Jahrhunderten die Kirche der Mittelpunct der bedeutendsten künstlerischen Erscheinungen war,

und die kirchlichen Baudenkmale, als das kostbare Erbe einer grossen, von dem tiefsten religiösen Gefühle beseelten Epoche, noch jetzt den vorzüglichsten Gegenstand der Sorgfalt zur Erhaltung und stylgemässen Restauration bilden, so musste es die k. k. Central-Commission als eine sehr wesentliche Förderung ihrer Aufgabe erkennen, mit dem Clerus des Kaiserstaates in Verbindung zu treten, um sich der Unterstützung ihrer Organe von kirchlicher Seite zu versichern, und für die Bestrebungen der k. k. Central-Commission die möglichste Theilnahme zu erwirken.

Zu diesem Zwecke richtete die Commission mit Schreiben vom 26. Jänner d. J. an das gesammte hochwürdigste Episcopat des Kaiserstaates die Bitte, dass die Mitglieder des Diöcesanclerus gütigst angewiesen werden mögen, die Conservatoren auf die historisch oder artistisch merkwürdigen kirchlichen Bauwerke, und deren Einrichtung aufmerksam zu machen, ihnen bei den diessfälligen Erhebungen und Forschungen behilflich zu sein, so wie durch Belehrung und möglichste Hintanhaltung von muthwilligen Beschädigungen an der ihrer Aufsicht unterstehenden Denkmalen den Sinn der Bevölkerung für die Kunst zu beleben. Zugleich wurde jedem der hochwürdigsten Bischöfe der Name des Conservators bekannt gegeben, dessen Wirkungskreis in die einschlägige Diöcese fällt, damit der Diöcesanclerus in der Lage ist, sich im erforderlichen Falle mit dem betreffenden Conservator ins Einvernehmen zu setzen.

In Folge dieses Einladungsschreibens sind an den Herrn Präses der k. k. Central-Commission bereits eine grosse Anzahl Zuschriften von den hervorragendsten Mitgliedern des österreichischen Episcopates gerichtet worden, welche insgesammt mit grösster Bereitwilligkeit dem Ansinnen der k. k. Central-Commission zu entsprechen, und die ihr Allerhöchsten Orts zugewiesene Aufgabe zu fördern sich bereit erklärten.

Es dürfte nicht ohne Interesse sein zu vernehmen, in welch zuvorkommender Weise mehrere Kirchenfürsten der Einladung der k. k. Central-Commission nachgekommen sind, daher wir auch einige der Schreiben, die an den Präses und k. k. Sectionschef Herrn Karl Freih. v. Czoernig gerichtet sind, in so weit sie die Sache berühren, veröffentlichen wollen.

Seine Eminenz der Cardinal und Erzbischof von Prag, Fürst Friedrich Schwarzenberg, gaben bekannt:

„Mit Bezug auf Hochdero geschätzte Zuschriften vom December v. J. Z. 389 und 26. Jänner l. J. Z. 392, beehre ich mich Euerer Hochwohlgeboren die Eröffnung zu machen, dass ich in den gedruckten Erlässen meines Consistoriums den Diöcesanclerus auffordern werde, die Zwecke der k. k. Central-Commission im Sinne des hochverehrten Schreibens vom 26. Jänner l. J. zu fördern, und sich an der Abnahme der von der k. k. Central-Commission in Druck veröffentlichten „Mittheilungen“ nach Kräften zu betheiligen.“

Seine Eminenz der Cardinal, Fürstprimas von Ungarn und Erzbischof von Gran, Herr Johann Scitovsky von Nagy-Kers beantworteten die Begrüssung der Commission in folgender eingehender Weise:

„Ich beehre mich hiermit in Erwiederung des geschätzten Schreibens vom 26. Jänner l. J. Z. 392 Euere Hochwohlgeboren höflich zu verständigen, dass ich in Erwägung und verdienter Würdigung des auch für die Kirche hochwichtigen Interesses, welches die Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale bietet, bereits das Nöthige verfügt habe, damit auch mein Diöcesanclerus den betreffenden Conservatoren den von Euerer Hochwohlgeboren angestrebten Beistand leisten möge. Damit diess aber in möglichst erspriesslicher Weise geschehe, glaubte ich aus dessen Mitte wieder einzelne Individuen zu dem Ende bestellen zu müssen, dass diese die Eingaben der Einzelnen einsammeln und zur bestimmten Zeit Behufs weiterer Beförderung an die betreffenden Conservatoren hierorts einbringen mögen. Namentlich sind hiezu sämmtliche Dechante, jeder für seinen betreffenden Bezirk, bestellt.

Da diese ohnehin die Kirchen ihrer Bezirke Jahr aus Jahr ein von Amtswegen zu inspiciren haben, so befinden sie sich in der Lage, die hie und da verhandenen Baudenkmale selbst in Augenschein zu nehmen, und darüber die nöthigen Notizen abzufassen, die Eingaben Einzelner nach Bedarf zu berichtigen und zu ergänzen. Auf diese Weise ist der Gang des Geschäftes also eingeleitet, dass ich mich der Hoffnung hingeben kann, es werden die Dienste, welche man bestrebt ist der löbl. Central-Commission zu erweisen, nützlich sein.“

Von Sr. Excellenz dem Erzbischofe von Kolocza in Ungarn, Hr. J. Kunszt, liegt ferner folgendes Schreiben vor:

„Je höher der Sinn, welcher in dem Streben aus den kirchlichen Kunstdenkmalen das geistig-religiöse Leben unserer Altvordern aufzuschliessen und den so ausgestreuten Samen der vorzeitlichen Pietät zur Belebung und Stärkung des religiösen Gefühles aufzunehmen und zum Gemeingut zu machen, überhaupt verliegt, um so glorreicher die Allerhöchste Fürsorge, deren sich auch dieser Abschnitt der Kirchengeschichte zu erfreuen das Glück hat, um so rühmlicher jener Antheil, welchen Euere Hochwohlgeboren in tiefem Eindringen in den Geist der Vorzeit durch vielfach bewährten Kunstsinn und belangreiche Wirksamkeit bethätigen.

Während ich daher Euere Hochwohlgeboren auf diesem Felde einer vielversprechenden Thätigkeit mit wahrer Freude und Theilnahme hochachtungsvoll begrüsse, säume ich auch keinen Augenblick, in Gemässheit Hochihrer unterm 26. Jänner d. J. Z. 392 ergangenen, mir am 1. März zugekommenen Zuschrift, meinen gesammten Clerus dahin anzuweisen, dass derselbe sich angelegen sein lasse, die etwa vorfindlichen geschichtlich artistischen Denkmale durch mögliche Hintanhaltung von Verschleppung und muthwilligen Beschädigungen, wie auch durch angemessene Bewahrung derselben vor dem Verfalle zu erhalten, andererseits aber durch Belehrung den Sinn der Bevölkerung für die Kunst zu wecken, ferner die Conservatoren wie auch die zu ernennenden Correspondenten auf die historisch oder artistisch merkwürdigen kirchlichen Bauobjecte, deren Theile, Einrichtungsstücke, Monumente u. s. w. aufmerksam zu machen, und ihnen bei diessfälligen Erhebungen und Forschungen mit Rath und That eben so gewissenhaft als kräftig an die Hand zu gehen, damit so durch ein gemeinsames Einvernehmen, jene Kunstschätze der Vorzeit, die der Verheerung des eben in diesen Gegenden am längsten und ärgsten hausenden Erzfeindes des Christenthums und aller Civilisation entronnen sein mochten, und die desshalb an Zahl und Ort allerdings spärlich sind, wohlbewahrt und erhalten zur Erbauung kommender Geschlechter dienen, mithin die darauf bezügliche Allerhöchste Absicht ebenso, als die von Euerer Hochwohlgeboren auch in diesem Bereiche in voller Thätigkeit gedeihlich entwickelte Wirksamkeit vollends in Erfüllung gehen könne.“

Seine fürstliche Gnaden der Fürstbischof von Lavant, Herr Anton Slomschek, äusserten sich:

„In Erwiederung der verehrten Zuschrift vom 26. v. M. Z. 392, womit Euere Hochwohlgeboren an mich das Ansinnen stellen, den

unterstehenden Diöcesanclerus anzuweisen, der Erforschung und Erhaltung kirchlicher Baudenkmale seine Aufmerksamkeit zuzuwenden, und diessfalls den Conservatoren und Correspondenten der betreffenden k. k. Central-Commission behülflich zu sein, kann ich versichern, dass Euere Hochwohlgeboren damit dem eigenen Wunsche und dem seitherigen Bestreben des Ordinariates entgegenkommen.

Der Herr Conservator für Kärnthen, Freiherr v. Ankershofen, hat diesbezüglich bereits wiederholt seine Wünsche nun eröffnet und man ermangelte nicht, den Clerus des kärnthnerischen Antheils darüber zu belehren. Ein Gleiches ist das Ordinariat bereit in Bezug auf seinen Diöcesanantheil Steiermarks zu thun, und kann nur ersuchen, den betreffenden Herrn Conservator an dasselbe anweisen zu wollen, so wie es auch seinerseits bei sich ergebenden Restaurationen diesem Gegenstande, welcher in dem Consistorial-Gremium durch einen Correspondenten der k. k. Central-Commission vertreten wird, seine vollverdiente Würdigung und Vorsorge zukehret."

Der hochwürdigste Bischof von Linz, Herr Franz Joseph Rudigier, endlich bemerkte:

„In Erwiederung der sehr geschätzten Zuschrift vom 26. Jänner l. J., Z. 392, habe ich die Ehre die dienstfreundliche Versicherung zu geben, dass ich meinen Diöcesanclerus bei jeder Gelegenheit anweisen werde, gegen die Herren Conservatoren und Correspondenten der k. k. Central-Commission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale des österreichischen Kaiserstaates gefällig zu sein und kann für den Erfolg um so mehr bürgen, als sich durch dessen Mitwirkung in Ober-Österreich gerade ein katholischer Diöcesan-Kunstverein bildet, der auch schon die vorläufige Genehmigung Sr. k. k. apostolischen Majestät erhalten hat.

Ich werde auch nicht unterlassen, diesen Verein, sobald er in Wirksamkeit getreten ist, anzuweisen, mit der k. k. Central-Commission für Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale ins Einvernehmen zu treten."

In gleich zuvorkommender Weise und mit gleicher Bereitwilligkeit zur Förderung der wissenschaftlichen Bestrebungen der k. k. Central-Commission lautendie bisher eingelangten Schreiben der Erzbischöfe von Zara und Lemberg, der Bischöfe von Laibach, Breslau, Königgrätz, Przemysl, Neutra und Neusohl.

Schliesslich erwähnen wir, dass die k. k. Central-Commission aus Anlass der nun vollendeten Organisation und der Übersendung eines Exemplars der Publicationen des Jahres 1856, auch die Herren Gouverneure und Statthalter der Kronländer um kräftige Förderung der Aufgabe der k. k. Central-Commission ersuchte. Hierüber haben bis jetzt folgende Herren Länderchefs, und zwar in den freundlichsten Worten der Zustimmung geantwortet:

Ihre Excellenzen die Herren Statthalter von Nieder-österreich Freiherr v. Emminger, von Mähren Graf Lazanski, von Krain Graf Chorinski, und des Küstenlandes Freiherr v. Mertens, Seine Excellenz der Herr Gouverneur von Siebenbürgen Fürst Karl Schwarzenberg, von Kärnthen Freiherr v. Schloissnigg, der Herr Landespräsident der Bukowina Freiherr v. Schmück, und die Herren Vorstände der Statthalterei-Abtheilungen von Pressburg Graf v. Attems, von Kaschau Ritter v. Poche und von Grosswardein Graf Hermann Zichy.

Die romanischen Kirchen zu Záboř und St. Jakob in Böhmen[1]).

Von Dr. Joh. Erasmus Wocel, k. k. Conservator für Prag.

I.

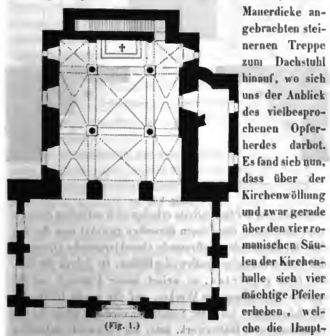
Die Kirche zu Záboř.

Nahe an der Eisenbahnstation Teinitz liegt in waldiger Umgebung das Dorf Záboř mit der Pfarrkirche zum heil. Prokop. Über diese Kirche findet man in Sommer's Topographie von Böhmen (Čáslauer Kreis, S. 332) folgende merkwürdige Äusserung: „Die Kirche soll schon im Jahre 1080 von König Wratislaw gebaut worden sein, und wie man aus einigen Umständen, z. B. einem am Thurme noch sichtbaren Opferherde, gewissen Figuren und Zeichen am Portale u. s. w. schliessen will, bereits in der heidnischen Zeit als Tempel bestanden haben." Durch diese, die Neugierde im hohen Grade spannende Bemerkung wurde ich bewogen, mich nach Záboř zu verfügen, um das räthselhafte Alterthumsdenkmal in Augenschein zu nehmen. Ich begab mich am 2. August 1846 von Kuttenberg nach dem etwa 2 Stunden entfernten Dorfe, über dessen Kirche auch in der nächsten Umgebung gar wunderliche, an das heidnische Alterthum mahnende Sagen verbreitet waren. Die Strasse zieht sich hart an der herrlichen Kirche von Sedletz nach dem Städtchen Neuhof hin, das aus dem Schoosse der fruchtbaren, einem unabsehbaren Garten ähnlichen Landschaft mit seinen rothen Dächern und schmucken Häusern sich erhebt. Weiter führt der Weg durch die lange Lindenallee zu dem grossartigen Schlosse Kačina, wendet sich dann links und zieht sich durch Obstpflanzungen und am Saume dunkler Nadelgehölze zum Dorfe St. Katharina; hat man dieses Dorf, dessen massiver alterthümlicher Kirchenbau die Aufmerksamkeit fesselt, verlassen, so gewahrt man bereits den weissen Kirchthurm, der sich über die Hütten des nahen Dorfes Záboř erhebt.

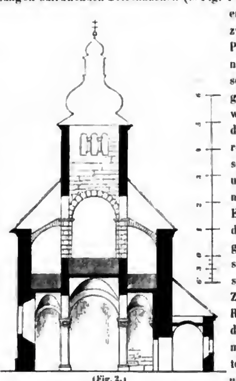
Záboř breitet sich am linken Ufer des Flüsschens Douhrawa aus, welches der nahen Elbe zueilt; die nächste

[1]) Die Kirche zu Záboř wurde vom Verfasser des gegenwärtigen Aufsatzes im Časopis českého Museum, 1846, 4. Heft, die Kirche zu St. Jakob in derselben Zeitschrift (1847, 2. Heft) beschrieben. Eine deutsche Übersetzung des letzteren Aufsatzes erschien im ersten Hefte der archäologischen Blätter (Prag 1848). Gegenwärtiger Schilderung, in welcher allerdings auf die neueren Forschungen auf diesem Gebiete Bedacht genommen wurde, liegen die angedeuteten böhmischen Abhandlungen zu Grunde. Die beigefügten Abbildungen sind von Herrn Hermann Bergmann, k. k. Oberingenieur, gezeichnet; die Zeichnungen zur Záhořer Kirche waren bei dem angeführten Aufsatze im Jahre 1846, die St. Jakob betreffenden Darstellungen im Jahre 1848 in den archäologischen Blättern erschienen.

Umgebung des Dorfes bilden Kieferhaine, die Überreste der weit ausgedehnten Kieferwälder, von welchen das Dorf (Za boří = jenseit des Kieferwaldes) vor alter Zeit den Namen erhielt. Als ich den blank geweissten Kirchthurm mit dem Zwiebeldache des Zopfstyls von der Ferne erblickte, stiegen in mir bedenkliche Zweifel über die Alterthümlichkeit eines Bauwerkes auf, dessen Anstrich und Bekrönung die Thätigkeit des modernen Barbarismus so auffallend ankündete; je deutlicher sich aber der Thurm meinen Augen darstellte, desto mehr verschwand meine Befürchtung, denn ich gewahrte, dass die Fensteröffnungen des Thurmes halbrund geschlossen und durch zwei romanische Säulchen in drei Theile gesondert waren. Schade, dass auf einer der vier Thurmflächen die charakteristische Säulenstellung in der Fensteröffnung durch ein ungeheueres Zifferblatt, welches aber die Stunden nicht zeigt, sondern blos als eine absonderliche Zierde sich darstellt, grossentheils verdeckt wird. Als ich der Kirche mich genähert, ward ich durch den Anblick des reich geschmückten romanischen Portals, welches den Eingang ziert, freudig überrascht. In Begleitung des ehrw. Herrn Pfarrers und des Kirchendieners begab ich mich in die Kirche, bei welcher Gelegenheit der Letztere es nicht unterliess, meine Aufmerksamkeit auf die wunderlichen Thiergestalten am Portale zu lenken, die auf den heidnischen Ursprung des Baues hinweisen, welche Meinung, seiner Versicherung nach, durch den Anblick des heidnischen Opferherdes im Thurme zur Evidenz gesteigert wird. Als die Thür geöffnet ward, erblickte ich vier freistehende, schlanke romanische Säulen, die ein Kreuzgewölbe tragen. Durch eine hinter dem Altare angebrachte Öffnung stiegen wir sodann auf einer schmalen, in der Mauerdicke angebrachten steinernen Treppe zum Dachstuhl hinauf, wo sich uns der Anblick des vielbesprochenen Opferherdes darbot. Es fand sich nun, dass über der Kirchenwölbung und zwar gerade über den vier romanischen Säulen der Kirchenhalle sich vier mächtige Pfeiler erheben, welche die Hauptstützen des Thurmes bilden. Über der Wölbung des Mittelschiffes sowohl, als auch der schmalen Seitenschiffe ruht


(Fig. 1.)

eine etwa 4' mächtige Erdschichte. Die mittlere quadratförmige Bodenfläche zwischen den vier Pfeilern erhebt sich bedeutend über die schmalen, auf den niedrigen Wölbungen aufruhenden Seitenflächen (s. Fig. 1 und 2). Dieser erhöhte Raum zwischen den Pfeilern sollte nun der heidnische Opferherd gewesen sein, welche Meinung durch Brandspuren, die man daselbst gewahrt, und durch einige rostförmige Eisenfragmente, die man dort vorgefunden, bestätigt zu sein schien. Ohne Zweifel war der Raum zwischen den Pfeilern ehemals mit Brettern verschalt und bildete ein Gemach, das dem Thurmwächter zur Wohnung diente. Wahrscheinlich vernichtete aber jene Verschalung ein Brand, dessen Spuren man noch jetzt gewahrt.


(Fig. 2.)

Dass übrigens diese Theile des Baues in späterer Zeit restaurirt wurden, bezeugen die Strebebögen neuer Construction, welche von den Pfeilern zu der Hauptmauer der Kirche herüber geschlagen sind.

Nachdem ich vom Thurme herabgestiegen war, wo es mir gelang, den Glauben meiner Begleiter an die heidnische Bestimmung des erhöhten Bodenraumes zu erschüttern, begann ich die einzelnen Theile des Gebäudes näher zu untersuchen. Die Kirche besteht aus zwei Haupttheilen, welche auf dem beiliegenden Grundrisse deutlich hervortreten. Der schmälere, ohne Zweifel ältere Theil, dessen Kreuzgewölbe von vier Säulen gestützt wird, ist 32' lang und 27' breit; der vordere, wahrscheinlich später darangebaute Bestandtheil weitet sich nach beiden Seiten bedeutend aus und misst 23' Länge und 42' Breite. Von den vier schlanken, das Gewölbe tragenden Säulen unterscheiden sich die rechtsstehenden in der Bildung des Capitäls und der Basis von den beiden gegenüber befindlichen Säulen. Die Deckplatte der Capitäle bildet die Plinthe und die schräge Schmiege; das unten abgerundete Würfelcapitäl der rechtsstehenden Säulen (Fig. 3) ist an den Rändern seiner Flächen durch Basreliefbänder eingefasst, und wird durch einen


(Fig. 3.)

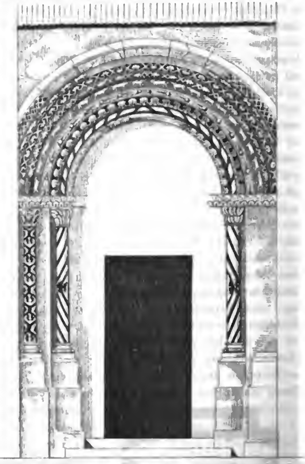
kräftigen Ring von dem Schafte geschieden; dieser Schaft ruht aber nicht auf einer kubischen, sondern auf einer cylinderförmigen Basis, welche bekanntlich an der romanischen Säule selten vorzukommen pflegt. Anders sind die Capitäle der gegenüberstehenden Säulen gebildet. Unter der schmucklosen Schmiege der Deckenplatte der vorderen Säule ruht das niedrige unten abgerundete Würfelcapitäl, dessen vier abgerundete Kanten mit vorragenden Blättern ornamentirt sind. Um die Schmiege des Capitäls der rückwärts stehenden Säule (Fig. 4) zieht sich aber ein aus zwei zusammengeflochtenen Strähnen gefügtes Ornament (das Tau-Ornament); die unteren Kanten des Capitäls sind gleichfalls mit vorragenden Blättern bedeckt. Die Schäfte dieser Säulen ruhen auf einer kubischen, oben abgerundeten Basis, welche ein Walst von dem Schafte scheidet. Die Säulen sind durch kräftige Rundbogen zusammen verbunden, auf welchen das hoch aufsteigende Kreuzgewölbe ruht; von jeder Säule schwingt sich ein Rundbogen nach der gegenüberstehenden Mauer hinüber, und wird in der Höhe der Säulencapitäle von einem kräftigen Kämpfer aufgefangen, aus dessen Vordertheil ein Löwen- oder Menschenkopf hervorragt, der aber durch Kalkanwurf bis zur Unkenntlichkeit bedeckt erscheint. Man kann nicht verkennen, dass diese Construction eine wiewohl entfernte Ähnlichkeit mit dem byzantinischen Centralbaue hat. Denn über der Kreuzung des quadratischen Mittelraumes erhebt sich das kuppelförmige Gewölbe und an die mittlere Kuppel schliessen sich Nebenkuppeln an. Jedoch scheint diese der byzantinischen Centralanlage sich nähernde Construction bloss zufällig und aus dem Umstande hervorgegangen zu sein, dass der Erbauer eine dreischiffige gewölbte Kirche aufführen wollte, und dass sich ihm bei dem geringen Umfange des Kirchenraumes füglich keine entsprechendere Constructionsweise zur Anlage der drei kleinen Schiffe und der ihnen entsprechenden Überwölbungen darbieten konnte, als eben die vorhandene, welche allerdings an die Formen des Centralbaues erinnert. Anerkannt muss aber werden, dass der Architekt, der die gewaltige Last des Thurmes auf vier schlanken Säulen setzte, und den Seitenschub der Belastung durch kräftige Bogen und Gewölbe auf die massiven Hauptmauern hinüberleitete, eben dadurch seine Kenntniss der statischen Grundsätze und eine für jene Zeit ungewöhnliche Einsicht in die Regeln der Bautechnik bewährt hatte.

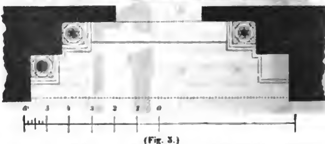


(Fig. 4.)

Die Absis scheint ursprünglich halbrund, und an jener Stelle gewesen zu sein, wo späterhin die Sacristei nach Abtragung des grössten Theiles der Absis angebaut wurde. Die wenigen Mauerreste des Halbrundes der Tribune, die man auf den beiliegenden Grundriss gewahrt, mahnen an die ehemalige Bestimmung jenes Raumes.

Der Eingang der kleinen Kirche mit seinem imposanten Portale befand sich ohne Zweifel zwischen den zwei mächtigen Pfeilern, welche man als Überreste der alten Mauer stehen liess, als man durch einen neuen Anbau die Kirche erweiterte. Das Portal selbst, dessen Schönheit den Restaurator zur Schonung des Meisterwerkes auffordern mochte, wurde in die Fronte der neu hinzugefügten Halle versetzt, wo es noch jetzt, wiewohl stark beschädigt, die Bewunderung des Beschauers weckt, und das, leider in allzu kleinem Massstabe in Fig. 5 abgebildet





(Fig. 5.)

erscheint. Auf der linken Seite erheben sich auf hohen Sockeln zwei Säulen; an den Füssen derselben gewahrt man das seit dem XI. Jahrhundert auftretende charakteristische Ornament der vier vorragenden Knollen oder Blätter. Da jedoch die Säulen frei vortreten, so weiset dieser Umstand auf die spätere Entstehung des Werkes, auf die zweite Hälfte des XII. Jahrhundert hin. Der Schaft der vorderen Säule ist mit verschlungenem Blätterwerk, jener der rückwärts stehenden mit Bandstreifen verziert. Das Capitäl der Vordersäule stellt sich als eine Nachahmung des Korinthischen Capitäls dar.

während dasselbe auf der rückwärtigen Säule aus breiten, schuppenförmig auf einander liegenden Blättern gefügt ist; gleich dieser ist auch die einzige auf der rechten Seite übrig gebliebene Säule gebildet und ornamentirt. Nur der hohe Sockel der vorderen Säule hat sich auf der rechten Seite erhalten, die Säule selbst ist weggebrochen. Die Richtung der oberen Bogen des Portals zeigt deutlich, dass ursprünglich auf beiden Seiten noch eine Säule stand. Die Meinung, dass diese Säulen in den vortretenden, das Portal einfassenden Mauerpfeilern eingemauert sein dürften, wurde durch die Untersuchung dieser Pfeiler widerlegt, wobei man zugleich zu der Überzeugung gelangte, dass das Portal in den neuen Anbau auf eine barbarische Weise, wobei der bedeutsam vortretende Portalschluss zerstört ward, hineingezwängt wurde. Das von den Säulen ohne Vermittelung der Deckplatte getragene Gesims wird durch das breitblätterige Fächerornament gebildet. Die Glieder der Überwölbung des Portals sind mit reichem, überaus zierlichem Basreliefschmucke bedeckt, dessgleichen man an romanischen Portalen selten findet. In neun Halbkreisen schwingt sich der Portalbogen hinüber; vier von denselben treten wulstförmig vor, während die übrigen sich als Hohlkehlen darstellen. Den untersten Halbkreis ziert ein dem Geissblatt ähnliches Laubwerk; der folgende Wulstbogen stellt sich von Bändern umschlungen dar, während die Hohlkehle des dritten Bogengliedes mit Laubwerk von Distelblattform (Fig. 6) ausgefüllt ist; den darauf folgenden Wulstbogen zieren fein gebildete Akanthusblätter. Im fünften Bogen sind Pferde, Kühe und Schafe hinter einander schreitend dargestellt, und unter ihnen der Hirt in ruhender Stellung. Den sechsten Bogen schmücken von Bändern zierlich umschlungene Palmetten; im siebenten stellen sich gekerbte Blätter dar, die gleichfalls von Bänderkränzen eingefasst sind (Fig. 7), im achten Halbkreise sind Eidechsen dargestellt, der letzte Bogen ist aber mit Bändern, die gitterförmig einander durchflechten, geziert; leider sind die oberen Partien des Schmuckes der beiden letzten Halbkreise beinahe unkennbar.

(Fig. 6.)

(Fig. 7.)

Die Portalbildung der romanischen Kirchen Deutschlands beschränkt sich in ihrer Ausschmückung meistens auf die Gliederung, welche zwischen Wulsten, Höhlungen, Stäbchen u. s. w. wechselt. Zu den Seltenheiten gehört die reiche Ausschmückung der Archivolte des Bogens, wie am Portale der St. Jakobskirche zu Coesfeld in Westphalen und am Portale der Capelle zu Kloster Heilsbronn bei Nürnberg.

Das Portal zu Záboř hat nicht die kräftige Ausladung und die massive Form der romanischen Kirchen in Sachsen, welche dagegen an den romanischen Kirchenbauten im Westen Böhmens charakteristisch auftritt. An unserem Portale gibt sich vielmehr das Streben nach einer zarten und eleganten Durchbildung kund, welches noch jetzt, trotz des arg verstümmelten Zustandes, in dem sich dieses Denkmal befindet, einen ästhetisch befriedigenden Eindruck übt.

Auf die Frage, wann und von wem die Kirche zu Záboř erbaut wurde, geben unsere historischen Quellen keine Antwort. Die erste Erwähnung der Kirche zu Záboř enthalten die Libri confirmationum, wo erwähnt wird, dass im Jahre 1362 der Abt des Klosters Sedletz der Gemeinde zu Záboř einen Priester wählte, welcher von dem Pfarrer zu Křesetic den 23. Mai desselben Jahres in die Zábořer Kirche eingeführt ward.

Das Cistercienserkloster Sedletz wurde um das Jahr 1142 gegründet. Unter den Gütern, welche der edle Donator Miroslaw dem Kloster übergab [1]), finden wir das Dorf Záboř nicht, welches höchst wahrscheinlich erst am Ende des XIII. Jahrh. durch Kauf an das Sedletzer Kloster kam. Aus der bei Schaller angeführten Originalurkunde [2]) erhellt, dass der Abt Nikolaus den Wald Bor (Fichtenwald), der sich von Čáslau bis Kolin und weithin längs der Elbe erstreckte, im Jahre 1278 angekauft hatte. Záboří (d. i. hinter dem Fichtenwalde) lag aber an dem nördlichen Saume dieser Waldstrecke, und fiel ohne Zweifel damals sammt der bereits daselbst bestehenden Kirche an das Kloster. Dass dieser Bau nicht am Schlusse des XIII. Jahrhunderts ausgeführt ward, erhellt aus der Betrachtung dieses romanischen Bauwerkes selbst. Ein Beispiel der Art und Weise, wie die Sedletzer Mönche am Schlusse des XIII. und am Anfange des XIV. Jahrhunderts die Dorfkirchen aufzuführen pflegten, hat sich in der im Jahre 1307 erbauten Kirche des nahe bei Záboř liegenden Dorfes St. Katharina erhalten. Dasselbe stellt sich als ein fester Thurm dar mit schmalen Schiessscharten ähnlichen Öffnungen und engen gothischen Fenstern; das vierseitige Presbyterium ist im Inneren durch einen sehr roh gebildeten gothischen Bogen von dem übrigen Raume dieses Thurmkirchleins getrennt, das mit seiner massiven Structur und seinen Schiessscharten sich als ein festes Vertheidigungswerk darstellt, und auf den von Castellum abgeleiteten böhmischen Namen Kostel mit vollem Rechte Anspruch macht.

Die bei Sommer ohne Anführung der Quelle vorkommende Angabe, dass die Kirche zu Záboř im Jahre 1080 vom König Wratislaw gegründet wurde, dürfte sich höchstens auf die ursprüngliche Gründung der Kirche beziehen, keineswegs aber auf das Portal derselben, dessen Gliederung und Ornamente Formen darstellen, welche bereits dem reichentwickelten romanischen Style der zweiten Hälfte des XII. Jahrhunderts angehören.

[1]) Stiftungsurkunde in Erben's Regesten, S. 103.

[2]) Schaller's Topographie Böhmens, 6. Th. 60.

Alte Kunstdenkmale in Botzen und seiner Umgebung.

Von Aloys Messmer, Correspondenten der k. k. Central-Commission in Brixen.

III.

Die Veste Runglstein auf einem Felsen hart über dem Talferbach erbaut und den Eingang ins Sarnthal beherrschend, kömmt als Bauwerk nicht in Betracht, indem mit Ausnahme eines gothischen Kamins nichts eine edlere Weise an sich trägt; einzig in ihrer Art aber sind die noch theilweise in der Burg erhaltenen Gemälde. Das Schloss wurde im XIII. Jahrhundert durch die Herren von Wangen erbaut und blieb Lehengut der Bischöfe von Trient. 1380 kamen die Herren von Vintler in Pfand- und 1391 in Lehenbesitz des Schlosses.

Unter dem mächtigen Nikolaus Vintler, der von da an bis zu seinem Todesjahre 1413 im Besitze blieb, war auf Runglstein ein glänzendes und geistreiches ritterliches Leben. Hier lebte Heinz Sentlinger von München als Bücherabschreiber und Dichter; hier sammelte Konrad Vintler, des Nikolaus Vetter, Handschriften zu einer Bibliothek und schrieb 1411 das „Tugentbuch" [1]). Unter Nikolaus fand eine Erneuerung des Schlosses Statt, doch scheint das Jahr nicht völlig ermittelt zu sein. Nach einer von Beda Weber (die Stadt Botzen, S. 238) angeführten Aufschreibung, im Besitze des Karl von Vintler in Meran, wäre es im Jahre 1388 geschehen; Maerhofen in seinen Aufzeichnungen über die tirolischen Adelsgeschlechter hat die Notiz: „Nikolaus Ritter ... Erneuerte 1396 das alte Schloss Runglstein" [2]). Ungefähr aus dieser Zeit rühren also ohne Zweifel die erwähnten Gemälde her. Sie bedurften Anfangs des XVI. Jahrhunderts bereits einer Restauration und Kaiser Max I. hat laut seiner Aufschreibungen eine Summe Geldes darauf verwendet. Seitdem befand sich das Schloss in den verschiedensten Händen, und ist nun als Mensalgut des Bischofs von Trient verpachtet. Die Gemälde blieben in dem immer baufälliger werdenden Gebäude jeder Unbild der Witterung und muthwilliger Zerstörung preisgegeben und sind daher heute entweder ganz vernichtet oder im traurigsten Zustande. Nur der poetische Gedanke, der das Ganze durchdringt und einen Einblick in die ritterliche Fühlweise damaliger Zeit gewährt, weht noch aus den zerstörten Darstellungen. Man tritt von der Südseite durch ein einfaches spitzbogiges Portal mit der Jahrzahl 1531 in einen nicht sehr geräumigen Hof, den die Schlossgebäude von drei Seiten einschliessen. Gegen Osten befindet sich zu ebener Erde die kleine rundbogige Capelle. Sie hat eine Zeit lang als Stall gedient, nun dringt jeder Regen ein; dadurch ist der Überwurf mit den darauf befindlichen Gemälden fast bis auf die letzte Spur herabgefallen. Darüber sieht man an der Aussenseite der Mauer eine Stiege und oben eine Thüröffnung, an der noch ein paar Frauengestalten sichtbar sind; sonst ist dieser ganze östliche Flügel bis auf die Umfangsmauern verfallen. Auf der Westseite des Hofes findet sich die nunmehrige Pächterwohnung, in deren Obergeschoss sich ein paar alte Gemächer erhalten haben. In einem derselben sind noch die Gemälde recht gut kenntlich. Sie stellen allerlei ritterliche Kurzweil dar: Tanz, Ballspiel, Treibjagd und Hochjagd. Die Bilder tragen den alterthümlichsten Typus; die Gestalten überschlank, die Bewegungen gezwungen und affectirt, die Gesichter ohne natürlichen Ausdruck; die Umrisse sind mit schwärzlichen Linien gemacht. Für die Costümkunde würden diese Bilder mehr Ausbeute geben als für die Kunst. Ich halte sie für die ältesten. Am besten ist noch der nördliche Flügel erhalten. Er bildet zu ebener Erde eine gegen den Hofraum offene Halle; darüber geht der ganzen Breite nach ein hölzerner Söller, von dem man in zwei Säle gelangt, die auf der erwähnten Halle stehen. Die Halle zeigt vorne gemauerte Pfeiler und Bogen, die ganz mit sogenannter grüner Erde gemalt sind. Die Darstellungen auf der Innenseite der Bogen sind allegorisch; z. B. Musica, Philosophia, Geometria u. s w. Die Front ist mit Bildern von allerlei Fürsten in Medaillons bedeckt. Sie sind sehr gut gezeichnet, meistens von freier Haltung und ausdrucksvollen Mienen; Namen sind nur mehr sehr wenige lesbar. Der obere Bau, der Söller und die zwei Säle bilden durch ihre Darstellungen gewissermassen ein Ganzes von allem ritterlich-poetischen Dichten und Trachten. Die Hintermauer des Söllers ist durch die Gestalten der ganzen poetischen Chronik bevölkert, die, nach der Dreizahl geordnet, den Eintretenden begrüssen. Den Anfang machen drei römische Kaiser; dann kommen drei jüdische Krieger, die Namen von Josue und David sind noch lesbar; drei Fürsten der Heldensage und Geschichte, lesbar die Namen von Artus und Gottfried; drei Helden der Tafelrunde, lesbar: Pareival und Gawein; drei Helden deutscher Sage: Dietrich von Bern mit dem Schwerte Sachs, Siegfried mit dem Pallaurgg, Dietlieb von Steier mit dem Belsung; drei Riesen, endlich drei weibliche Ungeheuer „von allen Ungeheuern die ungeheurigsten", wie die Inschrift lautet. An der Ecke, wo sich der östliche Flügel anschliesst, sieht man noch ein räthselhaftes Kampfspiel und eine Dame, die Minnetrank credenzt. Die Ausführung dieser Bilder ist ziemlich handwerksmässig und ausser dem grossartigen Gedanken wenig daran zu bewundern. Nun tritt man zunächst in einen Saal,

[1]) S. das Programm des Ober-Gymnasiums von Innsbruck von Ignaz Zingerle. 1851.

[2]) S. das angeführte Programm.

der ganz mit Fresken in grüner Erde aus Gottfried's „Tristan und Isolt" ausgeziert war. Leider ist eine Hälfte davon vor einigen Jahren unverantwortlich mit Theaterdecorations-Figuren überschmiert worden und nur rechtzeitige Dazwischenkunft rettete die übrigen, die mit einer Aufhöhung durch weisse Linien davon kammen. Was noch übrig ist, sind ungefähr folgende Bilder: Tristan erlegt Moralt von Irland; Tristan's Heimfahrt nach dem Siege; seine Werbefahrt nach Isolden für seinen Oheim Marke; sein Kampf mit dem Drachen; Isolt findet ihn ermattet im Walde; sie belauscht ihn im Bade; die Werbung; die Heimfahrt und der unbewusste Liebestrank; die Hochzeit von König Marke und Isolt; die List der Liebenden im mehreren Scenen; endlich Isolt's Unschuldsprobe zu Westminster. Diese Bilder sind von reicher, lebendiger Composition und charakteristischer Zeichnung. Sie sind entschieden das Beste, was auf Runglstein zu sehen ist. Der andere Saal ist den Helden der Tafelrunde und ihren Abenteuern geweiht. Man sieht sie gleich am Eingange um die Tafel versammelt, dann in unterschiedlichen Schlachten, Zweikämpfen, Belagerungen, Spielen u. s. w. beschäftigt. Zeichnung und Farbe sind sehr verwischt und sonst zerstört; sie haben auch entschieden geringeren künstlerischen Werth als die vorerwähnten. In diesem Saale befindet sich der anfangs erwähnte Kamin; der Oberboden ist (wie in allen Gemächern) von Holz und schuppenartig mit Farben bemalt [1]).

Eine kleine halbe Stunde westlich von Botzen steht das Kloster Gries, dessen Glockenthurm wir oben genannt haben. Bis ins XV. Jahrh. bestand hier die landesfürstliche Burg Pradein, dann ging sie in die Hände der Augustiner Chorherren über. Diese waren bereits seit 1165 in der Au (in Augia) am Talferbache angesiedelt; von der Talfer bedroht, erhielten sie 1406 vom Herzoge Leopold das Schloss und siedelten 1417 hieher über. Das Stift wurde 1808 aufgehoben und ist seit 1841 den Benedictinern von Muri übergeben, die sich sinnig und geschmackvoll eingerichtet haben. Von dem Kunstgeschmacke seiner frühern Bewohner ist hauptsächlich nur die im vorigen Jahrhunderte gebaute Stiftskirche mit den herrlichen Gemälden Knoller's ein Denkmal. Vom Mittelalter blieb nur noch ein hübscher gothischer Saal; vielleicht ein Oratorium oder Capitelsaal, in dem nun einige alte Bilder und Schnitzwerke angemessen untergeracht sind. Merkwürdiger ist die alte gothische Pfarrkirche, die auf dem Hintergrunde des üppig grünen Berges ein wunderliebliches Landschaftsbild gewährt. Sie hiess vor Zeiten zu „Unserer Lieben Frau im Keller" von einem verehrten Muttergottesbilde, das der Sage nach in den Kellern der landesfürstlichen Burg Pradein gefunden worden sein soll und sich nun in der Stiftskirche befindet. Die Pfarre, die früher von Freising aus verwaltet worden war, wurde auf Verwendung des Herzogs Friedrich mit der leeren Tasche bei Papst Johann XXIII im Jahre 1411 den Augustiner Chorherren übergeben. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass der Bau der Pfarrkirche um jene Zeit begonnen wurde und gegen Ende des XV. Jahrhunderts vollendet war. Darauf deutet jedenfalls die Bestellung eines kostbaren Altars im Jahre 1481 hin, wovon die Rede sein wird. Auch der Baustyl stimmt überein, während die Vorhalle vor dem Hauptportale, die die Jahrzahl 1539 trägt, kaum mehr gothisch zu nennen ist. Diess Portal befindet sich an der südlichen, dem Dorfe zugewendeten Seite. Der Chorschluss ist aus dem Achtecke construirt. Am Chor südlich ist die Muttergottes-Capelle herausgebaut, die wie der Querarm einer Kreuzkirche aussieht. Der Thurm ist viereckig und zeigt zwei gothische Schallfenster über einander, die ein hübsches Masswerk haben, aber unschön sitzt die achtseitige, gemauerte, überlange Dachpyramide darauf. Chor und Capelle sind aus Sandsteinquadern aufgeführt, das Übrige aus Mauerwerk. Das Innere der Kirche hat nur ein Schiff und den Chor von gleicher Weite. Das Schiff umfasst drei, der Chor zwei Bogenlängen von ungefähr 10 Schritten. Der Chor ist in sehr reinem Style gebaut und besonders das Laubwerk am Fronbogen von grosser Schönheit. Er ist ohne Zweifel der älteste Theil des Baues. Jünger ist das Schiff, das beweisen die Wandsäulchen, die ohne Capitäl die Rippen aussenden. Der jüngste Theil ist die Capelle, deren Gewölbe bereits mannigfach gekrümmte Rippen zeigt und Fenster mit spät-gothischem Maasswerk. Sehr schön ist das an der Nordseite angebrachte Portal der Capelle; zwei geschweifte Spitzbogen schlingen sich anmuthig in einander, von Spitzsäulen flankirt. Die Kirche wurde 1808 bei Aufhebung des Stiftes Gries geschlossen; nun ist sie wieder in ihre alten Ehren eingesetzt und würdig hergestellt. Hier (in der Mariencapelle) hat sich ein schönes Altarwerk von unserem vaterländischen Künstlern Michael Pacher von Bruneck, dem Meister des herrlichen Altares zu St. Wolfgang in Oberösterreich, freilich nur theilweise erhalten. Über die Identität des Werkes kann kein Zweifel sein, da sich im städtischen Archiv zu Botzen noch die Vertragsurkunde befindet, laut welcher die Besteller von Gries mit dem Meister eins werden, dass er für U. L. F. Pfarrkirche zu Gries eine Tafel, bestehend aus geschnittenen und gemalten Bildern, für die Summe von vierthalbhundert Mark Perner guter Meraner-Münz beschaffe. Sie ist ausgestellt am Montag nach Urbani 1481 [1]).

Von den in der Urkunde genannten Bildern ist gegenwärtig nur noch der grössere Theil der Schnitzwerke des

[1]) Der Maler Seelos hat von den meisten dieser Bilder Zeichnungen genommen, die im Ferdinandeum zu Innsbruck hinterlegt sind. Die Veröffentlichung derselben, von der einmal die Rede war, liess bisher auf sich warten.

[1]) Ich folge hier dem Abdrucke, den Dr. Förster im deutschen Kunstblatt 1853, Nr. 15 mitgetheilt hat. Ladurner gibt aber S. 14 der „Beiträge" das Jahr 1471 an. Das Werk selbst macht die letztere Jahrzahl wahrscheinlicher. Denn da der Altar in St. Wolfgang laut seiner Inschrift 1481 aufgestellt ist, so müsste der Grieser Altar unmittelbar

Mittelschreines sichtbar: Mariä Krönung durch Vater und Sohn, St. Barbara und Katharina, St. Michael und St. Erasmus, die heil. drei Könige und der Engelgruss. Von den Malereien ist ausser einigen Engelgestalten im Hintergrunde nichts mehr zu sehen, und es sind bei der neuerlichen Restaurirung einige Schnitzbilder andern Ursprungs dazu gekommen. Man kann leider auch nicht sagen, dass durch die Bemalung überall die Zartheit des Ausdruckes und der Charakteristik gewahrt wurde; vielmehr sind manche Köpfe ziemlich nichtssagend geworden. Was nun den künstlerischen Werth des Werkes betrifft, so macht das Ganze einen ebenso anmuthigen als kirchlich feierlichen Eindruck; die Verbindung des Architektonischen und Malerischen thut die beste Wirkung; die Technik, besonders in dem zarten spät-gothischen Zier- und Nischenwerk ist ausgezeichnet. In den einzelnen Gestalten vermisst man freilich eigentliche Formschönheit und und Idealität; es ist hingegen ein Streben nach naiver Naturwahrheit sichtbar. Dadurch hat z. B. Maria ein allerliebstes Stumpfnäschen und ein ganz mädchenhaftes Gesicht erhalten, und manche Männerköpfe sind frisch aus dem Leben genommen; am besten gelungen sind die Kindergesichter der Engel. Diess naturalistische Element, so wie die hie und da auffallend starren Faltenbrüche der Gewänder verrathen deutlich den Einfluss der niederdeutschen Schule. Dennoch macht er vom Zeit-Costüm nur einen bescheidenen Gebrauch und hat die herkömmliche kirchliche Gewandung meistens beibehalten. Die feierliche Haltung des Ganzen erhält es weit über das Genreartige späterer Arbeiten dieser Art und sichert ihm den Werth eines kirchlichen Kunstwerkes. Dennoch hat es bei Weitem nicht die Grossartigkeit und Durchbildung, die das Altarwerk zu S. Wolfgang zeigt. Es ist diess das einzige Werk, das bis jetzt diesem vaterländischen Künstler in Tirol mit urkundlicher Sicherheit zugeschrieben werden kann; aber die Bestellungen für die Pfarre zu Botzen, die Stiftskirche zu St. Wolfgang, und manches ähnliche Werk im Pusterthale, so wie ein gewisser ihm nachgebildeter Typus späterer Werke zeigen seinen grossen Einfluss, sowie der für jene Zeit bedeutende Preis des Altares zu Gries beweiset, wie sehr man seine Arbeiten zu schätzen wusste.

Anderthalb Stunden von Gries, an der Strasse nach Meran, liegt das Dorf Terlan mit seiner alterthümlichen Kirche. Sie ist ganz aus gelblichen Sandsteinquadern gebaut und zeigt, besonders von vorne, sehr elegante Verhältnisse, leider aber ist der beste Theil ihrer baulichen Schönheit unrettbar zerstört, indem der Boden innen und aussen durch die Versumpfungen der Etsch um mehrere Schuh aufgefüllt wurde. Über die Bauzeit konnte ich kein sichereres Datum auftreiben, als die Angabe von Beda Weber, dass sie gegen Ende des XIV. Jahrhunderts von Rittern von Niedertbor, die in dem nahen Schloss gleichen Namens hausten und deren Wappen man auf einem Grabsteine sieht, erbaut worden sei. An der Nordseite der Kirche steht aber ein Baurest aus älterer Zeit, nämlich ein viereckiger nicht sehr hoher romanischer Glockenthurm mit drei Reihen rundbogiger, säulengetheilter Schallfenster über einander. Er gehört offenbar in die Classe jener älteren Kirchenbauten, deren wir in der nächsten Umgebung von Botzen ein paar aus dem Ende des XII. Jahrhunderts genannt haben. Er ist aber weniger massiv als jene und von eleganteren Verhältnissen, dürfte daher ins XIII. Jahrhundert zu versetzen sein. Die kleine Kirche, die er überragt haben wird, wurde gleichzeitig mit dem Bau der grössern Kirche gothisch neugebaut und bildet nun ein nördliches Nebenschiff oder eine Seitencapelle zu jener. Der Sockel der Kirche von aussen ist durch die erwähnte Bodenerhöhung unsichtbar geworden. Die einfachen Strebepfeiler sind durch dreifache Schrägen verjüngt; die zwei äussersten an der Südseite gegen die Front sind zierlich zu Nischen ausgearbeitet, mit hübschem, gothischem Detail; die Statuen aber fehlen. Die Façade hat dadurch ein Missverhältniss bekommen, dass die nördliche Seitencapelle mit unter das Dach genommen wurde. Das Portal ist modernisirt, darüber ist aber noch eine gothische Einfassung geblieben, in deren Bogenfeld man nach zwei verstümmelte Statuen, Mariä Krönung darstellend, in alterthümlicher Steinarbeit sieht. Das Innere zeigt ein Schiff mit der erwähnten Nebencapelle, in die zwei schwere Spitzbogen führen. Hier zeigt die Anlage mancherlei Launen und Verschiebungen; das Detail ist nicht ohne Schönheit. Kräftig profilirte Rippen kreuzen das Gewölbe und laufen an den Seitenwänden herab, im Schiff auf Tragsteinen, im Chor auf Wandsäulchen mit alterthümlichen Capitälen ruhend. Die ganze Kirche soll ehemals mit Fresken bedeckt gewesen sein; ein sehr beschädigtes Fragment, Mariä Vermählung darstellend, hat sich noch erhalten. Eine besondere Merkwürdigkeit ist noch der zweite grosse Glockenthurm, welcher an der Südwestseite der Kirche, etwas von ihr abstehend, gebaut ist. Er bildet ein massives Viereck, aus Porphyr-Quadern aufgeführt, mit einem gothischen Spitzdache. Es kommen in hiesiger Gegend nach ein paar Beispiele solch isolirter Thürme vor, die in gothischer Zeit selten sein dürften. Der hiesige zeigt die Absicht eines imposanten selbstständigen Baues sehr deutlich, sowohl durch das äusserst spröde Material, als durch seine Maasse, die für die Kirche unverhältnissmässig gross sind. Er steht übrigens sehr bedeutend schief, so dass ängstliche Seelen zu wiederholten Malen den Einsturz befürchteten und sinnreiche Plane entwarfen, solchem Unheil vorzuheugen. Auch hat man sich die Köpfe zerbrochen, ob ihn der übermüthige Künstler so

darauf gefolgt sein, wozu seine entschieden geringere Meisterschaft schlecht stimmt. Da es in der Urkunde heisst, er solle unserer Lieben Frauen Krönung machen „in aller der Maass als im U. L. F. Pfarrkirche in der Tafel zu Botzen steht“, so bezieht diess Förster auf denselben Altar, den derselbe Pacher für die Botzner Pfarre verfertigte. Das ist ein Irrthum, indem dieser Altar erst 1482—83 gemacht wurde. Es wird vielmehr der 1421 bei Meister Hans Maler von Judenburg bestellte Altar gemeint sein.

gestellt oder ob er von selbst in diese schiefe Stellung gerathen sei. Wer aber den sumpfigen Boden und das locker gewordene Gefüge der untern Quaderstücke in Betracht zieht, wird darüber keinen Zweifel hegen.

Eine der grössten Pfarrkirchen in der Nähe von Botzen ist die zu St. Paulus, die in ihrer Anlage einen bedeutenden Aufwand von Ausdauer und Geschicklichkeit, aber auch mancherlei Seltsames zeigt. Über die Bauzeit dieser Kirche äussert sich Staffler („Tirol und Vorarlberg" 2. Thl. S. 809) „sie sei an der Stelle der alten zu den 12 Boten gegen Ende des XIV. und Anfangs des XV. Jahrhunderts" erbaut worden, doch glaube ich, der spät-gothischen Formen wegen, dass sicher der grössere Theil ins XV., die Thurmhalle vielleicht sogar ins XVI. Jahrhunderts zu setzen ist. Die Façade hat eine unschöne Gestalt, da das mächtige Viereck des an der Südwestseite angebrachten Thurmes fast die Hälfte derselben einnimmt oder eigentlich verschlingt. Das spät-gothische Portal ist schön profilirt, besonders 2 Nischen mit der Laibung aus hübsch gewundenem Stabwerk. Nun tritt man in die Vorhalle, deren südlicher Theil massig und schwer ist, weil hier die sehr starken, mit kleinen Säulchen umstellten Unterpfeiler des Thurmes stehen. Das Innere enthält drei gleich hohe Schiffe; die Seitenschiffe sind als freier Umgang um den Chor fortgesetzt; Mittelschiff und Chor von den Abseiten durch runde Säulen auf hohem achteckigem Sockel geschieden. Die Säulen des Chores sind ohne Capitäl — schon eine spät-gothische Form — und das Gewölbe zeigt ein vielverzweigtes Netzwerk; die Halbsäulen an den Chorwänden jedoch haben verschiedene Capitäle gothischer Form, je zwei an jeder Seite sind zu zierlichen Nischen ausgehöhlt. Die Säulen des Schiffes haben ein Capitäl, das der umgekehrten attischen Basis ähnlich ist und einen ziemlich modernen Eindruck macht; so auch die ihnen entsprechenden Halbsäulen an den Wänden; das Gewölbe ist einfacher als im Chor. Von der alten Einrichtung hat sich die hübsche alte Kanzel aus Stein, schlank, ohne Figuren, aus dem Achteck construirt, erhalten. Der jüngste Theil ist der Thurm, an dem man in verschiedener Höhe der Steinpfeiler die Jahrzahlen 1510, 1513, 1519 eingegraben und oben am Mauerwerk 1556 angeschrieben sieht. Er bildet ein mehrstöckiges Viereck mit gewaltigen Eckpfeilern aus Haustein, die sich aufwärts in — freilich nicht freistehenden, sondern nur reliefirten — Spitzsäulen allmählich erleichtern und verjüngen. Ein neuerer Geschmack hat den Thurm vollendet, indem er ein verdrücktes, niedriges Achteck darauf mauerte und eine riesige Zipfelhaube von Kupfer darüber stülpte. Hinsichtlich des Baumaterials ist zu bemerken, das nur Pfeiler, Säulen, Fenster und Thüreinfassungen Haustein sind (prachtvoller gelblicher Sandstein), das Übrige Mauerwerk.

Zum Schlusse muss ich bemerken, dass auf der Strecke zwischen Meran und Trient noch gar viele Schätze mittelalterlicher Art und Kunst zu heben wären. Hier war ja vom frühesten Mittelalter an der vorzüglichste Herd der Cultur, der Sitz der besten Kraft und der Tummelplatz des glänzendsten Lebens vom „Land im Gebirge". Hier erhoben sich die zahlreichen Burgen eines reichen Adels, in denen die alte Heldensage und das zarte Minnelied erklang, so dass das Etschthal in dieser Beziehung einzig mit dem Rheinthale zu vergleichen ist. Hier lagen die besten Städte, die sich allerdings sowohl durch die Enge ihrer Lage als durch den Druck der Aristokratie nie zu der Bedeutung ihrer italienischen und deutschen Schwestern erheben konnten, aber doch eine rührige Bürgerschaft nährten. Hier erstanden viele Denkmale der Frömmigkeit in Stiftern, Klöstern, Kirchen und Capellen, nicht in grossartigstem Styl, aber nicht selten von einem überaus zarten und sinnigen Geschmack, und die einheimische Kunst verstand es sehr wohl, sie mit ihren Werken zu schmücken, vom zarten Miniaturbild bis zum grossartigen Altarbau. Nun ist freilich unendlich viel zu Grunde gegangen; die Burgen sind gebrochen, viele Klöster und Kirchen gewaltsam vernichtet oder dem Verfalle überlassen worden, ihren Schmuck hat die Barbarei der Säcularisation verschlungen oder die geschmacklose Verschönerungslust beseitigt, jährlich kann man diess Sündenregister noch vermehrt sehen, und noch immer bekömmt der Jude etwas einzuschachern und zu verschleppen. Aber trotz alledem und alledem ist doch noch so viel übrig geblieben, dass ich nicht zweifle, man könne innerhalb der erwähnten Strecke allein die Elemente einer mittelalterlichen Kunstgeschichte sammeln, die ein weit reicheres Bild gewährt, als es Dr. Sighart aus der Erzdiöcese München-Freising zusammengestellt hat. Da ist noch manches Schloss von einer höchst merkwürdiger Anlage — ich nenne beispielsweise Sigmundskron, das alte Formigar, an dem man noch deutlich die Gestalt einer Trutzburg aus dem X. Jahrhundert und den frühesten Rundbogenstyl wahrnehmen kann; manches enthält sehr werthvolle Baustücke, wie z. B. Schloss Prösels seine Treppe und Capelle, die nächstens zerfallen wird, wie so manches von den Eigenthümern nicht gewürdigte oder vernachlässigte Baudenkmal. Manche Kirche und Capelle von alterthümlicher Bauart und vielleicht mit uralten Bildern ist so zu sagen erst wieder zu entdecken, weil ausser der nächsten Nachbarschaft Niemand darauf achtet. Endlich wäre noch Mancherlei von alten Altären, Bildern, Kirchensachen, Büchern mit Miniaturgemälden, Grabsteinen u. s. w. der Verborgenheit, vielleicht dem Untergange zu entreissen. Für den Anfang muss die Arbeit getheilt werden. Es war die Rede von Errichtung eines Kunstvereins für diese Gegend. Möchte das ins Werk gesetzt werden und möchten die Mitglieder vor der Hand das als ihren ersten Zweck betrachten, die Überreste der alten Kunst gründlich kennen zu lernen und diese so gewonnenen Ergebnisse übersichtlich zu sammeln.

Die Kleinodien des heil. römisch-deutschen Reiches.

Von Franz Bock. Conservator des erzbischöflichen Museums in Cöln.

III.

Der Krönungsmantel.

(Mit einer Tafel.)

Über die Entstehung und Anfertigung des äusserst grossartigen und prachtvollen Krönungsmantels (pluviale, pallium imperiale, bei Einigen auch tegumen, paludamentum genannt) kann man, Dank der erhaltenen kufischen Inschriften, das Feld der Hypothese vollständig verlassen und sichere Daten aufstellen, wann und durch wen dieses Prachtstück angefertigt worden ist. Den sehr deutlich gestickten Kufen zufolge, die bereits früher von namhaften Orientalisten und in jüngster Zeit von Professor Reinaud in Paris nach einer Copie endgiltig festgestellt worden sind[1]), ist dieser prachtvolle Krönungsmantel angefertigt worden für die Schatzkammer des Normannenkönigs Robert Guiscard im Jahre der Flucht des Propheten 528, also 1133 nach Christus durch den Kunstfleiss der Moslimen in der „glücklichen Stadt Palermo" wie es uns scheinen will, als Tribut und Anerkennung der Oberherrlichkeit der normännischen Könige von Seiten der besiegten Araber Siciliens, die durch dieses Geschenk factisch Unterwerfung andeuten und die Duldsamkeit so wie den Schutz der christlichen Herrscher sich sichern wollten. Darauf scheint auch hindeuten zu wollen, die schwungvoll gestickte Darstellung des königlichen Löwen, der Repräsentant des christlichen Königs Siciliens, als Siegers wie er eben ein Kameel „das Schiff der Wüste", das Wahrzeichen des Maurenthums, unter seinen Füssen bewältigt. Wann und durch welche Veranlassung dieser ausgezeichnet gut erhaltene Krönungsmantel unter der Regierung der Hohenstaufen mit den andern sicilianischen Schätzen (vgl. Art. I) auf das Schloss Trifels gekommen war, darüber wird ausführlicher in der späteren Beschreibung detaillirte Nachricht gegeben werden. Für jetzt genüge nur die einfache Hinweisung, dass er erst unter den letzten Kaisern aus dem Hause der Hohenstaufen zu den Reichskleinodien gekommen ist. Was ferner nun die technisch-künstlerische Ausstattung dieses „pallium regale" betrifft, so kann diese Arbeit unstreitig als das bedeutendste Stück der Stickerei und Goldschmiedekunst aus dem Anfange des XII. Jahrhunderts bezeichnet werden, was sich bis auf unsere Tage erhalten hat, denn es wechseln hier in harmonischem Verbande ab die zierlichsten Perl- und Goldstickereien in der verschiedenartigsten Technik mit dem ornamentalen Schmuck der Goldschmiedekunst in Email-, Filigran- und Niello-Arbeiten.

Um den Lesern dieser Blätter ein Bild der Pracht und des Reichthums jener kostbar gestickten königlichen Gewänder zu verschaffen, wie sie für das „gazophylazeum" der normannischen Könige durch maurische Künstler im XII. Jahrhunderte sind angefertigt worden, haben wir es für nothwendig erachtet, die eine Hälfte des Prachtgewandes in stylgetreuer Zeichnung beizufügen (vgl. Taf. V), die in den Detailbeilagen auch ziemlich genau die Technik der Stickerei und Ornamentation des fraglichen Gewandes veranschaulicht. Der Grundstoff, auf welchem die figurative Gold- und Perlstickerei dargestellt ist, bildet ein dunkelrothes, starkes, dessinirtes Seidengewebe, das bei älteren Autoren des XI. und XII. Jahrhunderts, dessgleichen in den Nibelungen und bei den späteren Minnesängern als eine Seideneendel öfters bezeichnet wird. Der heutige Fabrikant würde dasselbe als ein schweres geköppertes Croisé- oder Serge-Gewebe bezeichnen. Das Dessin selbst ist äusserst klein gehalten, wie es der Holzschnitt Fig. 1 in dem Stoffe unter der Perlstickerei zum Theil

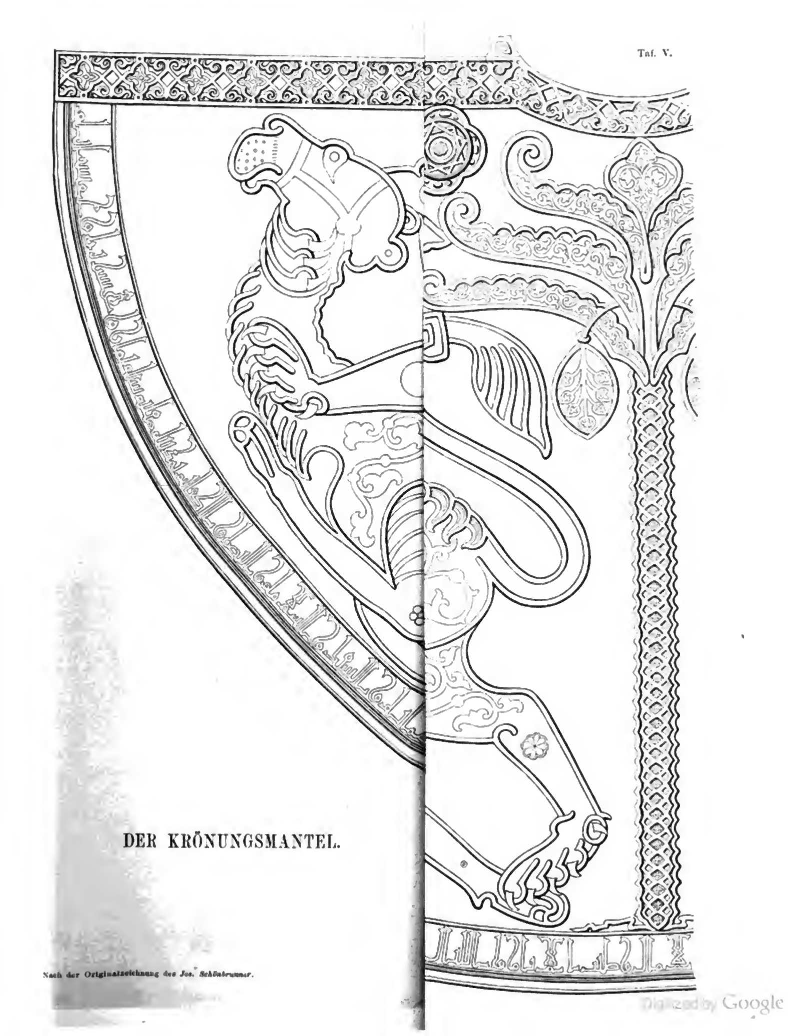


(Fig. 1.)

in natürlicher Grösse zeigt. Die fein stylisirten Ornamentationen zeigen offenbar Reminiscenzen an die Arabesken der Mauren im südlichen Spanien und Sicilien und unterliegt es keinem Zweifel, dass auch dieses delicate feine Gewebe aus der blühenden Seiden-Industrie Palermo's hervorgegangen ist.

Betreffs der höchst interessanten Perl- und Gold-Stickereien (opus polymitum, seu pictum) sei hier nur in Kürze bemerkt, dass in beiden gleich grossen Hälften des fraglichen

[1]) Vgl. Reinaud. Journal Asiatique 1846. Sér. IV, Vol. 7, p. 383.



DER KRÖNUNGSMANTEL.

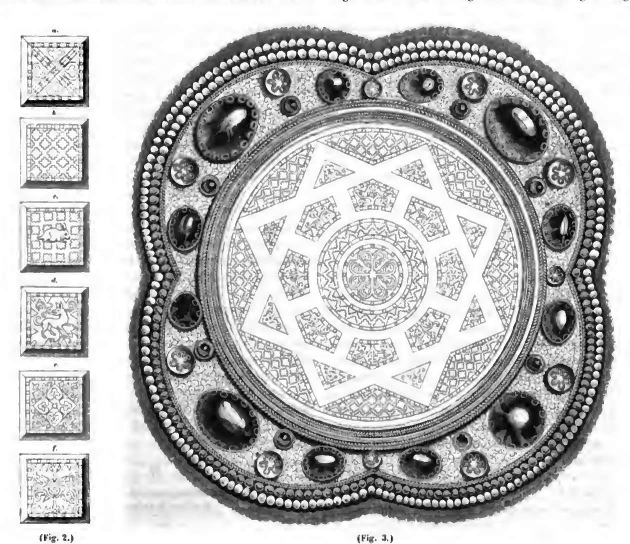
Nach der Originalzeichnung des Jos. Schönbrunner.

Paludamentums gleichmässig der Sieg des Löwen über dem bewältigten Kamel zur Darstellung gebracht ist. Beide gleichmässig zurückkehrende Darstellungen sind durch eine Dattelpalme mit schön stylisirtem Laubwerk und Früchten in zwei gleiche Hälften getrennt.

Die Stickerei dieser figürlichen Thierornamente ist in ihren äusseren Umrissen durch zwei Schnüre von ungleichen echten orientalischen Perlen von mittlerer Grösse als Contur abgegränzt, wie das auch an einer Stelle der Zeichnung angedeutet ist [1]). Die übrigen Compartimente dieser Stickerei sind durch eine kunstreiche mühevolle Goldstickerei durch-

im Dessin bandförmig zusammenhängend, hat ebenfalls einen ausgeprägten arabisch-normännischen Charakter und imponirt nicht weniger durch ihren Perlreichthum als auch durch die kunstreichen quadratisch geformten Emailplättchen (vgl. Holzsch. Fig. 2, *a, b, c, d, e, f*) mit verschiedenartigen Miniaturdarstellungen in vielfarbigem Email auf feinen Goldblechen.

Als besonders reiches Ornament machen sich die prachtvollen Medaillons oben in der Nähe der Schliessung der Pluviale bemerklich, ausgeführt in ziemlich grossem Umfange wie es der hier folgende Holzschnitt Fig. 3 zeigt;



(Fig. 2.) (Fig. 3.)

geführt, in eigenthümlich präparirten Goldfäden, die sich auf den ersten Blick hin als ein „or de Cypre", wie es die späteren Schriftsteller gleichbedeutend als orientalisches Gold bezeichnen, zu erkennen gibt. Ein anderes reichgesticktes Ornament zeigt die Bordüre (aurifrisia), zwei schmale Stäbe, die als Randverzierung an der vordern Öffnung der Pluviale herunter laufen. (Vgl. Fig. 1.) Auch diese Perlstickerei,

auf einem ziemlich starken Goldbleche ist jener vielfarbige Schmelz eingelassen, der sich nicht nur durch seine complicirte technische Darstellung, sondern auch durch die äusserst gelungene Anordnung der vielen kleinen Dessins zu einem grossen zusammenhängenden Ganzen auszeichnet. Das Ornament in diesem runden Medaillon, das wiederum durch eine Umfassung von Filigran in Vierpassform umgeben ist, ist ebenfalls geometrisch geordnet, in einer Verbindung der Kreisform mit dem Quadrat, eine Zusammenstellung, wie

[1]) Wir bedauern es, dass wegen Kürze der Zeit die eben angedeutete Ausführung auf der Tafel V leider unterbleiben musste. D. Red.

sie sich allwärts in maurischen Ornamenten vorfindet. Wir werden später Gelegenheit haben uns ausführlicher über die kunstreiche mühevolle Technik zu verbreiten, und nachweisen, wodurch sich dieses „émail translucide“ von dem „émail cloisonné“ unterscheidet, das sich meistens in Limousiner Schmelzen des XII. und XIII. Jahrhunderts vorfindet.

Der weite untere Saum der Pluviale ist nach Analogie orientalischer Gewänder damaliger Zeit, die meistens mit Sprüchen aus dem Koran umrandet waren, mit einer technisch kunstreich in Gold gestickten, äusserst gut erhaltenen kufischen Inschrift geziert, welche wir hier folgen lassen und deren Lesung wir der Gefälligkeit des Herrn Dr. Behrnauer in Übereinstimmung mit früheren Entzifferungen älterer Orientalisten verdanken [1]).

مما عمل بالخزانة الملكية المعمورة بالسعد
والاجلال والمجد والكمال والطول والافضال
والقبول والاقبال والسماحة والجلال والفخر
والجمال وبلوغ الاماني والامال وطيب الايام
والليالي بلا زوال ولا انتقال بالعز والرعاية
والحفظ والحماية والسعد والسلامة والنصر
والكفاية بمدينة صقلية سنة ثمان وعشرين
وخمسمائة

(„Dieser Mantel) gehört zu dem, was gearbeitet worden ist in der königlichen Manufactur, in welcher das Glück und die Ehre, der Wohlstand und die Vollendung, das Verdienst und die Auszeichnung ihren Sitz haben, die sich guter Aufnahme und eines herrlichen Gedeihens, grosser Freigebigkeit und hohen Glanzes, Ruhmes und prächtiger Ausstattung, sowie der Erfüllung der Wünsche und Hoffnungen erfreuen mag und wo die Tage und Nächte in Vergnügen verfliessen mögen, ohne Aufhören und Veränderung mit dem Gefühle der Ehre, der Anhänglichkeit und fördernden Theilnahme in Glück und Erhaltung der Wohlfahrt, Unterstützung und gehöriger Betriebsamkeit“ [2]).

In der Hauptstadt Siciliens im Jahre 528 d. H. = 1133 n. Ch. G.)

Dieses sowohl für die geschichtliche Entwickelung der Stickerei als auch der Goldschmiedekunst höchst merkwürdige Pallium imperiale, das wir in gedrängter Kürze wie es der Raum dieser Blätter gestattet im Vorhergehenden flüchtig zu skizziren versucht haben, ist heute mit einem grünlich-gelblichen Seidenfutter ohne Dessin versehen, das in seinem kunstlosen Zustande Spuren eines jüngern Datums verrieth, und desswegen die Frage in uns erregte, ob nicht das primitive Futter (doublure) das durch die Länge der Zeit und des Gebrauches sehr gelitten haben mochte, durch dieses kunstlose Gewebe verdeckt worden sei. Nach eingeholter Erlaubniss fand sich auch bei Auftrennung einer Nath in der mittleren Hälfte des Futterstoffes ein höchst merkwürdiger Seidenstoff vor, der als primitives Futter (subductura) die ganze Weite der Pluviale ausfüllte. Die Grundfarbe dieses delicaten Seidengewebes ist dunkelgrün, die schwungvollen Muster im arabischen Typus sind lichtgrün gehalten mit birnförmigen Dessins in Gold brochirt. Offenbar ist dieses kunstreiche Gewebe mit der Anfertigung des reichen Oberstoffes gleichzeitig zu setzen. Da nun an den reicheren bischöflichen Pluvialen des Mittelalters ein zweifaches Futter in der Regel sich vorfindet, ein einfacheres, das den hinteren ganzen Theil der Pluviale ausfüllt, und ein reicheres Futterzeug an den beiden vorderen Öffnungen als Streifen von der Breite einer halben Elle, indem das Gewand an diesen Theilen häufig aufschlägt und ersichtlich wird, so führt uns dieses Vorkommen an analogen Gewändern später auch zu der Untersuchung, ob nicht an der entsprechenden Stelle nach vorne hin ein zweites reicheres Futterzeug sich vorfinde. Dank der zuvorkommenden Erlaubniss wurde auch hier eine Trennung der Nath eines geblümten Seiden-Damastes mit Goldbrochirungen, eines späteren reicheren Futterzeuges des XV. Jahrhunderts, vorgenommen und hatten wir die Überraschung an dieser Stelle ein höchst merkwürdigeres älteres Goldgewebe vorzufinden, das nicht nur hinsichtlich seiner sehr eigenthümlichen figurativen Darstellungen die Aufmerksamkeit der Freunde mittelalterlicher Kunst, sondern auch hinsichtlich seines Goldfadens und seiner eigenthümlichen Textur die Beachtung der Manufacturisten verdient.

IV.

Die vor der Übertragung abhanden gekommenen Reichs-Kleinodien.

Die vorbenannten 17 Piecen, den alten Matrikeln zufolge zu den Reichskleinodien gehörend, befinden sich gottlob in einem ziemlich gut erhaltenen Zustande, in ehrenvollem Gewahrsam der Kaiserburg zu Wien.

Leider geschah die Übertragung der Reichskleinodien nicht nur in einer drangvollen Zeit, sondern auch in einer Periode wo man den historischen und artistischen Werth einzelner, kleiner, vielleicht schadhaft gewordener Stücke nicht so zu schätzen verstand. Möglich ist es, dass bei der Verpackung, die, wie es uns scheinen will, in der Eile und heimlich geschah, die folgenden Reichskleinodien übersehen

[1]) Vgl. Frähn, in den Mémoires de l'Akadémie Imp. des Sciences de St. Pétersb. 1822. Tom. VIII, 531—544.

[2]) Die französische Übersetzung des Orientalisten Prof. Renaud im Journal Asiatique 1848, 4. Série, Vol. 7. p. 383 hievon lautet:

„Fabriqué dans le magasin royal, séjour du bonheur, de l'illustration, de la gloire, de la perfection, de la durée, de la bienfaisance, du bon accueil, de la félicité, de la libéralité, de l'éclat, de la réputation, de la beauté, de la réalisation des désirs et des espérances, du plaisir des jours et des nuits, sans cessation et sans mutation, avec le sentiment de l'honneur, du dévouement, de la conservation, de la sympathie, du bonheur de la santé, du secours et de la satisfaction, dans la ville de Sicile, l'an 528.“

wurden oder auch der für die Übertragung gewählte Kasten keinen Platz mehr bot. Genug, es sind gegen zehn kleinere Gegenstände, die Murr in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts noch sämmtlich in Nürnberg gesehen hat, nicht mit zur Aufbewahrung in die Hofburg gekommen.

Dahin gehören ein paar Chirotheken, die in den Delsenbach'schen Abbildungen so wiedergegeben sind, dass man höchstens aus der Zeichnung den Schluss ziehen kann: dieselben seien nicht von dem Ornamentreichthum und der kostbaren Ausstattung gewesen, wie diess bei den heute noch vorfindlichen prachtvollen Kaiserchirotheken der Fall ist. Sodann befinden sich in den Delsenbach'schen Abbildungen vom Jahre 1758 noch die Copien von zwei verschiedenen, prachtvollen Sandalen, die auch in grösseren französischen Bildwerken aus neuerer Zeit polychromatisch wiedergegeben sind; dieselben waren, was die Ornamentation in Perlen und Edelsteinen und die kunstreichen Stickereien betrifft, viel reicher und vorzüglicher als die heute noch erhaltenen Sandalen (calcei). Nach den unzuverlässigen Zeichnungen des vorigen Jahrhunderts scheinen diese Kaiserschuhe, gemäss der Analogie ihrer Ornamente, zugleich mit der oben beschriebenen Pluviale, der Albe und dem Talar aus dem Schatze der normännischen Könige gekommen zu sein. Wahrscheinlich befanden sich bei dem Krönungsornate der deutschen Könige desswegen verschiedene Handschuhe und Sandalen, um für alle Fälle die Gewandstücke in verschiedenen Grössenverhältnissen vorräthig zu haben. So scheinen z. B. die bei Delsenbach abgebildeten und heute nicht mehr vorfindlichen Handschuhe auf eine kleine zarte Hand berechnet gewesen zu sein, hingegen verrathen die heute noch vorfindlichen kostbaren Fussbekleidungen, dass die übrigen abhanden gekommenen zwei Paar Schuhe grösser gewesen sein müssen, indem die heute vorfindlichen eine geringere Ausdehnung hinsichtlich der Länge und Breite haben. Man muss es sehr bedauern, dass namentlich diese reicheren calceamenta verloren gegangen sind, zumal sich aus dem XI. und XII. Jahrhundert heute nur noch sehr wenige „sandalia pontificalia“ vorfinden dürften, die uns den Typus der Fussbekleidung in der romanischen Zeit veranschaulichen. Der um die Restauration und die archäologisch-kritischen Bestimmungen der einzelnen Bau-Compartimente des altehrwürdigen Domes zu Trier unermüdliche Domcapitular von Wilmofsky hat das Verdienst, bei Nachgrabungen im Dome zu Trier die äusserst genaue Abzeichnung von Sandalen aufgenommen und so der Wissenschaft gerettet zu haben, die sich in dem Grabe eines Trier'schen Erzbischofes des XII. Jahrhunderts befanden; dieselben sind sehr ornamentreich gehalten, von höchst eigenthümlicher, technischer Beschaffenheit und hinsichtlich der Form und ornamentalen Ausstattung vollkommen analog mit jenen kaiserlichen „socculi“, die heute leider verloren gegangen und nur noch in dem Delsenbach'schen Werke wenn auch ungenau erhalten sind.

Ferner muss auch beklagt werden, dass unter den Ornatstücken das sogenannte „sudarium“ gelegentlich der Übertragung abhanden gekommen ist. Die bei Delsenbach gegebene Zeichnung lässt nur ein schwaches Bild von der eigenthümlichen Seltenheit und von dem kunsthistorischen Werthe dieses merkwürdigen Stückes gewinnen. Älteren Autoren zufolge war dieses Sudarium, wie das auch heute noch durch einige Vorrichtungen an dem unteren Theile der Krone ersichtlich ist, nach unten hin in einer Weise mit der Krone in Verbindung gebracht, dass dasselbe nach Analogie der Stolen (fanones) an der heutigen bischöflichen Inful als „lamen“ in Weise eines Tuches den Hals und den Obertheil des Rückens über der Pluviale bedeckte. Dieses Sudarium, von schwerer Seide, war in der Mitte in Perlen und Gold gestickt, und zwar war auch in Perl- und Goldstickerei abgebildet das „veroneicon“. Zu beiden Seiten waren nicht weniger kunstreich in Goldfäden durch Plattstich zur Darstellung gebracht die Scenen der Geburt Christi und die Anbetung der drei Weisen. Den erhaltenen bei Delsenbach mitgetheilten Zeichnungen nach zu urtheilen, dürften diese interessanten Stickereien, zugleich auch das ganze Sudarium, gegen Schluss des XII. Jahrhunderts seine Entstehung gefunden haben. Es muss der Verlust dieses merkwürdigen Kunstwerkes auch desswegen um so schmerzlicher vermisst werden, als aus den Zeichnungen der Stickereien, respective aus dem ganzen Habitus dieses Gewandstückes auch ein wohl motivirter Schluss auf die Zeit der Entstehung und Anfertigung der Krone selbst hätte gefällt werden können.

Nach den Matrikeln der Übergabe der Reichskleinodien durch Ludwig von Brandenburg, dem Sohne Kaiser Ludwig's des Bayer, an Karl IV. waren auch goldene Sporen (calcaria), die von Murr noch in Nürnberg gesehen und näher beschrieben worden sind, vorhanden. Es scheint jedoch nach der vorhandenen Zeichnung, dass das Materiale grösseren Werth hatte als die Form. Diese war höchst einfach und zeichnete sich nur dadurch aus, dass an dem nach hinten vorstehenden Theile der Sporen der Kopf einer Thierfratze sich vorfand, in deren Rachen das bewegliche Rädchen angebracht war.

Interessant wegen ihrer Form und jedenfalls kunstreicher, was ornamentale Ausstattung betrifft, waren die leider auch verloren gegangenen Armspangen (armillae). Nach den unzuverlässigen Angaben des Murr sollen diese Armspangen vergoldet gewesen sein und sich an denselben reiche Ornamentationen in Email, dessgleichen auch mehrere Inschriften vorgefunden haben, die vielleicht über die Zeit der Entstehung und die Anfertigung auch von anderen noch heute vorgefundenen Kleinodien hätten Licht verbreiten können.

Zufolge den Nachrichten aus den letzten Matrikeln befand sich unter den Kleinodien des deutschen Reiches auch noch eine Kopfbedeckung (caputium), und zwar war dieselbe befestigt als Anhängsel an der heute noch in der kaiserlichen

Schatzkammer befindlichen Dalmatica imperialis, die im Obigen näher beschrieben worden ist. Diese Kopfbedeckung bei älteren Schriftstellern auch cucullus (Gugel im mittelalterlichen Deutsch) genannt, lässt nicht undeutlich erkennen, dass das Gewand, mit welchem sie in Verbindung stand, nicht so sehr bei feierlichen Gelegenheiten in Gebrauch gewesen sein muss, sondern dass man sich derselben vielmehr bediente, von der Zeit Ludwig des Baiern beginnend, als reicheres Obergewand bei vorkommenden Reisen und bei sonstigen Veranlassungen, wo man gegen rauhe Witterung sich schützen musste. Diese von Murr beschriebene und von Delsenbach abgebildete „Gugel" hatte beiläufig die Form, wie die nach hinten hin herabhängende Kapuze an der heutigen Ordenstracht der Franciscaner und Kapuziner, die nach unten in eine Spitze ausmündet. Diese Gugel war von demselben phönicischen gemusterten Purpurstoff, wie sich derselbe noch heute an der oben beschriebenen Dalmatica vorfindet; auch war dieser Gewandtheil, der Zeichnung zufolge, mit denselben heraldischen Reichsadlern verziert, womit das eben gedachte Gewand so reich ausgestattet ist. Im Innern scheint dieses caputium als wärmere Kopfbedeckung mit Hermelin ausgefüttert gewesen zu sein, vielleicht auch mit blauem Seidenzeug. Wir wagen es nicht zu entscheiden, ob diese Kopfbedeckung an dem hinteren Theile der Dalmatica befestigt war, oder ob dieselbe nach Anlegung des dazu gehörigen Gewandes als getrenntes Gewandstück über den Kopf gezogen wurde. Die oben gedachte erhaltene Zeichnung lässt das Letztgesagte vermuthen.

V.

Die Reichsreliquien.

In den vorhergehenden Artikeln haben wir es versucht als Prodromus zu einem grösseren Werke eine kurzgedrängte Übersicht und Beschreibung der Kleinodien in diesen Blättern vorauszusenden; es lässt sich indess nicht füglich eine Beschreibung derselben anfertigen, ohne dass man auch in Ehren gedächte jener früher so hoch gefeierten Reichsreliquien, die als kostbares Palladium Deutschlands (apparatus pontificalis et imperialis) von unseren Vorfahren das ganze Mittelalter hierdurch betrachtet wurden. Der Vorsehung ist es zu danken, dass auch diese merkwürdigen Reichsreliquien in dem Sturme der Zeiten zu Anfang dieses Jahrhunderts nach Wien bin geflüchtet worden sind, und in der Burg des habsburg-lothringischen Kaisergeschlechtes jetzt ein gesichertes Unterkommen gefunden haben.

Zu diesen Reichskleinodien gehören im Ganzen zwölf hervorragende Stücke, deren Ursprung und Herkommen sich nicht unschwer nachweisen lassen dürfte; die ältesten dieser Reliquien werden schon theilweise aufgeführt in den Verzeichnissen der Ottonen; einzelne derselben sind in den Tagen der Hohenstaufen und Habsburger hinzugekommen. Die jüngsten derselben wurden hinzugebracht durch Karl IV.

Schon unter den salischen Kaisern finden wir unter den Reliquien und Kleinodien, die damals noch die Kaiser als unveräusserlichen Schatz auf ihren Reisen stets mit sich herumführten, bezeichnet: „lancea et clavus Domini". Der glaubwürdigen Tradition zu Folge ist dieses die Spitze der Lanze, womit Longinus die Seite des Heilandes nach seinem Hinscheiden öffnete. Diese vorzüglichste unter den Reichsreliquien wurde zu allen Zeiten in höchsten Ehren gehalten und wurde sogar im XIV. Jahrhundert auf Ansuchen der Kaiser von den Päpsten das „festum de lancea et clavo Domini" in der ganzen Christenheit zu feiern angeordnet.

„De lintheo Domini." Dieser Theil von dem Schürztuche, dessen sich der Heiland bei der Fusswaschung bediente, wird aufgehoben in einer silbervergoldeten Monstranze, die in formeller Beziehung keinen grossen Kunstwerth hat. Die Jahreszahl und die gravirten Standbilder des h. Laurentius und Sebaldus zeigen deutlich an, das diese einfache Monstranze in Nürnberg angefertigt worden sei.

„De mensale Domini", ein Stück jenes Tuches, das bei der Feier des Abendmahles den Tisch bedeckte. Auch dieses ostensorium, worin die obengedachte Reliquie includirt wird, hat keinen hervorragenden Kunstwerth; sie ist wie die vorhergehende etwa 23 Zoll hoch und befindet sich auf derselben gravirt die „coena Domini" in Dürer'scher Manier mit der Jahreszahl 1514. Diese Reliquien scheinen früher anders gefasst gewesen zu sein und wurden, des öffentlichen Vorzeigens wegen, monstranzförmig eingefasst.

„De cruce Domini." Diese Partikel des h. Kreuzes hat eine ziemlich grosse Ausdehnung, die nur von der bedeutend grösseren in Rom übertroffen werden dürfte; sie misst nämlich in der Länge 9½ Zoll bei einer Breite von 1¾ Zoll; der Querbalken hat 7½ Zoll in der Länge. Diese kostbare Reliquie ist von einer silbervergoldeten Einfassung umgeben. Dieses reliquiarium war früher eingeschlossen in einer interessanten Kapsel von Leder, mit zierlich getriebenen Ornamenten (Lederplastik) und der Jahreszahl 1517.

„De corona Domini;" diese Dornen von der Krone des Heilandes werden in silbervergoldeten Ostensorien von geringem Kunstwerthe eingeschlossen. Dieselben scheinen unter Konrad III. zu den Reichsreliquien gekommen und durch Karl IV. der Zahl nach vermehrt worden zu sein. Diese im Vorstehenden benannten Reliquien werden bei älteren Schriftstellern auch „arma Christi" oder auch „instrumenta Dominicae passionis" desswegen genannt, weil sie mit der Person des Heilandes und mit seinem Leiden in nächster Beziehung stehen.

„Dens de mento S. Johannis Bapt." Dieser Zahn des h. Johann des Täufers ist in feinem Golde eingefasst und hängend befestigt in einem vas crystalinum. Diese und die oben angeführten Reichsreliquien kommen schon im Testamente Otto's IV. vom Jahre 1218 vor. Darin heisst es u. a.

Nos igitur te, frater Henrice, Palatine Comes Rheni, rogamus, ut .... sanctam crucem, lanceam et coronam, dentem S. Joannis Baptistae et imperialia insignia, praeter pallium nostrum, quod dandum est ad sanctum Egidium, viginti septimanas post decessum nostrum conserves etc. etc. (ap. Meibom. T. III. Rer. Germ. pag. 148.)

„De praesepe Domini." Dieses Überbleibsel von der Krippe Christi befindet sich in einem 18 Zoll langen Reliquiarium, das auf seinem Deckel mit mehreren ungeschliffenen Edelsteinen besetzt ist. Dieser Reliquie geschieht erst in der Übergabsurkunde Kaiser Sigismund Erwähnung vom Jahre 1423, wo es heisst: „Von der Krippen Gotes in eyner langen guldeiner Beheltnisse geeziret mit edlen steinen."

Endlich befinden sich noch heute unter den ehemaligen Reichsreliquien ein Stück „de tunica S. Joannis Evang."; ferner das „brachium S. Annae, matris B. M. V." und noch drei Glieder von verschiedenen Ketten, mit denen die Apostel Petrus, Paulus und Johannes im Kerker gefesselt waren. Weil diese Reliquien auf den Kaiserzügen meistens mit herumgeführt wurden, namentlich vor der Zeit der Übertragung nach Nürnberg, so ist es einleuchtend, dass diese Kaiserreliquien des leichteren Transportes willen bloss einfach in Silber und Gold eingefasst sind und nicht in grössern reichverzierten Reliquiarien aufgehoben wurden, wie sich solche wohl anderswo vorfinden und für die Würde des Gegenstandes angemessen gewesen wären.

Vorbenannte Reichsreliquien wurden bis zur Einführung der neuen Lehre in Nürnberg jährlich einmal unter Zuströmen einer grossen Volksmenge, aus allen Theilen Deutschlands und unter Zusammentritt von mehreren Fürsten des heil. römischen Reiches auf einem eigens dazu erbauten Reliquienstuhl mit Beobachtung der vorgeschriebenen Feierlichkeiten, öffentlich vorgezeigt. Auch bei keiner Kaiserkrönung durften diese Reliquien fehlen und wurden dieselben als „instrumenta essentialia coronationis" auf einem besonders hergerichteten Reliquienaltar, der sich an der Epistelseite des Altares befand, feierlichst aufgestellt.

Diese sogenannten Reichsreliquien waren ehemals, als sie noch in Nürnberg deponirt waren, sämmtlich in einem grösseren Kasten verschlossen. Dieser Schrein mit einem ansteigenden Satteldach war mit quadratischen Ornamenten überzogen, worin abwechselnd dargestellt war der einfache Adler (Jungfernadler) und der doppelte Reichsadler. Diese Kiste wurde jedesmal nach ihrem Verschluss vermittelst einer Vorrichtung in dem Chore der kleinen Hospitalkirche in die Höhe gewunden, so dass der Schrein mit seinem kostbaren Inhalte geschützt vor Diebsgefahr an dem Schlusssteine des Chores schwebend in der Höhe zu ersehen war [1]).

Památky archaeologické a místopisné. (Archäologisch-topographische Denkwürdigkeiten.)

(Fortsetzung.)

Die Westfronte mit den zwei Thürmen und einem das Dach der Kirche überragenden Mittelbau zwischen denselben zeigt höchst einfache Formen, und nur die in zwei Absätzen über den Mittelbau sich erhebenden Thürme sind mit dem charakteristischen Rundbogenfriese in beiden Stockwerken verziert. Ein Westportal scheint ursprünglich gar nicht da gewesen zu sein, das jetzige wurde erst im vorigen Jahrhundert im Zopfstyle errichtet. Ober demselben öffnen sich drei Rundbogenfenster, in ihrer ursprünglichen Gestalt so ziemlich erhalten. Die leere Fläche des Mittelbaues zwischen den Thürmen wird nur durch ein mittelst eines Säulchens in zwei Theile getheiltes Fenster, und ober demselben durch das charakteristische, vertiefte Mauerkreuz unterbrochen. Das ganze Gebäude ist von zugebauenen Quadern aufgeführt, und hat ein sehr solides Ansehen. Die beigegebene Illustration zeigt die Westfronte der Kirche mit der angebauten Prälatur. Eine Ansicht der Kirche von der Nordostseite, die nicht verbaut ist, oder wenigstens ein Grundriss derselben wären sehr erwünscht gewesen. Das Innere ist im Geschmacke des vorigen Jahrhunderts sehr reich und prunkvoll ausgestattet, bietet aber von einzelnen Merkwürdigkeiten aus dem Alterthume nichts als einen kleinen in der Mauer neben dem modernen Mausoleum des Stifters Hroznata eingesetzten Gedenkstein vom Jahre 1334 und in der Mitte des Chores die Gruft des Stifters, die den steinernen bisher uneröffnet gebliebenen Sarkophag desselben enthalten soll. Zwei Antiquitäten, die einst in dieser Gruft befindlich waren, werden jetzt in der Bibliothek des Stiftes aufbewahrt, nämlich eine bronzene, schön eiselirte, mit Email und einst mit reicher Vergoldung verzierte Schüssel von 9″ 5‴ im Durchmesser und 1″ 4‴ Tiefe aus dem XII. Jahrhundert, dann eine kupferne, vergoldete Ampel der heil. Elisabeth, Landgräfin von Thüringen. Der Wladyke Hroznata soll während des Baues der Kirche die

[1]) Mit diesen Aufsätzen ist die Beschreibung der „Kleinodien des h. röm. deutschen Reiches" zwar zum Abschlusse gebracht worden; durch die freundliche Theilnahme des Herrn Caplans F. Bock hoffen wir jedoch in den folgenden Heften auch eine Beschreibung der ungarischen Krönungsinsignien veröffentlichen zu können, welche Ersterer mit Genehmigung Sr. kais. Hoheit des durchlauchtigsten Herrn Erzherzogs Albrecht vor Kurzem im Schatze zu Ofen besichtigte und wovon er ausführliche, stylgetreue Zeichnungen anfertigen liess. Wir sind zugleich in der angenehmen Lage unseren Lesern mittheilen zu können, dass Seine k. k. apost. Majestät vor wenigen Tagen auf Antrag Seiner Excel. des Herrn Finanzministers Freih. v. Bruck anzuordnen geruht haben, dass das beabsichtigte Prachtwerk des Herrn Caplans F. Bock: „Die Kleinodien des heil. römisch-deutschen Reiches", auf Kosten der kais. Regierung in der k. k. Staatsdruckerei erscheint.

D. Red.

vorerwähnte Schüssel täglich mit Münze vollgefüllt den Arbeitern nach vollbrachtem Tagwerke hingehalten haben, damit sich jeder nach eigenem Ermessen seines Verdienstes seinen Taglohn aus derselben herausnehmen möchte. Sie scheint ein Erzeugniss der französischen Kunstwerkstätten von Limoges zu sein, und Hroznata mochte sie von seinen Reisen aus Italien heimgebracht haben. Auf der Hohlseite sieht man in der Mitte ein dreieckiges Schild mit neun goldenen Lilien auf blauem Emailgrunde: um dasselbe herum drei ornamentale Drachen. Auf der concaven Fläche sind in sechs Halbkreisen zwischen ornamentalen Schnörkeln je zwei erhaben gearbeitete Figuren, immer eine männliche und eine weibliche, wovon erstere ein musikalisches Instrument behandelt, die letztere aber tanzend dargestellt ist. Die Kehrseite der Schüssel ist nur einfach gravirt, und stellt neun in einander verschlungene Halbkreise dar, die an ihren Berührungspunkten mit Lilien geziert sind; in der Mitte ist ein dreieckiges Schild mit einem einfachen heraldischen Löwen. Die richtige Zeichnung und reiche Verzierung stellt diese Reliquie in die Reihe der schönsten Kunsterzeugnisse dieser Art und jener Zeit. Die Ampel der heil. Elisabeth von zierlicher Form, jedoch ohne besondere Verzierung, ist 4″ 8‴ hoch, bauchig, in einen engen Hals ausgehend und mit einem Henkel versehen. Sie umschliesst im Innern ein ähnlich geformtes, nunmehr durch gewaltsame Öffnung zerbrochenes thönernes Gefäss. Auf der Aussenseite liest man die gravirte Inschrift in gothischen Minusceln: **auera** (authentica) **s elizabethe**. Die Abbildungen beider Antiquitäten sind auf der ersten Illustration ersichtlich.

Jankov (der Marktflecken Jankau) von P. Anton Norbert Vlasák, Pfarrer in Hrádek bei Vlašim. (S. 36.) Jankau im Taborer Kreise erlangte durch die in der Nähe im Jahre 1645 den Schweden gelieferte unglückliche Schlacht eine traurige Berühmtheit. Der Verfasser knüpft an die Geschichte des Ortes eine Beschreibung der Schlacht und theilt auch ein hierauf bezügliches historisches Volkslied mit beigegebener Melodie mit. Aus der Beschreibung des Ortes heben wir nur die Pfarrkirche hervor, die von ihrer ursprünglichen romanischen Anlage noch den runden Chorschluss aufzuweisen hat.

Chotouň, Geburtsort des heil. Prokop von K. Vl. Zapp (S. 39.) Chotouň, ein Dorf zwischen Böhmisch-Brod und Plaňan, ist eine der ältesten Ansiedelungen im Lande; der heil. Prokop wurde daselbst zu Ende des X. Jahrhunderts in einem Freihofe geboren, der bis jetzt der Prokopihof genannt wird. Spätere Besitzer desselben errichteten neben dem Wohngebäude eine Capelle des heil. Prokop, an deren Stelle im XVIII. Jahrhunderte eine zierliche Kirche entstand.

Die früher im Orte bestandene alte Pfarrkirche wurde im laufenden Jahrhundert wegen Baufälligkeit mit Ausnahme des Glockenthurmes eingerissen. Am Dorfplatze entspringt eine reichhaltige, mit der Statue des heil. Prokop gezierte Quelle, nächst welcher einst eine Badeanstalt bestand. Ausser diesen volksthümlichen Reminiscenzen finden sich da nunmehr keine sonstigen Alterthümer.

Die Schlosscapelle St. Franz. Ser. in Reichstadt von K. Vl. Zapp. (S. 41.) Das gegenwärtige Sommer-Residenzschloss Seiner Majestät des Kaisers Ferdinand I. in Reichstadt wurde um das Jahr 1541 von italienischen Baumeistern im reichen Renaissancestyl erbaut. Der Aufsatz beschäftigt sich hauptsächlich mit den herrlichen Kunstschöpfungen, die in der erweiterten Schlosscapelle durch die Munificenz Sr. k. k. Maj. in den Jahren 1851—1853 hauptsächlich von einheimischen böhmischen Künstlern ausgeführt wurden.

Das ehemalige Mydlář'sche Haus in Chrudim von Anton Rybička, Beamten beim k. k. obersten Gerichtshofe in Wien. (S. 68.) Ein merkwürdiges, im Renaissancestyl 1573—1576 aufgeführtes Bürgerhaus mit offenen Säulengängen, Sculpturen und böhmischen Inschriften an der Gassenseite und einem räthselhaften Thurme an der Rückseite, der fälschlich für eine Sternwarte gehalten wurde, wahrscheinlich aber nichts weiter, als eine Nachbildung türkischer Minarets zu bedeuten hat. Der Verfasser gibt erschöpfende Nachrichten über die Erbauer und Besitzer, nebst zwei Abbildungen der Vorder- und der Rückseite des Hauses. Wie wir eben erfahren, soll der Eigenthümer mit dem Plane umgehen, die offenen Säulengänge auf der Gassenseite zu verbauen, und den Raum zur Erweiterung der Wohnzimmer zu benützen.

Zbraslav, Königsal *(Aula regia)* v. K. Vl. Zapp. (S. 71 u. 117.) Die Geschichte dieses auf einer Halbinsel zwischen der Moldau und dem Beraunflusse liegenden Marktes und seiner ehemaligen berühmten Cistercienserabtei bildet den Hauptinhalt dieser ausführlichen Monographie. Die Abtei als Begräbnissort der letzten Přemysliden und einiger Luxenburger war in der Nähe Prags im XIV. und zu Anfange des XV. Jahrhunderts für Prag das, was Saint Denis für Paris, mit dessen Kirche auch die hiesige Hauptkirche den Vergleich wohl aushielt; denn Königsal galt vor den Husitenzeiten als das reichste und prächtigste geistliche Stift im Lande, dessen Kunstschätze namentlich Aeneas Sylvius einer besonderen Hervorhebung werth hielt. Leider ist von all' den Herrlichkeiten nichts übrig geblieben als ein Madonnenbild aus dem XIII. Jahrhundert und ein unscheinbares Kästchen mit den Schädeln der beiden letzten Přemysliden, Wenzel's II. und III., der Königin Elisabeth, Gemalin Johann's v. Luxemburg, und mit wenigen aufgelesenen Gebeinen aus der zerstörten Königsgruft. Die Gründung des Stiftes durch Wenzel II. an der Stelle eines früheren Jagdschlosses Königs Přemysl Otakar's II. geschah im Jahre 1292, die feierliche Grundsteinlegung zur grossen Marienkirche im Jahre 1297, deren Ausbau durch die Königin Elisabeth im Jahre 1329. Nach einem zu Anfange des vorigen Jahrhunderts vor der gänzlichen

Beseitigung der Ruinen dieser Kirche aufgenommenen und neuerer Zeit erst aufgefundenen Grundrisse derselben war sie ganz nach Art der alten Cistercienserkirchen im gothischen Style aufgeführt, vierschiffig mit rechteckigem Chorschlusse, Kreuzvorlagen und zehn Capellen im Chore; 33 Säulen trennten das Hauptschiff von den niedrigen Abseiten, und 12 Säulen trennten die beiden Nebenschiffe an der Südseite. Der nördliche Flügel des Querschiffes war länger als der südliche, und stiess an die Sacristei und eine geräumige St. Bernhardscapelle. Das ganze Gebäude soll eine Länge von 180 böhmischen Ellen (etwa 360 Fuss), eine angemessene Breite und Höhe gehabt haben. In dem vielgerühmten Kreuzgange des Klosters war an den Wänden die ganze Bibel auf steinernen Tafeln zu lesen, deren Schriftzüge in der Höhe an Grösse zunahmen zur Bequemlichkeit der Leser. Der 10. August 1420 machte all' der Herrlichkeit ein trauriges Ende; ein Pöbelhaufen der husitischen Partei in Prag verwandelte alles in eine Brandstätte. Das jetzige Stiftsgebäude stammt aus dem Jahre 1720, und bietet in seiner gegenwärtigen Profanation, da es zu einer Zuckerfabrik verwendet wird, einen traurigen Anblick; das Prälaturgebäude vom Jahre 1739 dient zur Wohnung der Herrschaft (Fürst Wallerstein - Öttingen) und die spätere Stifts- jetzt Pfarrkirche unter dem Titel des heiligen Jakob dem Älteren wurde aus einer ursprünglichen Capelle des Otakar'schen Jagdschlosses in den Jahren 1650 — 1654 umgebaut, erweitert und zur Conventskirche eingerichtet. Sie ist ziemlich geräumig, im Renaissancestyle gehalten und wenn nicht prunkvoll, doch anständig ausgestattet. Nur das Querschiff erinnert in ihr an die Eigenthümlichkeiten der Bauart des Ordens, so wie der Abgang eines grösseren Thurmes. Das bedeutendste Alterthum ist das erwähnte Madonnenbild aus dem XIII. Jahrhundert, das einst den Hochaltar der nun spurlos verschwundenen Marienhauptkirche zierte, jetzt aber hier auf einem Seitenaltare aufgestellt ist. Es ist auf Holz gemalt, mit Goldgrund, und wurde 1661 ziemlich unglücklich restaurirt, ohne jedoch seinen hohen Kunstwerth gänzlich verloren zu haben. Ausserdem sieht man noch mehrere Altarbilder von Brandel und Skreta, in der Sacristei zwei auf beiden Seiten mit beachtenswerthen Gemälden bedeckte Flügel eines Altarschreines aus der ersten Hälfte des XVI. Jahrhunderts und das bereits erwähnte Kästchen mit den Reliquien der ehemaligen königlichen Gruft.

Eines der vorzüglichen Schnitzwerke Böhmens aus dem XVI. Jahrhundert, wo die Kunstschnitzerei im Lande mit besonderer Vorliebe gepflegt wurde, ist der Altar in der oberhalb des Marktes auf einer Anhöhe, wahrscheinlich an der Stelle der altböhmischen Burg Kašin stehenden St. Galluskirche. Dieser Altar stand bis 1744 in der eben beschriebenen Conventskirche, musste damals dem gegenwärtigen im Zopfstyle aufgeführten Marmoraltare daselbst weichen, und wurde erst vor wenigen Jahren hier aufgestellt und restaurirt. Leider erlitt das Werk dabei eine bedeutende Verkürzung, da es die Gewölbshöhe seines gegenwärtigen Standortes überragte, und erhielt einige zum Style nicht passende Anhängsel. Das Ganze ist äusserst zart in durchbrochener Arbeit in Form eines unbeweglichen Tripartitum ausgeführt, mit drei grösseren Figuren, der Himmelskönigin, St. Jakob und St. Johann der Apostel zu beiden Seiten derselben, dann mit Brustbildern aus der Genealogie Christi, die aus Blumenkelchen hervorzuwachsen scheinen, geziert. Eine gelungene Abbildung dieses Alterthums (Taf. 5) ist dem Werke beigefügt.

Obřiství und Libiš von K. Vl. Zapp (S. 111), zwei Dörfer am linken Elbeufer unfern von Melnik. Im ersteren steht ein vom General Baron Koller 1824 erbautes Schloss neben der alten übrigens unbedeutenden Pfarrkirche; im Dorfe Libiš trifft man jedoch eine der merkwürdigsten kleinen Landkirchen Böhmens an. Sie ist eine Filiale von Obřiství und zu Ehren des Apostels Jakob d. Gr. geweiht. An ihren Standort knüpfen sich uralte Sagen, und in der Nähe stehen noch zwei heidnische Grabeshügel. Das Schiff der Kirche stammt, obwohl ganz einfach gehalten und ohne Wölbung, aus der romanischen Periode; der Eckthurm an der Westfronte ruht im Innern der Kirche auf einer romanischen Säule. Das niedrigere und engere Presbyterium ist frühgothisch aus dem Achteck geschlossen, die stark vortretenden Gewölbgurten ruhen auf Consolen, die meist bärtige Gesichter vorstellen. Beinahe jedes Inventarstück der Kirche ist ein interessantes Alterthum, vor allem aber verdienen die Wandmalereien die vollste Aufmerksamkeit und Würdigung des Archäologen. Der Styl verräth die nach-karolinische Zeit, etwa das Ende des XIV. oder Anfang des XV. Jahrhunderts. Vornehmlich ist jetzt nur noch das Presbyterium mit Gemälden verziert, wo eine Himmelskönigin, die drei Könige und die Verspottung Christi fast ganz gut erhalten sind, eben so acht Heiligenfiguren auf den Seitenflächen der Fensternischen. Unter dem Kalkanstriche der unteren Mauerflächen im Presbyterium, dann im Schiffe der Kirche wurden in neuester Zeit ebenfalls Fragmente von Gemälden desselben Styles entdeckt. Der gothische Flügelaltar im Chore stammt aus dem XV. Jahrhundert, zeigt den herkömmlichen Styl jener Zeit sowohl im Schnitzwerke als in der Wahl der bildlichen Vorstellungen. Die Leidensscenen auf den Altarflügeln, St. Jakob ober dem Mittelstücke, St. Wenzel und St. Ludmila auf der Rückseite verrathen einen kräftigen, gewandten Pinsel. Auch der gothische steinerne Taufkessel und die Glocken sind beachtenswerth. Drei beigegebene Illustrationen (Taf. 6, 7, 8) geben Ansicht und Grundriss der Kirche, den Flügelaltar, die Umrisse der Wandgemälde nebst anderem Detail.

Der Vlašimer Bezirk (im Taborer Kreise) in historisch-archäologischer Hinsicht beschrieben von P. Ant. Norb. Vlasák, Pfarrer in Hrádek an der Blanice (S. 85, 126, 176, 214 und 262). Diese auf Grundlage fleissigen Quellenstudiums fussende Arbeit enthält die Beschreibung

aller in historischer und archäologischer Beziehung bemerkenswerthen Orte des benannten Amtsbezirkes, aus der wir zu unserem Zwecke nur folgende Notizen mittheilen. — Vlašim, Stadt; alterthümliches Schloss, gegenwärtig sehr verbaut, dessen Hauptthurm auf runder Unterlage ins Achteck übergeht; Decanatkirche im einfach gothischen Style vom Jahre 1522, deren Vordergiebel mit einfachen Strebe-Pyramiden geziert ist, wie mehrere meist kleinere Kirchen im östlichen Böhmen aus demselben Zeitalter; zinnerner Taufkessel vom Jahre 1523. Grabsteine der Herren Trčka und Vostrovec aus dem XVI. Jahrhundert, schöne Glocken aus derselben Zeit. — Radošovic, Dorf, im Jahre 1727 umgebaute Kirche mit wohlerhaltenen, erst im Jahre 1852 sorgfältig in die Seitenmauern eingelassenen Grabsteinen der ritterlichen Familie v. Věžník aus dem XVI. und XVII. Jahrhundert. — Koudrac, Dorf, Pfarrkirche mit romanischem Schiffe, dessen Westfronte von zwei runden Eckthürmen auf rechtwinkeliger Grundlage flankirt wird; in jedem Thurme öffnen sich in zwei Reihen Kuppelfenster, zwischen je zweien steht eine kleine, zierliche Säule. Von sonstiger Ornamentik ist nichts vorhanden. Das engere Presbyterium ist gothisch, im Viereck geschlossen und mit einem zierlichen Kreuzgewölbe versehen. An der Nordseite hängt damit die geräumige, gothische, gleichzeitige Sacristei zusammen, einst eine besondere Capelle. Darin ein altes, steinernes achtseitiges Taufbecken. Die beigegebene Lithographie (Taf. 11) zeigt die Ansicht und den Grundriss. — Štěpanov, Städtchen, einfache gothische Pfarrkirche, noch aus dem XIII. Jahrhundert, mit hoher und starker Ringmauer umgeben. — Louňovic, Städtchen, in dem sich von dem ehemaligen Prämonstratenser-Nonnenkloster (gestiftet um 1149) keine Spur erhalten hat. Erzbischöfliches Schloss mit alten, runden Eckbastionen. — Načerac, Städtchen, zierliche gothische Decanatkirche in schlanken Verhältnissen auf einer Anhöhe, mit romanischem Thurme an der Stirnseite. Im Thurme gekuppelte Säulenfenster. Schöne, alte Glocken aus den Jahren 1478 und 1512. — Soutic, Dorf, unbedeutende, verbaute Pfarrkirche mit schönem, romanischen Thurme, dessen achtseitiges Dach mit einer schlanken Spitze endet. — Böhmisch-Sternberg, Burg an der Sázava, eine der ersten nach deutscher Art erbauten Ritterburgen im Lande, gegründet im Jahre 1242, Stammhaus der Grafen v. Sternberg, grosser Ahnensaal mit Burgcapelle. — Měchnějov, Dorf, kleine romanische Filialkirche mit halbrunder Apsis und einem breiten niedrigen Thurme an der Westfronte, in welchem sich gekuppelte Rundbogenfenster mit Säulchen öffnen. — Divišov, Städtchen, im Jahre 1744 umgebaute Decanatkirche mit der alten Gruft der Sternberge. — Otryby, Dorf, romanische Filialkirche mit halbrunder Apsis, übrigens sehr verstümmelt. Alter steinerner Taufkessel. — Soběšin, Dorf, romanische Filialkirche mit halbrunder Apsis, deren Wölbung das Schiff um $1^1/_2$ Fuss überragt; die rundbogigen Wölbungen noch ursprünglich und roh; in der Front ein breiter Thurm mit zwei gekuppelten Fenstern, zwischen denen das übliche Säulchen. — Psáře, Dorf, romanische Filialkirche mit halbrunder, jedoch ungewölbter Apsis und mit Glocken aus den Jahren 1502 und 1505. — Třebešic, Dorf, romanische, jedoch stark verbaute Pfarrkirche mit halbrunder Apsis und einem breiten, im unregelmässigen Sechseck aufgeführten Thurme an der Westseite. — Chotýšan, Dorf, ursprünglich romanische Pfarrkirche mit halbrunder Apsis; erst im Jahre 1844 wurden Thurm und Schiff im gothischen Style umgebaut.

Die ehemalige Herrschaft Richenburg (im Chrudimer Kreise) von P. Alois Brychta, Cooperator in Richenburg. (S. 162.) Aus diesem Aufsatze geben wir ebenfalls nur die in das archäologische Fach einschlagenden Notizen im Auszuge. Richenburg selbst ist eine interessante, noch bewohnte alte Burg mit einem Rundthurme, deren Räume in späteren Jahrhunderten jedoch stark verbaut und modernisirt wurden. Man zeigt hier unter andern noch zwei Schienbeine eines Fräuleins aus dem Herrengeschlechte der Berka's, das im XVI. Jahrhundert hier vermauert wurde. — Perálec, Dorf, Filialkirche mit gothisch gewölbtem Presbyterium vom Jahre 1321. — Skuč, Stadt, interessante gothische, einschiffige Decanatkirche mit niedrigerem Presbyterium aus dem XIII. oder XIV. Jahrhundert. Die Kreuzwölbungen des Schiffes zeigen den Typus des Übergangsstyles zur Renaissance, eben so die steinerne Kanzel. Der massive Thurm an der Stirnseite zeigt mehrere eingemauerte Köpfe und andere Sculpturen, wahrscheinlich Reste eines früheren Baues. Die Spitalkirche, ein kleines gothisches Gebäude, erbaut im Jahre 1391, mit wohlerhaltenen Grabsteinen dreier Frauen v. Borovic, v. Meziříč und Zedtwitz aus dem XVI. Jahrhundert. — Lažan, Dorf, alte gothische Filialkirche mit romanischen Reminiscenzen am Thurme, mit der Berkischen Gruft in der Sacristei und vielen Grabdenkmälern der Herrenfamilie Berka aus dem XVI. Jahrhundert. — Otradov, Dorf, Filialkirche mit gothischem Presbyterium aus dem XIII. Jahrhundert. — Svratka, Markt an der mährischen Grenze, Pfarrkirche, deren jetzige Vorhalle einst das Presbyterium mit gothischem Kreuzgewölbe bildete, bevor im Jahre 1788 hiezu das jetzige Schiff mit Presbyterium und zwar gegen Westen hinzugebaut wurde. — Ranná, Dorf, einfache gothische Pfarrkirche, ziemlich wohlerhalten.

Skizze einer Geschichte des slawischen Benedictinerklosters Emaus in der Neustadt Prag zur Zeit der slawischen Mönche von J. W. Křížek, gegenwärtig suppl. Gymnasiallehrer in Varasdin. (S. 193.) Eine gute Arbeit zeigt fleissiges Quellenstudium in übersichtlicher und anziehender Form.

Eyle (Jílové) von K. Vl. Zapp. (S. 200.) Dieser Aufsatz enthält eine sorgfältig zusammengetragene Geschichte und Beschreibung der obbenannten k. Goldbergstadt und ihrer gegenwärtig stark herabgekommenen Bergwerke. Bemerkens-

werth ist die aus guter alter Zeit stammende Pfarrkirche, eigentlich deren gothisches Presbyterium ohne äusseren Strebepfeilern, mit einem ziemlich verfallenen Thurme. Der reich verzierte gothische Flügelaltar im Presbyterium ist eine schätzbare Kunstreliquie aus dem Ende des XV. Jahrhunderts; schade, dass die Gemälde an der Vorderseite vom Zahne der Zeit so angegriffen sind, dass sie mit höchst mittelmässigen, schlecht gewählten neuen Bildern auf Leinwand bedeckt werden mussten. In dem nahen Schlösschen Včelní hrádek (Bienenburg) erbaute K. J. Ritter v. Bienenberg, der Vater der böhmischen Archäologie, um das Jahr 1786 eine kleine St. Prokopicapelle, in der er eine bronzene Monstranz und dergleichen Weihrauchfassel ältester Form aus dem aufgehobenen Benedictinerkloster zu Sázava niederlegte.

Die Anfänge des Kreuzherrenordens mit dem rothen Stern in Böhmen, von k. k. Prof. W. W. Tomek (S. 210), eine urkundliche Darlegung, dass dieser in der Folge so mächtig und berühmt gewordene geistliche Ritterorden keinen militärischen Ursprung aus dem heil. Lande habe, wie bisher behauptet wurde, sondern in Prag anfangs als eine Hospitaliter-Congregation entstanden sei.

Plaňan und dessen Umgebung, von K. Vl. Zapp. (S. 227.) Im Markte Plaňan steht eine Decanatkirche, deren Schiff und Thurm an der Stirnseite romanisch aus gehauenem Sandsteiu, das Presbyterium aber gothisch aufgeführt ist. Thurm und beide Längenseiten des Schiffes sind mit Rundbogenfriesen verziert, uud ober denen der letzteren zeigt sich auch noch der keilförmige Zahnschnitt. Das Innere ist gänzlich modernisirt. — Žabonos, Dorf, romanische Filialkirche, mit einfachem Seitenportale uud Empore, die auf einer gewundenen, jedoch nur halben Säule ruht. Das ins Viereck gebaute Presbyterium ohne Apside ist gothisch und stammt wenigstens aus der zweiten Hälfte des XIII. Jahrhunderts. Eine ehemalige gleichzeitige Capelle dient als Sacristei. In der Gruft unter dem Presbyterium steht zwischen Moder und Gebeinen ein irdenes Aschengefäss mit Deckel, 1 Fuss hoch, darin noch ein Überrest von Kohlen und Asche. Dieser Gegenstand scheint auf stattgehabte Leichenverbrennuugen schon nach Einführung des christlichen Cultus im Lande zu deuten. — Vrbčan, Dorf, Filialkirche zu St. Wenzel, in der im XII. und XIII. Jahrhunderte die Nationalfahne des heil. Wenzel aufbewahrt wurde; gegenwärtig zwar ganz umgebaut mit gothischem Presbyterium, aber bis nun noch mit einer runden Mauer, Wall und Graben umgeben. — Dobřichov, Dorf, Pfarrkirche aus drei Bauperioden; die Sacristei (ehemalige Capelle) ist romanisch mit halbrunder Apsis, durch welche jetzt der Eingang vom Kirchhofe gebrochen wurde; das Presbyterium ist früh-gothisch im Viereck geschlossen mit Kreuzgewölbe, das Schiff modern, der Thurm an der Westfronte aber sehr alt, ohne Styl, mit eingemauerten Köpfen, einer Pflugschar, einem gekrönten W und anderen Steinfiguren.

Lichtenburg, im Čáslauer Kreise, von K. Vl. Zapp. (S. 241.) Eine ausführliche Geschichte und Beschreibung dieser imponirenden Burgtrümmer in touristischer Form. Dieser stattliche Dynastensitz, dessen Geschichte durch ein halbes Jahrtausend die lebendigsten Bilder eines wechselvollen Schicksals bietet, wurde nach Beendigung des dreissigjährigen Krieges wie so viele andere Burgen Böhmens auf kaiserlichen Befehl gebrochen und der absichtlichen Zerstörung preisgegeben.

Historische Denkwürdigkeiten des Städtchens Strážov (Drossau, im Pilsner Kreise), von J. W. Křížek. (S. 252.) Ein bescheidener Beitrag für die historische Topographie.

Etwas über die Buchdruckerei des Adam von Weleslawín von Ant. Rybička mit einem Anhange von K. Vl. Zapp. (S. 255.) Weleslawín's Druckerei hatte zu Ende des XVI. Jahrhunderts für Böhmen dieselbe Bedeutung wie später Didot bei den Franzosen, Cotta und Brockhaus bei den Deutschen. Sie befand sich in der Altstadt Prag in dem Hause Nr. 471, das in seiner alten Renaissance-Bauart noch immer wohl erhalten ist, und 1853 mit gebührlicher Schonung des Alterthümlichen renovirt wurde.

Votic, Stadt im Taborer Kreise, von P. Ant. Norb. Vlasák (S. 257), wichtig für die historische Topographie, in archäologischer Hinsicht von minderer Bedeutung.

Spaziergänge in der Chrudimer Umgebung, von Anton Rybička. (S. 267 und 311.) Mit grosser Sorgfalt gesammelte und sehr ins Detail eingehende Nachrichten über die Besitzer und Schicksale der Ortschaften bei Chrudim, Tuněchod, Habrov, Mezilesice (Medlesehitz), Mikulovic, Slatinan und Vorel. Die Beschreibungen der Kirchen sind erschöpfend, vorzüglich bietet die Tuněchoder Kirche dem Archäologen eine ziemliche Ausbeute. Ein kleines gothisches Gebäude aus der zweiten Hälfte des XV. Jahrhunderts mit alter steinerner Kanzel, schön gegossenem, zinnernem Taufkessel vom Jahre 1611, und einer mit vielen Reliefbildern und Ornamenten gezierten Glocke vom Jahre 1593, einer zweiten kleineren vom Jahre 1500 und der kleinsten vom Jahre 1586. In der Slatinaner Kirche sind die Inschriften mehrerer Grabsteine aus dem XVI. Jahrhundert erheblich. Die einschiffige Kirche St. Georg bei Vorel aus dem XV. Jahrhundert hat zwei neben einander, jedoch unsymmetrisch gestellte Presbyterien und nur ein gemeinschaftliches Kirchenschiff. In dem grösseren steht der Altar des heil. Georg, im kleineren an der Epistelseite angebauten ein Altar mit dem Bilde Maria-Hilf. Auch befinden sich hier 7 Grabsteine der Besitzer des nahen Vorel aus dem XVI. Jahrhundert.

Burg Svojanov und ihre Umgebung, von Mauriz Trapp. (S. 275, 321 und 343.) Eine in Reiseskizzenform gehaltene, sehr anziehende Schilderung, worin der Verfasser in löblicher Weise vorzüglich den historischen und archäologischen Interessen gerecht zu werden strebt.

Die Beschreibung der sehr interessanten Burg, die gegenwärtig, meist Ruine, eine moderne Herrenwohnung

mitten in ihren düsteren Mauern birgt, enthält eine Menge anziehender Details, von denen wir nur eines in der Höhe eines Mauergiebels entdeckten vermauert gewesenen Menschengerippes, anderer derlei Funde und des grossen, hohlen Rundthurmes erwähnen. Die geschichtlichen Nachrichten sind gut geordnet, erschöpfend, und handeln in den späteren Jahrhunderten vornehmlich über das Herrengeschlecht der Záruba von Hustiřan, denen die Burg bis zum Aussterben ihrer Familie gehörte. Von den in der Umgebung geschilderten Orten heben wir hervor: Alt-Svojanov, Dorf mit einer Filialkirche, deren gothisches, im Viereck geschlossenes Presbyterium ohne Aussenpfeiler mit einem Rundbogenfriese unter dem Gesimse aus der zweiten Hälfte des XIII. Jahrhunderts stammt. Unter dem Friese standen einst an der Mauer vier Bildsäulen, von denen nur die des heil. Nikolaus und der Kopf einer andern übrig blieben. Der Kopf des heil. Nikolaus ist beinahe zur Hälfte so gross, wie der ganze übrige Körper. Presbyterium und Schiff haben drei hoch aufgemauerte Steingiebel mit einfachen, steinernen Kreuzen. Die schweren Gurten des Kreuzgewölbes im Presbyterium ruhen auf Consolen, die fratzenhafte männliche Köpfe vorstellen. — In Robožná, einem Dorfe, steht eine Filialkirche aus der zweiten Hälfte des XIII. Jahrhunderts, eine der interessantesten Dorfkirchen des Landes, deren erst 1853 unter der Kalktünche entdeckten und von ihr befreiten Wandgemälde im Presbyterium die Aufmerksamkeit der Archäologen im hohen Grade erregten. Das Presbyterium ist rechtwinkelig, die zierliche gothische Wölbung aber nach dem Achtecke angeordnet, was eine hübsche Wirkung macht. Die Wandgemälde bedecken sämmtliche Seitenwände und Gewölbsfelder des Presbyteriums; in den letzteren erkennt man die Symbole der vier Evangelisten, an den Wänden Scenen aus dem Leben Christi. Dem Style nach gehören sie sämmtlich der ersten Hälfte des XV. Jahrhunderts an. Eine Ansicht der Kirche und des Inneren gibt die beigegebene Lithographie Taf. 15. Auch sind die alten Glocken der Kirche aus dem XV. und XVI. Jahrhundert bemerkenswerth. — In der Stadt Bystrá steht eine schöne geräumige Pfarrkirche vom Jahre 1712 mit grossartiger Gruft, dann das Schloss Frischberg, ein ziemlich grosses, im Renaissancestyl aufgeführtes Gebäude, in welchem die Gemäldesammlung der ausgestorbenen reichsunmittelbaren Grafen von Hohen-Embs aufbewahrt wird. Sie wurde nach dem Jahre 1710 von Vadutz hieher gebracht, nachdem Fürst von Liechtenstein die Herrschaft Bystrá gegen Vadutz und Schellenberg an den Grafen Jakob Hannibal von Hohen-Embs tauschweise übergeben hatte.

Stadt Beneschau (Benešov) und Burg Konopišt, von P. Ant. Vlasák. (S. 289.) Beide sowohl in historischer als archäologischer Hinsicht wichtige Orte liegen im Taborer Kreise.

In Beneschau steht eine gothische Decanatkirche, deren Presbyterium aus der zweiten Hälfte des XIII. Jahrhunderts, das höchst simple, dreischiffige Langhaus aber aus der zweiten Hälfte des XVI. Jahrhunderts stammt. Auf dem Hochaltare steht ein schätzbares, auf Holz gemaltes, ziemlich grosses Bild der Himmelskönigin, das ins XIV. Jahrhundert zurückreicht, und aus der benachbarten im Jahre 1420 zerstörten Minoritenkirche stammen soll. In der Kirchengruft ruhen mehrere Glieder der Herrenfamilie der Hodějovský aus den ersten Jahren des XVII. Jahrhunderts, im Glockenthurme hängt eine grosse Glocke vom Jahre 1483, eine kleinere vom Jahre 1430. Von der ehemaligen im Jahre 1246 gestifteten Minoritenkirche stehen wenige hundert Schritte von der Decanatkirche entfernt nur noch drei hohe Pfeiler mit zwei gothischen Chorfenstern, die noch als Ruine von der ehemaligen Grösse und Zierlichkeit des Gebäudes Zeugniss geben. Im Jahre 1799 fand man im Schutte der anstossenden einstigen Klostergebäude in der Tiefe einer Klafter eine schöne, etwa 20 Centner schwere Glocke, die laut ihrer lateinischen Inschrift in gothischer Majuskel im Jahre 1322 von Meister Rudger gegossen wurde. Sie hängt nun neben der Kirchenruine nebst einer zweiten Glocke vom Jahre 1595 in einem eigens aufgeführten steinernen Glockenhause. — Die Burg Konopišt gehört in baulicher Hinsicht unter die interessantesten des Landes; der älteste Bestandtheil stammt aus dem XIV. Jahrhundert, und es gehört hiezu der mächtige, die Gegend weit umher beherrschende Rundthurm, ein zweiter kleinerer (nach dem Brande im Jahre 1854 im alten Style erneuerter) Rundthurm, die Burgcapelle und der ehemalige Ahnensaal.

Das Schlachtfeld von Kolin, von K. Vl. Zapp. (S. 298.) An eine detaillirte Schilderung der am 18. Juni 1757 gelieferten, denkwürdigen Schlacht knüpft der Verfasser eine genaue Beschreibung des Schlachtfeldes und der in dessen Bereich liegenden Dörfer. Die historischen Nachrichten über Křečhoř, Chocenic, Březan, Neudorf (Nová ves) und Velim sind fleissig zusammengestellt. Die im Jahre 1847 von Grund aus umgebaute Filialkirche von Křečhoř bewahrt noch zwei alte Glocken aus den Jahren 1481 und 1489, dann ein schönes gothisches Mauerornament an der Epistelseite des Hochaltars, das vom alten Baue übrig blieb. Die Pfarrkirche in Neudorf hat noch ein rechtwinkelig geschlossenes Presbyterium, über dessen schwerfälliger gothischer Kreuzwölbung aus der zweiten Hälfte des XIII. Jahrhunderts sich der Thurm erhebt. Noch älter scheint das Presbyterium der Velimer katholischen Kirche zu sein, das jedoch aus dem Achteck geschlossen und stark verbaut ist. Mehrere alte Erdwälle der Gegend deuten auf einen viel älteren Ursprung, und stehen mit der Schlacht vom Jahre 1757 in keinem Zusammenhange.

(Der Schluss folgt im nächsten Hefte.)

Notiz.

(Die Alterthümer des Gaisthales in Steiermark.) Der Correspondent der k. k. Centra-Commission Hr. Dr. Macher in Stainz berichtete an die k. k. Central-Commission, dass er im Juli 1856 eine Bereisung des Gaisthales in Steiermark unternommen und in dem dortigen Pfarrorte folgende bemerkenswerthe Alterthümer aufgefunden habe: 1) an der Mauer der gothischen, im Jahre 1539 erbauten Kirche fünf Steine mit römischen Inschriften aus Marmor. 2) In der Friedhofmauer ebenfalls einen Römerstein, welcher ungefähr 1½ Schuh hoch und 1 Schuh breit eine kleine männliche Gestalt mit einer Lanze in der Hand, mit einer baretartigen Kopfbedeckung und einem kurzen Kittel vorstellt. 3) Unfern der Kirche ein altes, auf einer Seite 2 Stock hohes Haus mit der Jahreszahl 1538, vor welcher gleichfalls ein erst im Jahre 1855 aufgefundener Römerstein aus Marmor steht, der 2 Fuss hoch, 1 Fuss 10 Zoll breit und 6 Zoll dick ist und eine äusserst üppig geformte weibliche, mehr kindliche nackte Figur mit einem Schleier um den Lenden und einem hammerartigen Werkzeug in der linken Hand, dann ein Becken in der rechten Hand haltend, vorstellt. 4) In einem ebenerdigen Zimmer desselben Hauses einen grossen steinernen Tisch mit hebräischen Inschriften, welche von jüdischen, diese Gegend besuchenden Gästen eingekrazt sind. 5) In einem gewesenen Prunkzimmer des 1. Stockwerkes, ausser schönen Tafeleien und Schnitzwerken, ein geschnitztes Bild der h. Kummernuss. Letzteres schön gearbeitet und in prachtvollem, reichgeschmücktem Gewande stellt eine mit ausgestreckten Armen ans Kreuz geheftete, blühend schöne Jungfrau dar, mit einem langen braunen Barte, einer goldenen Krone auf dem, mit einem Heiligenscheine umgebenen Haupte, mit rothen Strümpfen und einem gelben, wie zum Herabfallen gerichteten Pantoffel. Die Füsse hängen übrigens frei etwas über einander gehalten. Von einem geigenden Manne unter dem Kreuze war die Rede, aber wie es scheint, wurde er weggenommen. 6) Im Friedhof des Gaisthales befindet sich auch eine runde Grabcapelle mit einem unterirdischen Gewölbe zur Aufbewahrung der Knochen. Auf Grund dieses Berichtes besichtigte der Conservator für Steiermark Hr. J. Scheiger die angeführten Gegenstände des Gaisthales und legte der k. k. Central-Commission folgenden ergänzenden Bericht vor:

Das sehr kleine Dorf Gaisthal verräth durch seine Kirche und durch ein gleichfalls mittelalterliches Herrenhaus sogleich ein höheres Alter. Ich besuchte vorerst dieses jetzt in Privatbesitz übergegangene Amtshaus, ein mächtiges, gemauertes Gebäude des 16. Jahrhunderts, welches von aussen ganz einfach, im Innern eine äusserst solide, dabei aber winkliche Bauart zeigt, im Ganzen wohl erhalten ist und zu dessen Bau theilweise weit ältere Steine, namentlich zwei Säulen verwendet erscheinen, deren eine romanische Formen zeigt. Der überraschendste Gegenstand war das Bild der heiligen Wilgefortis (Kummernuss), über 3 Fuss hoch und in dem Macher'schen Berichte meist richtig und genau beschrieben, bis auf den Umstand, dass die Heilige wirklich noch beide gelbe Pantoffeln an den Füssen hat. Die Arbeit ist aus dem 17. Jahrhundert, vielleicht sogar etwas später, und mehr als schön. In unserem Jahrhundert wurde die Bemalung der Statue erneuert. Der am Fusse des Kreuzes befindlich gewesene Geiger ist verschleppt und es war nicht zu eruiren, wohin er gekommen sei. Interessant ist der Umstand, dass er nicht frei unter dem Kreuze sass, sondern in einer Art von Hütte oder Käfig.

Das von Dr. Macher erwähnte Prunkzimmer ist eigentlich kein solches, wohl aber ein merkwürdig erhaltenes, wenn gleich sehr vernachlässigtes Wohngemach des 16. Jahrhunderts in voller Originalität. Das Deckengetäfel mit einem in der Mitte herabhängenden Zapfen, ein stark ausgeladenes geschnitztes und eingelegtes Holzgesimse einige Schuh unter der Zimmerdecke, die zierliche Thüre mit ihrer Einfassung und dem alten Schlosse, darüber auf drei hölzernen Wappentäfelchen die Buchstaben V. K., dann A. P. und die Jahreszahl 1596, endlich ein vergitterter Schüsselkasten, sind recht wohl erhalten, — eines der Fenster (eigentlich ein Spähfenster) hat noch die alten Pfennigscheiben.

Die Inschriften des steinernen Tisches scheinen aus neuerer Zeit herzustammen und sind nach Aussage des Besitzers von durchreisenden Juden in unserem Jahrhundert eingegraben. Der Umstand, dass in der Umgegend von Gaisthal Höfe mit den alttestamentlichen Namen Moises, Abraham u. s. w. vorkommen, bestimmt mich, mir dennoch Copien dieser Inschriften zu verschaffen, die ich seiner Zeit einsenden werde.

Der Römerstein vor dem Hause (welches übrigens die Jahreszahl 1538 auf einer Schriftrolle zeigt) ist von Dr. Macher richtig beschrieben und dürfte der Hammer oder das Gefäss in der linken Hand vielleicht eine Blume vorstellen. Wegen Erhaltung dieses Steines leite ich unter Einem die nöthigen Schritte ein.

Die Figur an der Kirchhofmauer ist St. Jakob, dem auch die Kirche geweiht ist, mit dem Pilgerstabe, eine sehr alte Arbeit.

Die an der Kirche eingemauerten 5 Römersteine sind in den Mittheilungen des historischen Vereines für Steiermark, I. Heft 1850, pag. 59—64 vom Pfarrer Knabel ausführlich beschrieben und gewürdigt.

Das Kirchengebäude selbst, ziemlich gross, besteht aus einem älteren Presbyterium und dem neueren Schiffe, welches aber dennoch älter sein dürfte, als die an der Aussenseite

angebrachte Jahreszahl 1539. Die zwei Fenster des Schiffes (an der Wetterseite befinden sich keine) haben ein selten vorkommendes, auffallend ärmliches Masswerk. Sowohl in dem älteren als neueren Theile der Kirche sind interessante Rippenträger, aussen am Thurme rechts und links höchst bizarre Figuren, die eine affen-, die andere krötenartig, deren nähere Untersuchung aber der störende Regen verhinderte. Ein Gewölbschluss am Presbyterium zeigt einen Christuskopf und an denselben gedrängt einen Engel mit einer Schriftrolle, leider dick übertüncht. Aussen am Presbyterium ist sehr niedrig ein Frescogemälde, Christus am Kreuze mit den beiden heiligen Frauen, angebracht, schlecht erhalten, darunter die Jahreszahl 1530. Im Inneren hat die Kirche nichts Merkwürdiges.

Der Karner oder die Rotunde am Kirchhofe, westlich von der Kirche, ist höchst merkwürdig. Im Verhältnisse zu ihrem Durchmesser (innen 12 Fuss und mit der Mauerdicke von 3 Fuss 2 Zoll, im Ganzen 15 Fuss) erscheint sie ungewöhnlich hoch, auch ist der Eingang, eine einfache Thüre mit Rundbogen, sehr hoch über der Erde angebracht, und daher nur auf einer (neueren) Holztreppe zu erreichen. Das kleine Gebäude ist ein reiner Cylinder ohne alle Verzierung, mit einem einzigen kleinen, rund überwölbten Seitenfenster und einer ähnlichen Öffnung in der 6 Fuss breiten Altarvorlage. Diese Vorlage ist jedoch nicht ein an den Cylinderbau angeschlossener und bis zum Fusse desselben reichender Halbrundbau, wie bei den meisten dieser Rotunden, sondern ein auf einem Tragstein ruhender Erker, der in gleicher Höhe mit dem Fussboden der Capelle vorspringt (ungefähr wie zu Kunring in Unterösterreich). Das nur halb unterirdische, bei der Höhe des Ganzen aber auch über den Horizont hinaufreichende Beinhaus, dessen Öffnung am Horizonte ebenfalls rund überwölbt, sichtbar ist, birgt einen Reichthum von Schädeln, zu dem die Bewohner des kleinen Ortes mehrere Jahrhunderte contribuirt haben müssen, es konnte daher nicht weiter untersucht werden. Das Gewölbe dieser dem heiligen Kreuze geweihten Rotunde ist ein neueres Kreuzgewölbe, statt des alten Kuppelgewölbes, die Bedachung ein achteckiges spitzes Schindeldach.

Herr Pfarrer Knabel hielt dieses Gebäude für ein heidnisches „Delubrum", obwohl keine Spur auf römischen Ursprung deutet, und die Ähnlichkeit desselben mit den zahlreichen romanischen christlichen Rotunden sehr augenfällig ist. Wahrscheinlich wurde er zu dieser Hypothese durch den hier als Altarfusstritt befindlichen Römerstein verführt, den er auch in dieser Weise beschreibt.

Correspondenzen.

Wien. Zur Beurtheilung des Werthes und der Bedeutung der Bau- und Kunstdenkmale Österreichs ist es vor Allem nothwendig, eine Übersicht des Entwickelungsganges der Kunstgeschichte in den einzelnen Kronländern zu erlangen. Diese ist aber nur auf dem Wege einer archäologischen Durchforschung der verschiedenen Gebietstheile zu gewinnen. Von diesem Gesichtspunkte aus hat die k. k. Central-Commission schon vor zwei Jahren die Nothwendigkeit anerkannt, Bereisungen der einzelnen Kronländer vornehmen und die interessantesten Objecte aufnehmen und beschreiben zu lassen. Auf diesem Wege ist es der Commission bis jetzt gelungen, eine Charakteristik der Baudenkmale zwischen der Drau und der Donau in Ungarn, eine Monumental-Statistik der Insel Schütt in Ungarn, eine archäologische Würdigung der Kunstdenkmale der Stadt Salzburg, eine Reihe von Aufnahmen über die hervorragendsten Baudenkmale Siebenbürgens zu erhalten. Ausserdem gelangte die Commission in dem Besitz von eingehenden Aufsätzen und Zeichnungen über die Baudenkmale Böhmens, über die romanischen und gothischen Baudenkmale des V. U. W. W. und des V. O. W. W. in Niederösterreich, über die Kunstdenkmale von Steiermark, über mittelalterliche Bauwerke in der Lombardie und in Croatien. — Bei dem bisherigen sehr günstigen Erfolge ist die k. k. Central-Commission entschlossen, auf dem eingeschlagenen Wege fortzufahren, und auch in diesem Jahre Bereisungen einzelner Gebietstheile vornehmen zu lassen. Zu diesem Zwecke hat sich Prof. v. Eitelberger bereits auf seiner Reise nach Italien nach Cividale begeben, um über die dortigen Kunstwerke Studien anzustellen; in derselben Absicht wird die k. k. Central-Commission den Architekten Lippert beauftragen, im Einvernehmen mit dem Conservator Herrn G. Freiherrn v. Ankershofen während des Sommers Kärnthen zu bereisen und der Conservator A. Stummer in Zohor hat die Absicht ausgesprochen, in diesem Jahre gleichfalls einen Theil des Pressburger Verwaltungsgebietes zu durchforschen und so die Resultate der Reise wie die von ihm ausgearbeitete Monumental-Statistik der Insel Schütt in einem grösseren Aufsatze der k. k. Central-Commission vorzulegen. Weitere Entschliessungen über Aufnahmen von Bau- und Kunstwerken, namentlich über jene von Tischnowitz, und Trebic in Mähren, hat sich die Commission noch vorbehalten.

Wien. In Folge einer Einladung des Herrn Präses der k. k. Central-Commission wird der hochwürdige Conservator aus Cöln, Herr F. Bock, eine ausführliche und von Zeichnungen begleitete Beschreibung der sehr merkwürdigen Domschätze zu Gran, Prag und Monza ausarbeiten, welche in den Publicationen der k. k. Central-Commission zur Veröffentlichung gelangen werden. Gegenwärtig liegt bereits die interessante Beschreibung des Domschatzes zu Gran vor, wozu durch Professor Hieser und Architekten Zimmermann die erforderlichen Zeichnungen geliefert werden.

Wien. Die unter dem Privatpatronate der Gutsinhabung Grafen v. Kolonits stehende Pfarrkirche zu Jedenspeigen in Niederösterreich ist für die aus 864 Seelen bestehende Pfarrbevölkerung viel zu klein, indem sie nur 300 Menschen fasst, während ein Raum von 600 Personen erforderlich ist; dieselbe bedarf daher nothwendig einer Erweiterung. Das Kirchengebäude besteht aus zwei Theilen: dem Presbyterium, welches im gothischen Style erbaut ist und dem Schiffe, das Ende des XVII. Jahrhunderts mit vielen Verunstaltungen und Verunzierungen dem Ersteren angebaut wurde. An den Ort knüpft sich selbst ein besonderes geschichtliches Interesse, indem am 26. August 1278 in dessen Nähe der Entscheidungskampf zwischen Kaiser Rudolph von Habsburg und dem Könige Ottokar von Böhmen stattgefunden hat. Auf Ansuchen

des hochwürdigen Pfarrers der Kirche Herrn J. Reissleithner beschloss das hohe Ministerium für Cultus und Unterricht nach dem Projecte des Architekten F. Sitte einen Erweiterungsbau vornehmen zu lassen, wornach der alte Bau reconstruirt, der neuere Anbau mit dem alten in Harmonie gebracht und allen Erfordernissen der local-kirchlichen, der künstlerischen und patriotischen Momente entsprochen werden soll. Der Erweiterungs- und Restaurationsbau wird im gothischen Style ausgeführt. Die Kosten des Projectes belaufen sich auf 16.765 fl. und sollen im Sammlungswege grossentheils aufgebracht werden. Die k. k. Central-Commission hat sich von ihrem Standpunkte aus für das stylgemässe und gelungene Project des Architekten Sitte ausgesprochen.

Wien. Bei dem Bestreben der k. k. Central-Commission, für die Erhaltung der Denkmale Sorge zu tragen, halte ich es für meine Pflicht, in dem Folgenden die Aufmerksamkeit auf den Zustand der römischen Inschriften und ihre Anhäufung in Nieder-Österreich zu lenken.

An der Donau und am Rhein, der Grenze des alten Weltreiches, wo, wie bekannt, schon so viele Monumente gefunden wurden, kommen solche noch immer zum Vorschein, und bei uns ist es besonders Petronell, das alte Carnunt, welches durch die vielen dort gefundenen römischen Überreste seine einstige Grösse bezeugt.

Dem k. k. Conservator, Freiherrn Ed. von Sacken, gebührt das grosse Verdienst, zuerst an Ort und Stelle diese Denkmale beschrieben und in den Sitzungs-Berichten der Akademie der Wissenschaften (November 1852 und Juli 1853) veröffentlicht zu haben. Der Freund der Geschichte wird gewiss beide Schriften mit voller Befriedigung lesen und froh sein, dass endlich auch das kleine österreichische Pompeji an der Donau seine Feder gefunden hat.

Gegenwärtig werden in Petronell noch jährlich bei 100 Stück römische Kaisermünzen in Bronze und Silber (von Goldmünzen ist mir seit 18 Jahren nicht eine einzige vorgekommen), mitunter auch eine griechische, eine bis zwei Inschriften, meist Altäre oder Grabsteine, dann irdene Lampen und Kleinigkeiten aus Bronze, auch geschnittene Steine, gewöhnlich von untergeordnetem Werth gefunden. Auch kommen Schmucksachen von Silber und Gold nicht selten vor.

Aus diesen Funden liesse sich nun eine ganz anständige Sammlung anlegen, allein es ist jetzt die Pflicht der Organe der Central-Commission, Alles, was historischen oder Kunstwerth hat, für das Museum des Landes zu erwerben, damit es erhalten und würdig aufgestellt, Jedem zur Einsicht und Belehrung dienen könne. Münzen und kleinere Gegenstände sind von durchreisenden Fremden oder Alterthumsfreunden aus der Umgegend bisher gern gesammelt, aber selten systematisch geordnet worden, sondern wurden als „echtes und rechtes Alterthum" in eine Schachtel gesteckt. Mit den Inschriften, welche sie selten lesen konnten und die auch schwer zu transportiren waren, hatte es ein anderes Bewandtniss. Früher wurden sie, wenn sie nicht etwas besonders Auffallendes an sich trugen oder sich nicht zufällig Jemand ihrer annahm, beim Wasserbau verwendet und als Material zum Schutz des Ufers in die Donau geführt; und erst seit dem Jahre 1843, als ich die noch übrigen im Orte zusammenkaufte, sie später dem k. k. Antiken-Cabinet übergab, und die Leute sahen, dass mit solchen Dingen auch etwas zu verdienen wäre, wurde alles, was von Inschriften vorkommt, sorgfältig geschont, dabei aber auch die Lust, es so theuer als möglich zu verhandeln, rege gemacht. Mehrere, zum Glück nicht sehr merkwürdige, sind, wie bekannt, zu Petronell am herrschaftlichen Schüttkasten eingemauert und wurden, wie ebenfalls bekannt, beim Anschiessen der Kugelgewehre als Zielpunkte gewählt. In ähnlicher Weise verfuhren die Leute in Siebenbürgen. Dort nennen sie sich stolz die Nachkommen der Römer, und jede alte Mauer und jedes Feld, wenn man darum fragt, heisst bei ihnen Trajanski-grad oder Trajanskipret; finden sie aber eine Inschrift oder Sculptur, besonders wenn es weisser Marmor ist, und es ist nicht gleich Jemand da, der es ihnen recht gut bezahlt, so brennen sie Kalk daraus, weil der Kalk aus diesem Marmor gar so schön weiss macht. So war es in Siebenbürgen, welches aber an die Türkei grenzt und nicht an Baiern oder an Preussen. Man sieht es diesen Selchküchen von Häusern, diesen unreinen Behältnissen gar nicht an, dass ihre Bewohner mit dem Kalk solchen Luxus treiben. Ich selbst habe im Jahre 1852 in Gredistie (*Sarmizegethusa*) eine sehr interessante Inschrift, aber nur mit Hilfe der k. k. Gensdarmerie vom Feuertode gerettet, sie nach Orsova und dann zu Wasser nach Wien bringen lassen. Es verdienen daher der Pfarrer Herr J. Ackner und alle jene Sammler, welche dort den vielen Verwüstungen Einhalt gethan, ein um so grösseres Lob für die Denkmale, welche sie im Laufe der letzten Jahre gerettet haben. Besser wird in Dalmatien damit verfahren; dort liegt wohl bei den bedeutenden Ausgrabungen manches Stück seit Jahren auf demselben Fleck unter freiem Himmel, aber es wurde, so viel ich erfahren hatte, nichts muthwillig zerstört. Dass es dort noch an Raum fehlt, alle diese Gegenstände unterzubringen, ist zum Theil durch die Armuth des Landes zu entschuldigen.

Zahlreich sind die antiken Monumente, welche bei uns im Kreise U. W. W. aufgefunden wurden; denn von Petronell allein zählt Freiherr von Sacken bis zum Jahre 1853 71 Inschriften, dazu kommen noch die Meilensteine von Schwechat und Inzersdorf und Alles was sich in Bruck, Neunkirchen und anderen Orten vorfindet, dann sechs neuere Funde (deren Inschriften ich für die Mittheilungen in Bereitschaft habe), nämlich: ein Grabstein in Lanzendorf, einer in Margarethen am Moos, zwei in Petronell und zwei die von Petronell nach Heimburg geschleppt wurden. Dies alles zusammen ist schon eine ganz respectable Geschichte in Stein aus der Römerzeit.

Der grösste Theil dieser Monumente ist bereits im Besitze des k. k. Antiken-Cabinets und es wird von dieser Seite durchaus nichts versäumt, was die Erwerbung und die Erhaltung solcher Gegenstände anbelangt; allein Eines fehlt, und das ist der Raum, um alle diese merkwürdigen Zeugen der Geschichte unseres Landes so aufzustellen, dass die Wissenschaft in weiteren Kreisen auch einen Nutzen daraus ziehen kann. Eine ganze Reihe römischer Meilensteine und viele andere Inschriften, in der nächsten Umgebung Wiens gefunden, sind an einem dunklen, fast unzugänglichen Ort aufbewahrt und warten dort, um das dritte Mal das Licht der Welt zu erblicken. Mit aller Mühe und Sorgfalt hat man schon versucht sie an verschiedenen Orten aufzustellen, und ich muss gestehen, dass der gegenwärtige Ort, ein unterirdischer Gang im oberen Belvedere, noch der beste für ihre Erhaltung ist; sonst sind sie aber dort so gut wie begraben. Zu enge ist der Raum im Bau des grossen Eugen von Savoien schon seit geraumer Zeit, und wenn wir es auch nicht bemerken wollten, so mahnen uns schon unsere Nachbarn, besonders jene im Norden, mitunter sehr empfindlich, dass dies bei ihnen ganz anders ist.

Bei dem jetzigen regen Leben auf dem Gebiete der Alterthumskunde dürften interessante Funde noch zahlreicher anrücken als bisher, und es wäre doch sehr zu bedauern, wenn die Residenz des österreichischen Kaiserstaates nicht Platz fände für diese Erinnerungen der Vorzeit, die ein günstiges Geschick oder der Schooss der Erde treu bis auf unsere Tage bewahrt haben. Wien ist nicht mehr das alte Wien, es ist nicht mehr die Hauptstadt der österreichischen Erbländer, es hat einen gewaltigen Ruck gemacht und dürfte sich also auch in diesem Punkte wenigstens gleich stellen mit anderen Städten, die lange nicht jene Bedeutung haben als der alte Kaisersitz an der Donau. Ich habe weder den Willen noch das Recht, mich tadelnd über den bedauerlichen Zustand der Aufbewahrung unserer antiken Monumente auszusprechen, sondern lege nur den vielseitigen Wunsch offen dar: dass nämlich in Einem Gebäude, den Verhältnissen entsprechend, die reiche Münzsammlung, die Vasen, Statuen, Inschriften und

der interessante, prächtige und authentische Waffenschmuck der vergangenen Jahrhunderte vereinigt werden möchten. In einem Museum würden sich diese reichen Schätze ganz anders ausnehmen als jetzt, wo sie in getrennten Localen untergebracht sind. Man sagt: „wer anklopft, dem wird aufgethan,“ wenn er anders nicht etwas Unbilliges verlangt, und das Verlangen nach einem Museum für Wien dürfte wohl nicht zu unbescheiden sein. Schon regt es sich in diesem Punkte in den Provinzen gewaltig, auch Privatsammlungen, die einen sehr respectablen Rang einnehmen, entstehen, und doch ist die Erwerbung des Merkwürdigen für eine Provinzsammlung, noch mehr aber für einen Privaten weit schwieriger, als für ein Central-Museum; denn wer einen Fund oder eine Merkwürdigkeit verkauft, denkt so etwas in Wien am besten anzubringen, wer etwas verschenkt, gibt es gern dorthin, wo es von Vielen bemerkt wird, nicht aber in ein Privathaus oder selbst in ein ansehnliches Schloss auf dem Lande. Und in dieser Hinsicht ist es jedenfalls von Nachtheil, wenn solche Funde nicht Jedermann sichtbar aufgestellt werden können; denn der gemeine Mann, der den Werth des Gefundenen nicht kennt, die Verhältnisse nicht beurtheilen kann, glaubt, wenn er aus Neugier in die Sammlung kommt und „sein Alterthum“ dort nicht bemerkt, es sei dasselbe weiss Gott wohin und um welchen Preis weggegeben worden.

Ich erlaube mir nur noch etwas über den Platz für ein solches Gebäude zu bemerken. Der erste geeignete wäre am äussern Burgplatz, wenn die Fronte des Gebäudes an die Stelle des Eingangs zum Volksgarten käme. Dasselbe könnte so gleichsam den rechten Arm der alten Kaiserburg bilden, ohne dass der Theseus-Tempel beirrt werden würde. Der zweite wäre der gegen den ehemahligen Kalkmarkt vorspringende Theil des sogenannten „Jesuiter-Hofes“, wenn nicht schon für andere Zwecke darüber verfügt ist. Ich gebe, wie gesagt, beide Orte nur so im flüchtigen Einfall an. Ob die Kosten vom Staate allein oder mittelst freiwilliger Beiträge bestritten werden sollten, müsste einer höhern Entscheidung vorbehalten bleiben.

Wenn wir dankbar bemerken, was seit Leopold dem Ersten, besonders aber in der kurzen Zeit der glorreichen Regierung Seiner Majestät des Kaisers Franz Joseph an herrlichen Bauten entstanden, so müssen wir gestehen, dass die Schöpfung eines Museums nicht gar so grosse Anstrengungen brauchen würde.

Ich lebe daher mit vielen Anderen in dem angenehmen Gedanken, an was immer für einem Platze, noch die Hallen durchwandeln zu können, wo dann alles vereint ist, was die Erlauchten Vorfahren des hohen Kaiserhauses mit Liebe gesammelt, und wo auch jene Denkmale der alten Welt aufgestellt werden können, von welchen so mancher unansehnliche Stein mit seinem

„IOVI OPTIMO MAXIMO“

uns zuruft, dass der Mensch auf einen Wahn nicht stolz sein darf.

A. Widter.

St. Andrae in Kärnten. In Bezug auf die im Lavantthale neuestens in Angriff genommenen Baudenkmale verdient vorerst die Restauration der Kirche St. Leonhard im Ober-Lavantthale Erwähnung. Dieselbe steht isolirt in der Entfernung von nicht ganz einer Viertelstunde ausser der gleichnamigen Stadt am Abhange eines Berges und ist mit einer einst vertheidigungsfähigen Ringmauer umgeben, inner welcher zahlreiche, aus weissem Sandstein gehauene Stufen zu den beiden Portalen des Gotteshauses emporführen. Die Kirche ist ein Bau aus dem Anfange des vierzehnten Jahrhunderts im reinsten gothischen Style gehalten, dreischiffig, mit erhöhtem Mittelschiffe, im Ganzen mehr als 27 Klafter lang, jedoch so, dass Chor und Langhaus sich gleichmässig in die Länge theilen. Der an der Westseite um ein Drittheil seiner Dicke vorstehende viereckige Thurm, durch welchen eine spitzbogige, doch etwas kleine Eingangspforte in das Gotteshaus führt, weiset auf einen jüngern Bau und ist, statt in seiner ursprünglichen Form, gegenwärtig mit einer schwerfälligen, mit Blech eingedeckten Kuppel sammt Laterne ausgeführt. Da sowohl dieser Theil der Kirche im hohen Grade baufällig, ja Einsturz drohend befunden worden ist, als auch das schöne stark profilirte mit Wimbergen gezierte Seitenportal theilweise unvollendet, da ferner die ganze inwendige Kirchenwand, von den im hohen Grade sie verunstaltenden Anwurfe und Anstrich zu befreien ist, und die herrlichen Glasmalereien sämmtlicher dem Süden zugekehrten Fenster des Seitenschiffes und Chores zu restauriren und zu ergänzen sind, so wurde von der Kirchenvorstehung eine umfassende, harmonische und künstlerisch entsprechende Erneuerung oder Vollendung dieser Theile beschlossen. Den Plan hierzu entwarf der, als Wiedererbauer des gegenwärtig gräflich Henkel von Donnersmarkischen Schlosses zu Wolfsberg im Tudor-Style sehr verdienstliche Architekt Anton Bierbaumer.

Funde an Gebäuderesten, Anticaglien, Münzen, Waffen und Schmucksachen wurden im Laufe des abgewichenen Jahres nicht gemacht, vielmehr muss man bedauern, dass die am Schrägelhof ausser Wolfsberg bisher bewahrte Sammlung der alt-adeligen, und durch Kriegshelden besonders im sechzehnten Jahrhundert ausgezeichneten, Familie der Freien von Teufenbach, bestehend in Rüstungen und Porträten, nach Görz gewandert ist. An Kirchen-Paramenten und Geräthschaften hohen Alterthums und seltener Schönheit bewahrt das im Thale gelegene Benedictiner-Stift St. Paul einen kostbaren sehenswerthen Schatz, welcher jedoch fast gänzlich sich aus dem Stifte St. Blasien im Schwarzwalde herschreibt, den die Stiftsglieder bei ihrer Einwanderung im Jahre 1807 mit so vielen anderen archivalischen und bibliographischen Gegenständen hierher nahmen. Die Stadt-Pfarrkirche zu Wolfsberg wie die erwähnte Kirche von St. Leonhard besitzen gothisch geformte aus Silber gegossene Monstranzen mit gläsernen Cylindern und geschmückt mit Thürmchen, Krappen und Kreuzblumen, sammt ähnlichen Kelchen.

Das Besagte im Tudor-Style neu aufgeführte Schloss zu Wolfsberg, welches alle Baustyle vom zwölften Jahrhundert herauf in sich vereinigte, und von dessen älteren Theilen die drei vorzüglichsten Thürme beibehalten und mit in den Bau einbezogen wurden, ist nunmehr vollendet und durch seine herrliche Lage, beherrschend das schönste Thal des Landes durch seine Grossartigkeit, durch seine sorgfältige Ausführung, und man kann sagen, königliche Ausstattung im Innern, die Perle der Schlösser und Paläste des Landes. Eine detaillirte Beschreibung lässt sich von der Feder des in den verschiedenen Baustylen tiefeingeweihten Architekten Bierbaumer erwarten.

H. Hermann.

Pisek in Böhmen. Anno 1396 den 2. Oct. liess der römische und böhmische König Wenzel der IV. für sich das Bild der seligsten Jungfrau Maria, die er in besondern Ehren hielt, nach jenem, welches der Prager Erzbischof Johann von Genzenstein in seinem Schlosse zu Raudnitz hatte, malen. Dasselbe Bild wird noch heutzutage zu Březnic in der Schlosscapelle des Herrn Grafen von Kolowrat-Krakowsky, auf dem Hochaltar aufbewahrt und verehrt. Es ist auf Holz gemalt, schwarz auf Goldgrund, etwas über einen Schuh hoch und etwas weniger breit. Auf der Rückseite ist folgende Inschrift zu lesen: *Hec imago gloriose Virginis Mariae depict est pro serenissimo principe et Domino Venceslao Romanorum et Boëmie illustrissimo rege ad similitudinem imaginis, que habetur in Rudnic, quam sanctus Lucas propria manu depinxit. anno Domini 1396.* Der Anfang der Aufschrift, wahrscheinlich das Wort *Hec* (nach damaliger Art), ist abgebrochen. Die Wörter: *sed formo* sind von der goldenen mit Edelsteinen besetzten Krone bedeckt, aber näher betrachtet, gut zu lesen. Der Maler ist unbekannt, vielleicht ist es die Meisterhand Dietrich's von Prag.

Bezděka.

Literarische Anzeigen.

Epiphania, ein Beitrag zur christlichen Kunst-Archäologie von Georg Zappert. Aus dem October-Hefte des Jahrganges 1856 der Sitzungsberichte der k. Akademie der Wissenschaften besonders abgedruckt.

Einer Aufforderung der Redaction der Mittheilungen entsprechend, gebe ich nachfolgend eine kurze Selbstanzeige meiner oben genannten Schrift. In ihr versuchte ich einerseits, jenen bildenden Künstlern, denen etwa derartige Studien abseits liegen, eine Entwickelungs-Geschichte der bildlichen Darstellung der heil. drei Weisen zu bieten; andererseits archäologischen Anforderungen zum Theil dadurch zu genügen, dass ich Nachweis zu geben anstrebte, in welcher innigen Weise Schrift- und Kunstdenkmale sich gegenseitig stutzen und fördern helfen. Zu diesem Zwecke stellte ich den bildnerischen Einzelnheiten stets die ihnen entsprechenden schriftwerklichen voran, worüber folgendes Schema eine Übersicht der Gliederung des Ganzen gibt.

A. Schauplatz. I. die Anbetung der Magier geht bei einem *Hause* vor sich; *a)* vor einem Hause, *b)* im Innern des Hauses. II. Oder sie findet Statt in einem *Stalle*, III. oder in einer *Höhle*. (Italienische Künstler wählen meist I., deutsche meist II. zum Schauplatze.)

B. Die heil. Jungfrau sitzt I. auf einem *Steine*. II. auf einem *Lehnstuhle*. III. auf einem *Throne*, IV. ruht auf einer *Matte* (letztere Darstellung manifestirt sich als byzantinische).

C. Das Christuskind I. *liegt* in Gestalt eines *Säuglings a)* in der Krippe; *b)* in einem Wiegenkorbe, *c)* in den Armen der heil. Jungfrau; II. *Sitzt* (schon im *Wachsthume* vorgeschritten) in dem Schoosse der heil. Jungfrau; III. Steht aufrecht in dem Schoosse Mariens; IV. *a) hält* einen Brief oder eine Rolle in der Linken, *b)* hat die Rechte segnend gehoben, *c)* langt nach den dargebrachten Opfergeschenken u. s. w.

D. Der heil. Joseph erscheint meist in passiver Zuschaulichkeit.

E. Der Stern. I. Erscheint als 5—12eckiger *Stern*; II. als *Komet*. III. Einige Kirchenlehrer sind der Ansicht, dass der Stern ein *Engel* gewesen sei, und so sehen wir in Kunstmälern diesen *a)* im Ganzleib dargestellt: α) vor den Weisen einher schreitend, β) über sie schwebend, γ) oder bereits hinter der heil. Jungfrau stehend. *b)* Der Engel ist im Halbleib schwebend dargestellt. IV. Der Stern zeigt in seiner Mitte die *heil. Jungfrau mit dem Christuskinde*.

F. Die heil. Weisen a) ihre *Zahl*, b) ihre *Würde*. *a)* Als Weise (Magi); *b)* Schriftmale bezeichnen sie späterhin theils wie früher als Magi aber allmählich auch als Reges; *c)* ausschliesslich als Könige dargestellt. *c) Leibesgestalt*. I. Altersunterschied: *a)* Alle drei als im gleichen Alter stehend, bartlos; *b)* zwei derselben. II. Der Altersunterschied, veranschaulicht durch die verschiedene Länge des Bartes und der letzte der heil. drei Weisen meist bartlos. III. Leibeshöhe: *a)* gleiche, *b)* verschiedene. IV. Leibesfarbe: *a)* Alle drei weissfarbig. *b)* einer von ihnen (meist der letzte) schwarzfarbig (diese Darstellungsweise scheint zuerst in Italien sich eingeführt, und von dort, vorerst mit Übergehung Mitteldeutschlands, in den Niederlanden Nachahmung gefunden zu haben. d) *Tracht* der heil. drei Weisen. I. Kopfbedekung: *a)* phrygische Mütze. (Ausnahmsweise sehen wir sie barhaupt dargestellt; eine Weise die sich aus dem wiederbelebten Studium der Antike erklärt.) *b)* Parsische Kegelmütze (byzantinisch), *c)* Krone: α) alle drei in gleichförmiger, β) in verschieden geformter. *c)* Nimbus. Kunstmale folgen hierin nur in seltenen Fällen Schriftmalen, welche vom XII. Jahrhundert an häufig „beati" ihrem Königstitel vorsetzen. II. Gewandung: *a)* In alt-christlicher Zeit in phrygischer; *b)* in nach alt-christlicher meist in königlicher; *c)* alle drei in gleichförmiger, oder ein jeder der heil. drei Weisen in einer durch Farbe, Stoff oder Zuschnitt u. s. w. sich von der des andern unterscheidenden Gewandung. III. Fussbekleidung. Zuweilen mit Sporen. *e) Stellung*. I. Vom IV. — XIV. Jahrhundert meist links dem Beschauer. II. Ausnahmsweise rechts. III. Die Gruppe der heil. drei Weisen theilt sich um die in der Mitte thronende Himmelskönigin, in eine rechte und linke. IV. Profil-Stellung. V. Reihefolge. VI. Auf gleicher Fusslinie oder pyramidal gestellt. VII. Aufrecht. VIII. Gebückt. IX. Mit angedeuteter Kniebeugung: *a)* der Vorderste im Begriff niederzuknien; *b)* der Vorderste und Mittlere. X. Knieend. *a)* Der Vorderste: *α)* auf einem Knie, *β)* auf beiden knieend; *b)* der Vorderste und Mittlere (auf einem Knie). *c)* Alle drei kniend. XI. Körperwendung. *a)* Alle drei dem Christuskinde zugewendet, *b)* der Mittlere dem Letzten u. s. w., *c)* der Mittlere sieht aus dem Bilde u. s. w. XII. Handbewegung. *b)* (In der Druckschrift ist irrthümlich ein *b* statt eines *a* gesetzt, und desshalb ersteres auch hier beibehalten.) Eine Hand zum Stern empor gehoben: *α)* die des Mittleren der heil. drei Weisen, *β)* die des Letzten; *c)* mit einer Hand im Begriffe die Kopfbedeckung sich vom Haupte zu heben: *α)* der Mittlere *β)* der letzte der heil. drei Weisen *d)* die Hand auf's Knie gestützt: *α)* der Mittlere *β)* alle drei der heil. Weisen in dieser Position. *e)* Der Knieende stützt mit seiner Hand die Füsschen des Christuskindes; XIII. oder küsst ihm das Händchen; XIV. oder das Füsschen (meist in Darstellungen florentinischer Schule). f) *Gefässe*. I. Die heil. drei Weisen bringen ihre Opfergeschenke dar: a) in straussförmigen Gefässen; b) in cylindrischen Hochbüchsen. II. In Becherförmigen. α. β. γ. etc. III. a) In Opferschalen artigen Schüsselchen. b) in bauchig beckenförmigen Schüsseln; c) in Flachschüsseln. IV. In Körben. V. In viereckigen Kästchen. VI. In hornförmigen. VII. Alle drei der heil. drei Weisen in gleichförmigen. VIII. In bedeckten u. s. w. IX. In von einander sich unterscheidenden Gefässen (in meiner eben erschienenen Schrift: Wien ältester Plan, ging ich p. 23—29 über derartige Gefässe des Nähern ein). g) *Die Geschenke*. I. Klein-Runde: *a)* in dem Gefässe des ersten der heil. drei Weisen; *b)* in dem des Mittleren und Letzten. II. Gross-Runde; a. b. c. III. Sie bringen ihre Kronen dar. h) Die *Reisethiere* der heil. drei Weisen. I. Reit- und Lastthiere: *a)* Kamele. *b)* Pferde. II. Luxus-Thiere, wie z. B. Affen und Pfauen.

Würden Gelehrte (wozu sich selbstverständlich nicht die allerentfernteste Aussicht bietet), würden archäologisch-gelehrte Kunstkenner sich über ein allgemein giltiges Schema zu verständigen vermögen, so könnte man zum wahren Heile christlicher Kunstarchäologie, eine Unzahl von Worten ersparen, und es würden Fachmänner das archäologisch (zum Theil auch künstlerisch) Hauptsächliche einer Kunstdarstellung, kurz und scharf in Buchstaben und Ziffern sich zu signalisiren vermögen, und die im Schema nicht bedachten Fälle durch Hinzufügung einiger Worte sich verständigen. So würde z. B. die Darstellung der heil. drei Weisen im Klosterneuburger Antependium etwa durch folgende Reihe bezeichnet werden können:

A I a. — B II. — C II. III c. — E I. achteckig. — F b c. c *b* II. c *b* IV. d I c β d I e u. s. w.

G. Zappert.

Der zweite Band des „Jahrbuches der k. k. Centralcommission, dessen Redaction dem Commissions-Mitglied" Ministerial-Secretär Dr. Gust. Heider übertragen wurde, befindet sich bereits unter der Presse und dürfte im Herbste laufenden Jahres erscheinen. Dieser Band wird, reich mit Illustrationen versehen, folgende Aufsätze enthalten: 1) Mittelalterliche Bauwerke in Salzburg von Dr. G. Heider. 2) Die Colonien und militärischen Standlager in Dacien von M. J. Ackner. 3) Mittelalterliche Kunstdenkmale des V. O. W. W. von Dr. F. W. von Sacken. 4) Die Glasgemälde des XIV. Jahrhunderts

aus Klosterneuburg von A. Camesina. 5) Übersicht der mittelalterlichen Kunstdenkmale in Steiermark von dem ständischen Archäologen in Grätz E. Hass. 6) Eine Abhandlung über Cividale von R. von Eitelberger und 7) die Beschreibung des Domschatzes zu Gran v. F. Bock. Ohne Hinzurechnung des officiellen Theiles wird dieser Band den Umfang des ersten weit überschreiten.

Von Didron's „Annales archeologiques" liegt uns die sechste Lieferung des XVI. Bandes (November u. December 1856) und die erste Lieferung des XVII. Bandes (Jänner u. Februar 1857) zur Anzeige vor. — Das November- und December-Heft beginnt eine grössere und vielversprechende Arbeit über „Glocken" von Abbé Barraud mit der Abbildung einer Glocke des XIII. Jahrhunderts aus der alten Stiftskirche zu Moissac. Das erste vorliegende Capitel handelt über die Existenz und die verschiedenen Gebräuche der Glocken im Alterthume. Wenn es der Raum unserer Blätter gestattet, haben wir die Absicht nach vollendeter Veröffentlichung der Abhandlung und mit Rücksicht auf den fast gleichzeitig im Februar-Hefte der „Revue de l'art chrétien" erschienenen Aufsatz über die Glocken von Abbé J. Corblet, darauf in einem besonderen Aufsatze zurückzukommen. — Hierauf folgt von Didron eine Beschreibung sehr merkwürdiger Darstellungen auf dem Fussboden der Kathedrale zu Siena mit der Abbildung eines Stück Pilasters das „Glücksrad der Fortuna" vorstellend, und sodann eine Abhandlung über die Siegel der „Grafen Artois von Despanys des Bas." — Die Abtheilung „Melanges et Nouvelles" enthält eine Notiz über den Kirchenschatz zu Mailand mit der Abbildung und Beschreibung eines kleinen tragbaren und wie es scheint, dem XI. Jahrhundert angehörenden kupfernen Weihkessels, welcher zu den archäologisch interessantesten Gegenständen dieses Schatzes gehört. Er ist von runder, länglichter Form und an der äussern Fläche in starker Reliefarbeit dargestellt die heil. Jungfrau mit dem Jesukinde sammt den vier Evangelisten. Eine ausführlichere Beschreibung steht noch zu erwarten. Von den übrigen Notizen dieses Heftes heben wir jene über einen Almosenstock in Gestalt eines Pelikans und über die Beleuchtung der Kirchen im XIII. Jahrhundert hervor. — Das Jänner- und Februar-Heft des laufenden Jahres beginnt mit der interessanten Abbildung eines Teppiches des Museums Cluny aus dem XVI. Jahrhundert, dann folgt eine Abhandlung, betitelt: „Ikonographie der Schlösser" von Didron, wovon der erste Artikel vorliegt. Bemerkenswerth sind die folgenden einleitenden Worte mit denen Didron die Abhandlung und den neuen Jahrgang eröffnet: „Die Sammlung der Annalen, welche in diesem Augenblicke sechzehn Bände erreicht und die beinahe alle Zweige der kirchlichen Archäologie des Mittelalters umfasst, hat uns das Recht erworben und legt uns selbst von Zeit zu Zeit die Pflicht auf, auch Gegenstände der Civil-Archäologie zu besprechen. Wir müssen mit Gott anfangen und ihn in unserer Jugend und unsern ersten Werken heiligen. Diese Obliegenheit haben wir erfüllt mit grossem Eifer und vielleicht auch mit einigem Erfolg. In unserem reifen Alter und schon an der Neige des Lebens wird es uns aber auch gestattet sein, einige Blicke zu werfen auf den Menschen, seine Vorzüge und seine Leidenschaften, auf die weltlichen Ideen und seine rein irdische Kunst. Überdiess wird auch diess wenn auch indirecte für Gott sprechen, weil der Schöpfer zurückstrahlt in seiner Creatur, wie das Licht in einem Spiegel mehr oder weniger getreu." — Hieran schliesst sich eine zweite ikonographische Arbeit, nämlich die Beschreibung der dem XIII. Jahrhundert angehörenden Krypta bei der Kathedrale zu Anagni mit ihren sehr interessanten Fresken, von X. Barbier de Montault und ein zweiter Aufsatz über die Siegel der Grafen Artois mit zwei Abbildungen. Die Abtheilung „Melanges et Nouvelles" bringen nun die Abbildung des Knopfes von dem merkwürdigen Leuchter in Mailand, welcher der „Baum der Jungfrau" genannt wird und wovon schon im XIV. Band der Annalen Bruchstücke veröffentlicht wurden. Von den übrigen Notizen heben wir jene über die Ornamentirung an bürgerlichen Gebäuden und die „Abbés von Bertin" hervor. Eine sehr umfassende Bibliographie beschliesst den Inhalt der beiden hier angezeigten Hefte.

Es sind ungefähr zehn Jahre, dass L. Perret, ein Künstler voll Verehrung für die alten Monumente des Christenthums hinabstieg in die Katakomben von Rom. Die Majestät dieser ungeheuren Gewölbe, das Interessante der Malereien, welche beinahe alle Wände der mit mehreren Millionen Gräbern angefüllten Friedhöfe bedecken, und wo durch mehr als drei Jahrhunderte der erhabene Cultus des Christenthums Zuflucht fand, haben ihn mit Bewunderung erfüllt. Durch fünf Jahre hat L. Perret die Katakomben beinahe nicht verlassen, er hat sorgfältig untersucht die grosse Zahl von sechzig Friedhöfen, die Rom wie ein unterirdischer Gürtel im Umfang mehrerer Meilen umgeben, er hat untersucht die Todtensäle, Capellen, Sanctuarien, die Gräber dieser ungeheuren Gallerien, deren Länge durch den Gelehrten P. Marchi auf mehr als 1200 Kilometres bestimmt wurde. Nach vielfacher Mühe, Geduld und Ausdauer soll er mit einer sehr glücklichen Manier die Malereien, welche die Costüme, Gebräuche und Symbole der ersten Christen wiedergeben, angefertigt und den Übergang der heidnischen zur christlichen Kunst veranschaulicht haben. Die Zeichnungen sind nun gegenwärtig zu Paris in einem grossen Werke unter dem Titel „Catacombes de Rome. Architecture, peintures murales, inscriptions, figures et symboles des pierres sépulcrales, verres gravés sur fond d'or, lamp, vases anneaux, instruments etc. des cimetières des premiers chrétiens par L. Perret" veröffentlicht worden. Dem Werke ist ein streng historischer Text, welcher eine klare Beschreibung der Örtlichkeiten und Gegenstände gibt, beigegeben, für deren Wahrheitstreue die Namen Ampère, Ingres, Merimée und Vitet bürgen; die Inschriften wurden geordnet durch M. Léon Renier, einem der ersten Epigraphisten Frankreichs. Das Werk ist in 6 Bänden (Gross-Folio) erschienen. Preis 1300 Franken.

Auf dem Gebiete der Kunstgeschichte und Archäologie sind in letzter Zeit in Frankreich neu erschienen: Le livre des usaiges et anciennes coustumes de la Conté de Guysnes avec une introduction et des notes par M. Taillier conseiller à la cour de Douai et un aperçu historique sur le comté de guines par M. Courtois avocat etc. In 8. 22 Francs. — Reproductions photographiques de plus beaux types d'architecture et de sculpture, d'après près des monuments les plus remarquables de l'antiquité du moyen-âge et de la renaissance, exécutés par MM. Bisson frères sous la direction de MM. Duban, de Gisors, H. Labrouste, Lassus, Lefeel, Vaudoyer Viollet-le-Duc etc. Livr 1 à 12 in Folio, Prix de la livraison 30 Francs. — Lagoy: Recherches sur l'explication de monogrammes de quelques medailles inédites des derniers temps de l'empire d'Occident et de l'époque merovingienne. Aix 1856, 4°. — Judas: Nouvelle analyse de l'inscription phénicienne de Marseille Gr. in 4. 39 p. — Lavergne. Restauration de l'église Saint Eustache Mobilier, décoration, peinture, murales. In 8. 34 p. Paris impr. Bailly. Diory et Comp. — Texier Dictionaire d'orfévrerie, de gravure et de ciselure chrétiennes, ou de la mise en oeuvre artistique de Métaux des émaux et des pierreries, comprenant ecc. Gr. in 8° à deux colonnes, 748 p. et figures. Petit-Montrouge Migne. 8 Francs.

Aus der k. k. Hof- und Staatsdruckerei in Wien.

Jeden Monat erscheint 1 Heft mit mindestens 3 Druckbogen und mit Abbildungen.
Der Pränumerationspreis ist für einen Jahrgang oder zwölf Hefte nebst Register sowohl für Wien als die Kronländer und das Ausland 4 fl. C. M., bei portofreier Zusendung in die Kronländer der österr. Monarchie 4 fl. 20 kr. C. M.

MITTHEILUNGEN

DER K. K. CENTRAL-COMMISSION

ZUR ERFORSCHUNG UND ERHALTUNG DER BAUDENKMALE.

Pränumerationen übernehmen halb- oder ganzjährig alle k. k. Postämter der Monarchie, welche auch die portofreie Zusendung der einzelnen Hefte besorgen. — Im Wege des Buchhandels sind alle Pränumerationen und zwar nur zu dem Preise von 4 fl. an den k. k. Hofbuchhändler W. Braumüller in Wien zu richten.

Herausgegeben unter der Leitung des k. k. Sections-Chefs und Präses der k. k. Central-Commission Karl Freiherrn v. Czoernig.

Redacteur: Karl Weiss.

№ 6. II. Jahrgang. Juni 1857.

Über den Werth von Grabdenkmalen und ihren Inschriften, wie auch über die Anlegung eines Corpus Epitaphiorum Vindobonensium.

Aus Anlass von fünf Grabsteinen im Franciscanerkloster zu Neustadtl in Unterkrain.

Von Joseph Bergmann.

I.

Grabdenkmale und Grabsteine mit ihren Inschriften zählt man mit vollstem Rechte zu den verlässlichsten Hilfsquellen der Geschichte. Jene sind zudem Denkmale der gleichzeitigen Kunst und Technik; diese geben uns, wenn sie lesbar erhalten sind, mehr oder minder bestimmte Namen und leider so oft allzu karge Daten über einzelne Personen, ihren Rang und ihre Wirksamkeit im Staate, in der Kirche und in der bürgerlichen Gesellschaft, und über ihre Familien, ihre Herkunft, Vermählungen und Abzweigungen. Derlei Inschriften ergänzen anderweitige mangel- oder lückenhafte Angaben, berichtigen Irriges, führen alte, ehrwürdige und verdienstvolle Namen ins Gedächtniss zurück, geben manchmal neue Kunde von verschollenen Personen und rufen weitere Forschungen hervor. Besondere Beachtung verdienen daher solche Denkmale und Inschriften aus früheren Jahrhunderten, indem man keine, oder nicht sorgfältig geführte Todtenbücher hatte oder dieselben zu Grunde gegangen sind. Als Belege mögen dienen die fünf Grabsteine im Franciscanerkloster zu Neustadtl in Unterkrain, von denen Copien der k. k. Centralcommission eingesendet wurden; nämlich die Grabsteine der beiden letzten alttirolischen Villanders, des Oberstfeldhauptmanns Hanns Lenkowitsch, Georg's von Sigisdorf, Christoph's Gall von Gallenstein und der Familie Rab, über die wir die gesammelten Notizen später mittheilen wollen.

Wie viele solcher Denkmale und Inschriftsteine — abgesehen von den noch entfernter liegenden Römersteinen — sind im Sturme der Zeit, wenn auch nicht gerade durch Elementarereignisse, doch durch Abtragen, durch Um- und Neubauten von Kirchen und Capellen, durch Unwissenheit und Sorglosigkeit der späteren Generationen zu Grunde gegangen oder von Füssen schonungslos betreten, ganz unleserlich geworden?

Wie alles Irdische wechselt und vergeht, so wechseln auch oft einzelne Menschen und Familien, ganze Geschlechter und Volksstämme freiwillig ihre Wohnsitze oder auch aus Interesse oder gar nothgedrungen; sie suchen andere Stätten in demselben Lande oder in der Nachbarschaft, häufig auch in der Ferne und treiben in der neuen Heimat entweder frische Sprossen und blühen empor oder erlöschen. Wir kennen in unserem Österreich zahlreiche Geschlechter des hohen und niederen Adels, deren Ahnherren schon vor mehreren Jahrhunderten eingewandert sind, so aus dem übrigen Deutschland, vornehmlich aus dem südlichen und den Rheinlanden, aus Italien, den Niederlanden, Frankreich, aus Spanien, von denen aus der Zeit Kaiser Ferdinand's I. noch allein die Grafen von Hoyos aus altcastilischem Blute in verdienten Ehren blühen; ja aus Portugal, wie die Grafen von Göess und Sylva Tarouca. Dagegen wanderten nicht wenige altheimische Familien zur Zeit der Reformation und Gegenreformation aus Österreich, Inner-

Österreich und Böhmen aus, wie uns nicht allein die geschriebene Geschichte lehrt, sondern auch mancher Grabstein in Regensburg, Nürnberg, Augsburg, Tübingen etc. bezeugt. Herzog Friedrich von Würtemberg legte für protestantische Exulanten aus Innerösterreich im Jahre 1599 auf einem an Silber-, Kupfer- und Eisenerzen reichen Berge im Schwarzwalde Freudenstadt als Colonie an, welche anfangs schnell aufblühte, aber durch die Pest (1611) und im dreissigjährigen Kriege (1632 und 1634) sehr viel litt. Dürfte man nicht daselbst und in der Nähe innerösterreichische, besonders Kärnten'sche Familiennamen finden? Ferner findet man Grabsteine ausgewanderter österreichischer Familien in Dresden und anderen Residenzen deutscher protestantischer Fürsten, da viele Adelige unserer Lande in deren Diensten standen und starben. Der Kürze halber seien mir für jetzt weitere Belege erlassen.

Wie viele Grabsteine mit den ersten Namen des Vaterlandes lesen wir auf den alten Monumenten und Schrifttafeln in unserem Wien? Zahlreiche ausserheimische Namen weisen auch die Grabmale in den Kirchen der Residenz. Grosse Männer haben durch ihre Thaten und ihre Verdienste um's Vaterland dafür gesorgt, dass sie nicht sobald aus dem Gedächtnisse der Nachwelt schwinden. Wo ruhen aber ihre irdischen Reste, wo steht ihre Gedächtnisstafel? Nur Wenigen sind sie bekannt. So ruht Prinz Eugen von Savoyen († 21. April 1736) bei St. Stephan, Graf Ernst Rüdiger von Starhemberg († 4. Juni 1701) und der aus dem österreichischen Successionskriege bekannte FM. Graf Ludwig Anton von Khevenhüller († 26. Jänner 1744) bei den Schotten, der Fürst Raimund Montecuculi, der Sieger bei St. Gotthard, der am 16. October 1680 in Linz starb, in der hiesigen Jesuitenkirche am Hof; Wirich Philipp Graf von Daun, Fürst von Thiano, aus der Eifel herstammend, Kaiser Karl's VI. Vicekönig und Generalcapitän in Neapel und Sicilien, der am 30. Juli 1741 hier starb, ruht in der Todtencapelle bei den Augustinern, und dessen Sohn Leopold Joseph FM. und Sieger auf den Feldern von Kollin am 18. Juni 1757, der am 5. Februar 1766 dahin schied, ebendaselbst[1]). Graf und seit 8. October 1650 Reichsfürst Ottavio Piccolomini, Herzog von Aragona, dem die Stadt Wien im Jahre 1650 ein Freihaus in der Wollzeile, wo dermals das neugebaute Haus Nr. 864 steht, schenkte, starb am 11. August 1656 und ruht hier in der Servitenkirche in der Vorstadt Rossau, verbat sich aber jegliches Epitaphium[1]). Graf Niklas Salm, der Ältere, Wien's Vertheidiger im Jahre 1529 hatte sein Mausoleum in der Kirche des St. Dorothea-Stiftes in Wien, das nach der Auflösung des Stiftes auf die fürstlich Salmische Herrschaft Raitz in Mähren übersetzt wurde[2]). Wie viele interessante und gut gearbeitete Grabdenkmale und Inschriftsteine findet man in Kloster- und Land-Kirchen und in Familiengrüften hoher und niederer Herrschaften. Welche epitaphische und geschichtliche Ausbeute bieten gar oft die alten Edelsitze sowohl des altheimischen als eingewanderten Adels allenthalben in den österreichischen Landen?

Welche Namen entnehmen wir den Grabmonumenten und Denksteinen in der Domkirche und deren Seitencapellen zu St. Veit in Prag? Wir finden daselbst ausser denen der böhmischen Landesfürsten[3]) und der alten heimischen grossen Familien der Czernin, Kolowrat, Lobkowitz, Martinitz, Slawata, Schlick, Sternberg, Trzka, Waldstein, Wratislaw von Mitrowitz u. s. w., das in der St. Sigmundscapelle auf der Erde stehende Denkmal des von seinem Throne gestossenen siebenbürgischen Fürsten Sigmund Báthory, der zu Prag am 27. März 1613 starb, das laut der Randschrift ihm sein in allen Glückwechseln unerschütterlich treuer Landsmann Georg Nemes de Waradgia setzte[4]).

Aus der langen lateinischen Inschrift eines Grabmales lernen wir die hohe Herkunft der Gemahlin Adams Freiherrn von Dietrichstein kennen. Ihr Vater war Don Antonio de Cardona, ein Sohn des Don Lois Ramon Folk, Herzogs von Cardona, Grafen von Prades und Marchese de Pallas und der Donna Alfonsa Henriqnez; ihre Mutter war Donna Maria de Requesens, Gräfin von Palemos etc. Er war vordem Vicekönig von Sardinien, kam auf Kaiser Karl's V. Befehl mit dessen Tochter, der Infantin Maria, Gemahlin Kaiser Maximilian's II. im April 1552 nach Österreich, starb in Wien am 11. April 1553 und ward später mit seiner Gemahlin Maria, die als Obersthofmeisterin der Kaiserin am 23. Jänner 1577 starb, in der genannten St. Sigmundscapelle beigesetzt, das Grabmal errichtete deren Schwiegersohn Adam Freiherr von Dietrichstein mit seiner Gemahlin Margaretha, Herzogin von Cardona. Auch ist daselbst an der Wand ein rothmarmornes Denkmal eingemauert, das der Freiherr Adam von Dietrichstein, damals Oberstkämmerer Kaiser Maximilian's II. und dessen beider ältesten Söhne Rudolf und Ernst, Ajo oder Obersthofmeister, und seine Gemahlin ihrem geliebten Töchterchen

---

[1]) Als man vor etwa 20 Jahren diese Todtencapelle renovirte, copirte ein Maurer eine der lateinischen Inschriften, um sie an Ort und Stelle wieder anzubringen. Nun war aber die Abschrift von dem unwissenden Copisten zu einem sinnlosen Wirrwarr entstellt und gänzlich unbrauchbar. Man brachte sie ins k. k. Münz- und Antikencabinet zur Durchsicht und Berichtigung. Zum Glücke fiel mir ein, dass die lange Inschrift in Wissgrill's Schauplatz des landsässigen niederösterreichischen Adels, Wien 1795, Bd. II, 198 f. correct abgedruckt sei, worauf sie wieder hergestellt werden konnte. Dieses Beispiel möge zeigen, welche Vorsicht bei etwa nothwendigem Copiren von Inschriften anzuwenden sei.

[1]) Vgl. meine Medaillen Bd. II, 338 f.

[2]) S. dessen Beschreibung und ganze volle Inschrift in des Freiherrn von Hormayr Archive. Wien 1813, S. 533.

[3]) Die Grabstätten und Grabmäler der Landesfürsten Böhmens von Maximilian Millauer. Prag 1830, in 8°.

[4]) Die k. k., dann des Königreichs Böhmen Haupt- und Metropolitankirche zu St. Veit ob dem Prager Schlosse verfasst von Anton F. M. Honsatko. Prag 1833, kl. 8°., S. 135 und 136 Leider strotzt dieses Buch von groben Satzfehlern.

Johanna, das im neunten Jahre den 4. April 1575 sein zartes Leben aushauchte, setzen liessen. Freiherr Adam von Dietrichstein starb zu Nikolsburg am 15. Jänner 1590 und ward nach Kaiser Rudolf's II. Befehl im Prager Dome zu des Kaiser Maximilian's II. Füssen begraben, wie die dortige Inschrift lehrt; seine Witwe begab sich nach Madrid, wo sie am 23. Februar 1609 von dieser Erde schied.

Wir nennen beispielshalber eine in der St. Wenzels-Capelle der Domkirche zu St. Veit erhaltene Inschrift und fügen ihr einige historische Notizen bei. Peter und Bernhardin de Meneses oder de Menesiis aus Toledo kamen mit Erzherzog Ferdinand I. aus Spanien und wohnten in Linz am 26. Mai 1521 dessen Beilager mit der k. Prinzessin Anna von Ungarn bei. Bernhardin, Kaiser Ferdinand's Oberststallmeister etc., ward 13. Dec. 1542 Freiherr mit dem Prädicate von Schwarzeneck, erwarb sich durch Darlehen Herrschaften in Krain, wie Adelsberg 1527, in Österreich 1559 Laxenburg pfand- und pflegweise. Er vermählte sich laut eines Heirats- Documents, Wien am 14. Dec. 1550 mit Katharina Dersfi, Wolf Dietrich's Rauber Freiherrn von Plankenstein Witwe, nach Andern mit Isabella de Guzmann, was wohl in erster Ehe gewesen sein mag. Er hinterliess drei Töchter, die ihm nach Honsatko S. 112 mit der (Stief-) Mutter Dersfi den Gedächtnissstein setzten. Sie hiessen *a)* Gasparina, die nach Wissgrill IV. 131 mit Bernhard I. Grafen von Hardegg verehelicht war; *b)* Katharina war nach Hübner III. Tab. 541 Scipio's Grafen von Areo Gemahlin; *c)* von Elisabetha vermag ich nichts beizubringen. Endlich finden wir noch in Augsburg einen Bruder dieser genannten beiden de Meneses: Alfonsus Gonsales de Meneses, im geheimen Cabinete *(? a secreto cubiculo)* des Erzherzogs Ferdinand, starb daselbst und sein Bruder Bernardin liess ihm einen Grabstein, leider ohne Angabe des Sterbejahres und Tages setzen (Vid. Dan. Praschii Epitaphia Augustana. I. pag. 74). So müssen oft einzelne Glieder einer Familie gesucht und zusammengestellt werden. Das Geschlecht de Menesiis erlosch in Österreich noch im XVI. Jahrhundert, da unseres Wissens Bernardin keinen Sohn hatte.

Auf dem Fussboden der Vorhalle der heil. Dreifaltigkeitscapelle ist der Grabstein des berühmten Malers Johann von Aachen aus Cöln, dem Kaiser Rudolf II. laut den Reichsadels-Acten am 1. November 1594 den Adelstand und am 14. Mai 1605 noch andere Freiheiten verliehen hatte. Er war auch der Kaiser Rudolf und Matthias Kammerdiener (so, nicht aber Kämmerer ist das lateinische Camerarius der Inschrift zu übersetzen), und starb in einem Alter von 63 Jahren 1615. Auch hatte er nach einem anderen dortigen Grabsteine zwei vor ihm verstorbene Zwillingstöchter Regina und Johanna; seine Gattin hiess Regina de Joso (s. Honsatko S. 64 und 65).

Wie oft liest man den vielgenannten Namen eines berühmten Mannes unvermuthet an ganz fremder Stätte, wo ihn der Beruf, günstiges oder ungünstiges Geschick hinführte; so z. B. starb Jakob Jonas von Buch (von Götzis in Vorarlberg), Kaiser Ferdinand's I. geheimer Rath und Hofvicekanzler, auf der Reise zum Reichstage nach Augsburg zu Ahensberg in Bayern am 28. December 1558 und ruht in der oberen Stadtpfarrkirche zu Ingolstadt, wo er seinen Denkstein hat [1]). Über andere Personen dieses Geschlechtes fand ich 1855 Notizen in einem Manuscripte des Klosterarchives zu St. Gallen und mehrere auf dasselbe bezügliche Grabsteine in einzelnen Kirchen dieses Cantons.

Mehrmals beschäftigte mich bei historischen Arbeiten der kaiserliche Oberst Alois Baldiron. Derselbe, voll heissen welschen Blutes, hatte mit seiner zusammengelesenen Soldatesca im erbitterten und blutigen Kriege zwischen Österreich und Graubünden im Jahre 1622 im Engadin und Prätigau arg gehaust und als Herr von Zierotitz in Mähren das Incolat in Böhmen und den Nebenlanden, dann am 30. Juli desselben Jahres den Freiherrnstand erworben. Wo und wann das Ende seines Lebens? Er starb am 22. Jänner 1632 wahrscheinlich zu Wien, da er nach Leopold Fischer Suppl. III. 142 in der hiesigen Minoritenkirche ruht; so auch dessen Sohn Johann Peter Jakob Freiherr von Baldiron, der 21 Jahre alt den 8. Jänner 1637 dahin schied, und dessen Mutter Metta (Margaretha), geb. Freiin von Strollendorf, die in demselben Jahre starb.

Einen Beleg, welche Männer verschiedenen Vaterlandes und Berufs der Schooss eines kleinen Dorffriedhofs birgt, bietet uns der zu Maria Enzersdorf bei Mödling unweit Wien. Dort ruhen: Maximilian Hell, k. k. Hof-Astronom, geb. zu Schemnitz 1720, † 14. April 1792, dessen an der nordwestlichen inneren Mauer eingefügten Marmorstein, den oben der Himmelsglobus zierte, Sorglosigkeit verwittern und in jüngster Zeit wegräumen liess; Franz Joseph Freiherr von Münch-Bellinghausen, Reichshofrath, geb. zu Worms am 10. November 1735, gest. am 3. October 1802 sammt seiner Gemahlin, geb. Freiin von Penkler [2]), geboren zu Pera den 21. Juni 1753, gest. 13. März 1840, desgleichen deren Frau Schwiegertochter Theresia Freiin von Münch-Bellinghausen, geb. Freiin von Denster aus Cöln, † 10. Juni 1810, deren Gemahl aber, der nachherige Staats- und Conferenzrath Cajetan Casimir Freiherr von Münch-Bellinghausen (Vater des Dichters Friedrich Halm), geb. zu Wien am 1. November 1776 und gest. 27. Juni 1831, auf dem Kirchhofe des Dorfes Währing ruht; ferner P. Clemens Maria Hofbauer, Einführer der Redemptoristen Congregation in Östereich, geb. zu Daschwitz bei Znaym am 26. December 1751, gest. zu Wien am 15. März 1820; der Dichter P. Friedrich Ludwig Zacharias Werner, geb. zu Königsberg am 18 Nov. 1767, gest. nach seinem Austritte

[1]) S. die Grabschrift und meine histor. Bemerkung in Dr. Adolph Schmidl's österr. Blätter für Literatur und Kunst, 1844, Quartal III, Nr. 29, S. 230.

[2]) Heinrich Christoph v. Penkler, k. k. Internuntius bei der hohen Pforte erhielt am 4. Oct. 1747 den Freiherrnstand.

aus dem Orden der Redemptoristen im ehemaligen Augustinerkloster zu Wien am 17. Jänner 1823; Adam Müller Ritter von Nitterdorf, geb. zu Berlin am 30. Juni 1779, gest. zu Wien den 17. Jänner 1829, und seine Gemahlin Sophie, geb. von Taylor, geb. 1774, gest. in Wien 1849; Friedrich von Klinkowström, geb. zu Ludwigsburg bei Stralsund im damaligen Schwedisch-Pommern am 31. August 1778, Inhaber eines Erziehungs-Institutes in Wien, gest. am 4. April 1835, nebst dessen Gemahlin Ludovica von Mengershausen, geb. zu Göttingen, gest. zu Wien am 7. März 1821; Franz Bernhard Ritter von Bucholtz, k. k. Regierungsrath und Verfasser der Geschichte der Regierung Kaiser Ferdinand I., geb. zu Münster am 10. Juni 1790, gest. 4. Februar 1838; Albert Ritter von Hess, Bruder des k. k. Feldzeugmeisters Heinrich Freiherrn von Hess, k. k. staatsräthlicher Referent, geb. in Wien am 3. Februar 1787, gest. 12. Juni 1838; Thomas Dolliner, k. k. Hofrath und Professor des römischen und canonischen Rechtes, geb. zu Dörfern in Krain am 12. Dec. 1760, gest. zu Wien den 15. Februar 1839; Karl Ernst Jarcke, k. k. Staatskanzleirath, geb. zu Danzig am 10. November 1801, gest. zu Wien den 27. Dec. 1852; der ausgezeichnete Rechtsgelehrte Karl Freiherr von Pratobevera, Vicepräsident des k. k. niederösterreichischen Appellationsgerichts, geb. zu Bielitz in k. k. Schlesien am 17. Februar 1769, gest. zu Wien den 6. Dec. 1853 u. a. m.

Diese Angaben sollen nur als Beispiele, die wir verhundertfachen könnten, dienen, welche Ausbeute aus derlei Monumenten und Grabinschriften für die Orts- und Familiengeschichte sich gewinnen lasse. Geistliche, Bau- und andere Beamte, Honoratioren höherer Bildung würden mit vereinten Kräften mühelos den etwaigen Stoff ihres, wenn auch grösseren Wohnortes bewältigen. Eine schöne und ehrende Aufgabe wäre es die Inschriften getreu zu copiren und genau zu beschreiben, oft auch mit Beihilfe anderer in den Pfarrbüchern und Localurkunden enthaltenen Daten klar und einfach historisch zu beleuchten. Ausgezeichnete Grabmale wären, wo möglich, zu zeichnen, oder zu photographiren. Durch die Decanate oder Conservatoren wären solche kleine Sammlungen an einen Centralpunct zu bringen und hier in ein grösseres planmässig geordnetes Ganzes zusammenzustellen.

Welches Interesse und welche historische Belehrung gewährte ein Corpus Epitaphiorum urbis Vindobonensis, abgesehen von den dermaligen neueren Friedhöfen ausserhalb der Linien Wiens! — Die Stadt Wien besass zwei Sammlungen von den Grabmonumenten ihrer Kirchen: *a)* die gräflich von Trautson'sche und *b)* die gräflich von Fuchs'sche.

a) Ogesser sagt in seiner Beschreibung der St. Stephanskirche, Wien 1779, S. 303, dass zur Zeit des Wiener Fürst-Bischofs Ernst Grafen von Trautson (von 1685—1702) noch über 400 Grabmale bei St. Stephan vorhanden gewesen seien. Dieser liess nach dem Antritte seines Hirtenamtes ein Verzeichniss aller Grabmale der hiesigen Kirchen zusammenschreiben, dessen Existenz aber dermals unbekannt ist. Ogesser nennt namentlich von S. 303—313 noch 113 Grabmäler innerhalb und 116 ausserhalb dieser Metropolitankirche. Nur ein Theil dieser von Trautson'schen Sammlung hat sich in Abschrift im hiesigen Schottenstifte erhalten. Dasselbe verwahrt einen geschriebenen Folioband in drei Büchern oder Abtheilungen unter dem Titel: *Tomus Epitaphiorum Monasterii B. V. M. ad Scotos Viennae in tres libros divisus, quorum Primus Inscriptiones, quae tum in Ambitu* [1]*, tum in Ecclesia, tum etiam in Coemeterio veteri vulgo* Vogelgesang, *Secundus quae in Crypta Ecclesiae, Tertius quae ex Bibliotheca Celsissimi S: R: I: Principis Joannis Wilhelmi a Trauthson* [2]*) desumptae, et ad Annum usque MDCCXXX. perductae sunt, continet — conscriptus anno Salutis MDCCLXXIV.*

Manu Calamoque Francisci Ernesti Mayr.

Aus der grossen Zahl von Personen, die ihre Ruhestätte in diesem Schottenstifte gefunden haben, wollen wir zwei zu ihrer Zeit ausgezeichnete Männer, deren Namen heut zu Tage fast ganz verschollen sind, bei unseren Lesern mit einigen historischen Beigaben wieder erwecken, nämlich S. 79: *a)* Johann Rudolf Schmid Freiherrn von Schwarzenhorn und *b)* den kaiserlichen Kammermaler Franz Leüx von Luxenstein.

Johann Rudolf Schmid Freiherr von Schwarzenhorn, Herr zu St. Margrethen an der Wien und Nikolsdorf, kais. Hofkriegsrath, dann oberster Waldmeister in Niederösterreich, im Jahre 1590 zu Stein am Rhein geboren, war nach flüchtiger Jugend und feindlichen Schicksalen unter den Kaisern Ferdinand II. und III. durch fünfzehn Jahre Resident bei der hohen Pforte [3]. Am 30. März 1649 brachte er als Botschafter zu Konstantinopel im Namen seines Kaisers dem achtjährigen Sultan Mohammed IV. die Glückwünsche zu dessen Thronbesteigung dar und überreichte feierlich die Geschenke. Am 1. Juli verlängerte er den Frieden auf 22 Jahre. Im folgenden Jahre war nach Baron von Hammer III. 395 Schmid abermals in Stambul und überbrachte mit einem Gefolge von 42 Personen die Bestätigung dieses Friedens von Seite seines Hofes, wie auch grosse Geschenke im Werthe von mehr als 100.000

---

[1]) Als man vom Jahre 1827—1832 das weitläufige Stiftsgebäude in der gegenwärtigen imposanten Gestalt neu herstellte, brachte man die alten Grabsteine mit aller Sorgfalt in den neuen Kreuzgang, um sie der Nachwelt zu erhalten.

[2]) Da der Fürstbischof Graf Ernst von Trautson am 7. Jänner 1702 gestorben ist, so kam das oben erwähnte Verzeichniss der Grabmäler wahrscheinlich an seinen Bruder den Fürsten Johann Leopold und von diesem († 1724) an dessen Sohn Johann Wilhelm Fürsten von Trautson, der mit seinem Tode am 31. October 1775 den Mannsstamm dieses alttirolischen Geschlechtes beschloss.

[3]) Vgl. Baron von Hammer's Geschichte des osmanischen Reiches 1835, Bd. III, 129 und 348.

Gulden, nämlich silberne Kühlkessel, Leuchter, getriebene Schalen, durchbrochene Rauchfässer und Sprenggefässe zum Rosenwasser, Uhren und Becher[1]) und erwirkte ein Schutzdiplom für die Geistlichkeit zu Jerusalem. Er wurde am 4. April 1650 in den Freiherrnstand mit dem Prädicate von Schwarzenhorn erhoben, welches Prädicat er von der Burgruine Schwarzenhorn bei Satteins im oberen Vorarlberg (s. Blasius Hueber's Karte von 1783) führt, woher sein Geschlecht stammt. Er war mit Helena Feldnerin von Feldegg verehlicht und brachte, nachdem seine drei Söhne Johann Rudolf, Felix Rudolf und Julius Albert in jungen Jahren vor dem Vater gestorben waren, sein Prädicat und den Freiherrnstand mit Kaiser Leopold's I. Genehmigung an den Gemahl seiner Tochter Maria Anna, den Hofkammerrath Maximilian von Seeau, Freiherrn von Schwarzenhorn. Er starb am 12. April 1667. Auch war er Mitglied der Pegnitz-Schäfer. Seine Vaterstadt verwahrt noch einen ihr von demselben zum Andenken verehrten vergoldeten Pocal, da er in seiner Jugend ein Goldschmied-Lehrling zu Lindau gewesen.

b) Nach derselben Sammlung der Epitaphien im Schottenstifte, Abtheil. I, 21, ruht daselbst: Franz Leüx von Luxenstein, Kaiser Ferdinand's III. und Kaiser Leopold's I. Kammermaler, der am 1. Mai 1668 starb; seine Hausfrau Eleonora Clavens starb den 12. Juli 1651. Nach Nagler VII. 471 war er aus Antwerpen und Rubens' Schüler, Hofmaler Kaiser Ferdinand's III. und Gallerie-Inspector zu Prag, sein Sterbjahr ist aber unbekannt. Nach dessen Angabe hatte er zwei Söhne, die ebenfalls Maler waren.

Nach den alten Hofkanzlei-Acten erhielt Franz Leüx von Lüxenstein, Kammermaler, für sich und seine ehelichen Leibeserben sowohl männlichen als weiblichen Geschlechtes am 14. August 1652 die Befähigung zum Besitze des Edelmannsitzes zu Pötzelsdorf (oder Pötzleinsdorf bei Weinhaus unweit Wien) gegen das Einstandsrecht der Stände. Diesen Sitz, der im feindlichen Einfalle der Schweden, die somit im Sommer 1645 die Donau bei Wien zu einem Streifzuge übersetzt haben mögen, abgeödet (sic) und verderbt worden war, hatte Leüx von den Klosterfrauen zur Himmelporten in Wien, denen er gehörte, abgekauft und zur Hebung von dessen Landwirthschaft viel gethan.

Nach Schlager[1]) kommt er mit einer Monatsbesoldung von 50 fl. vom 2. Jänner bis December 1638 zuerst vor. Im Jahre 1646 reiste er nach Grätz und erhielt wegen gemachter Contrafei 300 fl.; 1647 malte er das Porträt Seiner königlichen Majestät zu Böhmen (d. i. König Ferdinand's IV., der am 5. August 1646 gekrönt und 1654 von den Blattern hingerafft wurde) und erhielt 150 fl. Auch Kaiser Leopold I. behielt Leüx als Kammermaler im Jahre 1657. Die k. k. Bildergallerie im Belvedere besitzt von dessen Hand das Porträt Karl Ferdinand's, Cardinals und Statthalters der spanischen Niederlande, Infanten von Spanien, † zu Brüssel am 9. Nov. 1641, dann eine Allegorie auf die Eitelkeit und Vergänglichkeit. Leüx bezog nach und nach für seine Hofarbeiten die bedeutende Summe von 8739 Gulden und stand bei seinem Hof in besonderer Gunst.

b) Eine zweite besonders werthvolle Sammlung legte Ignaz Joseph Graf Fuchs von Puchheim und Mitterberg an. Dieser kenntnissreiche, wissenschaftlich und künstlerisch gebildete Edelmann liess vom Zeichner Gartenschmid aus Bregenz die Grabmonumente in sämmtlichen Kirchen der Stadt Wien mit grossen Kosten getreu copiren und nach den Originalien sorgfältig coloriren, wie auch jedem Monumente zugleich die Bemerkung beifügen, an welcher Stelle der Kirche dasselbe sich befunden habe. Über die Schicksale dieses so interessanten Werkes, das nach des Grafen Tode († 21. Juni 1838) auf dem Wege der Versteigerung an den Grafen Ladislaus Festetics von Tolna († 1846) gekommen und nach Ungarn gebracht worden ist, s. Feil's Mittheilung in der trefflichen Abhandlung „Zur Baugeschichte der Kirche Maria am Gestade in Wien"[2]). Herr Feil hat von S. 69—79 nach diesem Werke, das nun in Ungarn unbekannt wo liegt, die Inschriften von 67 Grabsteinen, die diese Kirche bis 1820 hatte, zum Theile mit den Abbildungen der Wappen mitgetheilt und aus der Fülle seiner historischen Kenntnisse beleuchtet.

Wir übergehen die Pfarrkirche bei St. Peter, in der Dr. Wolfgang Lazius († 18. Juni 1565) seinen Gedächtnissstein hat, ferner die bei St. Michael, wo die gräflichen Familien von Trautson und Mollart, der Kanzler Johann Baptist Graf von Verdenberg († 1647) ihre Ruhestätten haben, und verweisen auf das Necrologium P. P. Minorum Conventualium Viennensium in Hieronym. Pez Script. rerum Austriac. Tom. II, 471—518 und auf des Jesuiten Leopold Fischer verdienstvolle Arbeit: Brevis notitia urbis Vindobonæ veteris ex variis documentis collecta. Vindobonæ 1767, VII. Bändchen in kl. 8°., die auf K. Joseph's II. Anordnung erschien, und die vorzüglicheren Epitaphien der Kirchen in der Stadt wohl beachtet und manche in ihrem vollen Texte mittheilt; andere sind gelegentlich einzeln in anderen Werken mehr oder minder correct abgedruckt.

[1]) Diese feierliche Aufwartung und Überreichung der Geschenke wurde vom Maler Joachims in einem Gemälde dargestellt, dessen etwaige Existenz mir aber unbekannt ist. Dasselbe ist von Elias Widenmann zu Wien in Kupfer gestochen worden. Schmid, im Costüme eines ungarischen Magnaten, steht vor dem auf dem Divan sitzenden, von Würdenträgern umgebenen, neunjährigen Sultan, hält eine offene Depesche, zur Seite sieht man eine grosse Uhr, Becher etc. Auf einem Bande oben an v. Schmid's Wappen liest man: funclum aquilae mirare draconem 16—51. Diesen seltenen, somit historisch erklärten Kupferstich besitzt die k. k. Hofbibliothek, so auch des Freiherrn von Schmid Porträt einzeln von demselben Widenmann, und ein anderes Porträt desselben von Peter Aubry gestochen.

[1]) Materialien zur österr. Kunstgeschichte in dem von der kais. Akademie herausgegebenen Archive, 1850, Bd. V, 739, vgl. 692.

[2]) Mittheilungen der k. k. Central-Commission II, 68.

Die Grabmonumente mit ihren Inschriften der kaiserlichen Familie hat der gelehrte Fürstabt Martin Gerbert zu St. Blasien in der werthvollen Taphographia Principum Austriæ in Fol. 1772 herausgegeben.

Wenn nun die k. k. Haupt- und Residenzstadt Wien ein Corpus Epitaphiorum Vindobonensium haben will, so hat sie unseres Erachtens die vom Herrn Grafen Fuchs angelegte Sammlung aufzusuchen und als Eigenthum oder zur Benützung an sich zu bringen, die Zeichnungen und Inschriften, zumal Gartenschmid der lateinischen Sprache unkundig war, sorgfältig mit den noch vorhandenen Originalien zu vergleichen und zu berichtigen etc. Sollte aber diese werthvolle Sammlung nicht mehr aufzufinden sein, so müsste diese Arbeit nach einem wohlüberdachten Plane von neuem begonnen werden. Wien mit seiner Hochschule und deren historischem Seminarium einerseits und mit seiner Akademie der bildenden Künste andererseits zählt viele junge gesunde Augen und kunstfertige Hände, welche unter zweckmässiger Oberleitung sich dieser alle ehrenden Aufgabe unterziehen könnten. Die Einen besitzen die Fertigkeit, die Grabmale je nach ihrem Kunst- oder historischen Werthe zu zeichnen oder zu photographiren, die Andern die Inschriften mit diplomatischer Genauigkeit zu copiren, ja auch historisch zu beleuchten und ihre fertigen Arbeiten Männern, wie den Herren Birk, Camesina, Feil, v. Karajau, v. Meiller, Baron von Sacken, Karl Weiss und andern gebornen Wienern zur Durchsicht und zu weiteren geschichtlichen Commentationen einzuhändigen.

Vor Allem wäre der Wiener Alterthumsverein berufen, diese Aufgabe in Fluss zu bringen, im Laufe der Jahre zu fördern und als vollendetes, wohlgeordnetes Werk unter dem einfachen Titel „Epitaphia Vindobonensia“ mit einem Register herauszugeben.

Welche Ausbeute bieten die beiden Friedhöfe zu St. Peter und zu St. Sebastian in Salzburg!

Einige deutsche Städte sind uns hierin schon längst vorangegangen, besonders die ehemalige Reichsstadt Augsburg, die eine gute und sorgfältig gearbeitete Sammlung aus älterer Zeit aufzuweisen hat, nämlich: *Epitaphia Augustana Vindelica ab annis fere sexcentis ad nostram usque aetatem conquisita labore et impensis Danielis Praschii Salisburg — Halensis. Augusta Vindelic. 1624. in 4°.* in drei Abtheilungen in einem Bande, gut gedruckt mit drei Namensverzeichnissen. Die I. Abtheilung S. 311 ff. enthält noch einen *Appendix Peregrinorum et honorariorum Epitaphiorum Augustae scriptorum, quae suis quaeque locis reponenda erunt,* darunter mehrere welche das Fugger'sche Schloss Kirchheim, Salzburg und die umliegenden Orte betreffen. Grabschriften grosser Augsburger s. in des Freiherrn von Hormayr histor. Taschenbuche für 1840, S. 217 ff.

Welche Ausbeute bietet das altehrwürdige Nürnberg, dessen Grabmonumente und Epitaphien unter dem Titel: „Norischer Christen Freydhöfe Gedächtniss etc.“ mit sonderbarem Fleiss zusammengetragen und mitgetheilet von einem Curieusen Liebhaber. Nürnberg 1682. in 4°. Grabschriften grosser Nürnberger, s. des Freiherrn von Hormayr Taschenbuch für das Jahr 1835. S. 347 f.

Auch Tübingen, wo wie in Stuttgart, Ulm etc. mehrere österreichische Exulanten der früheren Jahrhunderte (Vgl. S. 142) ihre Ruhestätte fanden, hat eine derlei Sammlung, nämlich: die Grabschriften und Denkmäler in der Stifts- wie auch in der Schloss- oder St. Georgskirche zu Tübingen, von Kümmerle. Tübingen 1827. So auch die Stadt Dresden, wo gleichfalls österreichische Exulanten, besonders vom höheren Adel ruhen, unter dem Titel: Dressdnische Inscriptiones und Epitaphia, von Johann Gottfried Michaelis. Dressden 1714 in Quarto.

Die ungarischen Reichsinsignien.

Von Franz Bock, Conservator des erzbischöflichen Museums in Cöln.

I.

Der ungarische Krönungsmantel.

(„Casula Gislae reginae.“)

Nach der Krone des heil. Stephan, deren ausführlichere Beschreibung mit Beifügung einer stylgetreuen Zeichnung dem nächsten Hefte dieser Blätter folgen soll, dürfte vor den anderen Kleinodien des ungarischen Kronschatzes nicht nur dem Archäologen von Fach, sondern auch in mehr als einer Beziehung dem Lithurgisten jenes merkwürdige Stück Interesse bieten, das gewöhnlich als Krönungsmantel (palludamentum oder pallium regale) bezeichnet wird. Der Raum, welcher uns behufs einer kurzgedrängten Beschreibung zugewiesen ist, gestattet es nicht, das Ausführliche über dieses höchst merkwürdige ehemalige Messgewand hierorts mitzutheilen, was uns mit Beigabe einer bestimmten Jahreszahl einen deutlichen Begriff beizubringen geeignet ist über den Höhepunkt, den die Stickerei und Weberei bereits im Beginne des XI. Jahrhunderts erreicht hatte. Hinsichtlich der Composition, der vielen Figuren und ihrer technischen Ausführung, durch die geschickte Hand der Königin Gisela und ihrer nächsten Umgebung, dürfte diese sehr interessante Casula heute nur übertroffen werden von dem analogen Messgewand, welches in ausgezeichneter Erhaltung, mit vielen Scenerien, im cyprischen Gold gestickt, sich im Domschatze zu Bamberg [1]) vorfindet.

[1]) Dieses ausgezeichnet gut erhaltene, kostbare Messgewand stellt in seinen vielen Scenerien, kreisförmig in Medaillons eingefasst, in mittelalter-

Leider ist durch die entstellende Scheere des vorigen Jahrhunderts das merkwürdige Gewand an Weite und Faltenreichthum bedentend geschmälert worden, indem die frühere Casula in Form einer Glocke, die den Körper in Weise einer kleinen Hütte umgab und umhüllte (daher auch der Name casa, dim. casula) durch den Ausschnitt der kleineren vorderen Hälfte zu einem offenen Mantel, ähnlich dem heutigen Pluviale, umgestaltet worden ist. Wie auch der gelehrte Jesuit P. Fröhlich in seiner kleinen einschlägigen Monographie vom Jahre 1774 richtig auseinandersetzt, ist der heutige Krönungsmantel noch nicht sehr lange unter den ungarischen Reichsinsignien im Gebrauche. Nachdem nämlich das alte palludamentum regale, vielleicht unter Soleiman, abhanden gekommen war, wurde, wie es uns scheinen will, bei der Krönung der grossen Maria Theresia das im Schatze zu Wien seit dem Jahre 1543 [1]) aufgehobene Messgewand, dessen Inschrift es deutlich als Geschenk und Kunstwerk der Königin Gisela zu erkennen gab, zur grösseren Bequemlichkeit in der Weise umgeformt, wie es heute zu ersehen ist. Leider ist es unbekannt geblieben, wohin das unter der Scheere fortgefallene Stück hingekommen ist, wodurch der heutige Bildercyklus in seiner Ganzheit entstellt und verkürzt wurde. Dass diese Verkürzung von einer faltenreichen Casula zu einer Art von Vespermantel wirklich vorgenommen worden ist, bezeugen ausser den kleinen Resten, die sich als integrirende Nebentheile heute noch an dem Gewande befinden, auch noch die zur Hälfte durchgeschnittenen Heiligenfiguren mit dem unterbrochenen legendarium, die vergeblich nach der andern, fehlenden Hälfte sich umsehen. Auch das kleine Ornament das heute mit wenigen Stichen aufgenäht auf dem Mantel sich befindet und die Stelle der runden cappa, caputium am jetzigen Königsmantel vertreten soll, dient zum Beweise, dass der in Rede stehende Ornat früher ein Messgewand war. indem dieser Theil als Apparat zu den übrigen Utensilien des Celebranten gehörte. Diese 4eckige, längliche Stickerei bildete nämlich die „plaga, oder die parura“ zu einem „humerale“, dessen ornamentaler Theil nach Anlegung des Messgewandes in Weise eines Kragens sich um den Hals legte und so den Halsausschnitt der Casel verdeckte.

Auch die übrigen vier Paruren, die sich an der mittelalterlichen Alba als darauf applicirte ornamentale Theile befanden, haben sich nicht mehr erhalten, dessgleichen auch nicht mehr die stola und das Manipel, das von der Königin Gisela zweifelsohne zur Vervollständigung des Messapparates mit der vorliegenden Casel angefertigt worden ist. Diesen Verlust als unersetzlich beklagend, kann man sich wenigstens heute noch Glück wünschen, dass jener bei Weitem grössere Theil des altehrwürdigen Stuhlweissenburger Messgewandes sich noch erhalten hat, der durch eine so historisch-merkwürdige Inschrift verziert ist, die in deutlichen Zügen es ausser allem Zweifel feststellt, dass der vorliegende Mantel ein Geschenk war, das der heil. Stephan und seine fromme Gemahlin der von ihnen gestifteten Kirche von Stuhlweissenburg überwiesen haben. Es lautet nämlich diese Inschrift in lateinischen Kapitalschriften mit Goldfäden gestickt, wie folgt: Casula haec data et operata est ecclesiae St. Mariae, sitae in Civitate Alba anno ab incarnatione Christi MXXXI, indictione XIV a Stephano rege et Gisela regina.

Nach diesen allgemeinen Andeutungen über den Ursprung und gegenwärtigen Zustand des alten ungarischen Krönungsmantels wollen wir zu der sachlichen Beschreibung des Gewandes und der darauf gestickten figürlichen und ornamentalen Theile in Kürze übergehen.

Den äusserst gnädigen Anordnungen von allerhöchster Stelle haben wir es vorzugsweise zuzuschreiben, dass wir, wie keiner der vielen Beschreiber dieses Gewandes vor uns, in der günstigen Lage waren, mit grösster Umsicht und Sorgfalt nicht nur die Zeichnung sondern auch die Beschreibung im Angesicht des altehrwürdigen Originales mehrere Tage hindurch im Schlosse zu Ofen vornehmen zu können. Obgleich in jener beklagenswerthen Katastrophe durch die Versenkung das in Rede stehende Gewand von allen Kleinodien Ungarns durch Nässe und Feuchtigkeit unstreitig am meisten gelitten hat, so war es uns dennoch möglich, durch drei geübte Zöglinge der Realschule zu Pest die grossartigen figuralen Stickereien in Goldstoff auf dem Originale selbst in einer Weise durchpausen zu lassen, dass wir möglichst stylgetreu und genau unmittelbar von dem Objecte eine Abzeichnung des Krönungsmantels in seiner ganzen Ausdehnung gewonnen haben [1]).

Analog mit den älteren Messcaseln des XI. und XII. Jahrhunderts hat die Königin Gisla dieses Messgewand, das sie der bischöflichen Kirche zu Stuhlweissenburg, der oben angegebenen Inschrift zu Folge, im Jahre 1031 als Geschenk übergab, durch ein gesticktes Ornament verziert, das sich als Reminiscenz an das Pallium der Erzbischöfe auch noch

licher Auffassung den ganzen orbis pictus terrarum dar. Der Tradition und Inschrift zu Folge soll dieses Gewand ehemals ein Kaisermantel Heinrich des Heiligen gewesen sein, den er von dem Apulischen Herzog Bellus zum Geschenk erhielt. Die Anfertigung desselben dürfte mit der in Rede stehenden Casula der Königin Gisela in dieselbe Zeitperiode fallen.

[1]) Nach dem begründeten Dafürhalten des so eben gedachten Geschichtsschreibers soll das fragliche Messgewand bei dem freien Abzuge der Deutschen und Italiener mit ihren Habseligkeiten auch dieses Gewand von Stuhlweissenburg nach Wien gebracht und so vor Profanirung durch Türkenhorden gerettet worden sein.

[1]) Durch den grossen photografischen Apparat der k. k. Hof- und Staatsdruckerei wird eben jetzt die auf dem Original gewonnene, naturgetreue Durchpause im verkleinerten Masse, ohne Modification eines Individuums des XIX. Jahrhunderts, so reproducirt, wie die Contouren auf dem Originale im Geiste des XI. Jahrhunderts kunstreich gegeben sind. Alle bis jetzt erschienenen Darstellungen, nicht weniger die, welche jüngst in Leipzig in der illustrirten Zeitung erschienen sind, geben nur eine höchst mangelhafte und stylwidrige Abbildung von dem erwähnten kunsthistorischen Gewande.

häufig anderwärts vorfindet. Auf dem hinteren Theile des Gewandes erblickt man einen breiten, gestickten Stab, der sich in Form eines ornamental gehaltenen Bandstreifens von unten nach oben in der Mitte durchzieht. Dieser theilt den Mantel, der in seiner jetzigen Gestalt einen Halbkreis bildet, in zwei gleichgrosse Kreisausschnitte. In diesen mittleren Stab münden schräg zwei andere Bandstreifen von gleicher Breite ein, die gabelförmig ansteigend sich über die Schultern fortsetzen [1]. Es würde uns zu weit führen, wenn wir hier in langer Reihe alle jene figurativen Darstellungen mit ihren umfassenden Inschriften angeben wollten, wie sie von der fleissigen Hand in höchster Kunstgerechtigkeit mit „cyperischen" Goldfäden gestickt worden sind. Überdiess würde eine ausführlichere Beschreibung auch weniger Interesse bieten, da die Kürze der Zeit es verhindert hat, eine erläuternde Zeichnung hier beizufügen. Wir verweisen desswegen auf die ausführliche Beschreibung, die unser Vorgänger, der oben gedachte, gelehrte Jesuit davon entworfen hat, sowie auf die spätere detaillirte Beschreibung, die in dem kunsthistorischen Werke geliefert werden soll, dessen Ausarbeitung wir zu unternehmen im Begriffe stehen. — Da, wo die eben bezeichneten Bandstreifen gabelförmig aufsteigen, befindet sich in einem ovalen Medaillon, in dessen Umrandung leoninische Verse gestickt sind, die grossartige in Plattstich (petit point) gestickte Darstellung des Salvators, sitzend auf dem Regenbogen, mit segnender Rechten und einem Drachenungeheuer unter seinen Füssen, nach dem Spruche: „super aspidem et basiliscum ambulabis et conculcabis leonem et draconem." Über dieser Darstellung des Erlösers, wie er wiederkommt als Weltenrichter, erblickt man, von dem Kragen verdeckt, der heute irrthümlicher Weise, herkommend als Verzierung von dem früheren „humerale", an dieser Stelle unschön aufgenäht ist, eben noch in einzelnen Bruchtheilen die symbolische Darstellung der ersten Person in der Gottheit [2], und zwar die Hand aus den Wolken als „dextra manus Dei omnipotentis", die über dem Haupte des Sohnes anzudeuten scheint: „hic est filius meus dilectus, quem placui;" unter der mittleren Darstellung des Sohnes ersieht man in einem ähnlichen Medaillon das goldgestickte Bild der Mutter Gottes mit einem leoninischen Verse. Dem Medaillon des Heilandes zunächst reihen sich, abgegrenzt durch einen Halbkreisbogen, als Bandstreifen, worin sich die oben angegebene Inschrift gestickt befindet: Casula haec data et opera etc., die in Gold gestickten Standbilder der hervorragendsten Propheten des alten Testamentes mit dabei befindlichen Namen an, die über den in ihrer Mitte thronenden Heiland geweissagt haben. Parallel mit dieser gestickten Inschrift läuft ebenfalls im Halbkreise nach einem ziemlich breiten Zwischenraume ein anderer, schmaler Ornamentstreifen, wodurch ein zweiter Rand abgegrenzt wird, in welchem die reichgestickten Darstellungen der zwölf Apostel sich befinden, sämmtlich sitzend auf der „sella triumphalis" nach dem Spruche: iudicantes tribus Israel. Über diesen Aposteln, die kenntlich gemacht sind durch beigestickte Namen, sind nach Art der Byzantiner architektonische Aufbauten im schwersten Rundbogenstyle angebracht, die einem der jüngsten Beschreiber dieses merkwürdigen Gewandes unbegreiflicher Weise Veranlassung gaben [1], hierin etwas „Gothisches" zu erblicken. Auf diesen byzantinischen Baldachinen, die sitzenden Apostel überragend, ersieht man eine grosse Menge von kleineren, in Gold gestickten Figuren, meistens in kämpfender, feindlicher Stellung einander gegenüber, wodurch entweder, unseres Dafürhaltens nach, die „ecclesia militans", oder aber auch die Leiden und Drangsale der Apostel, die sie bei Verkündigung des Evangeliums von Seite der Heiden erduldet haben, dargestellt werden sollen. In der äussersten, schmalen Umrandung in Halbkreisform (periclysis) zeigen sich endlich viele runde Medaillons, in welchen sich als Halbfiguren mehrere griechische und lateinische Heilige gestickt befinden, wie sie in älteren Mess-Canones vorkommen. Zu beiden Seiten des mittleren Trennungsstabes befinden sich unten in dieser äusseren Umrandung die gestickten Brustbilder der beiden frommen Geschenkgeber, und zwar auf der einen Seite das Brustbild der Königin Gisla, wie sie das Modell der Kirche von Stuhlweissenburg, in Händen hält, und auf der entgegengesetzten Seite ein gleiches Medaillon mit goldgestickter Darstellung des heil. Stephanus, des königlichen Geschenkgebers. Die Namen der beiden Donatoren erblickt man wie überhaupt bei allen Figuren auf dem reichen Gewande, im Plattstiche beigestickt. Nur bei dem kleineren Medaillon in der Mitte fehlt dieser Name, und lässt die sehr jugendliche Darstellung in demselben vermuthen, dass es das Bild des jungen Emmerich's, des Sohnes der frommen Geschenkgeber, vorstellen soll. Es kann uns diese Darstellung der Geschenkgeber des Gewandes an dieser untergeordneten Stelle um so weniger Wunder nehmen, zumal es im früheren Mittelalter, aus der ältesten Zeit herstammend, Sitte und Brauch war, die Feierkleider der Könige mit dem gestickten Bildnisse desselben zu schmücken. Diese Medaillons

[1] Auf diese Weise suchte man bereits im 10. Jahrhundert an bischöflichen Caseln durch aufgenähte, reichverzierte „ligulae oder aurifrisiae" die äussere Form und die ornamentale Ausstattung des erzbischöflichen Palliums zu imitiren, das über die Casel in Form einer „torques," über die Schultern liegend und heruntersteigend, als bewegliches Gewandstück auf dem Messgewand applicirt wurde.

[2] Diese wurde im frühesten Mittelalter nie figürlich gegeben, um nicht bei Darstellung der Trinität einem gefährlichen Andopomorphismus zu verfallen.

[1] Es erschien nämlich von einem Anonymus in ungarischer Sprache bei Gelegenheit der Wiederauffindung der Insignien eine Beschreibung derselben, namentlich der Krone und des in Rede stehenden Krönungsmantels, worin hinsichtlich des pallium regale, deren Beschreibung uns in einer gedruckten Übersetzung zu Gesicht gekommen ist, viel Stylwidriges und technisch Unrichtiges aufgeführt wird.

mit kunstreich gestickten Halbfiguren sind von zierlich gearbeiteten Arabesken umgeben, in welchen die Thierwelt mit Pflanzenbildungen in Verbindung gesetzt ist. Es kommen in diesen Arabesken schwungvoll gestickte Darstellungen von Pfauen mit Laubornamenten vor, deren Ausmündungen schön stylisirte frühromanische Blätter deutlich erkennen lassen. Sowohl an diesem Blätterwerk, als auch an den gestickten Thierfiguren befinden sich einzelne Stellen in farbiger Seide gestickt, und zwar im regelmässigen Flechtenstich; alle übrigen Figurenstickereien jedoch sind in Goldfäden ausgeführt. Leider hat das interessante Gewand durch die jüngste Verschleppung und Versenkung in einer Weise gelitten, dass man sich über die Art und Weise der Goldstickerei heute keine deutliche Vorstellung mehr machen kann.

Da man in den meisten oberflächlichen Beschreibungen des ungarischen Krönungsmantels das Technische, die materielle Seite, völlig unberücksichtigt gelassen hat, so wollen wir hier es versuchen, in kurzen Worten das Nähere anzugeben, wie die Kunststicker des 11. Jahrhunderts (phrygiones, brambaricarii) das in Rede stehende bedeutende Kunstwerk mit der Nadel ausgeführt haben. Der Goldfaden, dessen man sich beim Sticken der vielen Figuren bediente, ist äusserst zart und sehr biegsam. Es scheint uns, dass ein halbgedrehter seidener Faden, in dunkler Purpurfarbe, als Grundlage hierbei gedient hat, um welchen ein Goldlamen von dünner, aber solider Prägung gedreht worden ist. Damit nun die zarte Unterlage, ein feingewebter dessinirter Seidenstoff, durch das Durchziehen des Goldfadens nicht verletzt wurde oder riss, zumal unter diesem Seidenstoffe keine gröbere Unterlage von Leinen sich befand, wodurch der durchgezogene Goldfaden Consistenz gewonnen hätte, so zog man es vor, die Goldfäden beim Sticken nicht durchzuziehen, sondern auf dem Oberstoffe in einer Weise dicht neben einander zu legen, dass man durch kleinere Befestigungsstiche in zarter Seide stellenweise die neben einander gefügten Goldfäden auf der Unterlage zu befestigen suchte. Daher zeigen sich auch auf der Rückseite keine durchgezogenen Goldfäden. Diese Technik des Stickens in Gold ist eine sehr alte und im X. und XI. Jahrhundert sehr gebräuchliche. Auf diese Weise sind auch die reichen Goldstickereien auf dem deutschen Kaisermantel ausgeführt, dessgleichen auch auf der tunica tallaris und auf der Alba, die zu den deutschen Reichsinsignien gehören. Dieser naturgemässen Stickerei, bei der man zugleich ökonomisch mit dem reichen Goldfaden umgehen konnte, ist es zuzuschreiben, dass bis auf den heutigen Tag sich diese älteren Stickereien noch gut erhalten haben, ohne dass dieselben den darunter befindlichen zarten Seidenstoff zerstört haben.

Für die heutige Fabrication dürfte es auch von Interesse sein zu vernehmen, von welcher Beschaffenheit das Gewebe ist, worauf sich die eben angedeutete kostbare Goldstickerei befindet. Leider hat der Zahn der Zeit dieses zarte Gewebe stellenweise sehr angegriffen, so dass bereits in früheren Jahrhunderten eine Restauration dringend nothwendig geworden ist [1]). Man kann den Stoff als ein leichtes Croiségewebe bezeichnen, das im Mittelalter manchmal den Namen Zendal führte. Die Kette selbst scheint uns aus einer feinen, ungebleichten Seide zu bestehen. Durch den Einschlag wird ein kleines Dessin erzielt, das streifenförmig sich an einander setzt, in Purpurfarbe theils kleinere Sterne, theils kleinere Rosen bildend, deren vier herzförmige Blättchen mit den Spitzen gegenüberstehend sich berühren. Durch den Hauch der Jahrhunderte hat die Farbe sehr gelitten, so dass man füglich nicht mehr erkennen kann, ob die herzförmigen Blattbildungen in Form einer Rose in dunkelgrüner oder bläulicher Farbe eingewebt worden sind. Die Sternbildung selbst in Purpurfarbe ist kaum zu erkennen. Jedesfalls ist dieses interessante Gewebe ein Product des Kunstfleisses von Byzanz, indem Herz und Stern in dieser Anwendung und Zusammenstellung sehr oft an byzantinischen Stoffen und Geweben des X. und XI. Jahrhunderts uns vorgekommen sind. Eine interessante, reiche Formbildung zeigt die Stickerei auf dem Kragen, der, wie früher schon bemerkt, ehemals als „parura“ auf dem humerale sich befand. Man erblickt nämlich auf einem schwer gewebten, ungemusterten Purpurstoffe eine gestickte Cordonirung in gedrehten Goldfäden aufliegend, wodurch einzelne Bogenstellungen formirt werden. Unter diesen Bogenstellungen hat die Phantasie der Stickerin Thierbildungen angebracht, wie sie jedesfalls dem Physiologus des Mittelalters mit moralischen Nutzanwendungen entlehnt worden sind. Es würde schwer halten unter diesen Thierbildungen einzelne näher zu kennzeichnen. Die meisten stellen sich als Pfauen und Eichhörnchen dar. Sowohl die bei dieser parura eingehaltene Technik des Stickens, als auch der Goldfaden selbst, nicht weniger aber der abweichende Purpurstoff, worauf die Arbeit ausgeführt ist, und das Vorkommen von Perlenstickereien am Rande dieses Kragens machen es zweifelhaft, ob auch dieses Kunstwerk von der Hand der Königin Gisla gestickt ist. Es ist jedoch nicht zu verkennen, dass auch dieses interessante Gewandstück dieselbe Zeit der Entstehung, wie die casula selbst, beanspruchen kann. Kenner von Fach unterlassen wir nicht auf den merkwürdigen Futterstoff (subductura) aufmerksam zu machen, der sich noch primitiv unter diesem kleinen Kragen erhalten hat. Das Gewebe desselben ist sehr stark und schwer und stellen sich in dem Dessin ziemlich breite Kreismedaillons dar, durch Verschlingungen abwechselnd zusammen verbunden, in welchen sich höchst merkwürdige Thierbildungen zeigen, welche mit den bizarren Gestaltungen an

[1]) Schon im XVII. Jahrhundert scheint eine nicht unbedeutende Restauration des äusserst feinen Grundstoffes in einer Weise stattgefunden zu haben, dass man schadhafte Stellen mit einem anderen ähnlichen, dunkelviolettfarbigen Seidenstoffe belegte, worin sich ein farbverwandtes kleineres Dessin befindet. Auch von diesem Krönungsmantel sagt die Tradition, dass nur Königinnen das Ehrenrecht gehabt hätten, nothwendig gewordene Restaurationen eigenhändig vorzunehmen.

früh romanischen Capitälen in Sculpturen frappante Ähnlichkeit haben. In der Mitte der Umkreisung erblickt man nämlich einen phantastischen grösseren Thierkopf, an welchem nach den vier Seiten hin groteske Thierkörper participiren. Die Grundfarbe dieses merkwürdigen Gewebes, das Anastasius Bibliothecarius als „pallium rotatum, scutellatum“ cum „historia bestiarum“ bezeichnen würde, ist im Fond gelb, die angegebenen Dessins hingegen sind purpurfarbig gehalten. Beide Farben haben jedoch sehr gelitten. Unstreitig ist dieses eigenthümliche Gewebe ebenfalls orientalischen Ursprungs und dürfte nach mehreren Analogien, die uns vorgekommen sind, der Frühzeit des X. Jahrhunderts angehören. Zu bedauern ist es, dass bei der obenerwähnten Umgestaltung der Casula der primitive Futterstoff des altehrwürdigen Gewandes, der wahrscheinlich gemustert war, verloren gegangen ist. Der jetzige Futterstoff von violettlich röthlicher Farbe, ein schwerer Seidentaffet, beansprucht offenbar kein höheres Alter, als die einfache Goldborde ohne Dessin, womit der Mantel an der vorderen Öffnung eingefasst ist. Auch die beiden Quasten von Goldbouillon, mit kleinen Palleten besetzt, zeigen deutlich an, dass die formelle Umsgestaltung, resp. das Hinzufügen des Seidenfutters, im vorigen Jahrhundert stattgefunden habe, zu welcher Zeit auch die Modification in Bezug auf den Schnitt vorgenommen wurde. Eine auffallende Parallele zu der eben beschriebenen kostbaren Kunstreliquie, deren Authentik durch Inschrift, Technik und Form vollständig gewährleistet ist, fanden wir in dem altehrwürdigen Benedictinerstifte Martinsberg bei Raab ein zweites Gewandstück, das bei der oberflächlichen Forschung, die uns nur vorübergehend auf sehr kurze Zeit gestattet wurde, eine zweite Casula zu sein scheint, deren Inschrift, vollkommen identisch mit der oben angeführten, deutlich besagt, dass auch dieses eigenthümliche Kunstwerk die Tage des heil. Stephan gesehen habe. Auch hat es uns auf den ersten Anblick hin scheinen wollen, dass die Anordnung der Figuren, die Eintheilung der Ornamente, so wie auch der Wortlaut der vielen Inschriften in leoninischen Versen mit den entsprechenden gestickten Ornamenten des eben beschriebenen Krönungsmantels vollkommen conform sei. Einer gründlicheren Forschung bleibt es vorbehalten, mittelst einer strengen Durchpause, vorgenommen auf dem Originalgewande zu Martinsberg und durch einen Vergleich derselben mit der in unseren Händen befindlichen Originalpause des eben beschriebenen Krönungsmantels zur Evidenz zu erheben, dass die Composition und die figuralen Anordnungen in beiden Gewändern vollkommen identisch seien. Würde sich bei einem solchen Vergleiche nicht nur eine gewisse Ähnlichkeit, sondern eine vollständige Conformität constatiren lassen, dann läge die Schlussannahme ziemlich nahe, dass die interessante Kunstreliquie in Martinsberg der frommen Königin Gisla als Mustervorlage und so zu sagen als Farbskizze zur Anfertigung der heute als Krönungsmantel benutzten Casula, gedient habe. Zu dieser Annahme berechtigt uns vorläufig nur die artistische und materielle Beschaffenheit des Martinsberger Gewandes, das sich, Dank der sorgfältigen Verwahrung, noch bis auf unsere Tage erhalten hat. Es besteht nämlich der Stoff dieser Casula aus einem so zarten Gewebe, das dasselbe nur vermittelst einer Unterlage von leichtem, rothem Seidentaffet zusammengehalten wird und als Gewand sich ausbreiten lässt. Das Gewebe selbst, von der Textur, Feinheit und Durchsichtigkeit unseres heutigen Crêp de Chine hat eine weisslichgelbe Farbe und wurde dieser Stoff in der Frühzeit des Mittelalters häufig angewandt als Zwischenlage bei kostbaren Miniatur- und Initialmalereien auf Pergament, um die Friction ferne zu halten.

Ältere Schriftsteller bezeichnen diesen äusserst zarten Stoff in der Regel als „byssus“, mit welchem Namen in der Frühzeit des Mittelalters das feinste ägyptische Leinen meistens bezeichnet wurde. Von einem solchen delicaten Byssusgewebe sind auch jene, heute selten gewordenen Sudarien, die früher meistens an den Stäben der infulirten Äbte und auch mehrerer bischöflichen „peda“ hingen. Auch jene Zwischenlagen mit eingewebten Dessins, wie sie in mehr als 20 Variationen in dem berühmten Evangelistarium des Theodulph aus dem XI. Jahrhundert heute noch in Le Puy (Auvergne) bemerkt werden können, sind wie der Stoff an dem in Rede stehenden Gewand zu Martinsberg im feinsten Seidenbyssus gehalten, dessgleichen auch in älteren Reliquienbehältern jene feinen gazartigen Stoffe, die bezeichnet werden als Bruchtheile, herrührend von dem Schleier der allerseligsten Jungfrau (de peplo B. V. M.). Auf diesem Byssusstoff scheint uns der byzantinische Hofmaler der Königin Gisla in penetranten vegetabilischen Farben seine vielen Figuren und Ornamente vielfarbig dargestellt zu haben und zwar in einer Weise, dass diese Farben den leichten durchsichtigen Stoff ganz durchdrungen haben, so dass sie auch auf der Rückseite ersichtlich sind. Dass man zur Darstellung dieses färbigen Mustercartons als Vorlage für eine Stickerei den Byssus wählte, kann uns nicht wundern, indem damals das Papier ja noch nicht in Gebrauch war und auch sich dazu das Pergament in so grosser Dimension nicht eignete.

Es wäre gewiss dringend zu wünschen, dass die höchst merkwürdige Casula in Martinsberg, die unerklärliche Weise ebenfalls auf die Form und Grösse wie der Krönungsmantel in Ofen heute reducirt ist, in einem eigens construirten Schranke mit Glasverschluss eine solche zweckmässige Aufstellung und wissenschaftliche Aufbewahrung fände, dass man nicht behindert wäre, im Angesichte des Originals, ohne dasselbe zu berühren, detaillirte Forschungen anstellen zu können.

Inventarium der Pressburger Domkirche vom Jahre 1425.

Mitgetheilt von Dr. Gustav Heider.

Für die Kenntniss der Kirchenschätze und Kirchengeräthe in Gold und Silber wie auch der Mess- und Chorgewänder u. s. w., welche sich im Mittelalter in den einzelnen Domkirchen befanden, sind die auf uns gekommenen Inventarien derselben, welche bei verschiedenen Anlässen, wie z. B. dem Antritte eines neuen Bischofes oder Kirchenvorstandes aufgenommen wurden, von grosser Bedeutung. An den wenigsten Domkirchen hat sich dieser reiche Schatz bis auf die Gegenwart herab vererbt, Vieles, wie z. B. die Kirchengewänder unterlagen dem Einflusse der Zeit, und Gefässe aus kostbaren Metallen waren zu allen Zeiten eine willkommene Beute raubgieriger Horden. Wir brauchen nicht daran zu erinnern, wie Vieles an Kirchenschätzen in die Hände der sogenannten Glaubensvorkämpfer, der Schweden, fiel, welche sie entweder unbekümmert um die Kunstform zu verwerthen suchten, oder mit sich in ihre Heimath zurückbrachten. Nicht unerwähnt darf bleiben, dass gar Manches dem veränderten Kunstgeschmacke zum Opfer fiel, und so ist es gekommen, dass von dem einstigen Reichthume nur vereinzelte Überreste, welche uns den Untergang desselben um so mehr bedauern lassen, auf uns gekommen sind.

Während sich an dem noch Vorhandenen der Kunstfreund erfreut, sucht der Geschichtsforscher nach den Quellen, welche ihm einen Einblick in den einstmaligen reichen Besitzstand der Kirchen eröffnen. Die wichtigste Quelle hiefür bilden die bereits erwähnten Inventarien.

Aber nicht blos dem Geschichtsforscher sind sie interessant, auch dem Archäologen sind sie von Bedeutung. Er findet in diesen Inventarien die in früheren Zeiten üblichen Bezeichnungen für die liturgischen Gewandstücke und Kirchengeräthe; über Stoff, Form und Herkommen geben oft einzelne Ausdrücke die gewünschte Auskunft, und die Aufzählung alles dessen, was unsere frommen Vorfahren für eine würdige Ausstattung des Cultus opferwillig herbeischafften, gibt einen Einblick in die Culturverhältnisse des Mittelalters, und ist geeignet, auch für unsere Gegenwart mahnende Winke zu ertheilen.

Von solchen Kircheninventarien sind erst wenige vollständig zur Öffentlichkeit gelangt, und das Verdienst auf dieselben hingewiesen zu haben, gebührt der kais. Akademie der Wissenschaften, welche in ihrem Notizenblatte die Übersicht der Kirchenschätze der Olmützer Domkirche vom Jahre 1435 [1]) und der Otten und Haymencapelle vom Jahre 1431 [2]) ihrem ganzen Wortlaute nach mittheilte.

Die Reihe dieser Mittheilungen wollen wir fortzuführen suchen und indem wir im Nachfolgenden das Inventar der Pressburger Domkirche vom Jahre 1425 zum Abdrucke bringen, fordern wir zugleich alle Freunde der mittelalterlichen Denkmalskunde auf, die ihnen bekannt gewordenen Inventarien ähnlicher Art in diesen Blättern entweder selbst niederzulegen, oder sie dem Schreiber dieser Zeilen zugänglich zu machen, welcher es sich zur angenehmen Pflicht machen wird, in jedem Falle der gütigen Vermittlung gebührende Erwähnung zu thun.

Er erfüllt diese Pflicht sogleich in dem vorliegenden Falle, indem er dem Conservator der k. k. Central-Commission, dem auf dem Gebiete der mittelalterlichen Archäologie wohlbewanderten und für die Förderung ihrer Zwecke und Aufgaben in unermüdlicher Weise thätigen hochw. Herrn Arnold von Stummer seinen Dank für die gefällige Mittheilung des Pressburger Inventars in seinem und in dem Namen der Wissenschaft ausspricht, in deren Interesse die Veröffentlichung erfolgt.

Das Original dieses Inventars wird in einer aus mehreren grossen und starken Papierbogen bestehenden Handschrift in dem städtischen Archive zu Pressburg aufbewahrt; sie ist in einer ziemlich gut leserlichen gothischen Cursiv-Minuskelschrift, jedoch mit vielen eigenthümlichen Abkürzungen geschrieben.

Des Anlasses, welcher die Hinterlegung des Inventars in diesem Archive herbeiführte, wird gleich mit den Eingangsworten in folgender Weise Erwähnung gemacht:

„*Infra scriptum inventarium rerum ecclesie beati Martini confessoris posoniensis alias sancti salvatoris est presentatum civitati posoniensi per honorabile capitulum ecclesie supradicte in uno registro tempore gwerarrum scilicet Hussitarum qui illo tempore circumvallarunt civitatem posoniensem predictam et est inscriptum in presens registrum anno domini millesimo quadringentesimo tricesimo secundo. Pro tunc Johanne Eylausenrokch judice et Jodoco laschport magistro civium civitatis supra dicte.*

Die nachfolgende Note nennt uns die Zeit der Abfassung dieses Inventars und den Namen des Domcustos, welchem diese Schätze anvertraut waren.

Nota. Inventarium rerum sancti martini in Posonio factum tempore domini Jacobi custodi (sic) eiusdem ecclesie posoniensis. Sub anno domini MCCCC°XXV° Sabbato proximo post diem cinerum (den 24. Februar).

Den Eingang des nunmehr folgenden Verzeichnisses bildet die Aufzählung der damals im Besitze der Kirche befindlich gewesenen handschriftlichen Codices, welche wir, da

---

[1]) Notizenblatt, Jahrgang 1852, Nr. 10, S. 145—151; Nr. 11, S. 168—172; Nr. 15, S. 225—231.

[2]) Notizenblatt, Jahrgang 1851, S. 300.

sie unserem Zwecke ferne liegen und von Herrn Stummer bereits vor zwei Jahren mit Anmerkungen und Erläuterungen in der Zeitschrift der ungarischen Akademie „Mag. Muzeum," veröffentlicht wurden, übergehen.

Das weitere Verzeichniss der kirchlichen Geräthe und liturgischen Gewänder umfasst den Raum von drei Seiten. Dieses führen wir im Nachfolgenden unseren Lesern vor:

Pag. I.

Item quatuordecim Calices cum patenis deauratis.
Item decem Corporalia cum custodijs et peris.
Item unam peram cum leonibus deauratis pulchram.
Item quatuor Ampulne (sic) argentee.
Item unum Turribulum argenteum deauratum cum quatuor Catenis argenteis.
Item unam Crucem argenteam deauratam magnam.
Item iterum unam Crucem magnam deauratam cum duabus ymaginibus et pede argenteo deauratis.
Item una magna Monstrancia argentea deaurata plena cum Reliquijs.
Item una magna Monstrancia Cuprea deaurata cum Sex ymaginibus argenteis pro Corpore Xpi et reliquijs.
Item quatuor Monstrancias argenteas deauratas cum Reliquijs.
Item una ymago argentea deauruta sancti Vrbani cum Reliquijs.
Item una Crux argentea deaurata cum ligno sancte Crucis et pede argenteo deaurato.
Item Due ladule parvule cum Reliquijs.
Item ymago lapidea beate Marie virginis.
Item una tabula magna cum Reliquijs.
Item una magna pelvis pro cena dominj.
Item una parva Crux cum ligno dominj a superiorj deaurata cum pede argentea.
Item quatuor Cussini serico subducti.
Item unum puluinar magnum cum panno serico et deaurato (sic).
Item quinque Altaria portabilia consecrata et unus lapis non consecratus.
Item unum Mensale cum serico contextum pro Cena dominj.
Item septem pannj de serico subtili in modum manutergiorum quorum sex sunt deaurati.

Pag. 2. (Nota.)

Item Decem ornatus festivales infrascriptj.
Item primo unum ornatum de panno rubeo aureo cum Cruce magna cum ymaginibus de perulis (Perlen?) et humerale similiter de perulis et eorum attinencia.
Item unum ornatum plauei (sic) coloris aureo (sic) cum cruce aurea et Clipeo de perulis et humerale similiter de perulis et eorum attinencia.
Item duo ornati (sic) cum eorum attinencijs flauei (sic) coloris qui habent Duas Cruces de perulis et humeralia de perulis.
Item unum novum integrum ornatum Rubei coloris ex samito cum cruce aurea.
Item unum ornatum integrum brunati coloris cum cruce aurea.
Item unum ornatum integrum flauej coloris sericum attlas vocatum cum magna cruce sericea deaurata cum ymaginibus apostolorum.
Item unum ornatum integrum Rubei coloris de panno serico cum pretexta de perulis.
Item unum ornatum novum flavej coloris aureum cum magna cruce aurea et ymagine crucifixi.

Nota.

Item Decem ornatus feriales integros cum suis attinencijs ex quibus duo vel tres dati sunt pro sepultura Sacerdotum.
Item unum integrum ornatum viridi coloris cum cruce deaurata.
Item unum ornatum viridi coloris examito (sic) cum suis attinencijs.
Item unum integrum ornatum de serico viridi coloris cum pretexta aurea.
Item unum ornatum integrum de integro panno aureo.
Item unum ornatum integrum de panno serico deaurato.
Item unum ornatum integrum de serico viridi coloris cum cruce aurea.
Item unum ornatum integrum de serico rubeo antiquo cum cruce flavei coloris.
Item unum ornatum integrum de serico Rubeo diversi coloris et cruce parva aurea.
Item unum ornatum integrum de serico clauci (sic) coloris cum cruce sericea aurea.
Item unum ornatum integrum de panno serico aureo.
Item due Casule quadragesimales quarum una est alba et una Rubea.
Item undecim Cappe in toto.
Item Tredecim Dalmatice subsequentes.

(Pag. 3.)

Item due Dalmatice flavei coloris sericeas deauratas (sic) cum Clipeis et luminibus argenteis deauratis pro festivitatibus.
Item una flavea dalmatica de axamito.
Item due dalmatice viridi coloris de axamito.
Item due dalmatice de serico viridi coloris.
Item due dalmatice de serico Rubei coloris.
Item quatuor dalmatice de pannis Aureis.
Item una campanula sacristie.
Item due palme pro die palmarum.
Item velum quadragesimale cum suis funibus.

Item unus longus pannus sericeus diversi coloris pro choro ecclesie.

Item una ymago Crucifixi que portatur in die parasceve.

Item in Anno domin. 1426 die dominico proximo post festum circumcisionis dominj Nobilis vir Maternus de Ronsow im Bohemia pro anima uxoris sue domine Magdalene filie domine Borssonis de dicta Bohemia ad honorem dej et gloriose virginis Marie dedit ecclesie sancti Martini in Posonio unam Casulam et duas dyalmaticas (sic) purpureas deauratas Rubri coloris cum alba humerali Stola et omni apparatu Et optavit ac voluit ut in omnibus festivitatibus beate virg. gloriose eisdem divina peragantur.

Item Dominus Georgius de Rozgon Comes posoniensis presentavit unum ornatum nigrum de Sameto cum duabus Crucibus de perlis et unum Calicem cum patena deaurata ob memoriam quondam Nobilis viri Michaelis Jakchy in ecclesia S. Martini tumulati, qui quidem calix cum patena connumeratus est superius inter alios calices.

Item unam Crucem deauratam cum pede, quam donavit ecclesie beatj Martini quidam discalciator vulgariter abzieher, quam Crucem habet dominus Martinus plebanus pro 9 libris magnis et denariis quas idem dedit aurifabro pro labore et deauracione ac complemento argenti.

A. Abbate Magrini über die Chronologie der mittelalterlichen Baudenkmale von Vicenza[1]).

Von R. v. Eitelberger.

Wenn man von Vicenza und seinen Gebäuden spricht, so denkt Jedermann nur an Palladio. Dieser hervorragende Architekt hat durch seine ausgebreitete Wirksamkeit in Vicenza seiner Vaterstadt den Typus der von ihr in den Gang gebrachten Bauformen in so brillanter Weise ausgedrückt, dass von der Architectur des Mittelalters in Vicenza selten die Rede ist, und doch hat dieser reizende am Fusse des Monte Berico gelegene Ort eine Reihe von Kunstwerken und von Architekten und Künstlernamen aufzuweisen, welche die Kunst des eigentlichen Mittelalters in ehrenhafter Weise vertreten. Wir verdanken die Nachricht von dieser mittelalterlichen Kunst Vicenza's der unermüdlichen Thätigkeit desselben Professors, Abbate Antonio Magrini, der auch über das Leben seines berühmten Mitbürgers Palladio ein umfassendes, auf urkundliches Studium gegründetes Werk schon vor mehr als einem Jahrzehent der Öffentlichkeit übergeben hat. Wir glauben den Lesern dieser Blätter einen Dienst zu thun, wenn wir einige der wichtigsten Resultate seiner Forschungen, die selbst in Italien nur in wenigen Kreisen bekannt zu sein scheinen, in Kürze darstellen. Von den Gebäuden vor dem Jahrtausend ist keine Spur mehr übrig. Nach dieser Zeit lassen sich die mittelalterlichen Gebäude bis zur Zeit der Renaissance unter folgenden Gesichtspunkten gruppiren:

1. Thürme *(torri private)*. Im Mittelalter zählte Vicenza hundert den Nobili angehörige Thürme, die in den von Parteiungen des Adels herrührenden Fehden eine grosse Rolle spielten.

Der Thurm stand damals mit den Palästen, die mit Zinnen gekrönt ein festungsartiges Ansehen hatten, in Verbindung. Manchmal bildete der Thurm allein zugleich auch das Wohngebäude. Von diesen Thürmen sind die meisten zu Grunde gegangen, doch von vielen hat man geschichtliche Nachrichten. Die Familien Galli, Pilei, Petocchi, Tealto und Vivaro hatten ihre Thürme und Paläste in der heutigen Strasse des Corona; auf dem grösseren Platze waren die der Familien Verlato, Bissarro, Dexente, Cernaroli; auf dem Corso waren die der Caldogno, Capobianco, Valmarano, Braschi und Loschi u. s. f. Ezzelino hatte seinen Palast in der erstgenannten Strasse; der grosse Thurm bei der *Porta castello* war ein Werk Ezzelino's vom Jahre 1243. Alle diese Thürme standen in der alten Stadt Vicenza, welche später von den Scaligeri und den Venetianern erweitert wurde.

2. Die Gebäude im romanischen Style *(a pieno sesto anteriore all' acuto)*. Das älteste Gebäude aus dieser Stylperiode ist die Kirche und der Thurm der heil. Felix und Fortunatus. Die Zeit der Gründung dieser Kirche ist das Jahr 1154. Der Thurm stammt aus dem Jahre 1160, die achteckige Thurmspitze, aber aus dem XIV. Jahrhundert. Die Kirche hat vielfache Veränderungen erlitten; der Thurm, der zu gleicher Zeit den Zwecken der Vertheidigung diente, hat noch die meisten ursprünglichen Bestandtheile erhalten. Eine Miglio von der Stadt entfernt ist die Kirche St. Agostino vom Jahre 1322. Überreste vom romanischen Style von Vicenza finden sich nur mehr noch in einigen Fenstern der im Jahre 1260 erbauten Kirche Sta. Corona und in der Casa Bocchi.

3. Gebäude im gothischen Style *(a sesto acuto)*.

a) Civilgebäude mit dem sicheren Datum 1311. Der Thurm am Platze bis zur Höhe des Glockenthurmes; der achteckige Aufbau mit dem Thurmhelm bis zum Jahre 1444 und 1446.

1444. Aus dieser Zeit stammt dessen sogenannter *Palazzo della ragione* o *basilica* und zwar der innere Theil; die rund herumführende Halle ist ein Werk Palladio's aus dem Jahre 1549. Man hat den inneren Bau des Palastes viel älter gehalten, Magrini aber hat in seinen Werken: *Memorie sopra il sepolcro di Andrea Palladio*, S. 11. urkundliche

[1]) Dell' architettura in Vicenza. Discorso con appendice critico — cronologico delle principale sue fabriche negli ultimi otto secoli Padua 1855.

Beweise für die angegebene Jahreszahl geliefert. Über den Architekten T o m m a s o F o r m e n t o n e erwartet man noch von demselben Gelehrten ausführliche Aufschlüsse.

1481. Aus diesem Jahre sind einige Theile des Palazzo Porto und der Casa Barrera. Ausserdem finden sich noch einige Paläste z. B. Schio, Braschi, Tiene, Cocconi Sangiovanni, Meneghini mit gothischen Ornamenten, theilweise in Verbindung mit späteren Stylformen.

b) K i r c h l i c h e G e b ä u d e. 1222. Die Kirche des heiligen Thomas; aus dieser Zeit ist jedoch nur mehr die Vorhalle und der Thurm.

1237. Sta. Francesco Vecchio und zwar die westliche Seite.

1259. Sta. Giorgio in Nazaret.

1260. Sta. Corona. Diese Kirche gehört zu den besterhaltenen gothischen Kirchen in Vicenza. Sie ist ein Ziegelbau, welcher in Bälde von Magrini ausführlicher beschrieben werden dürfte. Für die Geschichte der Kunst hat diese Kirche noch ihre Bedeutung durch zwei Gemälde, welche wir der Betrachtung von Kunstfreunden besonders empfehlen. Das eine ist eine ganz vorzügliche Taufe Christi in lebensgrossen Figuren von G i o v. B e l l i n i, und ein Gemälde von B a r t o l o m e o M a n t a g n a, dem eigentlichen Repräsentanten der Malerei des Mittelalters von Venedig.

1263, die Kathedralkirche [1]). Diese Kirche trägt Spuren von verschiedenen Baustylen an sich. Die früheste Nachricht bis vom Jahre 1066. Bedeutende Vergrösserungen des ursprünglichen Baues aus den Jahren 1263 und 1283. Die Seitenthüre nach Süden zu ist ein Werk des Canonicus P i c e g a vom Jahre 1290. In späteren Zeiten u. z. in den Jahren 1444, 1467 bis 1474 wurden eine Reihe von Veränderungen in der Kirche vorgenommen. Die grosse Altarnische ist vom Jahre 1504.

1280. Sta. Lorenzo; diese Kirche ist im ursprünglichen Baue gut erhalten, und die Façade nach B u r c k h a r d t desswegen beachtungswerth, weil sie zeigt, wie man sich ungefähr diejenige von Sta. Giovanni e Paolo zu Venedig nach der ursprünglichen Absicht vollendet zu denken hat.

1311. Sta. Maria dei Servi, theilweise erneuert.

1343. Das grosse Eingangsthor zur Kirche St. Lorenzo

1366. Sta. Pietro, modernisirt mit Ausnahme des Chores

1373. Sta. Giacomo Maggiore, modernisirt mit Ausnahme des Chores, der Seitenthüren und der daran stossenden Capelle.

1428. Die Kirche Monte Berico, theilweise erneuert mit dem Kloster.

1445. Sta. Girolamo, erneuert mit Ausnahme des Klosters und des Thurmes.

1447. Sta. Bartolomeo.

[1]) Siehe die „notizie storico descriptive della Chiesa cattedrale di Vicenza von Ab. A. Magrini. Vicenza 1848.

1522. Sta. Biagio, beide Kirchen theilweise zerstört.

1530. Das Spital der heil. Maria und des heil. Christoph genannt di Sta. Marcello, mit dem Eingangsthore, welches mit sehr schönen Ornamenten und Figuren im Style der Renaissance geschnitten ist.

4. G e b ä u d e i m R e n a i s s a n c e - S t y l e. Aus der chronologischen Liste dieser Gebäude heben wir nur jene hervor, welche mit Sicherheit entweder den Architekten P a l l a d i o oder S c a m o z z i zugeschrieben werden können. Dem Palladio gehören folgende Civil-Gebäude an: die sogenannte Basilica, 1549; — die Dogana, der ehemalige Palast Tiene, 1556; — der Palast Valmarana, 1566, der Palast Chiericati, das heutige Musealgebäude 1568 [1]); der Palast Porto Barbara, 1570; — der Palast Albertini, 1570; — Loggia Delegatizia, 1576 — das Teatro Olimpico 1580; — ausserdem werden dem Palladio zugeschrieben die gegenwärtig zerstörte Holzbrücke über den Bacchiglione, der Palast Piovene sull' Isola und die Kirche Monte Berico.

Dem Architekten V. S c a m o z z i werden folgende Gebäude zugeschrieben: der Palast Nievo, 1569; — der Palast Branzo-Loschi, 1577; — der Palast Trissino, 1592 und die Casa Pavan.

Dieser Palast-Architectur Palladio's und Seammozzi's, welche sich auf die ganze Provinz erstreckt, verdankt Vicenza seinen Ruhm und seine bedeutsame Stellung in der Architectur-Geschichte.

Schliesslich muss noch erwähnt werden, dass derselbe Gelehrte Abbate Magrini, wie uns scheint, mit vollkommen zureichenden Gründen, die R i a l t o - B r ü c k e i n V e n e d i g, dem Architekten G i o v a n n i A l v i s e B o l d ù vindicirt hat, einem Vicentiner von Geburt. Die Ausführung des Projectes von Boldù zur Rialto-Brücke wurde dem Fabro Antonio dal Ponte übergeben [2]), welcher gewöhnlich für den Architekten der Rialto-Brücke gehalten wird. Statt aller Beweise führen wir die darauf bezüglichen Worte der Leichenrede des Dogen Pasquale Cicogna an, unter welchem die Brücke gebaut wurde:

Quaquidem omnia si maximam tibi admirationem movent, sic habeto: fuisse tanti pontis fabrum Antonium Pontium architectum autem Joannem, Aloysium Bolduum Pauli filium, tanto ingenio, tanta in rebus, omnibus Architectonica artis peritia, tanta probitate, tantaque in patriam pietate virum ut nihil supra."

[1]) Siehe: Magrini's „Il palazzo del Museo civico in Vicenza descritto ed illustrato." Vicenza 1855.

[2]) Die ausführliche Beweisführung ist in dem Vortrag enthalten, den Abbate Magrini am 23. April 1854 in dem J. R. Istituto Veneto di scienze lettere ed arti (gedruckt Vicenza 1854) gehalten hat. Bekanntermassen ist darüber schon mehr als einmal geschrieben worden. Gegenwärtig liegt das ganze interessante Verfahren bei dem Baue der Brücke vor. Die Architekten theilten sich in zwei Lager, einige projectirten Brücken mit drei Bögen (V. Scamozzi, A. dal Ponte u. s. f.) einige mit Einem Bogen. Zu letzteren gehörte Gios. Aloise Boldù.

Die romanischen Kirchen zu Záboř und St. Jakob in Böhmen.

Von Dr. Joh. Erasmus Wocel, k. k. Conservator für Prag.

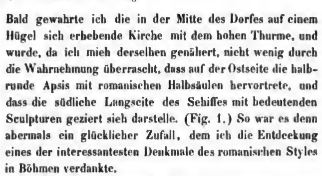
II.

Die Kirche zu St. Jakob.

Am 20. September des Jahres 1846 begab ich mich nach dem etwa eine Stunde von Kuttenberg an der Wiener Strasse liegenden Dorfe Cirkwitz, um ein in der dortigen Kirche befindliches altes Gemälde in Augenschein zu nehmen, welches in Sommer's Topographie Böhmens mit besonderem Lobe hervorgehoben wird [1]). Dieses Bild, welches um die Mitte des XVII. Jahrhunderts von dem Herrn Friedrich Šwihowský von Riesenburg der Kirche verehrt worden sein soll, stellt sich als ein mittelmässiges Kunstproduct des XVI. oder XVII. Jahrhunderts dar, bis auf das liebliche Antlitz der Mutter des Heilandes, in welchem ein tief wehmüthiger Ausdruck ruht.

Die geräumige im verflossenen Jahrhunderte erneuerte Kirche zu Cirkwitz enthält sonst nichts, was die Aufmerksamkeit des Archäologen fesseln könnte; nur an dem massiven, aus Quadern aufgeführten Thurme gewahrt man noch die Spuren des romanischen Styles, in welchem ursprünglich der gesammte Kirchenbau aufgeführt ward. Getäuscht in meiner Erwartung, hier ein bedeutendes vaterländisches Kunstdenkmal zu finden, beschloss ich das nahe gelegene Dorf St. Jakob zu besuchen, von dessen Kirche Sommer's Topographie Böhmens erwähnt, dass es ein von den Sedletzer Cisterciensern errichtetes Gebäude sei, welches viele Standbilder und Grabmäler von Gliedern jenes Ordens enthält.

[1]) Auch bewundert man ein Altarbild der schmerzhaften Mutter Gottes von einem unbekannten Meister, welches der Kirche Herr Friedrich Kaspar Šwihowský von Riesenburg geschenkt hatte. Der Werth desselben ist vom verstorbenen Akademie-Director Bergler zu Prag auf 400 Ducaten geschätzt worden. Sommer's Königreich Böhmen. II. Th. 332.


Bald gewahrte ich die in der Mitte des Dorfes auf einem Hügel sich erhebende Kirche mit dem hohen Thurme, und wurde, da ich mich derselben genähert, nicht wenig durch die Wahrnehmung überrascht, dass auf der Ostseite die halbrunde Apsis mit romanischen Halbsäulen hervortrete, und dass die südliche Langseite des Schiffes mit bedeutenden Sculpturen geziert sich darstelle. (Fig. 1.) So war es denn abermals ein glücklicher Zufall, dem ich die Entdeckung eines der interessantesten Denkmale des romanischen Styles in Böhmen verdankte.


(Fig. 1.)

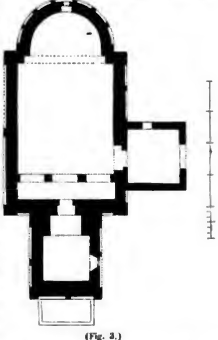
Aus dem Kirchenschiffe tritt die Chornische an der Ostseite hervor, geziert mit Halbsäulen, welche durch Kreisbogen, die sich von einer Säule zur andern hinüberschwingen, verbunden sind. Das Kranzgesims und die Mehrzahl der Säulencapitäle ist stark beschädigt. Die Piedestale der Säulen ruhen auf dem Boden auf, den niedrigen Sockel der Apsis durchschneidend, der sich in derselben Höhe mit schwacher Ausladung längs den beiden Langseiten des Schiffes hinzieht. Die südliche Hauptmauer erscheint in der Mitte durch einen breiten Wandstreif in zwei Abtheilungen, eine obere und untere geschieden; die obere Abtheilung ist durch eine schön geordnete, von Kreisbögen überhöhte Halbsäulenstellung in sieben Felder abgetheilt. Das zweite und sechste Feld, vom östlichen Eck des Schiffes gezählt, enthält ein Rundbogenfenster, die übrigen, das mittlere ausgenommen, sind durch Basreliefsculpturen von beinahe 6' Höhe ausgefüllt. Das erste Basrelief stellt einen Priester in langem Talare dar; sein Haupt ist unbedeckt, die rechte Hand hält einen Bischofsstab, die linke ein Buch. Im dritten Felde erblickt man die Gestalt eines Kriegers in der Waffentracht des XI. und XII. Jahrhunderts. Der Helm ist niedrig, ohne Visir und schmucklos, das nackte Schwert in

seiner Rechten, lang und breit mit einfacher gerader Parirstange; der Schild ist herzförmig und ohne Spuren irgend einer Wappenzierde. Unter dem kurzen Waffenrocke ragt der Saum des Drahthemdes hervor. Das bedeutendste Basrelief stellt sich im fünften Felde dar, welches die übrigen an Breite übertrifft. Es ist eine hohe Gestalt im langen faltenreichen Gewande, deren rechte Hand zum Segnen erhoben ist, während die Linke ein Buch an die Brust drückt; zu den Füssen derselben kniet ein Mann und eine Frau; beide Figuren sind aber so beschädigt, dass man die Details derselben nicht mehr wahrnehmen kann. Im siebenten Felde ragt die Gestalt eines Priesters im langen Talare, dessen Rechte einen Bischofsstab, die Linke aber ein Buch hält; sein Haupt ist mit einer Mütze, wahrscheinlich der niedrigen Infel der älteren Zeit bedeckt. Das Basrelief in dem Halbkreisfelde über der durch die später angebaute Vorhalle verdeckten Kirchenthür stellt das Brustbild des segnenden Erlösers dar, der in der linken Hand das geöffnete Buch des neuen Bundes hält. (Fig. 2.) Sein Haar



(Fig. 2.)

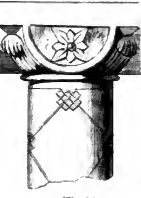
wallt auf die Schulter herab, der Kinnbart ist kurz, das Haupt mit dem Heiligenschein umgeben. Die Engel zu beiden Seiten mit den Weihrauchfässern und den Leuchtern oder Palmen in den Händen sind zu sehr mit Kalk bedeckt, als dass man in eine Detailschilderung derselben eingehen könnte. Die Archivolte des Rundbogens, der das Tympanon umspannt, ist schmucklos und wird blos durch zwei breite Rundstäbe und einige schmale Hohlleisten gebildet. Den Fuss jeder der vier Halbsäulen, auf welchen die Portalbogen aufliegen, bildet die attische Basis mit der hohen und stumpfen Behandlung der Hohlkehle zwischen den beiden schwachen Pfühlen. Die Eckblätter werden an der Säulenbasis vermisst. Die Capitäle sind schmucklos und werden durch die attische Basis, so wie sie an den Säulenfüssen erscheint, jedoch in umgekehrter Lage gebildet. Diese Portalsäulen sind hoch und überaus schlank, und bilden einen merkwürdigen Gegensatz zu den gedrungenen, kräftigen Portalstützen der romanischen Kirchen im Westen und Norden Böhmens. Das Portal ist übrigens nicht blos durch den Anbau der Vorhalle verdeckt, sondern auch barbarisch verstümmelt, indem die Eingangsthür, welche früher nach innen sich öffnete, in späterer Zeit nach aussen zum Öffnen, und zwar auf die Weise angebracht wurde, dass man, um einen guten Schluss zu gewinnen, in die beiden näher an die Öffnung stehenden Säulen Fugen hineinmeisselte. Die untere Hälfte der südlichen Mauer ist in vier, durch Rundbogen überhöhte Felder getheilt; das dritte derselben wird durch das Portal ausgefüllt. Die nördliche Aussenseite des Kirchenschiffes ist auf ähnliche Weise wie die südliche mit Halbsäulen, über welche sich Rundbogen spannen, geziert; jedoch gewahrt man in den dadurch gebildeten Feldern keine Spur von Sculpturen. Im Westen schliesst sich an das Kirchenschiff der überaus feste aus Sandsteinquadern ausgeführte Thurm an. Jede Seite desselben hat eine doppelte Fensterreihe. Vor ungefähr 25 Jahren war noch jede der acht Schallöffnungen durch zwei romanische Säulchen in drei Theile geschieden, wodurch der Bau einen charakteristischen malerischen Ausdruck gewann. Um aber dem Andrang von Schnee und Regen zu wehren, hatte man, wie mir der alte Kirchendiener erzählte, den mittleren Theil einer jeden Schallöffnung zugemauert, und die abtheilenden Säulen zwischen Ziegeln eingekeilt, so dass gegenwärtig blos einige derselben in verstümmeltem Zustande im Innern des Thurmes aus der Mauer hervorragen.



(Fig. 3.)

Wenden wir uns nun zur Betrachtung des **inneren Raumes** der Kirche. An das Schiff schliesst sich an der

Ostseite die halbrunde Chornische an (s. den Grundriss Fig. 3); das Gewölbe, welches sich über dieselbe spannt, rührt noch von der ursprünglichen Anlage her, während die Wölbung über dem Schiffe, welche von keiner Säule gestützt, blos auf der Hauptmauer aufliegt, der späteren Zeit angehört. Die innere Länge der Kirche beträgt 6° 5', die Breite 3° 6", die Mauerstärke 2' 6". Der Kirchenraum wird durch vier schmale Rundbogenfenster und in seinem unteren Theile durch drei kleine halbrunde Fenster beleuchtet. In diesem Raume wird die Aufmerksamkeit vorzüglich durch zwei stämmige Säulen gefesselt, welche die Rundbogen stützen, auf denen die Empore oder der Betchor ruht. (Fig. 2.) Diese Säulen sind, gleich wie die Sculpturen an der Aussenseite, aus feinkörnigem, weichem Sandstein gehauen, ihre Capitäle an den unteren Ecken abgerundet und mit Acanthusblättern geschmückt; vorspringende Leisten umsäumen die Halbkreisflächen des Capitäls, von denen zwei mit einem Basreliefstern geziert erscheinen. Unmittelbar auf den Capitälen liegen die Deckenplatten, auf denen die Bogen, welche die kleine Arcade bilden, ruhen; ein einfacher Ring trennt das Capitäl vom Säulenschafte. Der Schaft der nördlichen Säule ist auf eine eigenthümliche Weise verziert. Es ziehen sich nämlich einige Reliefbänder von der rechten und andere von der entgegengesetzten Seite längs dem Schafte hinab und werden durch ein zierlich gefügtes Flechtwerk an den Durchschnittspunkten verknüpft. (Fig. 4.) Der Schaft der andern Säule stellt sich ganz glatt und schmucklos dar. Über dem Betchor, den die Arcade stützt, spannt sich ebenso wie über der Chornische eine Rundbogenwölbung. Zu diesem Betchor, welches 13' lang, 8' 4" breit ist, hat der Erbauer durch eine kunstreiche Anordnung den Raum im Innern des Thurmes gewonnen und die unter dieser Empore, gegenwärtig als Sacristei benützte Halle ist gleichfalls, wie auf unserem Grundrisse ersichtlich, im Thurme angebracht. Die aus Quadern besonders sorgfältig hergestellte Stiege, welche auf den Thurm und zugleich auch zum Betchore führt, ist in der Mauerdicke des Thurmes angelegt. Der Eingang zu dieser Stiege befindet sich an der Westseite des Thurmes und ist so hoch angebracht, dass man zu demselben auf einer hölzernen Stiege gelangen muss.


(Fig. 4.)

Erwähnenswerth sind endlich einige Grabsteine, welche in die Mauer unter dem Betchor eingefügt sind. Besonders zieht einer derselben die Aufmerksamkeit an sich durch sein meisterhaft ausgeführtes charakteristisches Wappen; die böhmische Aufschrift vom Jahre 1577 bezeichnet dort die Ruhestätte eines Ritters Mladějowský von Mladějowa. Die lateinische Aufschrift des zweiten Steines sagt, dass dort ein Herr Šwihowský von Riesenburg begraben liegt; der dritte und vierte Grabstein bezeichnen abermals durch böhmische Aufschriften die Grabstätte einiger Glieder der Familie Mladějowský von Mladějowa; der eine derselben gewährt durch eine trefflich gearbeitete weibliche Figur ein interessantes Costumbild aus dem XVI. Jahrhundert.

Aus der Anordnung und Bauart dieser Kirche ist ersichtlich, dass dieselbe im XII. Jahrhundert aufgeführt wurde; ein Urtheil, das wenige Wochen darnach, als der Schreiber dieser Zeilen zum ersten Male das Publicum auf dieses interessante Baudenkmal aufmerksam machte, vollkommen bestätigt ward. Als nämlich im November des Jahres 1846 die Brüstungsmauer des Betchors in der Mitte, wo man eine Orgel aufstellen wollte, durchbrochen ward, fand man in derselben einen Altarstein von 3' 9" Länge und 3' Breite und unter diesem eine Büchse von Blei, auf welcher ein Wachssiegel aufgedrückt war. Auf dem Siegel gewahrte man die matten Umrisse einer Figur im bischöflichen Ornate und die Umschrift: DANIEL .... GRA .. PRA ... SCOPVS. *(Daniel Dei Gratia Pragensis episcopus).* Die Büchse enthielt nebst vielen Reliquien eine wohlerhaltene Pergamenturkunde, aus welcher zu entnehmen ist, dass der Altar am Betchor im Jahre 1165 durch den Bischof von Prag, Daniel, eingeweiht wurde, und zwar in Gegenwart des Königs von Böhmen Wladislaw I. und dessen Gemahlin, der Königin Judith, wie auch der Erbauerin der Kirche, Maria, und ihrer Söhne Slawibor und Paul[1]). Da aber das Kirchengebäude mit dem Hauptaltar früher gestanden haben muss, ehe der Altar im Betchore eingeweiht wurde, so muss man einen früheren Zeitpunkt, etwa zwischen 1160 und 1165 als die eigentliche Periode der Aufführung dieses Kirchenbaues annehmen.

Die Urkunde von St. Jakob gewährt einen festen Anhaltspunkt für die Zeitbestimmung der Architectur- und Sculpturdenkmale aus der früheren Periode des Mittelalters

---

[1]) Der Text der Urkunde, deren Facsimile der Abhandlung im Časop. česk. Mus. 1847 beigefügt ist, lautet:

Anno Dominice incarnationis millesimo centesimo sexagesimo quinto, indict. decime tertie, epact. decime septime, concurrent. quarte, ego Daniel, licet indignus, Dei tamen gratia Pragensium Episcopus decimus tertius, anno ordinationis mee decimo quinto, mense undecimo, die mensis decimo nono, regnante Friderico gloriosissimo et serenissimo Romanorum Imperatore et semper augusto, temporibus quoque Wladizlai gloriosissimi Boemorum regis, has reliquias horum sanctorum in hoc altari decima tertia calendarum Decembris propria manu recondidi.

De ligno Domini, de sepultura Domini, S. Marie virginis, S. Joannis Baptiste etc. etc.

Isti et omnes Sancti Dei intercedere dignentur pro me peccatore ad Dominum Deum Amen. Ego Wladizlaus rex Boemorum ejusdem temporis idem oro. Amen.

Ego Juditta regina Boemorum ejusdem temporis idem oro. Amen. Ego Maria constructrix hujus ecclesie cum filiis meis Zlavebore et Pavlo ejusdem temporis idem oro. Amen. Amen. Amen.

Titulus autem hujus altaris sancte Marie, gloriose et perpetue Virgini annotatur.

in Böhmen. Möglich ist es, dass wir in dieser Urkunde, welche der Patron der Kirche zu St. Jakob, Herr Graf Heinrich Chotek dem kön. böhm. Museum übergab, die Handschrift des vaterländischen Chronisten Vincentius besitzen, der dem grossen Bischof und Staatsmann Daniel als Geheimschreiber diente. — Ob die Figuren an der äusseren Kirchenwand irgend eine Beziehung zu den bei der Einweihung des Betchoraltars gegenwärtigen Personen haben, vermögen wir nicht zu entscheiden. Ebenso wenig kann angegeben werden, welcher Familie die Erbauerin der Kirche angehörte; jedenfalls deutet die Gegenwart des Königs und der Königin von Böhmen bei dem Acte der Einweihung darauf hin, dass jene *constructrix Maria* einem der angesehensten Grossen des Landes, wahrscheinlich dem Besitzer der nächst gelegenen Landstrecke, vermält war.

III.

Vergleichende Übersicht.

Die Kirchen zu Záboř und St. Jakob stellen sich als Denkmale des Rundbogenstyls dar, die in ihrer Detailbildung Eigenthümlichkeiten weisen, welche die meisten romanischen Kirchen des östlichen Böhmen, im Gegensatze zu den romanischen Bauten, die im Westen und im Norden des Landes vorkommen, charakterisiren. Der Sockel, die Lisenen und die Halbkreisbogen der östlichen Kirchen haben eine geringe Ausladung, während die Sockel der westlichen und nördlichen Bauten, namentlich der Kirchen zu Potworow, Rudig, Liebshausen, Podwinec und Mohelnic hoch und stark ausgeladen, der Bogenfries und die Lisenen derselben kräftig modellirt erscheinen. An den letztgenannten Kirchen gewahrt man auch die Würfelverzierung, und an den Bauten zu Potworow und Podwinec überdies den keilförmigen Zahnschnitt, welche Ornamente an den romanischen Kirchen im östlichen Böhmen gar nicht, oder nur sehr spärlich vorkommen. Das Portal der Kirche zu Záboř, mit welchem das durch den Blitzstrahl aufgedeckte Portal der Kirche zu Hrušic in der Structur und der Verzierungsweise seiner Archivolten grosse Ähnlichkeit hat, ist fein gegliedert und reich ornamentirt, während die kräftigen schmucklosen Portalbogen der westlichen Kirchen zumeist auf massiven Halbsäulen und Halbpfeilern, deren Kanten abgefasst sind, aufruhen. Das überaus stark ausgeladene Halbkreisornament erscheint an den westlichen und nördlichen Kirchenbauten auch als Einfassungsschmuck im Timpanum der Portale, und zwar im Portal der Kirchen zu Liebshausen, Podwinec (wo es auch an der Archivolte des reich gegliederten Bogens, der sich gegen die Empore zu öffnet, vorkommt) und an der Eingangsthüre der Rundcapelle zu Želkowic. Die unverkennbare Ähnlichkeit, welche sich in den architektonischen Motiven und Ornamenten der letzterwähnten Kirchen kund gibt, weiset offenbar auf eine gemeinsame Baupraxis, auf eine und dieselbe Schule hin, welche den böhmischen Architekten die Vorbilder lieferte. Die Vergleichung dieser Bauten mit den romanischen Denkmalen der westlichen und nördlichen Nachbarländer Böhmens setzt es ausser Zweifel, dass dort, insbesondere aber in den sächsischen Ländern die Vorbilder jener böhmischen Kirchenbauten zu suchen sind. Die meisten jener im Nordosten Böhmens gelegenen Kirchen wurden aber im XIII. Jahrhundert, somit zu einer Zeit erbaut, wo im westlichen Europa die Periode des romanischen Styles bereits abgeschlossen war. Die Kirche zu Potworow, das bedeutendste unter diesen Baudenkmalen, wurde nach einer aus dem Plasser Cistercienser Kloster herrührenden Handschrift im Jahre 1241 gegründet. Das Kirchlein zu Podwinec scheint sogar, wie Prof. Grueber im Octoberheft 1856 der Mittheilungen nachgewiesen, aus dem XIV. Jahrhundert herzurühren. Über die Gründung der Kirchen zu Rudig, Liebshausen, Mohelnic und Želkowic liegen zwar keine historischen Daten vor; die Verwandtschaft der Bauweise und Ornamentik derselben mit den Kirchen zu Potworow und Podwinec deutet aber darauf hin, dass auch sie der spätesten Periode der romanischen Bauweise angehören.

Über die Zeit der Erbauung der Kirche zu St. Jakob gewährt die oben angeführte Urkunde den sichersten Aufschluss: es ist die Mitte des XII. Jahrhunderts; der Styl dieser Kirche entspricht aber jenem, den man an den romanischen Bauten im östlichen und Centralböhmen gewahrt. Es geht somit daraus hervor, dass sich im östlichen und mittleren Böhmen im XII. Jahrhundert eine Baupraxis entwickelt hatte, welche in ihren romanischen Motiven manche Eigenthümlichkeit weiset.

Die böhmischen Geschichtsquellen lenken die Aufmerksamkeit des Forschers auf das Kloster Sazawa (erbaut im Jahre 1032—1039), wo die Kunst mit besonderer Vorliebe gepflegt und von einigen Äbten selbst mit bedeutendem Erfolge geübt wurde. Božetěch, der vierte Abt des Klosters (1091—1096) wird in der Chronik des Sazawer Mönches als ein vielbewunderter Maler und Bildhauer gepriesen, der die Sazawer Kirche grossartig erweitert und mit reichem Kirchenschmucke versehen hatte[1]). Aus der weitläufigen Schilderung, welche Cosmas von der Einweihung der Altäre in der Sazawer Kirche entwirft, ist ersichtlich, dass dieselbe ausser dem Altare in der Unterkirche oder Krypte, sieben Altäre enthielt, dass sie daher als ein bedeutendes Bauwerk des romanischen Styles sich darstellte. Nicht blos Božetěch, der letzte Abt des slawischen Ritus, dessen vielseitige Kunstbegabung die staunende Bewunderung der Zeitgenossen weckte[2]), sondern auch

[1]) *Hic (Božetechus) pingere venustissime noverat, fingere vel sculpere ligno lapideque, ac osse tornare, peroptime norit. — Ipse siquidem locum illum (monasterium Sazaviense) laudabiliter omni ornatu, sicuti hodierna die apparet, decoravit. Ecclesiam longitudine, altitudine venustissime ampliando fundavit, imo palliis, campanis, crucibus et omnibus monasticis rebus adornavit.* Script. rer. Boh. I. 100.

[2]) Über Božetěch vergl. Palacky, Gesch. Böhm. I. 331.

mehrere der nachfolgenden Äbte des lateinischen Ritus werden der bedeutenden Kunstwerke wegen, die sie ausführten, von den Zeitgenossen hoch gepriesen, so dass es unbezweifelt erscheint, dass die Benedictiner zu Sazawa, eben so wie ihre Ordensbrüder in Italien, Frankreich und Deutschland sich die Pflege der Kunst und die Verbreitung der Cultur wesentlich angelegen sein liessen. Von Silvester dem sechsten Abt des Klosters (1134) wird geschrieben: *Hic capellam S. Dei Genitricis construxit, monasterium S. Joannis Baptistae picturae venustate decoravit, muros cum absidibus in medio oratorii ab altaribus sancti Stephani et sancti Martini interposuit, pavimentum ecclesiae lapidibus politis de Petrino monte advectis adornavit, dormitorium, refectorium, cellarium et coquinam atriumque claustri per circuitum cum columnellis et absidiculis venustissime construxit. In villa Mnichovici nuncupata Basilicam in honorem sancti Michaelis et omnium coelestium virtutum aedificavit.* (Script. rer. Boh. I. 316.) Und Reginhard, der achte Abt des Klosters Sazawa (im Jahre 1162), wird als Künstler gefeiert mit den Worten: *Fuit in eo peritia pingere vel sculpere quaslibet imagines ligno, vel osse, vel etiam diversi generis metallo; fabrilis quoque non ignarus fuit artis, et omnis, quae ex vitro fieri solet, compositionis.* (Scr. rer. Boh. 363.) Nicht unbegründet ist daher die Meinung, dass am Schlusse des XI. und im XII. Jahrhundert das Kloster Sazawa, als der Mittelpunkt einer vielseitigen bedeutenden Kunstthätigkeit, einen wichtigen Einfluss auf die Entwickelung der Kunst im Lande geübt habe. Von dem alten Kloster und der Kirche zu Sazawa ist keine Spur übrig geblieben; die Kirche zu Mniebowic welche, wie oben angeführt wurde, Abt Silvester erbaut, wurde im Jahre 1754 eingerissen und an ihrer Stelle eine moderne Kirche aufgeführt. Doch liegt die Vermuthung nahe, dass die Kirche zu Hrušic ein Denkmal der Bauweise der Sazawer Mönche sei. Hrušic, welches zu den Gründen des Sazawer Klosters gehörte, liegt in geringer Entfernung von Mnichowic, und die Kirche des erstgenannten Ortes war in älterer Zeit eine Filiale der Mnichowicer Pfarre. Da nun der romanische Kirchenbau zu Hrušic das Gepräge des XII. Jahrhunderts weiset, so kann man mit Recht schliessen, dass sich insbesondere an dem reichgezierten Portale derselben, welches in seiner Structur und Ornamentik sich dem Portale zu Záboř nähert, ein Überrest der Sazawer Bautechnik erhalten hatte. Damit soll aber keineswegs behauptet werden, als ob diese Kunstweise eine durchaus eigenthümliche, ursprüngliche sei; vielmehr findet man, jedoch in weit entlegenen Ländern, Bauwerke des romanischen Styles, welche mit den Portalen zu Záboř und Hrušic eine bedeutende Ähnlichkeit haben; so z. B. ein Seitenportal in der Kirche S. Michele zu Pavia und das Portal der Kirche Sancta Maria zu Toscanella im Kirchenstaate. Am häufigsten jedoch gewahrt man im mittleren Frankreich, namentlich in den Provinzen Poitou, Saintonge und Burgund die Archivolten der romanischen Portalbogen mit Rauten, Perlen, Arabesken, Laubwerk und mit Thier- und Menschengestalten geschmückt; so z. B. die Portale zu Surgère (Dep. Charante) und zu Avalon (Dep. Yonne) [1]. Diese merkwürdige Übereinstimmung der Structur und Ornamentik der böhmischen Portale mit den französischen dürfte darin ihre Erklärung finden, dass der Abt Reginhard in der Nähe jener Provinzen Frankreichs, wo der angedeutete Styl vorzugsweise herrschte, nämlich zu Metz *(Metensis genere)* geboren und erzogen war. Diesem kunstsinnigen Priester verdankte Böhmen mehrere grossartige Kirchenbauten. Gerlach, Abt zu Mühlhausen, erzählt in seiner Chronik, dass Reginhard als Abt des Klosters zu Selau (Siloe) daselbst um das Jahr 1184 eine Kirche zur Ehre des heil. Apostels Peter, und eine zweite zur Ehre der heil. Jungfrau Maria (die Letztere eine Basilica mit zwei Apsiden und vier Altären) erbaut habe [2]. Ausserdem geschieht häufig in den gleichzeitigen historischen Quellen die Erwähnung der Anlage, Erweiterung und grossartigen Ausschmückung der Kirchenbauten im XI. und XII. Jahrhundert. So schildert Cosmas den Umbau des Prager Domes durch Herzog Spitihněw im Jahre 1060, und der erste Fortsetzer des Cosmas beschreibt ausführlich, wie Herzog Soběslaw im Jahre 1130 die Wyšehrader Capitular-Kirche erweitert, mit Gemälden und glänzenden Steinen ausgeschmückt, dieselbe mit einer Krone, die 12 Mark Goldes und 80 Mark Silbers wog, beschenkt [3] und überdies, wie aus einer Original-Handschrift des Wyšehrader Domcapitels erhellt, die Altäre mit reichem Gold- und Silberschmuck ausgestattet hatte [4].

In der zweiten Hälfte des XII. Jahrhunderts, zumal in der Regierungsperiode König Wladislaw I. häufen sich die Nachrichten der böhmischen Quellenschriftsteller über die Aufführung bedeutender Kirchen- und Klosterbauten. König Wladislaw wird vom Abt Gerlach mit den Worten gepriesen: *Rex Wladislaus, quoad vixit, decorem domus Dei intime dilexit et ampliavit; tum in religiosis personis, quas etiam ex exteris nationibus advexit, tum et in domibus religiosis, quarum exstructor claruit eximius.* Dobner Monum. I. 84). Wladislaw erbaute das Prämonstratenser-Kloster Strahow zu Prag, welches der zweite Fortsetzer

[1]) *Viollet-le-Duc, Dictionnaire de l'architecture française I. 51.*

[2]) Dobner, Monum. hist. Boem. I. 102.

[3]) *Sobeslaus — parietes depingi fecit, coronam auream in ea suspendit, quae pondrrat XII. marcas auri, argenti vero LXXX. aes et ferrum sine numero, pavimentum politis lapidibus exornavit, porticus in circuitu addidit, laquearia in lateribus duobus affixit etc.* Script. rer. Boh. I. 295.

[4]) *Monasterium (Wissegradense) Summa vigilantia curavi emendare, et xeniis, quantis debui quantisve potui, exornare. Nam ut de pictura parietum et pavimento politis lapidibus ornato, et superiori operimento aliisque, quae intus et exterius — addidi, taceam: corona ex auro et argento facta faciem templi decoravi, altaria paliis crucibusque tam aureis, quam argenteis exornavi, aerarium diversis libris dotavi.* Erben Regesta Boem. p. 9.

des *Cosmas fabricam venustissimam* nennt [1]), und von dem Gerlach versichert, dass der Prämonstratenser-Orden kaum ein zweites gleich prachtvolles Kloster besitze [2]). Derselbe König gründete ferner die Klöster zu Doxan, Plas und Leitomischel, seine Gemahlin Judith aber das Frauenkloster zu Teplic. Abt Gerlach fügt hiezu, dass die böhmischen Dynasten von dem Beispiele ihres Königs hingerissen, zahlreiche Kirchen erbauten, und dass der König ihnen bei der Ausführung dieser Werke getreulich beistand. Die Consecrationsurkunde von St. Jakob liefert einen Beweis der regen Theilnahme, die Wladislaw I. bei der Errichtung der Kirchen an den Tag legte. Eine zweite Urkunde ähnlichen Inhalts wurde bei dem Umbaue der Kirche zu Bohnic, einem nahe bei Prag hinter Troja liegenden Dorfe, im Altarsteine gefunden. Auch dieses Document besagt, dass Bischof Daniel die Kirche, welche Gervasius Propst zu Wyšehrad erbaut, im Jahre 1158 in Gegenwart des Königes Wladislaw, und der Königin Judith consecrirt habe [3]). In der Kirche zu Řečan (im Chrud. Kreise) wurde im Jahre 1737 eine Authentik des Bischofes Daniel ähnlichen Inhalts gefunden. Der Erbauer der Capelle wird *dominus Predbok, castellanus de Lazlaw* genannt.

Es hat sich allerdings bis auf unsere Tage eine so bedeutende Anzahl romanischer Baudenkmale erhalten, dass kaum auf irgend einem andern, gleich grossen Flächenraume Deutschlands so viele kirchliche Bauten dieses Styles vorgefunden werden. Doch sind es fast durchgehends kleine Dorfkirchen, die meistens entfernt von den Hauptstrassen und grösseren Städten, den Schlagadern und Knotenpunkten der kriegerischen Verwüstungszüge verflossener Jahrhunderte, in abgelegenen Theilen des Landes sich bargen. Von keinem dieser Baudenkmale geschieht in unseren historischen Quellenschriften irgend eine Erwähnung, mit Ausnahme der Klosterkirchen zu St. Georg in Prag, Tepl und Mühlhausen, die aber durch neuere Umbaue ihren ursprünglichen Typus grossentheils eingebüsst haben.

Die vielen in Böhmen noch vorhandenen Dorfkirchen romanischen Styles erschienen den Zeitgenossen zu unbedeutend, als dass die Annalisten irgend eine Nachricht über den Bau derselben aufgezeichnet hätten. Da nun mehrere dieser unbeachteten Bauten sich als Denkmale einer achtenswerthen Bautechnik und künstlerischer Strebsamkeit ankündigen, so kann schon daraus geschlossen werden, dass die zahlreichen in den gleichzeitigen historischen Quellenschriften gepriesenen, grossen Abteikirchen und Klöster Böhmens und Mährens als sehr bedeutende Architecturwerke sich darstellten, die den Vergleich mit den grossartigen Bauten des Auslandes nicht scheuen dürften [4]). Die westlichen Länder Europa's hatten aber keinen Religionssturm zu bestehen, der wie der Husitenkrieg in Böhmen gegen die Kirchen und Klöster gewüthet und dieselben gleich einem vernichtenden Orkane niedergeworfen hätte. Darum stehen, wenn auch von den Einflüssen der Zeit und häufig von der umstaltenden Menschenhand verderblich angetastet, grossartige romanische Bauten in Frankreich und Deutschland aufrecht, darum erheben sich noch die deutschen Dome zu Mainz, Worms, Speier und Bamberg in ihrer alten Majestät. Vernichtet wurden hingegen von dem furchtbaren Flammenstrome des Husitenkrieges die bereits im XII. Jahrhunderte bestandenen Kirchen und Klöster zu Břewnow, Ostrow, Opatowic, Strahow, Skalic, Sedlec (von dessen Klosterkirche berichtet wird, dass Žižka, als er erfahren, dass dieser herrliche Bau gegen seinen Willen in eine Brandstätte verwandelt wurde, dem Brandleger geschmolzenes Silber in die Gurgel giessen liess), ferner das prachtvolle Postelberg, Sazau, Selau, Nepomuk, Doxan, Teplic, Sezemice, Osek, u. s. w. und zahllose Kirchen, Städte und Schlösser, die von dem Reichthum und der Kunstrichtung vergangener Jahrhunderte Kunde gaben [1]). Allerdings könnte ein nüchterner Forscher einwenden, dass eine Vergleichung der längst vernichteten romanischen Bauwerke Böhmens mit den deutschen und französischen Domen des romanischen Styles nicht zulässig sei, weil sich von der Herrlichkeit der ersteren kein Denkmal erhalten hatte; einwenden könnte man, dass die Lobpreisungen, welche jenen Bauten von den alten böhmischen Chronisten gespendet werden, in der provinciellen Sphäre, auf welche ihre Anschauung und ihr Urtheil beschränkt war, ihre Erklärung fänden. Doch nicht blos einheimische, auch fremde Geschichtschreiber schildern mit lebhaften Zügen die Pracht und den Glanz der kirchlichen Bauwerke, welche in Böhmen vor dem Husitenkriege prangten. Als Beispiel möge blos der gelehrte hochgebildete Aeneas Sylvius, der nachmalige Papst Pius II., angeführt werden, der die Menge, die Pracht und Grossartigkeit der Tempel, wie sie Böhmen vor dem Husitenkriege besass, mit folgenden begeisterten Worten schildert: *Nullum ego regnum aetate nostra in tota Europa tam frequentibus, tam augustis, tam ornatis templis dicatum fuisse quam Bohemiam reor; templa in coelum erecta longitudine atque amplitudine mirabili, forniculis tegebantur lapideis; altaria in sublimi posita, auro et argento, quo sanctorum reliquiae tegebantur, onusta, sacerdotum*

[1]) Script. rer. Boh. I. 339.

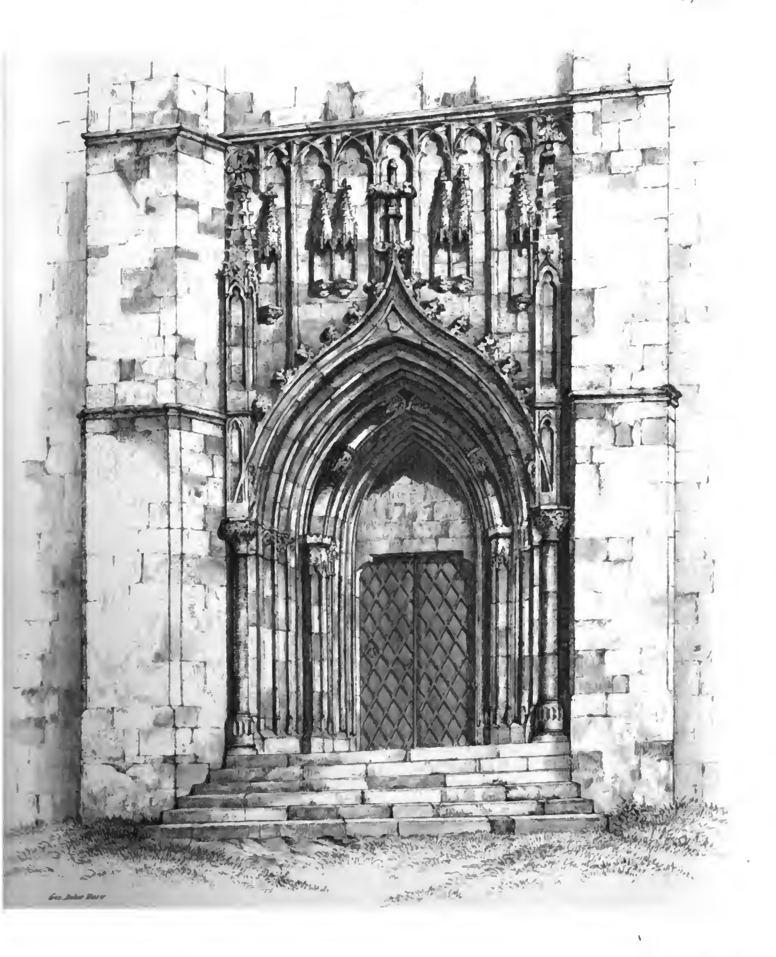
[2]) Dobner, Mon. I. 84.

[3]) Vergl. M. Millauer, die Kirche zu Bohnitz, in den Abhandlungen der k. böhm. Gesellschaft der Wissensch. vom Jahre 1830.

[4]) Die erst in neuester Zeit vom kunstarchäologischen Standpunkte beachtete Kirche der ehemaligen Benedictiner-Abtei Trebič in Mähren gewährt einen Beweis für die Richtigkeit dieser Ansicht. Dieser grossartige im romanischen Styl aufgeführte Bau, dessen reichgeziertes Portal im 3. Hefte der Památky archaeol. abgebildet erscheint, stellt sich auch jetzt in seinen wesentlichen Bestandtheilen wohlerhalten dar.

[1]) Böhmen besass im XII. Jahrhundert sieben grosse Collegiatkirchen, zehn Klöster des Benedictiner-Ordens, acht Prämonstratenser-Klöster, sechs Klöster des Cistercienser-Ordens und fünf Kreuzherrenklöster, im Ganzen 29 Klöster, die beinahe sämmtlich im Husitenkriege niedergebrannt wurden. Über die Gründung dieser Klöster s. Palacký, Dějiny nár. česk. D. I. č. 2. S. 346.

Bärneck



vestes margaritis textae, ornatus omnis dives, praetiosissima supellex etc.

Will man ein allgemeines Urtheil über die Kunst und Culturzustände eines Landes, wie sie in einer fernen Zeitperiode sich gestaltet haben, fällen, so sind zur Begründung eines solchen Urtheils die aus den Geschichtsquellen geschöpften Nachrichten allein eben so wenig hinreichend, wie die blosse Betrachtung und Durchforschung der bestehenden Kunstdenkmale. Erst durch die Verbindung und Combinirung solcher Kunstreste mit den historischen Berichten werden die thatsächlichen Zustände gehörig beleuchtet, sichergestellt und auf ihren wahren Werth zurückgeführt. Eine solche Vergleichung und Combinirung ist bei der Beurtheilung der Kunstdenkmale des österreichischen Kaiserstaates insbesondere nothwendig, indem zumal fremde Kunsthistoriker bis jetzt zu sehr geneigt waren, die meisten Länder Österreichs, in kunsthistorischer Hinsicht als *tabulae rasae*, als öde Steppenländer zu betrachten, wo doch die noch vorhandenen Kunstdenkmale sowohl als auch die geschichtlichen, in dieser Beziehung leider noch nicht gehörig durchgeforschten und gewürdigten Quellenwerke, uns Perioden eines kräftigen Kunst- und Culturlebens erschliessen.

Die Kirche zu Bärneck in Steiermark.

(Mit einer Tafel.)

Von J. Scheiger, k. k. Conservator für Steiermark.

In einer der freundlichen Partien des Murthales zwischen Bruck und Gratz, nahe am linken Ufer des Flusses, noch näher an der gleichnamigen Eisenbahnstation, liegt das kleine, etwa zehn Gebäude zählende Dörfchen Bärneck, in Urkunden auch Pernegg genannt. So klein der Ort ist, finden wir doch in und bei demselben drei in archäologischer Beziehung nicht unwichtige Objecte, eine stattliche Kirche, die mit ihrem schlanken durch kein Zwiebel- oder Rettigdach entstellten Thurme recht freundlich in das Thal hinaussieht, in mässiger Höhe darüber ein wohlerhaltenes von geschmackvollen Anlagen umgebenes Schlossgebäude des sechzehnten Jahrhunderts, endlich hoch am Berge, umhüllt und im eigentlichen Sinne des Wortes zerdrückt vom Walde, eine weit ältere Schlossruine.

Das Verhältniss der geräumigen Kirche zu den wenigen ärmlichen Häusern erweckt beim ersten Anblicke den Zweifel, ob jene nicht einst in der Mitte einer bedeutenderen Ortschaft gelegen sei? — Aber weder Spuren zerstörter Gebäude, noch Sagen, noch (soweit dem Schreiber dieser Zeilen bekannt) urkundliche Daten bestätigen die Vermuthung, dass einst ein grösserer Ort hier gestanden sei.

So haben wir denn höchst wahrscheinlich, ja beinahe gewiss, eine jener grösseren Kirchenbauten vor uns, die nicht das Bedürfniss einer zahlreichen Gemeinde, sondern der religiöse Sinn eines Einzelnen, wohl eines Besitzers von Bärneck entstehen liess, um aussen der dem Raume seiner Burg angepassten Capelle nach ein imposanteres, vielen Gläubigen zugängliches Gotteshaus in der Nähe zu haben.

Die Kirche Maria Bärneck, oder die Frauenkirche, von den Umwohnern auch theilweise Klein-Mariazell genannt und als Wallfahrtsort beliebt, ist eine Filialkirche der nahen Pfarre am jenseitigen Murufer.

Die Jahrzahl 1461 (zweimal vorkommend, nämlich in einer Fensternische eingemeisselt und an der Bogenmauer des Presbyteriums mit schwarzer Farbe angemalt) zeigt uns mit Bestimmtheit die Bauzeit; die beiläufige würden wir aus der äusseren Bauart (Fig. 1) und einigen Theilen des Inneren errathen haben, obwohl letzteres in neuerer Zeit ganz umgestaltet wurde.



(Fig. 1.)

Die inneren Ausmasse sind 40½ Fuss Höhe, 115 Fuss Länge und 64½ Fuss Breite [1]).

Durch je drei achteckige Pfeiler in zwei Reihen wird das Gebäude in drei Schiffe getheilt, und erhält durch

[1]) Wir bedauern nicht in der Lage zu sein, einen Grundriss der Kirche veröffentlichen zu können. D. Red.

zwölf Fenster reichliches Licht. Die schönste Partie der Aussenseite ist das Westportal (Haupteingang) ein geschweifter Spitzbogen (Erelsrücken) mit in der Laibung angebrachten Consolen und Baldachinen. (Vgl. Taf. VI.) Auch über dem Portale erheben sich als äusserer Schmuck vier solche Baldachine, rechts und links von demselben einfache schmale Strebepfeiler; das Ganze, reich mit Krabben geschmückt und mannigfaltig profilirt, gewährt, wie die Abbildung zeigt, einen freudlichen, nicht überladenen Anblick.

Das Innere ist vom Hofkammermaler Mölk auf Kosten Antons Grafen von Leslie gemalt, wie die Inschrift: Joseph de Mölk aul. cam. pictor pinxit 1776 und das Chronographicum: *„eX MVnIfICentIa AntonII pro Deo puLChra“* (letzteres mit dem Leslie'schen Wappen) nachweist. Die Fresken gehören zu Mölk's besseren Arbeiten, sind wohlerhalten und zum Theil von lebhafter und täuschender Wirkung.

Im Presbyterium ist der Grabstein Franz Jakob's Grafen von Leslie, † 1706, mit dem Familienwappen und dem bekannten Wahlspruche: Grip. fast (Greife fest); — neben dem südlichen Seiteneingange jenes des Grafen Karl Cajetan Leslie, † 1761, eingemauert. In der Leslie'schen Familiengruft im Mittelschiffe, ungefähr drei Klafter vom Eingange, wurden nach dem pfarrlichen Sterbprotokolle acht Glieder dieser einst weit berühmten Familie, welche in Steiermark viel begütert war und auch Bärneck durch mehr als ein Jahrhundert besass, beigesetzt.

Noch ist, wenngleich in Bezug auf Kunstwerth unbedeutend, ein Gemälde bemerkenswerth, die Mutter Gottes Mariahilf vorstellend, unter ihr zwei Väter der Gesellschaft Jesu und die Inschrift: „Bild der Mission so allda zu Bärnegg durch 8 Tage von zwei Missionariis S. J. gehalten und den 24. Mai 1750 beschlossen worden“.

Die Sacristei birgt ein interessantes Messkleid, auf dessen Spiegel Christus am Kreuze mit Johannes und Maria, unten Magdalena, links ein halbes Pferd und rechts der Panther mit der Jahrzahl 1523 erscheinen, eine kunstreiche und ziemliche gut erhalten Stickerei.

Unter dem Musikchore befinden sich vier wohlerhaltene, hölzerne runde Grabschilde der Familien Pernegg, Rackhnitz und Leslie aus der Periode vom Anfange des XVI. bis in das XVII. Jahrhundert.

Der Thurm ist etwas neuer, und in der eigenthümlichen Grundform eines schmalen Rechteckes an die Kirche angebaut.

Ausser der letzteren steht ein interessantes Marmordenkmal, das Grab Gallus' Freiherrn von Rackhnitz und Pernegg, † 1558, mit mehreren Figuren und Bibelsprüchen geschmückt. Die lebensgrosse, knieende Statue ist sehr tüchtig gearbeitet, das Beiwerk, namentlich die schöne Rüstung, ungemein fleissig ausgeführt und als eine an solchen Denkmalen seltene Beigabe trägt der Rückseitige hier ein wirkliches Schwert und einen solchen Dolch, wahrscheinlich Originalwaffen des Hingeschiedenen. Eine ähnliche Beigabe kommt in Sekkau ob Judenburg vor, wo die auf dem Sarkophage ruhende Statue Erzherzogs Karl II. ebenfalls ein wirkliches Schwert an der Seite hat.

Das neuere Schloss, ein regelmässiges Viereck mit geräumigem Hofe und Bogengängen im Innern, ist durch die Vorsorge des gegenwärtigen, mit liebevollem Sinne für die Denkmale unserer Vorfahren begabten Besitzers wohlerhalten.

Nach der über dem Eingange angebrachten Inschrift haben jener Gallus von Rackhnitz, dessen Grabmal besprochen wurde (und der als tüchtiger Kriegsmann bekannt, Erzherzog Karl's des Zweiten Kämmerer war) und seine Gemahlin Anna, geborne von Trautmannsdorf, das Schloss vom J. 1578 bis 1582 vom Grunde aus erbaut. Es mochte ihnen wohl die alte Burg Pernegg zu hoch und steil gelegen sein. Im Innern ist noch mancher interessante Bautheil, namentlich die Capelle interessant, in der sogar noch Glasgemälde mit dem Leslie'schen Wappen den Vandalismus früherer Besitzer überlebten, und eben so sind mehrere Wandgemälde, Originale aus dem XVII. Jahrhundert merkwürdig, welche steierische Schlösser und Höfe vorstellen, die in jener Zeit der Familie Leslie gehörten, so z. B. Oberpettau, Rohitsch, Strass u. s. w.

Die Ruinen der alten Burg sind mit Gesträuch und Bäumen so bedeckt, dass ein Verständniss der Räume und ihrer Bestimmung schwer wird, und dass ohne Entfernung der Vegetation bald nur spärliche Trümmer vorhanden sein werden. Übrigens ist die Ausdehnung bedeutend, und einige Theile sind noch kennbar und ziemlich erhalten. Wenig davon mag übrigens aus jener Periode herrühren, wo Abt Heinrich von Admont, Feind des Besitzers Otto von Pernegg, die Burg im Jahre 1284 zerstörte, sondern wahrscheinlich wurde sie seither wieder aufgebaut.

Es darf am Schlusse dieser Zeilen die Bereitwilligkeit nicht unerwähnt bleiben, mit welcher der hochwürdige Herr Pfarrer Diestl mir alle ihm zu Gebote stehenden Notizen und der Landes-Archäologe Karl Haas mir ebenfalls die von ihm gesammelten Daten über die Kirche zur Benützung mittheilte.

Käme den Conservatoren ähnliche Willfährigkeit häufiger entgegen, so dürfte mit Grund auf ein ergiebigeres Wirken derselben gehofft werden.

Památky archaeologické a místopisné. (Archäologisch-topographische Denkwürdigkeiten.)

(Schluss.)

Kauřim, von K. Vl. Zapp (S. 149). Die Anfänge und Schicksale dieser merkwürdigen alten Stadt sind kritisch gesichtet und anziehend geschildert. Eines der vorzüglichsten und ältesten Baudenkmale Böhmens ist die hiesige Decanatkirche St. Stephan, seit der ältesten hierarchischen Eintheilung des Landes bis zu den husitischen Unruhen eine Archidiakonatskirche. Die Anlage dieses Bauwerks ist gleichzeitig mit der Anlage der Stadt auf ihrem gegenwärtigen Standorte, und fällt beiläufig in das Jahr 1230. Die Bauformen sind früh-gothisch mit romanischen Reminiscenzen. Das Mittelschiff ist mit dem um mehrere Stufen erhöhten Chore 62 Schritte lang, zwei Thürme nehmen die Stelle der Kreuzvorlagen ein, unter denen die, die halbe Höhe des Mittelschiffes erreichenden Seitenschiffe durchlaufen und sich neben dem Chore aus dem Achtecke abschliessen. Die Apsis des Chores ist ebenfalls aus dem Achtecke geschlossen. Drei Pfeiler auf jeder Seite theilen die Schiffe ab, sie sind viereckig, ohne Sockel und Gliederung, und nur schlanke Halbsäulen schliessen sich an selbe an als Gurtenträger der Wölbungen. An den beiden letzten, etwas verstärkten Pfeilern und auf Spitzbogenwölbungen ruhen drei Emporen. Enge gothische Fenster ohne Stabwerk öffnen sich sowohl in der Höhe des Mittelschiffes ober den Pultdächern der Seitenschiffe von aussen, als auch im Chore und in den Seitenschiffen selbst. Auch das mit Masswerk verzierte Radfenster an der Westfronte hat nur bescheidene Dimensionen. Durch niedrige Spitzbogenthüren gelangt man aus den beiden Seitenchören über mehrere steinerne Stufen von zwei Seiten in eine unter dem Mittelchore angelegte achteckige Krypta, deren schwere Gewölbgurten in den Ecken auf einfachen Tragsteinen ruhen, in der Mitte aber in eine achtgliederige, gekuppelte Säule zusammen laufen. Die Räumlichkeit dieser gothischen Krypta, die in ihrer Art im Lande ein Unicum ist, beträgt 10²/₃ Quadratklafter. Im Hintergrunde steht ein steinerner Altartisch, und diesem gegenüber führen mehrere Stufen noch tiefer hinab in eine ehemalige Gruft. Drei tiefe, halbrund geschlossene Fensterchen, die sich gegen das Innere schräg ausweiten, verbreiten ein spärliches Licht in diesem einsamen Orte. So wie das ältere Kirchenschiff der nur wenige Meilen von hier entfernten Koliner Decanatkirche, erfreut sich auch dieser Kauřimer Bau einer ausgezeichneten Ornamentik. Das nördliche Portal ist einzig in seiner Art: mehrere gothische, gegen das Innere zurücktretende Säulen, deren Capitäle mit dem schönsten Blätterschmuck geziert sind, tragen einen hohen Spitzbogen, dessen innere krumme Linien vermittelst kleiner Rundbögen ausgeschweift sind. Und wie die Capitäle der Portalsäulen, so sind in ähnlicher Weise alle Capitäle im Inneren der Kirche mit den mannigfaltigsten, durchgebildeten Blattornamenten geschmückt, deren Vorherrschen den ganzen Charakter des Gebäudes bestimmt. Beinahe nirgends wiederholt sich dasselbe Ornament an zwei benachbarten Wandsäulen, Wein-, Eichen-, Linden- und Ahornblätter kommen aber am häufigsten vor. Die Ausführung ist durchaus sorgfältig, und verräth eine hohe Kunstentwickelung, die besonders im Chore der Kirche unsere Bewunderung erregt. Hier sind nämlich längs den beiden Seitenmauern bis zum Hochaltare nach Art der Stallen für die im Chore versammelte Geistlichkeit steinerne Sitze in Spitzbogennischen in langen Reihen angebracht. Zwischen jedem Nischensitze steht ein gothisches Säulchen, jedes mit einem schönen Capitäl der obbeschriebenen Art geziert. An die Sitzreihe zur linken schliesst sich das im gleichen Style reich verzierte Sacramenthäuschen an, eines der ältesten seiner Art in Böhmen. Die Kirche ist von innen und aussen mit Kalktünche überzogen, und auch die kunstreichsten Sculpturen mit mehrfachen Lagen derselben verunstaltet. Hie und da abgekratzte Stellen lassen jedoch die schöne Arbeit erkennen, und zeigen eine spätere, bunte Bemalung. Manche Spur führt zu der Vermuthung, dass im Alterthume die Wände des Chores so wie die Fenster mit Malereien geziert waren. Von Glasmalerei haben sich hie und da einige Reste erhalten. Unter den vielen monumentalen Gebäuden Böhmens, die einer sorgfältigen Restauration würdig sind und derselben dringend bedürfen, steht die Kauřimer Kirche ganz gewiss in der ersten Reihe. Alle späteren Hände, die sich an diesem Gebäude vergriffen, haben es nur verschlechtert. Am übelsten ist die Westfronte davon gekommen: sie wurde um das Jahr 1836 ganz glatt verputzt und ihr ein Giebel mit drei Abstufungen auf den schrägen Seiten aufgesetzt, wie man solche an Ökonomie- und Fabriksgebäuden sieht. Um den profanen Anblick in etwas zu mildern, setzte man auf die Mauerabsätze winzige Heiligenstatuen aus der Zopfzeit und zu oberst ein kleines eisernes Kreuz, alles im ärgsten Widerspruche zu dem ehrwürdigen Gebäude. Die beiden Thürme waren einst auch viel höher, und noch im XVII. Jahrhundert ober dem Kirchendache durch eine kühn gespannte Brücke verbunden. Im Jahre 1670 fiel jedoch diese Brücke bei einer Feuersbrunst herab, und zerschlug zwei Joche der Kreuzwölbung im Mittelschiffe, die seitdem sehr stylwidrig ersetzt wurden. Ein dritter Thurm mit den Glocken steht isolirt vor dem nördlichen Portale. Die beigegebene Lithographie Taf. 10 stellt das Innere der Krypta vor. Nebst der Kirche fesseln auch die Stadtmauern Kauřims die Aufmerksamkeit des Archäologen. Leider werden sie von den Bürgern selbst leichtsinnig verstümmelt und zum Theil ganz abgebrochen; auch den noch

übrig gebliebenen zwei Thorthürmen droht von Seite des vandalischen Sinnes, der noch immer seine Opfer sucht, die grösste Gefahr. Höchst interessant und für das Studium der ältesten slawischen Stadtanlagen sehr wichtig ist die noch zum grössten Theile erhaltne Erdumwallung der früheren Stadt und Burg Kúřim an der Ostseite der jetzigen Stadt, die einen Umfang von ³/₄ Stunden hat, und einen regelmässigen Kreis bildet.

Burg Smečno, von Heinrich Otakar Miltner (S. 325 und 359). Dieser Aufsatz bringt vorerst eine Beschreibung der im Prager Kreise bei Schlan in freier Lage die ganze Gegend beherrschenden Burg Smečno, des Hauptsitzes des berühmten Herrengeschlechtes der Martinice, und beschäftigt sich dann mit der Reihenfolge und den Schicksalen der Besitzer auf dem Grunde fleissiger Archivstudien. Die Burg entstand in ihrer gegenwärtigen Gestalt erst im Jahre 1460, ist im Viereck angelegt und mit Wall und gemauertem Graben befestigt. Der interessanteste Theil ist die Burgcapelle, von aussen mit mehreren Wappenschildern der ersten Erbauer, im Innern mit alten Inschriften und einem Flügelaltare geziert, dessen innere Seite schätzbare Reliefbilder aus Lindenholz, die äussere aber Gemälde aus der Mitte des XV. Jahrhunderts zeigt. Wichtig sind auch nebst anderen Seltenheiten die Ahnenbilder im grossen Ahnensaal, der zugleich die schöne Schlossbibliothek enthält. Die Ansicht der Burg bringt die Tafel 14.

Die Collegiatkirche zu Maria Himmelfahrt mit der St. Katharina-Capelle in der Burg Karlstein, von K. Vl. Zapp (S. 336). Diese Räumlichkeiten sind nebst der Kreuzkirche die merkwürdigsten Bestandtheile des berühmten Karlsteins. Der Verfasser versucht eine ins Detail eingehende Würdigung aller hier befindlichen Denkmale der Prachtliebe Karl's IV. zu liefern, namentlich die für die Kunstgeschichte Böhmens unschätzbaren Wandgemälde aus dem XIV. Jahrhundert, dann mehrere Sculpturen und sonstige Kunstreliquien zu schildern. Eine 1′ 5″ hohe Statuette der Mutter Gottes aus carrarischem Marmor (wahrscheinlich italienischen Ursprungs) in der Marienkirche, dann ein auf Kalk gemaltes Antipendium (Christus am Kreuze, mit zwei Seitengruppen, wahrscheinlich von Nik. Wurmser) in der Katharinen-Capelle sind mittelst zwei beigegebenen Lithographien Taf. 18 und 19 versinnlicht.

Die kleineren Aufsätze sind: Das kaiserliche Sommerschloss Ploškovic, von K. Vl. Zapp; — die Felsen von Prachov, von Joh. Zavadil; — Svatava's Bezirk an der Sázawa, von Professor W. W. Tomek (ein Beitrag zur alten Topographie Böhmens); — das Franciscanerkloster in Neuhaus, von Hieronymus Solař; — der Svijaner Bronzefund, von K. Vl. Zapp; — die kaiserliche Gruft in der Prager Domkirche, von K. Vl. Zapp; — das byzantinische Crucifix, gefunden in den Trümmern des Benedictiner-Inselklosters St. Johann d. T. bei Davle, von Professor J. E. Wocel (mit Abbildung); — die Miniaturen des im böhmischen Museum aufbewahrten Manuscripts „Mater verborum", von Professor J. E. Wocel (mit Facsimile des ersten Blattes); — das böhmische Cantionale in Klattau, von J. V. Křížek; — das Votivbild des Erzbischofs Očko von Vlašim in der Prager Gemäldegallerie, von K. Vl. Zapp (mit lithographirter Copie); — das lateinische Gebetbuch des Königs Ladislaw Posthumus vom Museumsbibliothekar Wenzel Hanka (mit 2 Tafeln Facsimile's); — der Schnitzaltar von Zwettel in der Augustinerkirche in Wien; — Grabsteine der Ritterfamilie der Vrabský von Vrabí in Stražišt, von K. Fryb; — das gothische Oratorium König Wladislaw's II. in der Prager Domkirche, von K. Vl. Zapp (mit Abbildung); — Promemoria in Betreff der Alterthümer in Chrudim, von K. Vl. Zapp; — die alten Fahnen und Standarten in der Emauskirche in Prag, von J. V. Křížek; — die Frescogemälde in Rohožná; — das ehemalige deutsche Haus in Pilsen; — ein Besuch in der Burg Klingenberg, von Joseph Houška; — eine römische Inschrift in Trenčin; — die Berauner Thorthürme; — Bemerkungen über die Ruinen der Burg Veliš, von J. B. L. u. s. w. u. s. w.

In diesem ersten Bande der „Památky" beginnt auch eine ausführliche Beschreibung der böhmischen Münzen mit Abbildungen, deren Zusammenstellung der auch als Numismatiker vielverdiente Museumsbibliothekar Herr Wenzel Hanka übernahm. Das böhmische Münzwesen reicht bis zum Anfange des X. Jahrhunderts zurück, und zeichnet sich durch eine frühzeitige Entwickelung vortheilhaft aus. Auf den diesem Bande beigegebenen vier Münztafeln werden 7 Münzen des Herzogs Vratislav (v. 912 bis 925), 7 Münzen des Herzogs Wenzel des Heiligen (v. 925 bis 936), 24 Münzen des Herzogs Boleslav I. (v. 936 bis 967) und 48 Münzen des Herzogs Boleslav II. (v. 967 bis 999) abgebildet. Die Abbildungen von anderen 56 bekannten Münzen des letztgenannten Herzogs folgen im zweiten Bande des Werkes. Die bezügliche Beschreibung auf den Seiten 235, 285, 328 und 369 führt sämmtliche Legenden an, und strebt nach möglichster Vollständigkeit. — Sehr beachtenswerth und mitunter selbst belustigend sind die Berichte des in Ruhestand versetzten Pfarrers P. Wenzel Krolmus über seine in den Sommermonaten der Jahre 1853 und 1854 unternommenen archäologischen Untersuchungen und Nachgrabungen (S. 90 und 283) meist in den Umgebungen Prags auf eine Entfernung von höchstens 4—5 Meilen. P. Krolmus, seit etwa dreissig Jahren ein eifriger Forscher der heidnischen Vorzeit, unternimmt seine regelmässigen archäologischen Excursionen seit eilf Jahren mit Unterstützung des archäologischen Museum-Comité, und ist im Auffinden und Erkennen

ehemaliger heidnischer Opfer- und Begräbnissplätze so sicher und meist so glücklich, dass er in dieser Hinsicht eine Art Celebrität geworden ist, und sich um die Bereicherung der archäologischen Sammlungen des böhmischen Museums bereits das grösste Verdienst erworben hat. P. Krolmus hat in seinen Bestrebungen viele Ähnlichkeit mit dem ehrwürdigen Pater Cochet in Frankreich, der die Resultate seiner Forschungen in der Normandie vor einem Jahre unter dem Titel: „La Normandie souterraine“ der Öffentlichkeit übergab. Wenn man auch in Krolmus' mythologischem Systeme und in seiner Erklärungsweise des altslawischen heidnischen Cultus beinahe keine streng wissenschaftliche Begründung findet, so sind jedenfalls die von ihm in seinen Berichten niedergelegten Nachrichten über seine Funde und diese selbst für die Alterthumswissenschaft von grossem Nutzen.

Herr J. V. Křížek lieferte (S. 329) einen beschreibenden Katalog der im kleineren Saale der archäologischen Abtheilung im böhmischen Museum aufgestellten Gegenstände (meist einheimische und ausländische Curiositäten und ethnographische Merkwürdigkeiten, die in die systematisch geordneten Fächer nicht eingereiht werden konnten). Schliesslich findet sich in diesem Bande eine von K. Vl. Zapp verfasste Geschichte des archäologischen Museal-Comité's (S. 42), so wie fortlaufende Berichte über die Sitzungen desselben, dann ein literarisches Repertorium über neu erschienene, in die Archäologie, Geschichte und Topographie einschlagende Schriften. — Einen grossen praktischen Nutzen gewährt das dem Bande beigdruckte, sehr vollständige Personen-, Orts- und Sachregister.

Über die im Laufe des J. 1856 erschienenen vier Hefte des zweiten Bandes werden wir ein anderes Mal referiren.

Notiz.

(Funde römischer Alterthümer in Altofen.) Im J. 1855 wurden die an den Thermalbauten der Altofner Insel durch den k. k. Baudirector in Ofen, Hrn. Menapace, vorgenommenen Ausgrabungen und die gemachten Funde zur Kenntniss der k. k. Central-Commission gebracht. Diese übergab die eingesendeten Gegenstände dem k. k. Münz- und Antiken-Cabinete. Der Vorstand dieses kaiserlichen Institutes, Herr Regierungsrath Jos. Arneth, hatte die Güte, die sachgemässen Erläuterungen einiger Funde der k. k. Central-Commission vorzulegen, welche wir hier veröffentlichen:

1. Bruchstück eines flachen Ziegels mit LEG. II. HAD — Legio secunda Hadriana — (Fig. 1). Nur auf Monumenten dieser Art (auf Ziegeln) kömmt unter vielen anderen diese Legion vor, was insoferne begreiflich ist, als Hadrian den Feldzug Traian's gegen die Dacier mitmachte. Es mag aber auch sein, dass die legio secunda „Trajana“ unter Hadrian eben Hadriana genannt wurde.

LEG II HAD

Fig. 1.

2. Ein dickerer, 5" breiter Mauerziegel mit dem Stempel: EXER. PAN. INF — Exercitus Pannoniae inferioris — (Fig. 2). Auch dieses Kriegsheer kömmt nur auf Ziegeln vor und schliesst sich wohl an die: exercitus Brittannicus, Cappadocicus, Dacicus, Germanicus, Hispanicus, Ilyricus, Judaicus, Mauretanicus, Moesiacus, Noricus, Parthicus, Rhaeticus, Syriacus (auf den Münzen vorkommend) an.

EXER PAN INF

Fig. 2.

3. Bruchstück mit dem Stempel COH. VII. BR — Cohors septima Breucorum — (Fig. 3). Die Breuci waren ein Volk in Nieder-Pannonien am Savus, deren König Bato sich dem Tiberius ergab. Diese Cohorte erscheint zum ersten Male auf einem Militärdiplome von Domitian aus dem Jahre 95 n. Chr. (Jos. Arneth, Zwölf Römische Militärdiplome, Nr. XI, p. 39, 40).

COH VII BR

Fig. 3.

4. Ganzer Ziegel von 1' 8" Länge, 10" Breite, $2^1/_4$" Dicke mit dem Stempel COH. IV. P. P — Cohors quarta Praetoria Pia — (Fig. 4).

COH IV P·P·

Fig. 4.

5. Bruchstück mit zwei geriffelten Streifen ohne Inschrift.

6. Vier Heizröhren (eine $10^1/_2$" hoch, $7^1/_2$" breit, 4" dick, zwei 9" hoch, 6" breit, $4^1/_2$" dick) — eine von beiden an den Seiten mit runden Löchern versehen —, die vierte zerbrochen.

7. Bruchstück eines Mosaiks, aus unregelmässigen viereckigen Stückchen dunkelgrauen Marmors zusammengesetzt.

8. Sechs grössere und viele (ungefähr 30) kleinere Bruchstücke von Malereien: eines sehr schön blau, ein anderes von rother und blauer Farbe, durch einen weissen Streifen getrennt, eines schwärzlich mit blauen und rothen Streifen; auf einem braunen sieht man einen Pferdekopf 3" hoch en grisaille gemalt, auf einem gelben, flüchtig braunen Ornamente. Bei vielen bemerkt man unter der Mörtelschichte, auf welche die Farbe aufgetragen ist, Spuren einer früheren Malerei. Ähnliches Vorkommen gewahrt man am Rande des Ufers bei Petronell stehend, so wie auch in Salzburg an der Stelle, wo jetzt das Mozart-Monument ist, ein interessanter Mosaikboden einen noch interessanteren, wohl erhaltenen und mit Fechterspielen geschmückten zudeckte.

Correspondenzen.

Wien. Durch eine Reihe verdienstvoller Beschreibungen von mährischen Alterthümern des Conservators v. Mähren Grafen Sylva Tarouca, welche der k. k. Central-Commission vorliegen und wovon wir in den nächsten Heften Gebrauch machen werden, — auf die frühere Cistercienser-Abtei Tischnowitz aufmerksam gemacht, unternahm der Correspondent der k. k. Central-Commission Herr A. Widter und der Gefertigte Anfangs Mai einen kurzen Ausflug an den gedachten Ort, um durch eigene Anschauung von dem Werthe dieses viel gerühmten Baudenkmales überzeugt zu werden. Die Erwartungen wurden nicht getäuscht. Sie fanden dort eine Kirche und einen Kreuzgang von hohem kunstgeschichtlichen Werthe, welche aus der ersten Hälfte des XIII. Jahrhunderts herrührend, noch im grösstentheils ursprünglichen Bauzustande erhalten und durch spätere Restaurationen nur wenig gelitten haben. Hr. Widter veranlasste sehr gelungene Photographien der interessantesten Theile der Kirche, die von einer kurzen Beschreibung des Gefertigten begleitet, der k. k. Central-Commission vorgelegt wurden. In Folge der interessanten Ergebnisse wurde eine genaue Aufnahme der Kirche und des Kreuzganges von Tischnowitz beschlossen. Zu gleicher Zeit soll sodann auch eine vollständige Aufnahme der sehr merkwürdigen Schlosskirche zu Trebitsch in Mähren in Angriff genommen und beide Objecte in den Publicationen der Central-Commission veröffentlicht werden. Bezüglich des Kreuzganges in Tischnowitz muss nur im hohen Grade bedauert werden, dass derselbe gegenwärtig so arg vernachlässigt und Alles angewendet wird, um dieses Baudenkmal seinem Ruine zuzuführen. Die k. k. Central-Commisson hat sich aus diesem Grunde auch bestimmt gefunden, die erforderlichen Schritte zur Erhaltung dieses ausgezeichneten Bauwerkes einzuleiten. K. Weiss.

Brixen. (Tirol.) In den folgenden Zeilen erhalten Sie einige kurzgefasste Nachrichten, aus denen Sie ersehen werden, dass das Wirken der k. k. Central-Commission auch für unser Land nicht ohne Erfolg gewesen ist. Vorerst verdient bemerkt zu werden, dass sich bei uns der Sinn für die mittelalterliche Kunst immer mehr und mehr aufschliesst, und bereits ein sorgsames Streben erzeugt hat, von den alten Kunst- und Bauwerken zu retten und zu erhalten, was noch gerettet und erhalten werden kann. Dass dieser Sinn wach und rege werde, daran ist wohl vor Allem gelegen, wenn der Endzweck eines Conservatoriums erreicht werden soll. In der That bleibt es immerhin eines der vorzüglichsten Verdienste des k. k. Institutes, dass es ihren Bestrebungen gelungen ist, mit redlicher und thätiger Beihilfe der Conservatoren diesen Sinn zu wecken. Die Erfolge davon zeigen sich in unserem Lande schon an mehreren Orten. In Meran und Bozen haben sich Vereine gebildet, welche theils auf die Verbreitung und Förderung archäologischer und kunsthistorischer Kenntnisse, theils auf Erforschung und Erhaltung der alten Monumente und Kunstwerke abzielen. In Naz, einem Pfarrdorfe auf dem Mittelgebirge bei Brixen, ist die gothische Kirche durch die Bemühungen des Herrn Pfarrers Victor Gatterer und des Herrn Gymnasial-Professors Theodor Meierhofer sehr anständig restaurirt, und mit einem neuen sehenswerthen gothischen Altar unter Anleitung des kundigen k. k. Baubeamten Michael Meier ausgestattet worden. Zu Lazfons, einem Pfarrdorfe hoch auf der nördlichen Bergseite bei Clausen, wird ebenfalls an der Erweiterung und Restaurirung der alten gothischen Seelsorgskirche gearbeitet. Die Ausführung ist hier einem fähigen und thätigen Manne anvertraut, von dem man nur Gutes hoffen kann. Im Thale Mareit steht noch ein gothisches Kirchlein, welches schön gebaut, und noch gut erhalten ist. Darin befindet sich eine gothische aus Marmor gemeisselte Kanzel von sehr seltener Gestalt, und ein schöner gothischer Altar, welcher bisher nicht viele Beschädigungen erlitten hat. Die Restauration hat der k. k. Kämmerer Herr Leopold Baron v. Sternbach auf eigene Kosten übernommen, und will sie heuer noch zu Ende führen. Ich könnte noch einige Orte nennen, wo ernstlich an Restauration der Kirchen oder Altäre gedacht wird, und sehr viele wären aufzuzählen, in denen nur die karge und ärmliche Dotation dergleichen Bestrebungen unterdrückt.

Einen merkwürdigen Moment in den Annalen unserer vaterländischen Kunstgeschichte bietet aber die Allerhöchste Entschliessung Seiner k. k. apostolischen Majestät vom 20. März d. J., wodurch die von der k. k. Central-Commission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale angeregte Restauration des Kreuzganges an der Kathedrale dahier angeordnet worden ist. Ich lege auf dies Ereigniss ein sehr grosses Gewicht, nicht blos weil uns ein sehr altes, wegen der Gemälde die es enthält besonders merkwürdiges Baudenkmal und mit diesem die beständige Erinnerung an die huldvollste Gnade des Kaisers gegen ein treues Land erhalten wird; sondern auch weil ich in dieser Allerhöchsten Entschliessung einen fruchtbaren Keim zur weiteren Anregung zu finden glaube. Im folgenden Jahre wird also mit der Restauration des Kreuzganges der Anfang gemacht werden. Vorderhand aber wird man sich mit jenen Vorkehrungen und Arbeiten begnügen müssen, welche zur Conservirung nothwendig sind. Die Bedachung, welche schadhaft ist, und eine zur Ableitung des Wassers nicht geeignete Bauart hat, wird umgeändert und ganz neu hergestellt werden. Die Grabsteine, welche allerdings für die vaterländische Geschichte sehr merkwürdig sind, und gute Schriftproben aus dem XIV. und XV. Jahrhundert enthalten, aber mehrere Gemälde ganz oder theilweise bedecken und die Bauart des Kreuzganges sehr entstellen, werden entfernt werden, und einen ganz passenden Platz im nächst gelegenen alten Friedhof zwischen der Kathedrale und Pfarrkirche finden. Der Staub und Schmutz, welcher sich seit Jahrhunderten abgelagert hat, soll beseitigt werden, und die Wände werden die ursprüngliche Gestalt und Farbe, die sich noch leicht finden lässt, wieder erhalten. Ist nun einmal der Kreuzgang geschätzt, und hat er seine ursprüngliche Gestalt und Ansicht wieder gewonnen, dann wird auch an die Restauration der schönen und für die Geschichte der Malerei sehr wichtigen Gemälde aus dem XIV. und XV. Jahrhundert gedacht werden können. Und es wird dann nicht an Kunstfreunden fehlen, welche die Restauration von einem oder dem andern Bildwerke übernehmen. Wenn irgendwo, so gilt auch hier der Spruch: Unitis viribus!

G. Tinkhauser.

Friesach. (Kärnthen.) In der Peterskirche am Petersberge befinden sich ausser den drei Altarsbildern keine anderen merkwürdigen Bilder, viel weniger ein Wandgemälde. Am Hochaltare ist es der heilige Kirchenpatron Petrus, sehr schön und rührend in der Busse dargestellt. Beim Seitenaltare ad dextram ist das herrliche und kunstvolle Bild, die Familia sacra darstellend, mit der Jahrzahl 1525, noch sehr frisch und gut erhalten. Mit Nebenbildern: 1. Wie der heil. Joachim wegen seiner Unfruchtbarkeit vom Hohenpriester vom heil. Opferaltare hinweg gestossen wird. 2. Dem Joachim und Anna wird die Verheissung durch einen Engel gemacht, dass sie eine Tochter Maria und künftige Mutter des göttlichen Welt-Erlösers empfangen sollen. 3. Das herrliche Bild, die Geburt Mariä darstellend. Alle diese Bildnisse werden von Kunstkennern allgemein bewundert und hochgeschätzt. Das Bild beim Altare an der Epistelseite stellt die zwei heil. Erzbischöfe von Salzburg dar: Thiemo und Balduin, die oft und lange zu Friesach residirten.

Die St. Peterskirche besitzt drei Stücke alte, mit heiligen Figuren kunstvoll gestickte und ausgenähte Casulae. Die erste ist von weisser Seide, mit dem gekreuzigten Heilande in erhöhter, schöner und kunstvoller Arbeit, nach der ganzen Länge des kirchlichen Gewandes.

Die zweite roth seidene Casula, mit dem Heilande, an die Martersäule zur Geisselung angebunden. Zur Seite dieses Bildes sind trauernde und weinende Engel im Fluge und schwebend angebracht. Unter dem leidenden Erlöser steht das schöne und rührende Bildniss der schmerzhaften Mutter Marie.

Die ganz schwarze Casula ist von Wellenstoff. Im Mittelblatte erblickt man die jungfräuliche Mutter Maria mit dem Jesukindlein. Links und rechts sind schwebende Engel, der eine mit einem Osterfähnlein, der andere mit der Weltkugel. Unter diesem Bilde ist der heilige Apostel Petrus, und weiter hinab der heilige Paulus; beide mit ihren gewöhnlichen Insignien.

Die Kirche am Petersberge besitzt auch ein altes, künstlich geschnitztes und reich in Gold gefasstes Bild von Maria und Anna, beide in ihrer Mitte das Jesukind haltend.

Die beiden Glocken im Thurme sind ab anno 1699, die grössere mit den Bildnissen Jesus, Maria und Anna, die kleinere mit jenem St. Joh. Bapt.

Die St. Peterskirche befindet sich dermalen im guten Bauzustande, nur der neugebaute ungestaltete Thurm steht zur uralten schönen Kirche in gar keinem Verhältnisse; er ist mit Weissblech eingedeckt. Übrigens macht er wegen seiner leichten und einfachen Structur keinen nachtheiligen Einfluss auf das riesenfeste Kirchengebäude.

Wandgemälde befinden sich einzig nur in dem grossen Thurme und in dem Schlossgebäude am Petersberge. In dem Thurme war die Schlosscapelle; sie war ganz mit schönen Frescogemälden geziert; was man auch noch deutlich sieht, ist das heilige Abendmahl, dann die zwei heiligen Bischöfe von Salzburg: Rupertus und Virgilius. Dieser Thurm ist ein längliches Viereck, 12 Klafter hoch, 9½ Klafter lang und 5 Klafter breit, hatte 3 Stockwerke über und 2 Stockwerke unter der Erde. Auch der Hofraum des Burgschlosses bildet ein längliches Viereck, 20 Klafter Länge und 18 Klafter Breite. Der südliche Theil des Schlosses war die Wohnung des Schlosshauptmannes oder Vicedomes; an einer Gangmauer ist das schöne Wappenbild des Salzburger Erzbischofes Maximilian Grafen v. Kühnburg, wahrscheinlich auf die Restauration des Schlosses Bezug habend. Auf der gegen Norden zugekehrten Frontseite war der sogenannte Rittersaal mit schönen Fenstersäulen. Im Hofe befindet sich ein cisternenförmiger, aus schön gemeisselten Steinen gleichsam in den Felsen getriebener Schöpfbrunnen.

Es muss hier leider bemerkt werden, dass von diesen grossartigen Schlossgebäuden alle schön gehauenen Steine, Säulen und Pfeiler von Thüren, Fenstern und Stiegen etc., selbst die in herrlich gemeisselten Steinen majestätische Pforte der Schlosscapelle nach Mayerhofen abgeführt, und dort zur Aufbauung des ungeheuern Viehstalles sind verwandet worden; ja man kann sagen, der ganze Viehstall ist von den ehrwürdigen Steinen des Schlosses vom Petersberge gebaut.

Johann B. Finster.

Grosswardein. (Ungarn.) Das Verwaltungsgebiet Grosswardein, dessen Baudenkmale zu erforschen und zu überwachen mir zu Theil geworden ist, ist so arm an monumentalen Überresten des römischen oder christlichen Alterthums, wie vielleicht kein Anderes der grossen österreichischen Monarchie. Es scheint nämlich, dass während der römischen Herrschaft diese flache Gegend des ehemaligen Daciens noch wenig bewohnt und cultivirt, und selbst im Mittelalter die germanische oder romanische Baukunst hieher weniger vorgedrungen sei, als in andere Gegenden Ungarns und Siebenbürgens, wo deutsche Ansiedler ordentliche mit Ringmauern umgebene Städte gegründet und in denselben Kirchen, meistens im gothischen Style gebaut haben.

Auch hat hier die Zerstörungswuth barbarischer Kriegsheere, sowie die unselige, der christlichen Kunst feindlich gesinnte Reformation mehr Verheerungen angerichtet, als in anderen Gegenden des Landes.

Diess dürfte die Ursache sein, dass selbst in Grosswardein, dieser vom heil. König Ladislaus mit einem Bisthume und grossartiger Kathedrale zu Ehren der heiligen Jungfrau gegründeten Stadt, wo einstens mehrere Stifter und Klöster vorhanden waren, heutzutage nicht einmal die Spuren ihrer einstigen Grösse mehr anzutreffen sind, so ist Alles in dem Gewühle kriegerischer Jahrhunderte von der Oberfläche verschwunden.

Ein gleiches kann auch von anderen Gegenden des Grosswardeiner Verwaltungsgebietes behauptet werden. Hier kann also die Aufgabe des Conservators nur darin bestehen, selbst jene wenigen Überreste der entschwundenen Vorzeit, welche hie und da noch übrig geblieben sind, sorgfältig aufzusuchen, und wenn gleich selbe in monumentaler Hinsicht kaum beachtenswerth wären, in die Kette der von der Central-Commission beabsichtigten archäologischen Forschung einzureihen, damit in dem zu entwerfenden grossartigen Bilde der ganzen Monarchie keine leeren Partien bleiben. So musste ich vor allererst Erkundigungen einholen, ob nicht dennoch einige Kirchengebäude, Schlossruinen, oder sonstige alte Bauten irgendwo in diesem Gebiete anzutreffen wären. Dann machte ich in den Jahren 1855 und 1856 Rundreisen, um die bezeichneten Baugegenstände selbst zu besichtigen; aber leider muss ich gestehen, dass meine bisherigen Forschungen wenig Denkwürdiges auszumitteln vermochten.

T. Fogaroschy.

Grossprobstdorf. (Siebenbürgen.) Nach langem Schweigen bin ich endlich wieder einmal so glücklich, von einigen archäologischen Funden berichten zu können, die ich im Laufe dieses Winters bei Kleinschelk und Grossprobstdorf gemacht habe. Ich habe bei Kleinschelk (bei der sogenannten „alten Burg") aufgefunden: 1) Einen runden Klumpen von gebranntem Thon, 7 Zoll im Durchmesser — wahrscheinlich zum Glühendmachen und Hinabschleudern auf die stürmenden Feinde bei Belagerungen in dieser an Steinen armen Gegend (S. Meyer's Convers. Lex. Bd. II. Art. Altdeutsches Rüst- und Contingentwesen). 2) Ein thönernes Rädchen, oder eine in der Mitte durchbohrte Scheibe, 4 Zoll durchschnittlich breit und 1¼ Zoll dick — wahrscheinlich von einem kleinen Kinderwagen. 3) Eine etwas beschädigte Schale. 4) Eine bauchige Vase, zu beiden Seiten mit am Bauche horizontal befindlichen zwei kleinen Handhaben, welche senkrecht durchlöchert sind. 5) 23 Stück thönerne, an einem Ende durchlöcherte und gebrannte Säulchen von 1 Zoll 3 Lin. bis 2 Zoll 2 Lin. Höhe, die zu irgend einem technischen Zwecke gedient haben mögen. 6) Eine Silbermünze. Advers: IMP. CAE. L. SEP. SEV. PERT. Lucii Sept. Severi Pertinacis caput laureatum. Avers (ziemlich stark verwischt): SECVLI FELICIT. Luna bicornis cum Septentrionibus.

Bei Grossprobstdorf habe ich gefunden: 1) Viele Formüberbleibsel von einer Metallgiesserei, vermittelst welcher das überflüssige Metall in Stangen aufgefangen wird, um dasselbe dann leichter verkleinern zu können. Auf der Stelle, wo ich diese Formüberbleibsel gewonnen, dürfte nach der Meinung des hochverehrten Herrn Pfarrers und Correspondenten Mich. Ackner, dem ich die hier angeführten Anticaglien zur Ansicht und gefälligen Erklärung überschickte, noch manches Merkwürdige zu Tage gefördert werden können. 2) Überreste von fossilen Hirschgeweihen (*Cervus priscus* Kaup.). 3) Eine etwas beschädigte Streitaxt aus Kalkstein, was selten ist, indem dieselben gewöhnlich aus Serpentin, Prehnit, schwarzem Kieselschiefer oder lydischem Stein bestehen. 4) Eine kleine Streitaxt — wahrscheinlich ein Kinderspielzeug. 5) Ein Bruchstück von einem Mahlzahn von *Elephas primigenius* Blumenb. 6) Einen Spindelbeschwerer.

7) Eine durchbohrte Perle aus Glaspasta. 8) Der Humerus vom *Rhinoceros tichorhynus* Cuvier, 5 Pfund schwer. 9) Einen antiken, sehr oxydirten Sporn, an dem das Sternrädchen fehlt. 10) Viele Bruchstücke alter Gefässe. Merkwürdig ist es, dass die Gefässe, welche bei Kleinschelk gefunden werden, eine viel vollkommenere und gefälligere Form haben, als die, welche bei Grossprobstdorf sich finden. Jene sind durchgängig von sehr geübter Hand gemacht und meistentheils mit allerlei Verzierungen bedeckt, diese hingegen durchschnittlich so einfach, grob und unvollkommen, dass sich aus einem Haufen bei Kleinschelk und Grossprobstdorf gefundener und zusammengeworfener Scherben die dem einen und dem anderen Orte eigenthümlichen Stücke sehr leicht wieder ausscheiden liessen. Offenbar deutet diese auffallende Verschiedenheit der Gefässe hinsichtlich ihrer Form auf verschiedene Völkerstämme, oder wenigstens auf verschiedene Zeiten eines und desselben Volksstammes, der hier gelebt haben wird, hin. Interessant wäre es, wenn aus allen Theilen Siebenbürgens solche kleine Alterthümer gesammelt und mit einander verglichen würden.

M. Mökesch.

Literarische Anzeigen.

Aus dem Inhalte des jüngst erschienenen 8. Heftes der „Památky archaeologické" heben wir folgende Aufsätze hervor: Denkmale des Städtchens Reichenau von Hugo Toman. Historisch topographische Abhandlung über Zakrawi und Richmwald von J. Rózka. Die Gemeinden im südlichen Böhmen bis zum XII. Jahrhundert von Dr. H. Jireček. Ein Reliquienschrein mit dem Arme der heil. Margaretha von K. V. Zapp. Einige Merkwürdigkeiten des Rathhauses in Königgrätz von M. L. Beschreibung und Abbildung böhmischer Münzen von Wenzel Hauka (1004 — 1037). Des Pater Krolmus archäologische Forschungen und deren Gewinn. Archäologische Nachrichten aus Chrudim von M. L. und die archäologischen Sammlungen des böhmischen Museums von Joh. Hlawatý. An Abbildungen besitzt das Heft: den Reliquienschrein bei St. Margareth, die Bruchstücke eines gothischen Schlosses, böhmische Münzen und das Portal des Klosters St. Maria zu Trebitsch in Mähren.

Von der neuen Ausgabe der im Verlage von Ebner und Seubert in Stuttgart erscheinenden „Denkmäler der Kunst", bearbeitet v. Dr. W. Lübke in Berlin, welche wir wiederholt unseren Lesern auf das wärmste empfahlen, sind drei Lieferungen ausgegeben. Sie behandeln den Abschnitt: „Die Kunst auf ihren frühesten Entwicklungsstufen" und zwar die Denkmäler des nordeuropäischen Alterthums, jene von Südamerika und Mexiko, die Bildwerke von Oceanien und Mexiko, ägyptische und nubische Bauten, ägyptische bildende Kunst, assyrische Sculptur, persische Architectur, althindostanische Architectur, späthindostanische Architectur und indische Bildnerei mit erläuterndem Texte

G. G. Kallenbach, der Verfasser des Werkes über die Chronologie der deutschen Baukunst, hat so eben in Halle bei C. E. Peffer eine Broschüre unter dem Titel: Dogmatisch-liturgisch-symbolische Auffassung der kirchlichen Baukunst im Allgemeinen und insbesondere der Rundbogen Style" erscheinen lassen, die einen beachtenswerthen Beitrag zu den „brennenden Fragen" der Gegenwart über die Wahl des zweckmässigsten und liturgisch-berechtigtsten Baustyles für kirchliche Gebäude bildet. Seine Ansicht geht dahin, dass eine Einigkeit denkbar ist, sobald man auf wissenschaftliche Gründe zurückgehen und den christlichen Tempel als ein Spiegelbild seiner Kirche betrachten will. Die Prüfung der Stylberechtigung beruhe daher in der Kirche selbst, in der Art ihrer Auffassung, also gewisser Massen ihrer Dogmen, ihrer Liturgie, ihrer Symbole und nicht minder in der Weise, wie ihr innerer geistiger Gehalt nach Zeiten und Völker Aufnahme finden durfte. An diesem inneren Prüfsteine gehalten, kommt Kallenbach zur Überzeugung, dass das Wesen der kirchlichen Rundbogenstyle allein schon genügen dürfte, die Unzulänglichkeit derselben darzulegen und die Aufmerksamkeit auf den gothischen Styl hinzuleiten.

Das „Februar- und Märzheft" der in Stuttgart neu erscheinenden Monatsschrift „Kirchenschmuck, ein Archiv für weibliche Handarbeit" enthält die Fortsetzung der interessanten „Briefe an eine edle Frau" v. Professor Kreuser, einen Aufsatz vom Conservator Bock über Entstehung, Form und ornamentale Ausstattung des Röckleins, eine technisch-künstlerische Darstellung v. Alfred Fey und die Fortsetzung der Mittheilung über Jerusalem v. Aug. Lewald. An Farbdrucken enthalten beide Hefte ein Kaselkreuz und die romanische Kaiserstole. Zu Mustertafeln wurden gewählt: ein Kaselkreuz, ein Medaillon in Form eines Pelikans, Linnen-Ornamente, ein gothisches ABC und die romanische Stole aus dem kaiserlichen Krönungsornate. Die technische Erklärung der Beilagen ist gleichfalls eine interessante Arbeit des Archäologen F. Bock.

Die zuletzt erschienenen beiden Nummern des „Organs für christliche Kunst" (Nr. 9 u. 10) enthalten folgende Aufsätze: „Das Erziehungshaus Napoleon Eugenie in Paris", ein Denkmal christlicher Kunst und Wohlthätigkeit, eine Correspondenz „aus London" mit Anführung der jüngsten kirchlichen Neubauten und die dortigen Architecturzustände, die Fortsetzung der Abhandlung über die Geschichte der Glasmalerei in Europa. Als Tafel ist der einen Nummer eine Abbildung der Mariensäule, welche zur Erinnerung an die Verkündigung des Dogmas der unbefleckten Empfängniss in Cöln nach einem Entwurfe von V. Statz errichtet wurde, beigegeben.

Von dem Architekten Oskar Mothes dem Verfasser der in der Herausgabe begriffenen Geschichte der Baukunst und Bildnerei Venedigs, auf die wir zu sprechen kommen, wenn das Werk mehr vorgeschritten sein wird — sind bis jetzt mehrere Lieferungen einer Encyklopädie der Baukunst unter dem Titel „Allgemeines deutsches Bauwörterbuch" im Verlage von Heinrich Mothes in Leipzig erschienen. Das Werk liegt uns bis jetzt nicht vor; wir müssen uns daher darauf beschränken anzuführen, wie das „Organ für christliche Kunst" sich darüber ausspricht, wobei wir voraussetzen, dass das äusserst günstige Urtheil der Sache nach auch begründet ist. „Das Werk ist durch und durch populär im edleren Sinne des Wortes, alle Artikel, sowohl die historischen als die rein erklärenden und belehrenden, bündig und durchaus fasslich, lassen selbst dem mit der Sache Vertrauten nichts zu wünschen übrig, bringen gewiss noch manchem, dem das Studium der Baukunst selbst nicht fremd, viel des Neuen Belehrenden, da der Verfasser die Baukunst aller Völker und Zeiten in ihren Erscheinungen und Einzelnheiten gründlich belehrend behandelt." Zum Schlusse heisst es in der Anzeige: „Die Ausstattung ist gut preiswürdig, nur hätten wir die Ausführung der erklärenden Tafeln mit ein wenig mehr Aufmerksamkeit behandelt gewünscht".

Aus der k. k. Hof- und Staatsdruckerei in Wien.

Jeden Monat erscheint 1 Heft mit mindestens 3 Druckbogen und mit Abbildungen. Der Pränumerationspreis ist für einen Jahrgang oder zwölf Hefte sammt Register sowohl für Wien als die Kronländer und das Ausland 4 fl. C. M., bei portofreier Zusendung in die Kronländer der österr. Monarchie 4 fl. 20 kr. C. M.

MITTHEILUNGEN

DER K. K. CENTRAL-COMMISSION

ZUR ERFORSCHUNG UND ERHALTUNG DER BAUDENKMALE.

Pränumerationen übernehmen halb- oder ganzjährig alle k. k. Postämter der Monarchie, welche auch die portofreie Zusendung der einzelnen Hefte besorgen. — Im Wege des Buchhandels sind alle Pränumerationen und zwar nur zu dem Preise von 4 fl. an den k. k. Hofbuchhändler W. Braumüller in Wien zu richten.

Herausgegeben unter der Leitung des k. k. Sections-Chefs und Präses der k. k. Central-Commission Karl Freiherrn v. Czoernig.

Redacteur: Karl Weiss.

№ 7. | II. Jahrgang. | Juli 1857.

Restaurationen.

I.

Der Kreuzgang bei der Stiftskirche zu Milstat in Kärnten.

Unter den kirchlichen Baudenkmalen Kärntens nimmt der Kreuzgang des vormaligen Benedictinerstiftes Milstat in Oberkärnten einen vorzüglichen Rang ein. Während der Kreuzgang des Stiftes St. Paul sich nur noch im Grundriss erkennen lässt, der des vormaligen Cistercienserstiftes Viktring den Neubauten des XVI. und XVII. Jahrhunderts weichen musste und der Kreuzgang des Dominicanerklosters in Friesach der Früh-Gothik angehört und die den Bauten des Dominicanerordens eigenthümliche Einfachheit zeigt, ist der Kreuzgang des Klosters Milstat noch in seiner ursprünglichen romanischen Anlage erhalten.

Die vorzüglichste Bedeutung hat aber der Milstäter Kreuzgang durch die Symbolik in den Sculpturen des Portales, durch welches man aus dem Kreuzgange in die Stiftskirche tritt. Sie sind grösstentheils der Apokalypse entnommen und haben desshalb auch eine culturgeschichtliche Bedeutung, weil sich in der Stiftskirche noch mehrere Fragmente symbolisirender Sculpturen, welche einem älteren Baue entnommen sein dürften, eingemauert befinden und daher auf eine besondere Pflege der christlichen Symbolik in Milstat um so mehr geschlossen werden kann, als auch der von Hrn. v. Karajan edirte Physiologus einem Milstäter Pergament-Codex entnommen ist und auch in einer anderen, nun bei dem kärnt. Geschichtsverein befindlichen Milstäter Handschrift das letzte Blatt zu Federproben benutzt wurde, zu welchem grösstentheils symbolische Thierfiguren gewählt wurden.

Das Verständniss der Symbolik in den Sculpturen des Milstäter Kreuzganges ging in neuerer Zeit verloren und man glaubte in den menschlichen Missgestalten, welche die Portalsäulen tragen, die Reste der Götzenbilder zu sehen, deren Tempel Domitian in eine Kirche umgestaltet haben soll. Diese Ansicht und die verkehrte Verschönerungssucht der Neuzeit wirkten gemeinschaftlich dahin, dass die Sculpturen wiederholt mit Tünche, fast bis zur Unkenntlichkeit, bedeckt wurden.

Ein noch schlimmeres Geschick hatte aber der Kreuzgang selbst. Ein Theil desselben wurde als Kuhstall, der andere als Niederlage für Bretter, Wägen und alle Arten von Wirthschaftsgeräthen verwendet. Hiezu kam, dass sich neben dem Eingange aus dem Stiftshofe in dem Kreuzgang ein Schweinstall befand, dessen Bewohnern die Arcadengänge zu ihren Spaziergängen angewiesen waren. So kam es, dass der Kreuzgang beinahe unzugänglich wurde, besonders, da der Hofraum desselben das Repositorium alles Unrathes war, dadurch der alte Abzugscanal verstopft wurde und somit Schnee- und Regenwasser in die Arcadengänge überströmmten und diese kaum noch dem Viehe zugänglich machten.

Der neuesten Zeit war es vorbehalten, diesen Unfügen ein Ziel zu setzen und eines der vorzüglichsten kirchlichen Baudenkmale Kärntens der Kunstforschung zugänglich zu machen. Die Zustände des Milstäter Kreuzganges wurden nämlich von dem umsichtigen und äusserst thätigen Conservator für Kärnten, Freih. v. Ankershofen, der k. k. Centralcommission angezeigt. Diese unterliess nicht, sich alsogleich an das hohe k. k. Finanzministerium zu wenden, um eine schnelle Abhilfe dieser Übelstände zu erzielen. Noch im Spätherbste v. J. wurde auch wirklich durch die k. k.

Finanz-Bezirksdirection in Klagenfurt dem Verwaltungsamte der Staatsdomaine Milstat aufgetragen, den Kreuzgang unverzüglich zu räumen und bei dem Beginne der günstigeren Jahreszeit mit der Reinigung des Ganges und Hofes wie auch mit der Herstellung des Abzugscanals vorzugehen und diese Restaurirung dem Conservator anzuzeigen, um sohin bestimmen zu können, ob und welche weitere Herstellungen nöthig seien. Mit grösster Liberalität erklärte sich auch das h. k. k. Finanzministerium bereit, die Kosten der Conservirungs-Arbeiten aus dem Staatsschatze zu bestreiten.

Hierdurch ist die Erhaltung eines höchst interessanten, aber jahrelang selbst von den heimischen Topographen wenig beachteten Baudenkmales gesichert und der Kunstforscher ist dem lebhaften Interesse der Regierung und ihrer Organe an der Erhaltung der vaterländischen Kunstdenkmale, sowie dem Eifer des Conservators von Kärnten um so mehr zum lebhaften Danke verpflichtet, als sich die Stiftskirche von Milstat unter den Denkmalen befindet, mit deren Aufnahme der Architekt Herr Lippert von Seite der k. k. Centralcommission eben betraut ist, und also mit Zuversicht zu hoffen ist, dass in nicht ferner Zeit durch eine Veröffentlichung dieses Objectes der Kunstforscher in die Lage kommen wird, sich über den Werth des Milstäter Kreuzganges und die Bedeutung seiner Sculpturen ein eigenes Urtheil zu verschaffen.

II.

Die Confraternità di S. Giovanni Evangelista in Venedig.

In wenigen Wochen wird in Venedig eine von den sechs grossen religiösen Corporationen der sogenannten Confraternità's [1]), deren Versammlungsorte (scuola) seit Jahrhunderten die Aufmerksamkeit aller Kunstfreunde auf sich gezogen haben, wieder restaurirt, seiner ursprüglichen Bestimmung zurückgegeben worden sein, und von nun an wieder wie früher von Freunden der Architectur und Kunst mit nicht minder lebendigem Interesse besucht werden, als die scuola di S. Rocco, oder die confraternità della Carità (die heutige Accademia di belle arti) und die von S. Marco, denen sie sich ihrem inneren Werthe nach unmittelbar anschliesst.

Die Restauration des Gebäudes der Confraternità di S. Giovanni ist durch die aufopfernde Thätigkeit der Mitglieder derselben, welche dem Stande der Bauhandwerke angehören, möglich gemacht worden. Sie haben das herrliche Gebäude um die unbedeutende Summe von 30.000 Lire dem Ärare abgelöst, seit einer Reihe von Jahren Mittel herbeigeschafft, um es in allen seinen Theilen in würdiger Weise wieder herzustellen, und sich selbst unter den Auspicien des Gouvernements als „corporazione artistica di mutuo soccorso" reconstituirt. Die Wiederherstellung dieses Monumentes hat in Venedig allgemeine Freude erregt. Conte A. Sagredo hat sein treffliches eben erschienenes Werk „sulle consorterie delle arti edificatori in Venezia" jenen ehrenwerthen Mitbürgern gewidmet, die zur Herstellung dieses Gebäudes beigetragen haben, und der würdige E. A. Cicogna hat eine kleine Broschüre unter dem Titel „breve notizia intorno alla confraternità di S. Govanni Evangelista in Venezia" veröffentlicht.

Ich glaube nicht gegen das Interesse Ihrer Mittheilungen zu handeln, wenn ich Ihnen einen Auszug aus Cicogna's Broschüre sende, denn es scheint mir, dass selten eine Unternehmung in so hohem Grade die Aufmerksamkeit der Freunde der Kunst verdient, als die der Restauration der genannten Confraternità. Ihr Ursprung ist folgender:

Die venetianische Patricierfamilie de Badoari gründete im Jahre 970 die Kirche des h. Evangelisten Johannes und vereinigte damit ein bis zum Ende des XIII. Jahrh. bestehendes Spital, dessen Prior unter dem Patronate der Familie stand. Im Jahre 1307 erhielt eine confraternità, die sich in der Pfarrkirche St. Apollinare versammelte und einen grösseren Raum bedurfte, von der genannten Patricierfamilie und dem damaligen Prior des Hospitals St. Giovanni Ruggero Cortesi das Recht, sich neben der Kirche und dem Hospital St. Giovanni niederzulassen und im Jahre 1340 trat der Prior Jeremias Badoaro einen Theil des Raumes behufs eines Neubaues der Confraternität ab, welche Cession nach dem Tode des Jeremias von Jakob Bodoaro bestätigt wurde. Unter ihm wurde im Jahre 1349 der Bau der Scuola di St. Giovanni unternommen und im Jahre 1453 der Bau derselben vollendet. Die Inschriften aus jener Zeit sind noch gegenwärtig erhalten. Auf der älteren sieht man in einem Basrelief die Mitglieder der Bruderschaft, kniend vor dem h. Evang. Johannes; Beide sind in gothischen Buchstaben [1]).

[1]) Diese sechs Confraternità's waren die: S. Marco, S. Rocco, della Misericordia, della Carità, S. Teodoro und S. Giovanni Evangelista.

[1]) Diese Inschriften lauten:

I.

MCCCXLIIII. FO. FATO. QVESTO. LAVORIER.
P. MISTER. LAVARDIAN. DE. LA. SCOLA.
DE. MISER. SEN. ZANE. VANGELISTA. EPER.
LI SOI. COMPAGNI. EDELLI. BENI. DELA SCOLA.
E. CON. LAIDA (collajuto) D. LI. NOSTRI. FRARI. E FO FATO.
CON. VOLETA (con volontà). DEL. NOBELE. OMO. MISIER. IACOMO.
BADOER. DITO. DA PERAOA. PRIOR. DEL DITO.
LOGO. E CONSOSETIMETO. DEL. NOBELI. OMENI.
MISIER. MARIN. BADOER. DE SEN. IACOMO. DEL ORIO.
E MISER. MARO. BADOER. DE SENTOSTINA (di santa Giustina) E MISER
ZANI. BADOER. DITO. DA PERAGA. E MISER. MAFIO.
BADOER DE STOSTINA. SOFRAR (suo fratello). TVTI. CAVI. E PATROI.
DEL DITO. LOCO. E F. SIER. BOTOLAMIO. DIT.
MAZVCO. PCOLATOR (procoratore). DEL. SOVRA. DIT. MIS. LOPRIOR

II.

MCCCLIII. ADI. VIII. MARZO. FO.
DPIDO. LA. PRESETE. FABRICHA. DE QVESTO.
ALBERGO. FATO. TVTO. DANVOVO. DI BENI

Damals hat die Bruderschaft schon das Recht erhalten, im oberen Saale einen Altar zu bauen, die Mysterien der Kirche daselbst zu feiern, Schule zu halten und arme Mädchen bei Heirathen auszustatten. Im Jahre 1369 übergab der Kanzler des Königreiches Cypern Filippo Masserio ein Stück des heil. Kreuzes, eine Reliquie, welche die Kirche bald in den Kreisen der Gläubigen berühmt macht. Die Ornamente dieser Scuola sind im reinsten Renaissancestyle und insbesonders sind es das elegante Eingangsthor mit dem Cortile vom J. 1481, das mit Recht dem Pietro Lombardo zugeschrieben wird [1]). Die herrliche Stiege und der obere Saal mit seinem vielleicht in Italien einzigen Marmorboden, sind Werke die wir der Aufmerksamkeit der Architekten und Kunstfreunde empfehlen. Dieser Bruderschaft waren ausgezeichnete Personen beigetreten, als: Philipp II., König von Spanien, Don Juan d'Austria, Diego di Guzmano u. s. f., Maler wie Gentil, Bellini, Carpaccio, Lazaro Sebastiani, Tiziano, Vecellio, Palma il Giovane, Giov. Mansueti u. s. f. schmückten die schönen Räume, und ihre Werke trugen nicht wenig dazu bei, diese Scuola berühmt zu machen. Vor einem halben Jahrhundert wurden die Confraternità's und viele andere aufgelöst, die berühmteren Gemälde (von Gent. Bellini, Lazaro Sebastiani, Benedetto Diana, Carpaccio, Mansueti und Palma il Giovane) in die Säle der Akademie der bildenden Künste übertragen, einige wenige nur (so wie die Reliquien des heil. Kreuzes) der Scuola erhalten [1]).

Bis zum Jahre 1830 blieb die Scuola verlassen. Da wurde der Gedanke lebendig, diese berühmte Scuola wieder herzustellen; und im Jahre 1855 wurde der Repräsentant der arte edificatoria Herr G. Bioadetti von der Behörde eingeladen, das Gebäude um die Summe von 30.000 Lire für die Confraternità zu übernehmen, eine Summe eben so gross für die Confraternità, als gering für das herrliche Gebäude selbst; die Confraternità's, zu einer frommen Künstler-Gesellschaft di mutuo soccorso umgestaltet, bot, unterstützt von einer Reihe von Patrioten and Kunstfreunden, alles auf, um das Gebäude, das von nun an wieder eine Zierde Venedigs sein wird, herzustellen. Es wird, wie wir uns überzeugt haben, mit aller Rührigkeit an dieser Restauration gearbeitet, und wie anfangs erwähnt, in einigen Wochen vollendet sein. Eine Marmortafel im Stiegenhause wird die Namen derjenigen bringen, die sich um die Wiederherstellung dieser Scuola besonders verdient gemacht haben.

Venedig, April 1857. R. E. v. E.

DE NOSTHI. FRABELI. BATVDI. DE MIS SANZVANE.
EVANGELISTA. IN. TEPO. DEL. NOBELE. HOMO.
MIS MARCHO. BADOER. FO. DE. MIS. NICHOLO. PRIOR.
DEL DITO. LVOGO. E DEL PROVIDO. E DISCRETO. OMO
MIS. LACHOMO. TATARO. VARDIA GRANDO.
DE LA DITA. SCHVOLA CON. SVO CONPAGNI.

[1]) Siehe Cicognara fabbriche Monumenti cospicui di Venezia, 1840, vol. II. p. 227, tav. 197.

[1]) Die erhaltenen Gemälde sind von Dom. Tintoretto, Sante Peranda und Andrea Vicentini. Die meisten der in die Akademie übergegangenen Gemälde behandeln die Geschichte der Kreuzpartikel, die sich noch gegenwärtig im Besitze des ältesten guardiano grande, Conte Giovanni Andrighetti befindet. Das berühmte Gemälde Tizian's die „catasi di S. Giovanni" kam im Jahre 1819 nach England.

Die ungarischen Reichsinsignien.

Von Franz Bock, Conservator des erzbischöflichen Museums in Cöln.

II.

Das Scepter. *(Ferula, virga.)*

Dieses Scepter der ungarischen Könige ist in Rücksicht seiner Anlage und Composition sehr originell und auch hinsichtlich seiner technischen Ausführung äusserst zierlich und reich gearbeitet. Es besteht aus zwei wesentlichen Hauptbestandtheilen: aus dem Stabe zur Handhabe (fistula, stylus), und aus der darauf befindlichen Kugel von Bergkrystall in einem Durchmesser von 7 Centim. Die Handhabe (Stil) in Form eines Rundstabes ist, um die Monotonie der Fläche zu heben, mit Filigranarbeiten, romanische Blättchen bildend, belegt. Diese Filigranarbeiten, in vier Reihen geordnet, liegen ziemlich stark vorspringend auf einer glatten Goldplatte in einer Weise auf, dass in den Vertiefungen sich der Hauch der Jahrhunderte, als „aerugo nobilis", festgestellt hat, wodurch eine angenehme Farbschattirung gebildet wird. Der Stab mündet nach unten aus in einen kugelförmigen Knauf. Auf dem filigranirten Stabe erblickt man das „pomum crystallinum," einen ziemlich grossen Krystallknauf (crystal de roche), der durch 3 Kreise in 3 Abtheilungen zerlegt wird. In diesen drei Umrandungen zeigt sich in sitzender Stellung das Bild eines Hundes, wie es uns scheinen will, dreimal zurückkehrend. Diese Figurationen im harten Krystalle sind nur wenig erhaben und ziemlich roh ausgearbeitet und tragen denselben Charakter, wie wir ähnliche, hautereliefartig gearbeitete Darstellungen in Krystall an Reliquiarien (opera crystallina) in kirchlichen Schatzkammern mehrmals gesehen haben. Wir sind der Ansicht, dass in dieser Darstellung ein Hund und nicht ein anderes Thier zu erkennen ist, was auch seinen symbolischen, tieferen Grund darin haben mag, dass der Hund als der Wächter aufzufassen ist und das Scepter den königlichen Wächter auf dem Throne andeuten sollte, dem der Hort und Schutz aller Übrigen anvertraut ist. Oben und unten, an den beiden Polen der Kugel, befinden sich aus Goldblech zwölfblättrige Rosen als zierliche Abschlussbelege und Ornamente, die durch geradliniges Sprossenwerk in Filigran, das zum Centrum hingeht, Ähnlichkeit haben mit den Fensterrosetten an den frühgothischen Kathedralen des nördlichen Frankreichs. Im Innern dieser mehr architektonischen Verzierung ergibt sich eine Bandverschlingung in Fili-

gran ausgeführt, wie sie bei den Ornamenten des 12. Jahrhunderts sehr oft vorkommt. Sowohl sämmtliche Filigranverzierungen als auch der Typus der sculptirten symbolischen Darstellungen in dem harten ungefügigen Crystal de roche lassen vollständig den Charakter des 12. Jahrhunderts erkennen, dem die vorliegende „virga" ihre Entstehung zu verdanken haben dürfte. Noch fügen wir hinzu, dass das ungarische Scepter dadurch eine eigenthümliche Gestaltung gewinnt, indem von den oberen filigranirten Goldlagen mehr als zehn Kettchen (catenuli), woran man kleinere Goldkügelchen erblickt, herunterhängen. Diese kleinen „bullae", die die Stelle der „tintinnabuli" vertreten sollten, haben neben ihrem ornamentalen Zweck gewiss auch noch den anderen praktischen, durch den nicht unangenehmen Klang (sonitus), den sie beim Tragen des Scepters verursachen, das Herannahen des Königs anzudeuten.

Was nun den ganzen Habitus dieses Scepters betrifft, so sei hier nur in Kürze bemerkt, dass dasselbe im Gegensatz zu den übrigen Sceptern, die sich noch aus älterer Zeit im Occidente vorfinden, nicht so sehr den Träger desselben als unumschränkt regierenden Fürsten und Gesetzgeber, der durch das Scepter seinen Willen zu erkennen gab und mit demselben hinweisend seine Anordnungen traf, bezeichnet, sondern die Form desselben deutet vornehmlich auf den kriegerischen Sinn der Nation hin, die in ihrem König zunächst den Kriegshelden erblickte. Desswegen hat auch offenbar das Scepter mehr die Form eines Streitkolben, einer Streitaxt, wie sich von solchen Streitkolben im Nationalmuseum zu Pesth in reicher Verzierung und meistens in edlem Metall mehrere ausgezeichnete Exemplare vorfinden, welche von siebenbürgischen Fürsten und ungarischen Grafen herrühren sollen.

III.

Der Reichsapfel. *(Pomellum, globus.)*

Dieser Reichsapfel als ein „signum potentiae et majestatis" findet sich in analoger Form, wie früher schon bemerkt, jedoch viel reicher und kunstvoller ausgestattet, bei den deutschen Reichskleinodien vor. Es wird später ausführlicher darauf hingewiesen werden, wann der Reichsapfel im Occidente zuerst in Gebrauch gekommen ist, welcher deutsche Kaiser ihn zuerst als ein Geschenk von Rom erhalten hat und welche symbolische Vorstellungen damit zusammenhängen. Hier sei nur in Kürze bemerkt, dass, älteren Symbolikern zufolge, die früheren Reichsäpfel im Innern der ausgehöhlten Kugel mit Erde ausgefüllt waren, herkommend vom Ölberg oder Golgotha. Durch die Anfüllung mit dieser Materie sollte der König in seiner Majestät daran erinnert werden, dass alle irdische Grösse und Herrlichkeit, wie Staub und Asche vergehe, zugleich sollte ihn die Erde vom Calvarienberg auch daran erinnern, dass er vor Allem ein christlicher König sei, woran denselben auch das Kreuz mahnte, mit welchem der kleine „Globus" in der Regel geschmückt war.

Was nun die Form des ungarischen Reichsapfels betrifft im Gegensatze zu der äusserst reichen und zierlichen Gestaltung, welche jener der deutschen Kleinodien besitzt, so will es uns hinsichtlich seiner höchst einfachen und schmucklosen Gestalt scheinen, dass vielleicht der ältere Reichsapfel der äusserlich denselben Reichthum wie das eben beschriebene Reichsscepter gezeigt haben mochte, schon in der Frühzeit des Mittelalters durch kriegerische Zwischenfälle abhanden gekommen ist. Der jetzige Reichsapfel besteht einfach aus einem glatten Apfel von silbervergoldetem Blech im Durchmesser von 9 Centimetres. Auf demselben befindet sich ein Patriarchalkreuz mit doppelten Balken, das sogenannte „croce hyerosolemme", in der Höhe von 8 Centimetres, das ebenfalls wieder in einer Breite von 4 Millimetres, auf beiden Seiten glatt ohne Steinschmuck und Filigran gearbeitet ist. Das einzige Ornament, welches sich heute noch an demselben befindet, besteht aus einem kleinen Wappenschilde, das der Form nach zu urtheilen, aus dem Beginne des 14. Jahrhunderts herrühren dürfte. Dieses Wappenschild nur 1 Centimetre und 8 Millimetres gross, zeigt auf seiner Fläche vier Abtheilungen, und zwar erblickt man auf den sich gegenüberstehenden Feldern auf blauem Grunde die vergoldete Lilie (fleur de lis) und auf den beiden anderen Feldern von der Linken zur Rechten horizontal laufende Querbalken vergoldet auf roth emaillirtem Grunde. Den „fleurs de lis" nach zu urtheilen dürfte dieses Wappen zur Zeit der Könige aus dem Hause Anjou seine Entstehung gefunden haben. Noch ein zweites Wappenschildchen fand sich auf dem Reichsapfel vor. Weil jedoch die Auflöthung schwach war, ist dieses eine Wappenschild bei der letzten traurigen Katastrophe wahrscheinlich verloren gegangen. Das eben beschriebene fand sich gleichfalls bei Wiederentdeckung der Reichskleinodien Ungarns abgelöst vor und wird heute getrennt vom Reichsapfel sorgfältig aufgehoben.

IV.

Fussbekleidungen. *(Tybialia, sandaliae, socculi.)*

Diese Tybialien, die bei dem alten Krönungsapparat von Ungarn die Stelle der heutigen Strümpfe vertraten, bieten kein besonderes Kunstinteresse, da sie nicht wie an den Tybialien der deutschen Reichsinsignien mit kunstreichen Goldstickereien und Inschriften ornamentirt, sondern aus ungemustertem purpurviolettem schwerem Seidentaffet in Form der alten Tybialien zusammengefügt sind. Diese Strümpfe in herkömmlicher Weise aus Seidenzeug zusammengesetzt, wurden, wie es uns scheinen will, bei Krönungen über die anderen Fussbekleidungen gezogen und unter dem Knie befestigt. Es scheinen zu dem älteren Krönungsapparate, ausser der Alba und der Tunica, die heute nicht mehr vorfindlich sind, auch noch reich verzierte Tybialien gehört zu haben, die wahrscheinlich beim Einfalle der Türken in die Hände Suleiman's gefallen und verloren gegangen sind.

Die heutigen Strümpfe sind aus demselben gewebten Seidentaffet angefertigt, der auch als Futterzeug (doublure) in dem heutigen Krönungsmantel im Beginne des 18. Jahrhunderts angewandt worden ist, und scheinen auch aus dieser Zeit die noch vorfindlichen Tybialien herzurühren. Auch die heute noch aufbewahrten Sandalen bieten nicht das geringste Interesse für die Archäologie. Dieselben sind, ebenfalls ohne alle Ornamentation und Stickerei, als ein dürftiges Surrogat für ältere verloren gegangene socculi zu betrachten. Der Form nach zu urtheilen scheinen diese „calceamenta" die ebenfalls wie die Tybialien durch die beklagenswerthe Versenkung in neuester Zeit gänzlich unbrauchbar geworden sind, aus der Zeit König Matthias II. herzurühren. Dafür spricht nicht nur die breite und stumpfe Form ihrer Ausmündung sondern auch der röthliche erloschene schwere Atlas, woraus sie angefertigt worden sind.

V.

Das Schwert. *(Gladius.)*

Unter den Reichskleinodien im Schlosse zu Ofen, von den alten ungarischen Königen herrührend, bietet unstreitig das daselbst aufbewahrte Schwert in formeller und artistischer Beziehung das bei weitem geringste Interesse. Schon bei der jüngsten Wiederauffindung sämmtlicher älterer Kleinodien haben sich mehrere competente Stimmen dahin geäussert, dass dieses Schwert wohl kein hohes Alter beanspruchen dürfe und dass es am allerwenigsten auf die Zeit des heil. Stephan zurückgeführt werden könne. Schon die äussere Form, noch mehr aber das kleine Ornament, das an dem oberen breiten Theile des Schwertes eingravirt ist, nicht weniger die Handhabe des Schwertes selbst, ferner auch das Material sind auch weniger geübten Augen ein deutlicher Beweis, dass das Schwert als ein einfaches Ritterschwert, herrührend aus der Frühzeit der Rennaissance etwa aus der Zeit François I. oder Henri IV. zu betrachten sei. Die Schneide des Schwertes selbst misst in ihrer grössten Länge etwa 72 Centim. Dieselbe mündet in Form eines Dolches nach unten geradelinig in einer Spitze aus. Oben, wo die Schneide ihre grösste Breite zeigt, erblickt man, wenn auch vom Roste stark angefressen, auf beiden Seiten eine einfache Gravirung mit nur einigen Spuren einer früheren Vergoldung. Es zeigen sich nämlich von Laubornamenten mit Fruchtbildungen umschlungen, zwei kleinere Medaillons, mit zwei männlichen Brustbildern, wie sie im Charakter und Costüme der italienischen Renaissance aus dem Beginne des XVI. Jahrhunderts immer wieder angetroffen werden. Die Scheide des Schwertes, so wie der rothe Sammetüberzug am Kreuzgriffe der Klinge ist neuesten Ursprungs.

VI.

Altarkreuz. *(Crux altaris pacificale.)*

Dieses in Filigran reich verzierte Kreuz ist zugleich als Reliquiarium eingerichtet und sind in demselben mehrere Reliquien eingeschlossen. Es bedienten sich dieses in Gran befindlichen Pacificales die Könige Ungarns bei der Krönung, wenn sie, dasselbe erhebend, den Schwur ablegten, die Immunitäten und Gerechtsamen des Landes nach den alten Satzungen aufrecht erhalten zu wollen. Hinsichtlich seiner kostbaren künstlerischen Ausstattung erinnert dasselbe vielfach an die Ferula, die unter den Insignien der Krone Ungarns sich heute noch vorfindet. Dieses Scepter nämlich ist wie das in Rede stehende Kreuz in seinen wesentlicheren Theilen durch Filigranarbeiten im feinsten Gold ebenso reich ornamentirt, wie die vordere und Rückseite dieses Pacificales, und man möchte wegen der Analogie der Technik fast versucht sein, die Anfertigung dieser beiden Stücke, einem und demselben Künstler zu vindiciren. Das Kreuz selbst, aus Goldblättchen angefertigt, misst in seiner grössten Länge 27 Centim., bei einer Breite von fast 22 Centim. und hat die Form eines lateinischen Kreuzes. Die Ausmündungen der vier Kreuzbalken sind verziert nach der, in der romanischen Kunstepoche gewöhnlich vorkommenden Weise des Dreiblattes (trifle), und es tritt als weitere Verzierung noch eine halbkreisförmige Ausladung in den Winkeln hinzu, wo das Dreiblatt sich ansetzt; auch ist das dritte Blatt als Ausmündung seinerseits in drei kleine Blätter getheilt, wodurch dem Ganzen eine zierliche und bewegte Physiognomie verliehen wird. In dem Durchkreuzungspunkt der Querbalken ist wieder eine vierblättrige Rose (Vierpass) durch Filigran-Cordonirung angedeutet, in welchen ein Filigran-Kreuz von gleich langen Querbalken, den vierten Pass ausfüllend, sich befindet, das mit einer Krystallfläche verschlossen ist, in welcher sich anscheinend Reliquien befinden. Leider hat eine ungeschickte Hand, die den Kunstwerth des primitiven Kreuzes in Filigran nicht zu beurtheilen wusste, die vier Zwischenfelder, die durch den Vierpass mit dem darauf befindlichen Kreuze gebildet werden, mit Goldblättchen ausgefüllt, worauf spielende, nichtssagende Ornamente in vielfarbigem Email sich befinden. Diese emaillirten Goldblättchen verdecken die älteren Filigranverzierungen, die sich darunter befinden, wie das eine genaue Besichtigung ergeben hat; ebenso ist auf eine sehr misslungene Weise, wie es den Anschein hat, von einem italienischen Künstler aus Venedig oder Florenz, gegen Schluss des XVI. Jahrhunderts ein sehr stilwidriges Fussstück in Gold mit nichtssagenden Emailverzierungen hinzugefügt worden, das zu der formengerechten Technik des primitiven Kreuzes schlecht passen will. Vielleicht mochte das ursprüngliche Pedalstück des Kreuzes durch langen Gebrauch Schaden erlitten haben, so dass diese unglückliche Erneuerung für nothwendig erachtet wurde.

Dass das Kreuz als Pacificale, mit welchem die Könige Ungarns in der Vorzeit den Schwur der Treue leisteten, früher ebenfalls mit einem Fuss und mit derselben technischen und dem Kreuze übereinstimmenden Ausstattung versehen war, bezeugt die Hinzufügung von drei länglichen

Randflächen, die mit Filigran und Perlen reich verziert sind, wie sie der Goldschmidt um das XVI. Jahrhundert an dem alten schadhaften Fusse abgenommen und seinem neuen Machwerke auf eine unschickliche Weise einverleibt hat. Selbst die Form des Fusses scheint in dessen architektonischer Construction noch einige Reminiscenzen an die alten Formen desshalb zu bieten. Wir haben es nicht der Mühe werth erachtet, jene Theile des prachtvollen Kreuzes, die viel jüngeren Ursprungs sind, und mit dem Kreuze in keiner Harmonie stehen, in einer Zeichnung zu veranschaulichen, es sei daher auch gestattet, in der Beschreibung davon zu abstrahiren, und dafür einige Andeutungen über die ornamentale Beschaffenheit der vorderen und hinteren Façade des Pacificals zu geben.

Nicht nur durch die zierlich entwickelte Filigranarbeit, sondern auch durch den schönsten Schmuck der Edelsteine zeichnet sich die vordere Seite bedeutend von der Rückseite aus: sämmtliche Filigranarbeiten stehen auf der Hauptseite ziemlich frei und hoch auf. Das aufgelöthete Filigran in den Goldblechen dient ähnlich wie an dem Reichsapfel und den Kleinodien Deutschlands blos dazu, um als Stilchen hier zur Aufnahme von kleinen Rosen, Fruchtbildungen und Blättchen zu dienen, die äusserst fein in Gold aufgelöthet sind. Jedes der vier Rosenblätter ist in der Mitte mit einem länglichen Saphir verziert, der in Goldleisten von derber Fassung befestigt ist. Diesen umgeben 4 bis 5 grössere orientalische Perlen, die in einer Filigran-Einfassung contourirt sind. Die Amethysten, welche in dem Blatt auf der Ausmündung der Rose angebracht sind, sind nicht primitiv, wie das nicht nur die Facettirung dieser Steine beweist, sondern auch die andere Einfassung derselben. Dessgleichen sind auch auf dem Filigrankreuz des mittleren Vierpass die Smaragde, wie es scheint, zur selben Zeit, als der Fuss hinzugefügt wurde, angesetzt worden. Für die Echtheit derselben wollen wir vorläufig nicht einstehen. Übrigens wurde leider das schöne Kreuz in seiner vorderen, reichgeschmückten Façade sehr entstellt durch eine ungeschickte Hinzufügung von 4 kleinen Krystallkreuzen, die auf den 4 Flächen der Kreuzbalken unschön angebracht sind, wo früher sich länglich geformte Amethysten oder Rubinen befanden; es wird dies auch durch die Cordonirung und Einfassung angezeigt, die sich unter den Glaskreuzen des oberen Kreuzbalkens befindet.

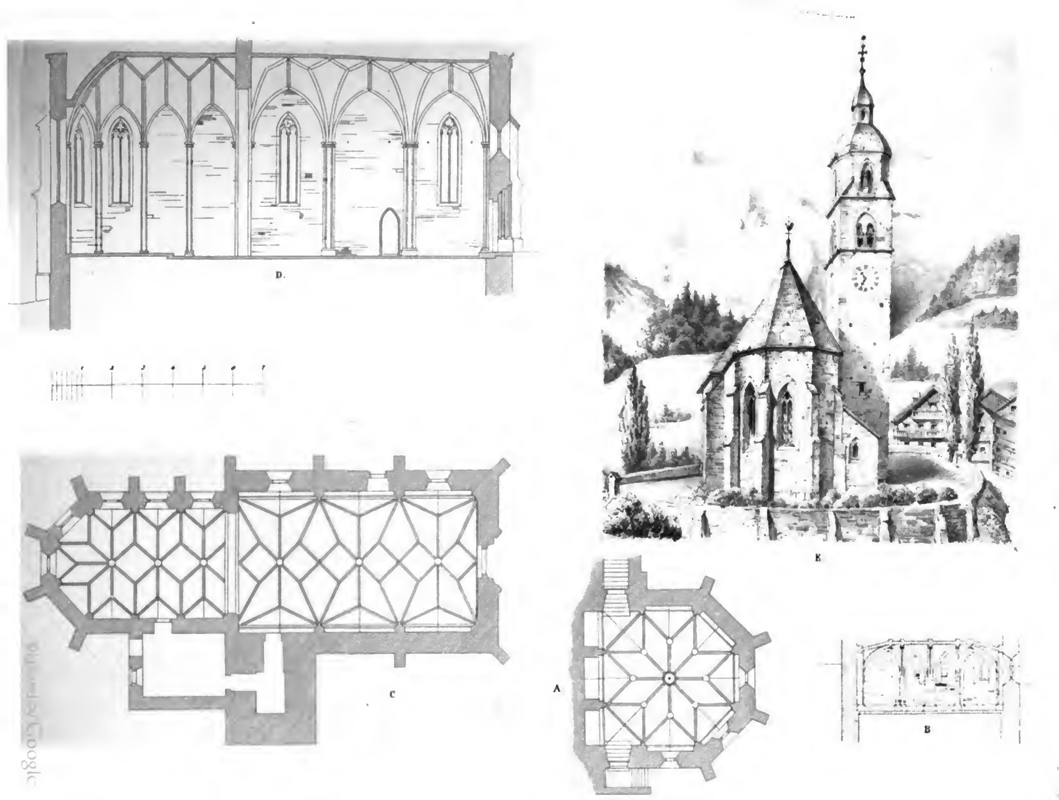
Die hintere Seite des Pacificales ist einfach, mit Filigranverzierungen in gefälligen Verschlingungen ornamentirt und es befindet sich hier kein Schmuck von Perlen und Edelsteinen. Auf der rosenförmigen Ausmündung der 4 Balken erblickt man hier ziemlich stark hervortretend vier runde Kapseln in einem Durchmesser von 3·3 Centim., die sich in Form einer Kapsel öffnen lassen und offenbar den Zweck trugen, als Repositorium zur Verschliessung von Reliquien angewandt zu werden. Der mittlere Vierpass auf der Durchkreuzung im grössten Durchmesser von 8 Centim., correspondirend mit dem ähnlichen Vierpass auf der vorderen Fläche ist auch hier sehr unschön von der Restauration des XVI. Jahrhunderts mit einer analog gestalteten Goldplatte verdeckt, die im Innern das unkünstlerisch getriebene Standbild der Himmelskönigin zeigt, als immaculata regina stehend auf dem Monde, umgeben von der Sonne mit der Inschrift in blauem Email: Regina coeli patrona Hungariae. Auch die ziemlich breiten Seitenwände (1·3 Centim.) dieses reichverzierten Pacificales der ungarischen Krone entbehren nicht des Detailschmuckes, denn man erblickt dem ganzen Kreuze entlang eine kleine Bogenstellung von Filigran, in welcher in derselben Technik zugleich die Capitäle und Sockel durch Goldpunkte angedeutet sind. Auch dürfte es nicht schwer fallen, bei der so stylistisch ausgeprägten formellen Einrichtung des Kreuzes respective des ersten Aufrisses desselben mit ziemlicher Sicherheit die Jahreszahl der Entstehung desselben annähernd zu fixiren. Nach Analogie mit mehreren anderen kirchlichen Kunstobjecten in Filigran dürfte das Kreuz seine Entstehung zu jener Zeit gefunden haben, wo die Goldschmiedekunst den Höhepunkt der technischen Ausbildung erstiegen hatte, was unstreitig gegen Schluss der romanischen Kunstepoche unter der Regierung der letzten Hohenstauffen der Fall war. Nach Analogie eines vollkommen ähnlichen Kreuzes mit Doppelbalken, das die Pfarrkirche St. Johann zu Burdscheid bei Aachen heute noch besitzt (herrührend aus einem früheren Kloster der Kreuzherren in der Nähe von Mastricht) wird auch das ungarische Pacificale zur Zeit der Regierung der Arpaden gegen Schluss des XII. oder Beginn des XIII. Jahrhunderts seine Anfertigung von der Hand eines sehr geübten Goldschmiedes gefunden haben. Es wäre im Interesse dieses merkwürdigen Pacificales gerecht, zu verfügen, dass bei einer künftigen Restauration sämmtliche Zuthaten der späteren Zopfzeit mit Einschluss des Fusses entfernt und von Meisterhand nach Analogie von allen Pedalstücken in Filigran stilgemäss wieder ergänzt würde.

Die alten Baudenkmale des Iselthales in Tirol.

Von G. Tinkhauser, k. k. Conservator für den Brixner Kreis in Tirol.

(Mit einer Tafel.)

Eines der grössten und merkwürdigsten Thäler von Tirol ist das Iselthal, welches sich mit den Seitenthälern Virgen, Windisch-Matrei und Kals von der gewaltigen Gebirgskette des Krimmler, Velber und Kalser Tauern bei Lienz in das freundliche Drauthal herabsenkt. Da wo sich die beiden Thäler vereinigen, breitet sich eine schöne und weitgedehnte Ebene von fruchtbaren Feldern und grünendem Wiesengrund aus. Zahlreiche Ortschaften an der Thalsohle und auf dem Mittelgebirge beleben die Landschaft, und halbverfallene Burgen erinnern an die edlen


D.
E
C
A
B

und mächtigen Geschlechter, welche einstens in dieser Gegend blühten. Den Eingang in das Iselthal beherrscht die Stadt Lienz; rechts thürmen sich die Mauern des stolzen Schlosses Bruck, links ragt auf dem Hügelgelände die majestätische Pfarrkirche zum h. Andreas empor. Wir bewegen uns hier auf einem classischen Boden für die alte und mittlere Geschichte Tirols. Die Stadt Lienz hat ihren Namen vom alten Loncium entlehnt, welches sich nördlich von der jetzigen Stadt auf dem mit Dörfern und Obstgärten besetzten Bergeshang von Oberlienz bis Dewant gelagert hat. Es war eine römische Municipalstadt, und bildete eine Station an der vielbesuchten Handelsstrasse, welche Aquileja mit Augsburg auf der kürzesten Linie über den Kärntner Kreuzberg, Loncium, Aguntum und Veldidena verband. Die vielen römischen Münzen und ansehnlichen Denkmale, welche man in dieser Gegend gefunden hat, und die zum Theil noch aufbewahrt werden, sind die treuesten Zeugen römischer Herrschaft und Cultur. Die Spuren derselben rufen uns sogar in die abgelegenen Thäler Windisch-Matrei und Virgen, ja selbst in das Mölllthal zu den uralten tauriscischen Goldgruben.

Gegen das Ende des VI. Jahrhunderts drangen die Wenden in das Pusterthal ein und besetzten die Gegenden bis Anras und Windisch-Matrei. Die slavischen Orts- und Familiennamen, denen man in diesen Gegenden allerwärts begegnet, beweisen, dass sich ihre Nachkommen bis auf den heutigen Tag noch erhalten haben.

Gewaltige Kämpfe wurden zwischen ihnen und den Bojoariern geschlagen. Ob das alte Loncium bei dem verheerenden Andrang dieser Völker oder später, wie die Sage meldet, durch einen Bergsturz zerstört worden sei, oder ob beide Missgeschicke die armen Bewohner getroffen haben, lässt sich nicht bestimmen. Die Trümmer von Säulen, Bogengängen, Mussivböden u. s. w., welche man vor einem Jahrhundert in der Nähe von Lienz zwischen Nussdorf und Dewant ausgegraben hat, sind zu wenig untersucht worden, als dass man daraus einen Schluss ziehen oder eine Vermuthung schöpfen könnte. Unbekannt ist auch, wann die Stadt in ihren jetzigen Standort an den Ufern der Isel verlegt worden ist. Seit der Theilung der tirolisch-görzischen Lande (1271) war Lienz eine beliebte Residenz der görzischen Linie und schwang sich zu hoher Blüthe und zu einem ansehnlichen Wohlstand auf. Viele Edlen hielten sich hier im Dienste der reichen und mächtigen Grafen auf. Lienz erhielt ein Burggrafenamt und eine eigene Münze. Mit dem Tode Leonhard's, des letzten Grafen von Görz (1500), sank es zu einem einfachen Landstädtchen herab. Der Adel verliess nach und nach die Stadt,, und die meisten Burghalden in der Umgebung zeigen nur mehr Ruinen oder kaum erkennbare Spuren dahin geschwundener Zeiten.

Aus den Zeiten der Grafen von Görz haben sich in Lienz nur mehr zwei bedeutende Bauwerke erhalten, nämlich die Pfarrkirche und das Schloss Bruck. Die Pfarrkirche zum h. Andreas Apostel erhebt sich abseits von der Stadt am linken Ufer der Isel auf einem Hügel, wo man eine sehr freundliche Aussicht über das ganze Thalgebäude geniesst. Sie bildet einen gothischen Bau von ansehnlicher Grösse mit drei Schiffen im Langhaus, wovon das mittlere die beiden anderen überragt. Im Jahre 1444 brannte die alte Pfarrkirche mit der Stadt ab; in wenigen Jahren ward die jetzige erbaut, welche Benedict, Erzbischof von Tiberias, am 9. October 1457 eingeweiht hat. Weder an den Pfeilern, worauf die Arcaden der Schiffe ruhen, noch im Gewölbe, ja nicht einmal an der steinernen Kanzel bemerken wir schöne Formen. Die masslos grobe Tünche, womit man die ganze Kirche belegt hat, scheint viele Theile zu verdecken. Der Chor ist, so viel ich mich erinnere, durch Bauten in späterer Zeit verunstaltet worden und das Presbyterium, welches im Jahre 1738 sammt dem Thurm durch einen Blitzstrahl theilweise zerstört worden ist, hat nun ganz den Baustyl und die Ornamentik der damaligen Zeit.

Merkwürdig an dieser Kirche ist, dass sie auch zugleich als fürstliches Mausoleum diente. Diese Bestimmung findet sich deutlich in den Bautheilen der Seitenschiffe ausgedrückt. Jedes derselben ist nämlich mit einem starken Fronbogen quer durchschnitten und gleichsam abgetheilt. Von diesem Bogen bis zum Abschluss am Presbyterium sind die Seitenwände der Nebenschiffe mit zierlichen Schrägen ausgestattet, so dass diese Räume förmlich ausgeschieden und mit Absicht vor anderen ausgezeichnet erscheinen. Hier befanden sich auch wirklich zwei vom Boden bedeutend erhabene Grabmonumente mit kunstbarer Steinarbeit. Auf der Evangelienseite war das Grabmal Leonhard's, des letzten Grafen von Görz. Darunter lag eine kleine Gruft, in der aber nie eine Leiche beigesetzt worden ist. Wenigstens hat man davon keine Spuren gefunden. Gegenüber, nämlich im Seitenschiff auf der Epistelseite, erhob sich das Grabmal der Burggrafen von Lienz. Später hat sich der prunkliebende Gerichtsherr Michael Freiherr von Wolkenstein ein ähnliches Monument im Mittelschiffe setzen lassen. Diese drei Denkmale erhielten sich in der Kirche bis gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts, um welche Zeit sie um Raum zu gewinnen auf Anordnung des Decans und Pfarrers Johann Wilhelm v. Sterzinger eingesenkt worden sind. Die drei prächtigen Steine, welche mit ihren schönen Wappen und Schildungen die Grabhügel deckten, sind jetzt in der Kirche aufgestellt und die Trümmer der kunstvoll gemeisselten Sockel liegen zerstreut im Friedhof herum. Eine eigenthümliche Form zeigt sich an den Portalen dieser Kirche und diese Form habe ich in der ganzen Umgebung von Lienz vorherrschend gefunden. Das innerste Glied, d. h. die eigentliche Thür, hat den Rundbogen, über welchem sich die Stäbe und Hohlkehlen der Einschrägung im Spitzbogen vereinigen.

Aus dem Friedhof gelangt man in die Krypta, welche den Unterbau des Presbyteriums bildet. Das schmutzige

Aussehen und die ganz miserable Einrichtung sind zwar nicht einladend, aber wir finden hier die beste Structur im ganzen Bau, nämlich ein sehr schön gegliedertes Netzgewölbe, welches ein vollständiges Achteck umgibt. Die fünf Seiten des Achteckes, welche den Chor der Kirche abschliessen, senken sich in den Unterbau hinab und werden hier durch drei Gurten, welche in der Wand und auf zwei vorspringenden Säulen aufsitzen, zum ganzen Achteck fortgeführt. Über dieses schwingt sich das schöne Gewölbe, welches von einem starken Mittelpfeiler getragen wird, und aus ganz regelmässig geometrischen Figuren zusammengesetzt ist. (Vergl. Tafel VII, Fig. *A* und *B*.)

Das zweite bedeutende Gebäude, welches uns in Lienz aus der Görz'schen Periode gezeigt und von den Reisenden sehr häufig besucht wird, ist das Schloss Bruck, welches sich am rechten Ufer der Isel auf einem zum Theil bebauten und mit Bäumen bewachsenen Felshügel erhebt. Es bewacht den Eingang in das Iselthal, und die ganze Gegend weithin beherrschend bietet es eine herrliche Fernsicht. Die weitläufigen Gebäude, wie sie jetzt zu sehen sind, gehören verschiedenen Zeiten an. Einige reichen in die romanische Periode hinauf und stammen wahrscheinlich aus der zweiten Hälfte des XIII. Jahrhunderts. Unter diesen nimmt den ersten Platz die romanische Burgcapelle ein. Der Grundriss zeigt ein Quadrat mit der anliegenden Apsis, der Aufriss aber zwei Stockwerke, wovon das obere von dem untern in der Apsis durch ein Gewölbe, im Quadrate aber durch einen hölzernen Umgang getrennt wird. Jedes Stockwerk hatte einen Altar, jetzt sind nur mehr die gemauerten Altartische zu sehen. Über den Apsiden steigt der Rundbogen auf, das Quadrat aber wird von einem gothischen Kreuzgewölbe umspannt. Die Capelle wird jetzt ganz vernachlässigt und dem Verfalle preisgegeben. Der Umgang ist morsch und das Mauerwerk klüftet, so dass die Gefahr des Sturzes nur durch die Verbindung mit den andern Gebäuden vor der Hand beseitiget ist. Die Capelle ist beinahe ganz bemalt. Einzelne Bilder haben sich noch ziemlich gut erhalten; sie stammen nach meiner Meinung aus dem XV. Jahrhundert. Die vorzüglichsten sind und zwar im unteren Stockwerke einige Figuren von Heiligen, zwischen und neben den engen romanischen Fenstern, dann an der Wandfläche des Quadrates rechts, d. i. auf der Evangelienseite das Hinscheiden Mariens; im oberen Stockwerk links an der Wand Christus am Ölberg, rechts die Vorstellung, wie Maria über ihre Pflegekinder, unter welchen die Görz'sche Familie den vorzüglichsten Platz einnimmt, den Schutzmantel breitet.

In der Mauer am Schlosseingang war vor einigen Jahren noch ein römischer Arastein zu sehen, welcher in zwei Feldern eine Venus Leda und Castor mit der Lanze und dem Pferde vorstellte. Er wurde in das städtische Rathhaus übertragen.

Von Lienz führt eine ziemlich gute Strasse nordwestlich durch das äussere Iselthal neben den mit Gesträuch und Bäumen bewachsenen Ruinen der alten Veste Kienburg vorbei nach Windisch-Matrei, und von da gegen Westen ein steiler Weg am Rande jähabschüssiger Bergeshänge in das Thal Virgen. Drei nicht unansehnliche Ortschaften lagern hier nach einander, nämlich Mitteldorf, Virgen und Obermauern. Im letzteren finden wir die schöne gothische Kirche, welche uns nun beschäftigen soll. Diese erhebt sich auf einem rasigen Hügel, von wo aus man das ganze Thal bis gegen Matrei überschaut. Zahlreiche Wallfahrer kommen daher zu dieser freundlichen Stätte, um U. L. Frau, welcher die Kirche geweiht ist, ihre Verehrung darzubringen und den mächtigen Schutz derselben zu erflehen. Aus den Opfergaben dieser frommen Waller ist auch die Kirche gebaut worden. Den äusseren Anblick stört der Thurm, welcher das Spitzdach verloren und dafür einen Kuppelbau erhalten hat. (Vergl. Taf. VII, Fig. *C, D, E*.)

Der Grundriss zeigt ein einfaches Schiff und das Presbyterium, welches mit drei Seiten des Achteckes abgeschlossen wird. Die Massen der einzelnen Theile sind nach einem bestimmten Grundverhältniss streng durchgeführt. Dieses Grundverhältniss ist 4:7. So verhalten sich die Travéen des Schiffes zur Breite desselben, die Breite des Schiffes zur Länge desselben, die Länge des Schiffes zur Länge der ganzen Kirche, die Länge des Viereckes im Presbyterium zur Länge des Schiffes, und die Breite des Presbyteriums zur Länge desselben mit Einschluss des Fronbogens. Das Gewölbe ist ein leichter, lebendiger Bau; die einzelnen Felder zeigen strenge geometrische Figuren; die Giebelpunkte, wo die Rippen sich durchkreuzen, sind mit Heiligenbildern oder Wappenschildungen ausgezeichnet.

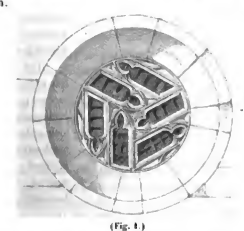
Der Fronbogen trägt die Jahreszahl 1456 und das Monogramm F. Die Bauart und Gliederung des Gewölbes im Schluss des Presbyteriums ist ganz die nämliche, wie in der Krypta zu Lienz, so dass sich derselbe Baumeister nicht verkennen lässt, den wir übrigens auch in den Portalen wieder finden werden.

Die Wandsäulen, sowohl im Langhause, als auch im Presbyterium, steigen in schöner Gliederung auf. Die erstern sind aus dem halben Würfel mit vorgelegtem Stab und tief in Hohlkehlen eingezogenen Kanten, die letzteren aus drei zusammengesetzten Stäben gebildet. Das Capitäl ist durchaus der umgekehrte attische Fuss. Sowohl die Säulen, als auch die Rippen sind aus feinem Tuff gemeisselt. Dasselbe Materiale finden wir auch an der Kanzel, in den Fenstern und am schönen Westportal. Fenster erscheinen nur an der Südseite und im Schluss des Presbyteriums. Diese Anordnung finden wir bei den gothischen Kirchen, man kann sagen, in allen kälteren und höher gelegenen Ortschaften unseres Vaterlandes. Offenbar wollte man dadurch die kalten und erstarrenden Nordwinde abhalten. Die Form der Fenster zeigt fast durchaus noch den reinen gothischen Styl. Die Pfosten haben eine einfache Gliederung, das Masswerk ist verschieden und durchaus sehr schön gebildet. Wir finden

darin den Dreipass, den Vierpass und auch die Fischblasen, aber von der besten Art.

Die ganze nördliche Seite ist bemalt mit Vorstellungen aus dem Leben und Leiden unsers Erlösers Jesus Christus. Die einzelnen Vorstellungen bilden vierseitige Felder, welche hart an einander gereiht sind. Auch die Südseite des Presbyteriums trägt ein grösseres Gemälde, da wo die Fenster fehlen. Dieses stellt das Hinscheiden, die Himmelfahrt und die Krönung Mariens vor, und hat die folgende Unterschrift:

Hoc op' fecit fieri dn' paulus Schweinacher cappellan' in castro rabnstain anno domini M°CCCC. LXXXVI. Jar. Diese Gemälde sind von verschiedenem Werth und stammen wahrscheinlich von mehreren Meistern. Das schönste ist jenes, welches ein Sacramenthaus vorstellt und neben dem Hochaltar auf der Evangelienseite angebracht ist. Die schönen gothischen Gebilde, in lebensvollen Farben mit grosser Kunstfertigkeit ausgeführt, gewähren wirklich einen überraschenden Anblick und fesseln das Auge des Beschauers mit zarten Banden. Zu beiden Seiten des Leibes sind mehrere Inschriften zwischen den Stäben und Fialen eingeflochten, welche sich auf das heiligste Altarsacrament beziehen: Est Deus hic tantus, quantus de Virgine natus — Te ergo quae sumus, tuis Famulis subveni, quos pretioso sanguine redemisti etc. etc. Auf derselben Seite des Presbyteriums sind mehrere grosse Wachskerzen aufgestellt. Diese bilden die Abzeichen der Gemeinden, welche hieher zu wallfahren pflegten. Einige von denselben halten noch jetzt die fromme Gewohnheit ihrer Väter ein, und erscheinen alljährlich in feierlicher Procession bei der hilfreichen Gottesmutter in Obermauern. Jede Kerze trägt den Namen der Gemeinde, welcher sie angehörte. Die folgenden Namen sind noch jetzt zur Erinnerung vorhanden: Gsiess, Tilbach, h. Blut, Igelsdorf, Villgraten, Assling, Kals, Gilgen, Windisch-Matrei und Virgen. Eine Kerze ist ohne Namen.



(Fig. 1.)

Die Westseite der Kirche zeigt von Aussen ein sehr schönes Portal, über welchem man ein Rundfenster der seltensten Art erblickt. Das Portal hat eine tiefe Einschrägung mit reicher Gliederung von Stäben und Hohlkehlen. Hier erscheint wieder die nämliche Eigenthümlichkeit, wie in Lienz; dass nämlich das innerste Glied den Rundbogen trägt, die Einschrägung aber im Spitzbogen aufsteigt. Das Rundfenster ist ein artiges mit grosser Fertigkeit durchgeführtes Spiel einer reich begabten künstlerischen Phantasie. Es umrahmt sechs gothische Fenster, welche sich zart zusammenschmiegend unter einander verschlingen, und mit ihren Pfosten und Pässen das Masswerk des Rundfensters bilden. (Fig. 1.)

An den übrigen Seiten bemerkt man von Aussen mehrere steinerne Reliefs und das an den Kirchen in Tirol so oft wiederkehrende Gemälde des riesenhaften St. Christophorus. Dieses ist nächst dem Eingang an der Südseite angebracht und bietet eben nichts merkwürdiges, ausser dass es mit einer Inschrift den Namen des Meisters kundgibt: „Das Gemel hat gemacht Sebastian maller, Purger zu Lünz (Lienz) M. CCCC. LXVIII.“ Unter den Reliefs ist das am Thurm wegen des sehr hohen Alters, und das an der Südseite des Presbyteriums hart am Sockel eingemauerte auch wegen der künstlerischen Ausführung zu bemerken. Das erstere stellt die göttliche Mutter mit dem Jesuskindlein vor, zu den Füssen des Heilands kniet der Donator. Die Arbeit hat in künstlerischer Beziehung keinen Werth, reicht aber in ein sehr hohes Alter hinauf, wenigstens in ein bedeutend höheres als die jetzige Kirche, da man noch deutlich die bemalten Flächen des Steines erkennt. Bedeutend älter als die Kirche ist auch das andere Relief, welches wir hier im Holzschnitt abgebildet wiedergeben. (Fig. 2.) Man erkennt es deutlich, dass es nur ein Bruchstück



(Fig. 2.)

ist, welches man wahrscheinlich von der alten Kirche erhalten, und beim Bau der jetzigen verwendet hat. Dieses hat aber auch in künstlerischer Beziehung nach meiner Meinung einen sehr hohen Werth. Die Composition ist gut, der Ausdruck mild und edel, die Technik eben den Kenntnissen der Zeit entsprechend. Unter allen Figuren tritt die göttliche Mutter mit dem Christuskindlein heraus, vor ihr erscheinen die h. drei Könige. Es ist sehr zu bedauern, dass der Kopf des Kindes theilweise zertrümmert ist. Ich möchte dieses

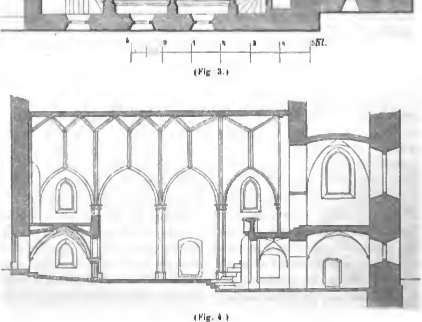
Relief in die letzte Zeit der romanischen Periode hinaufschieben. Die ganze Darstellung und Anordnung ist nach der ältesten Art, und gerade so, wie man sie in der ἑρμηνεία τῆς ζωγραφικῆς vom Berge Athos vorgeschrieben findet, so dass ich durch wortgetreue Anführung dieses Textes unser Bildwerk am besten beleuchten kann: „Anbetung der Magier. Ein Haus, und die Heiligste sitzt auf einem Sessel und hält Christus, welcher segnet, als einen Säugling. Und vor ihr sind die drei Magier und halten die Geschenke in goldenen Kistchen. Der eine von ihnen ist „ein Greis mit langem Barte, unbedeckt, auf den Knien, schaut auf Christus; mit der einen Hand hält er das Geschenk und mit der andern seine Krone. Der andere ist mit keimendem Barte, und der dritte ohne Bart. Sie schauen einander an und zeigen sich Christum. Hinter der Heiligsten steht Joseph und staunt. Ausser dem Hause hält ein Jüngling drei Pferde am Zaume. Und es erscheinen die drei Magier wieder auf einem Berge; sie sitzen auf ihren Pferden und kehren in ihr Land zurück und ein Engel voran zeigt ihnen den Weg [1])." Die zweite Darstellung fehlt, da der Stein eben nur ein Bruchstück ist.

Auf dem Wege von Virgen nach Windisch - Matrei schweift das Auge mit Vergnügen über das anmuthige Hügelland jenseits am Ausgang des Thales, wo auf einer sanft aufsteigenden Bergeshalde inmitten von fruchtbaren Feldern und beschattenden Bäumen ein altes Kirchlein zur Einkehr einladet und dem Freunde des Alterthums und der Kunst einen angenehmen Genuss bietet. Es ist dies das alte Wallfahrts-Kirchlein zum heiligen Nikolaus, welches sich über dem Weiler ganz südwestlich von Windisch-Matrei erhebt und eine Filiale dieser Pfarre bildet. Die erste Erwähnung von dieser Kirche finde ich in Urkunden von den Jahren 1346 und 1355. Ferner meldet das Pontifical-Protokoll des Chiemseer Bischofs Berchtold Pürschinger, welcher zugleich das Amt eines Weihbischofs von Salzburg verwaltete, dass er am 3. Juni 1516 diese Kirche sammt dem Altar zu den vierzehn Nothhelfern eingeweiht habe. Die nähere Untersuchung des Baues führt zur vollkommenen Übereinstimmung mit den oben angeführten Urkunden. (Fig. 3 und 4.)

Diese Kirche hat nun eine ganz eigenthümliche Gestalt. Der ganze Grundbau, also die Umfangsmauern, die Apsis mit der Empore darüber, das Portal an der Westseite und ein Theil des Thurmes gehören der romanischen Periode an, und stammen nach meiner Meinung aus dem Ende des XIII. Jahrhunderts. Hingegen das gothische Gewölbe, welches das Langhaus umschliesst, die Wandsäulen, durch welche es getragen wird, und die Empore an der Westseite, wo der Altar zu den 14 Nothhelfern aufgestellt ist, wurden am Anfang des XVI. Jahrh. gebaut. Daher war eine Einweihung der Kirche und des letztgenannten Altars nothwendig, und wurde, wie schon oben erwähnt worden ist, auch wirklich vollzogen.

Der gothische Bau erregt kein Interesse; aber vom romanischen haben sich mitunter sehr merkwürdige Überbleibsel erhalten, welche uns nun beschäftigen sollen.

Den Bau schliesst gegen Osten ein starker mit dickem Mauerwerk versehener Thurm, woran romanische Überreste sich nicht verkennen lassen, obgleich er bei der Überwölbung des Langhauses, da der aufstrebende Spitzbogen ein anderes Kirchendach forderte, erhöht worden, und wieder



(Fig. 3.)

(Fig. 4.)

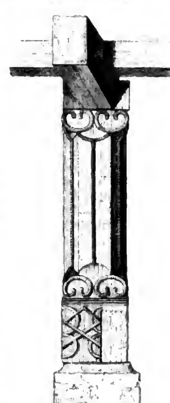
[1]) Nach der Übersetzung des Godeh. Schäfer, Trier, in der Fr. Lintz'schen Buchhandlung 1855. Dieses interessante Werk verdient vorzüglich Beachtung, da es den Typus der byzantinischen Kunst genau bezeichuel, und zugleich das Verhältniss und den Einfluss derselben auf die romanische und gothische Kunst darlegt.

im Jahre 1778 wegen der Feuersbrunst, welche das ganze Dach zerstörte, mancherlei Abänderungen und Umbauten erfahren musste. Den innern Raum des Thurmes nehmen die zwei übereinander gelegten Apsiden ein. Jede derselben umschliesst demnach ein Viereck, über welches sich das romanische Kreuzgewölbe schwingt. Der obern Apsis, welche wir früher Empore nannten, ist eine Gallerie vorgelegt, welche auf zwei in die Quere gezogenen Bögen ruht. Zur unteren Apside steigt man über drei Stufen hinab und tritt durch die Bogen der Gallerie ein. Hier ist der Altar des h. Nikolaus. An den Wänden und im Gewölbe sieht man mehrere Gemälde, welche aber, so wie sie jetzt sind, aus einer jüngern Zeit stammen. Ich möchte hier die alte Krypta finden und glaube, dass der ursprüngliche Eingang vom Langhaus erst später zum weiten Bogen umgebildet worden ist. Zur obern Apsis gelangt man über zwei Stiegen, welche zu beiden Seiten der Gallerie hinaufführen. In dieser Apsis, welche ein romanischer Fronbogen vom Langhaus trennt, ist der Altar des h. Georg. Die drei Seitenwände sind mit sehr merkwürdigen Gemälden geziert, welche durch die Tünche herausleuchten und theilweise sich derselben entlediget haben. An vielen Stellen nämlich hat sich die Tünche selbst abgelöst, und so sind einzelne Theile der Bildwerke wieder deutlich hervorgetreten. Sie bilden an einander gereihte Tafeln, von denen eine jede ein Heiligenbild umschliesst. Für die Kenner bringe ich einige Schriftproben von den beigefügten Namen:

S.UINCENTI9.
S.SEBASTIAN9.
MARCELL9 PP.

Sämmtliche Figuren haben eine steife Haltung, lang gestreckte Gesichter mit orientalischem Typus. Die Bischofsmütze, welche sie tragen, zeigt die Form des XIII. Jahrhunderts. Nach meiner Ansicht dürften diese Gemälde fast gleichzeitig mit der Kirche verfertigt worden sein, also am Ende des XIII. oder am Anfange des XIV. Jahrhunderts.

Vor dem Thore an der Westseite, welches immer geschlossen bleibt, ist ein ärmliches Vorhaus angelegt, welches nun völlig vernachlässigt wird und dem Ansehen nach jetzt den Heerden zum Schutze gegen Regen oder Sturm dient. Ober dem Thore hat sich unter dem schützenden Dach ein Frescobild erhalten, welches mir sehr merkwürdig scheint. In diesem Bilde sehen wir die Wiege der Kunst treulich abgebildet. Bei aller Unbehilflichkeit in der Zeichnung sind die Contouren doch mit einer gewissen Kühnheit gezogen. Sie formen und beherrschen das ganze Bild. Die Farben, welche beinahe ganz ohne Schattirung aufgetragen sind, füllen die Räume zwischen den Contouren aus, geben aber einen guten und ansprechenden Ton. Der Bischof, welcher neben der Mutter Gottes steht, ist ohne Zweifel St. Nikolaus; er trägt eine Mitra, wie sie im XIII. Jahrhundert noch gebräuchlich war. Unten am Kreuzesstamme ist ein Apostelzeichen, wahrscheinlich von der ersten Consecration erhalten. Mitten in diesem Vorhause steht ein hölzerner Pfeiler, welcher auf einem unförmlich behauenen Steine ruht und die Kreuzung des Dachgebälkes stützt. Diesem Umstande wird man es auch zuschreiben müssen, dass er sich so lange erhalten hat. Ich lasse hier eine treue Abbildung folgen. (Fig. 5.)


(Fig. 5.)

Nach meiner Ansicht finden wir hier wieder ein Überbleibsel vom ersten Bau, also aus der romanischen Periode. Die ganze Arbeit ist roh, ohne schöne Form, und verdient die Aufmerksamkeit, welche wir ihr weihen, lediglich nur wegen des Alterthums. Der Schaft ist achtseitig und trägt eine Art des Würfelcapitäls, dessen Kanten an die rückweichenden Seiten des Achteckes mittelst eines knollenartigen Ansatzes (Eckblatt) sich anschmiegen. Die gleiche Gestalt hat das Fussgesims des Pfeilers. Auf dem Sockel sehen wir eine Art des romanischen Rautenschmuckes, im Capitäl und im Fussgesims an einander sich schmiegende Ringe; über die Seiten laufen Schnüre herab. Die ganze Gestalt hat etwas phantastisches und ungewöhnliches an sich, wie es dem romanischen Styl eigenthümlich ist.

Hiemit schliesse ich diesen Bericht, welcher eben keine andere Bestimmung hatte, als eine kurze Beschreibung der genannten Baudenkmale zu geben und einige Beiträge zur vaterländischen Kunstgeschichte zu liefern.

Über den Werth von Grabdenkmalen und ihren Inschriften, wie auch über die Anlegung eines Corpus Epitaphiorum Vindobonensium.

Von Joseph Bergmann.

II.

Historische Notizen über die fünf Familien, deren Grabsteine im Franciscanerkloster zu Neustadtl in Unterkrain sind.

Die alterthümliche Familie von Villanders.

Zu den ältesten Geschlechtern Tirols gehört das der Edlen von Villanders, welches seinen Namen vom Sonnenberge von Villanders unweit Klausen trägt. Die Stelle, an der die Veste oder der Edelsitz Villanders einst gestanden, ist nunmehr nicht mehr nachweisbar. Beda Weber und Dr. Staffler haben in ihren trefflichen Werken über Tirol, dann ausführlicher die „Neue Zeitschrift des Ferdinandeums für Tirol und Vorarlberg“, Innsbruck 1845. Bldchen. X. S. 121 ff. über dieses Geschlecht gesprochen. Auf Grundlage dieser Arbeiten wollen wir dasselbe mit mehreren historischen Beisätzen in diesen Blättern unsern Lesern vorführen, und den Grabstein des Letzten, der den Namen Villanders trug (Fig. 1), abgebildet vorlegen.

Dieses Geschlecht theilte sich in zwei Linien, als: *a)* in Edle von Villanders, die diesen Namen bis zu ihrem Erlöschen mit Wilhelm im J. 1547 führten, und *b)* in Villanders zu Pradell (richtiger als von Pardell, vom roman. prato oder prado), die sich auch von Trostburg bei Kollmann nannten. Aus diesen ging das Geschlecht der Wolkensteiner hervor. Nach Beda Weber[1] erwarb Randolf von Villanders, der als Dienstmann Meinhard's II. Grafen von Tirol dem K. Rudolf gegen seinen Nebenbuhler K. Ottokar wichtigen Beistand leistete, nach langen Verhandlungen 1309 für sein Haus im Hintergrunde des Thales Grölen das auf steilem Felsen gelegene und häufig von Wolken umlagerte Schloss Wolkenstein durch Kauf von dem längst erloschenen Edelgeschlechte der Maulrappen. Nach dessen Tode 1319 trat sein Sohn Konrad in den Besitz einer ansehnlichen Gütermasse am rechten und linken Eisackufer, vereinigte 1325 die Wappen von Pradell und Wolkenstein, nannte sich zuerst von Wolkenstein und wird somit als Stammvater des berühmten gräflich von Wolkenstein'schen Geschlechts gehalten. Die Namen von Villanders, Wolkenstein und Welsperg, welche im J. 1564 das Wappen der v. Villanders annahmen, erscheinen 1361 unter den Landständen in Tirol.



(Fig. 1.)

Das ganze Geschlecht von Villanders in seinem Zusammenhange seit der Mitte des XII. Jahrhunderts darzulegen, führte uns von unserem Zwecke zu weit ab und wir beginnen mit Eckhard IV. Dieser war Besitzer des Schlosses Trostburg am Eisack, von dem er sich bisweilen „von Trostburg“ nannte, starb im J. 1386 und fand zu Neustift ob Brixen seine Ruhestätte. Er hinterliess in seinem Testamente 1382 das Schloss Trostburg mit Leuten und Gütern seiner einzigen Tochter Katharina, Gemahlin Friedrich's von Wolkenstein aus dem genannten Thale Gröden. Dieser Ehe entstammen alle noch blühenden Wolkensteiner. Sie gebar ihm drei Söhne, welche den einflussreichsten tirolischen Zeitgenossen des Herzogs Friedrich mit der leeren Tasche beigezählt werden, als: *a)* Michael, der besonders seine Hausmacht zu vergrössern bedacht war; er ist der Stifter der Linie zu Trostburg, † 1440; *b)* Leonhard auf Aichach, der unvermählt starb, und *c)* Oswald, der bekannte, weitgereiste, einäugige Minnesänger (ein jüngerer Ulrich von Liechtenstein), welcher der Staats- und Liebeshändel müde, sich auf seinen geliebten Hauenstein zurückzog, wo er noch lange in Ruhe und weiser Stille fortlebte, bis er am 2. August 1445 in einem Alter von 78 Jahren starb und in der Klosterkirche zu Neustift begraben wurde. Hier ruhen auch seine beiden Hausfrauen Margaretha von Schwangau und Anna von Hohenems. Der ihm daselbst gesetzte Grabstein ist beim

[1] S. dessen „Die Gedichte Oswald's von Wolkenstein. Innsbruck 1847. S. 1.

Umbau der Kirche aus Unachtsamkeit verloren gegangen. Da es der Zweck der k. k. Centralcommission ist, auch Grabdenkmale und Gedenksteine nicht allein zu erhalten, sondern sie auch in Bild und Schrift bekannt zu machen, so erachten wir hier es nicht an unrechter Stelle des Denksteines unseres ritterlichen Oswald's im Dome zu Brixen zu gedenken.

Er liess im Innern der Kathedrale die Capellen und Altäre zum h. Oswald und zum h. Christoph bauen und einweihen und stiftete am 29. Mai 1407 zwei Beneficien. Zu dessen Gedächtniss liess ohne Zweifel er selbst einen Denkstein setzen, der aber im Laufe der Zeit von seiner Stelle gekommen ist. Im Sommer des J. 1843 hat Sebastian Kögl, damals noch Lehrer an der Normalschule zu Brixen, seit 1850 zu Bregenz und Conservator des Kreises Vorarlberg († 30. August 1856, s. Mittheilungen S. 259 ff. des I. Jahrganges) dieses Monument aufgefunden. Es stand, wie er mir brieflich berichtete, mit vier Grabsteinen in einer Halle der Brixener Domkirche angelehnt, die zum Altare des h. Cassian führt. Die Figur war so mit Mörtel und Mauer verkittet, dass man vermuthen musste, der Stein sei einst wirklich vermauert worden. Erst als die Steine in den alten Gottesacker hinausgesetzt waren, reinigte Kögl den Stein sorgfältig, worauf die Figur aus dem weissen Marmor hervortrat. Ritter Oswald ist in Lebensgrösse stehend dargestellt, in einem Alter von 41 oder 42 Jahren [1]), in voller Manneskraft, und auf dem rechten Auge blind, das er nach Beda Weber vor oder in dem J. 1408 bei einem Bolzenschiessen auf Trostburg verloren hat. Sein entblösstes Haupt zieren Locken, die über die Stirne niederwallen, und sein Kinn ein herabfliessender Bart; die Brust deckt der Harnisch; den zierlichen Leibgürtel, woran ein breites Schwert eingeschnallt ist, schmückt ein Schildzeichen und in diesem das Zeichen des Kreuzes [2]); der Wappenrock ist am Rande mit Pelz verbrämt. In der Rechten hält er die Fahne mit demselben Zeichen des h. Kreuzes, mit der gesenkten Linken den geschlossenen Helm, auf dem zwei Büffelhörner emporragen, deren beiden Mündungen Büsche von Pfauenfedern entsteigen; so ist auch jedes Horn am äussern Rande mit vier Pfauenfedern besteckt. Auffallend lang sind die angeschnallten Sporren. Der rechte Fuss steht auf dem Wappen von Pradell, dem Stammwappen des ganzen Geschlechtes von Wolkenstein, der linke auf dem der Herrschaft Wolkenstein in Gröden; zwischen beiden ruht ein kleineres Schildchen, worin man das Wappen der Mutter (Katharina) von Villanders erblickt. Dieser Denkstein wie auch die vier Grabsteine wurden auf Kosten des nun verstorbenen hochwürdigsten Herrn Fürst-Bischofs Bernhard II. v. Galura in den dortigen sehr merkwürdigen Kreuzgang übersetzt, symmetrisch aufgestellt und mit Einfassungen versehen [1]). Durch seinen Sohn Oswald den Jüngern, der mit Katharina von Trautson vermählt war, ist er der Ahnherr der Wolkenstein, die später die zu Rodenegg genannt wurden. Von den achtzehn Kindern dieser Ehe ragen Veit und Michael, angeblich die ersten Freiherren ihres Geschlechtes, rühmlich hervor. Sie waren Lieblinge des K. Maximilian I. Wir finden nach Fugger's Ehrenspiegel S. 955 Veiten und Georgen von Wolkenstein (Domherrn zu Brixen) bei des Erzherzogs Maximilian Krönung zum römischen König in Aachen am 4. April 1486. Veit und die beiden Herren von Polheim, Martin und Wolfgang, aus dem Lande ob der Enns, wurden mit diesem ihrem Gebieter im J. 1488 von den meuterischen Bürgern von Brügge gefangen genommen und hart behandelt. Er trug nach S. 1014 am Dinstag nach Misericordia, d. i. am 5. Mai 1489 auf dem Reichstage zu Frankfurt den versammelten Ständen die Bedrängnisse des römischen Kaisers und Königs vor, die jener, nämlich K. Friedrich III., an seinen Erblanden vom Matthias Corvinus von Ungarn, dieser in den Niederlanden vom Könige von Frankreich bisher erlitten hätten, und ging in deren Auftrage sie um ihren Beistand gegen diese mächtigen Feinde an, welche Stände nach langen Berathungen die verlangten 40,000 Mann auf 6000 verringerten. Am 31. October 1495 eröffnete er das Reichskammergericht und setzte den Kammerrichter in sein Amt ein. Am 22. Juli 1491 verlieh König Maximilian I. als tirolischer Landesfürst ihm, dem vielfach verdienten Geschäftsmanne, das Schloss Rodenegg mit allen dazu gehörigen Herrlichkeiten. Auch finden wir Veit von Wolkenstein in Freidalls (d. i. K. Maximilian's I.) Turnierbuche in der k. k. Ambraser Sammlung auf den Blättern 49, 133 und 166 im Turniere zu Pferde mit seinem kaiserlichen Herrn abgebildet. Als Veit (dem Referenten unbekannt wann?) vor seiner Gemahlin Elisabeth de Roy kinderlos gestorben war, trat sein Bruder Michael in seine Erbschaft ein. Dieser war nach Fugger S. 962 einer der Hauptleute, welche im Jahre 1486 Wiener-Neustadt gegen K. Matthias I. von Ungarn muthvoll vertheidigten. Im Jahre 1500 wurde er zum Landhofmeister der Grafschaft Tirol ernannt und erhielt von Karl V. am 25. August 1517 den Orden des goldenen Vliesses. Seinem Enkel Christoph erlaubte nach den Reichsadels-Acten K. Maximilian II. am 2. August 1564 das Wappen der Herrschaft Rodeneck mit dem seinen zu vereinigen.

Wir kehren nun zu den letzten Generationen des Mannsstammes der Edlen von Villanders zurück und führen sie bis zu ihrem Erlöschen herab.

---

[1]) Also um das Jahr 1408, da man dessen Geburt ins Jahr 1367 setzt, auch soll die Inschrift in sogenannten gothischen Charakteren, die ich nicht mitzutheilen vermag, die Jahreszahl 1408 enthalten.

[2]) Er hatte im Herbste des Jahres 1398 den frommen Herzog Albrecht IV. von Österreich auf dessen Pilgerfahrt über Venedig nach Jerusalem begleitet.

[1]) Nach meinen Mittheilungen über „Oswald von Wolkenstein" in dem von den k. k. Professoren Dr. Moriz v. Stubenrauch und Dr. Eduard Tomaschek herausgegebenen „österreich. Kalender" für das Schaltjahr 1844. Wien bei Sollinger. S. 61 — 66.

Joachim von Villanders, 1388 Schlosshauptmann auf Buchenstein und 1413 in gleicher Eigenschaft zu Brunecken, stiftete im Jahre 1413 mit seinem Sohne Hanns eine Caplanei beim sogenannten Saggerer in Brunecken: Hanns empfing 1446 vom Hochstifte Brixen, das ihm im J. 1426 die Herrschaft Buchenstein und Thurn am Gader um 1500 Mark abgelöst hatte, das Erbmarschallamt zu Lehen. Seine erste Ehe mit Dorothea von Lichtenstein-Castelcorno (vgl. Hübner III, Taf. 749), die um 1408 starb, war kinderlos; in zweiter Ehe mit Clara, Gotthard's von Kreig und Annens von Gufidaun Tochter, erzeugte er Georgen von Villanders, der mit Afra Trautsonin von Matrei vermählt und 1446 schon verstorben war. Sie lebte als Witwe auf dem Schlosse Aufenstein [1]), das der Familie v. Trautson gehört haben dürfte, und war nicht, wie man aus nachstehender Inschrift folgern will, zum zweiten Male mit einem Herrn von Aufenstein verehelicht, zumal nach des Freiherrn Franz Adam von Brandis tirolischem Ehren-Kräntzel II, 42, dieses Geschlecht schon um das Jahr 1400 erloschen ist. Zur Erinnerung an das Unglück, welches dieser Witwe den Tod brachte, errichtete man einen Bildstock an der Landstrasse von Matrei gegen Steinach nahe bei der Brücke, die über die Sill gegen das Thal Navis führt. Derselbe ist nach einer älteren Mittheilung auf allen Seiten mit Heiligenbildnissen übermalt und hat nebst den Wappen von Villanders und Trautson folgende Inschrift: *„Anno Domini MCCCCLXVIII an St. Lucassen Tag ist die wohlgeborne Frau Afra von Villanders Wittiw zu Aufenstein, geborne Trautssonin ob Matrei über die Bruggen mit dem Pferd gefallen und gestorben, der Gott gnädig sey."* Vgl. Dr. Staffler's Tirol und Vorarlberg. Innsbruck 1841, Thl. II, Bd. I, 944, wo irrig Witwe von Aufenstein gelesen wird. Wäre Afra zum andern Mal verehelicht gewesen, so hätte man sicherlich auch das Wappen dieses Gemahles gemalt.

Die Kinder dieser Ehe waren Christoph, Hanns und Andreas, dann die Töchter Barbara und Margaretha, über welche vier letztere wir nichts Näheres anzugeben wissen. Christoph war im J. 1464 zu Haimburg oder Heunburg in Unterkärnten angesessen und 1481 schon gestorben. Er hinterliess von Ursula, des Ritters Erhard Überacker von Sighardstein Tochter, nur den Sohn Sigmund, der in den Jahren 1481 und 1490 noch unter Vormundschaft stand.

Da Sigmund ausserhalb des Landes Tirol ansässig war, gab er 1500 das Erbmarschallamt des Hochstiftes Brixen zu Gunsten Balthasar's von Welsperg auf. Nach den Hofkanzlei-Acten erhielt er 1515 das Incolat in Krain und starb zu Wördl bei Neustadtl, das er an sich gebracht hatte, im J. 1520 [2]). Seine erste Hausfrau war Amalia, Hannsens von Lengheim Tochter, die zweite Anna, Christophs von Ohritschon [1]) und Ursula's Burggräfin von Lienz und Lueg Tochter. Nach Hübner III, Tab. 758 war er auch mit einer N. Auersperg vermählt, so wie nach Wissgrill, I. 234, Barbara v. Villanders (Sigismund's Schwester oder Tochter?) die Gemahlin Andreas' Herrn von Auersperg Hausfrau war. Er hinterliess (wohl aus erster Ehe, da ein David von Lengheim unter Wilhelm's des letzten Erben genannt wird) den Sohn Wilhelm und die Tochter Veronica, die angeblich mit Gian Francesco Markgrafen von Gonzaga sich vermählte. Nach Litta's Famiglie celebri Italiane war nach Tav. XVI. der Gonzaga di Mantova, derselbe Gonzaga, den K. Karl V. am 29. Mai 1521 mit seinem Bruder Luigi mit Luzzara, Castiglione, Castelgoffredo etc. belehnte, nur mit Laura di Galeazzo Pallavicino vermählt und starb am 18. December 1524.

Herr Wilhelm von Villanders zum Wördl war nach Valvasor Thl. III, Buch IX, 85, im J. 1543 Verordneter in Krain. Er stürzte nach demselben, Buch XI, 659, gleich seiner Urgrossmutter Afra vom Pferde und starb an den empfangenen Wunden am 8. April 1547, wie aus der Umschrift des Grabsteins sich ergibt, welche lautet:

Hier . liegt . begraben . der . Edl . und . Föst . Wilham (sic) . von . Villanders . zum . | Wördl . der . letzt . des . Zunamen . gest . | orben . am . Charfreitag 1547 . und . sein . Vater . Sigmund . Villander . | ist . auch . hier . begraben . dem . Gott . Gnade. Oben vom Haupte rechts liest man auf einem viereckigen Täfelchen: Sein . alter . 54. Unten in fünf Zeilen: Kunigund Vilandēin eine | geborne von Guettenberg starb | im Iahr 1533. Anna Vilandersin eine geborne von Trautsam . Oben: Sic transit | gloria mundi | 15.47.

Diese Anna v. Trautsam, oder richtiger von Trautson war eine Schwester Johann's II. Freiherrn von Trautson, kais. geheimen Rathes und Obersthofmeisters, der hochbetagt zu Prag am 29. December 1589 starb und sein Denkmal in der Pfarrkirche zu St. Michael in Wien hat [2]). Dieser Trautson, der in Österreich ausgedehnte Herrschaften (besonders Falkenstein) und grosse Einkünfte sich erwarb, erhielt in seiner Heimat Tirol Sommersberg, Gufidaun und Villanders, das schon früher von dem mehrerwähnten gleichnamigen Edelgeschlechte weggekommen war, als Pfandschaften, welche nach dessen Tode dem Cardinal-Bischofe Andreas von Österreich und seinem Bruder Karl Markgrafen von Burgau, den beiden Söhnen des Erzherzogs Ferdinand von Tirol und der schönen Philippine

[1]) Von diesem unweit Matrei in der Gemeinde Navis gelegenen Schlosse ist nichts mehr übrig.

[2]) S. Die Ehre des Hertzogthums Crain vom Freiherrn v. Vallvasor, Laybach. 1689. Theil III. Buch XI. S. 659.

[1]) Diesem in Krain ansässigen Geschlechte gehörte das Schloss Altenburg, eine Meile von Neustadtl. Christoph der Letzte von Obritschen starb nach v. Valvasor: Buch XI. S. 13 um das J. 1615.

[2]) Er und seine Nachkommen besassen in Wien in der oberen Bräunerstrasse das Haus, welches sub Nr. 1138 dermals Sr. Excellenz dem Grafen Moriz von Dietrichstein gehört. — Über dieses Denkmal s. meine „Medaillen auf berühmte und ausgezeichnete Männer des österreichischen Kaiserstaates. Bd. II. 224.

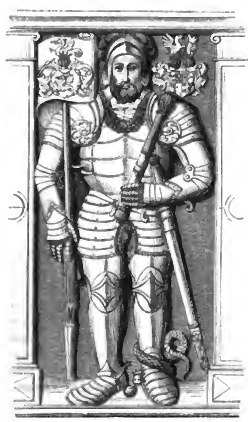
Welser, im J. 1591 überlassen wurden (s. meine Medaillen II. 221).

Die vorgenannte verwitwete Anna von Villanders vermählte sich wieder mit Joseph Freiherrn von Egk, wohl mit jenem Franz Joseph Freiherrn von Egk, den wir bei v. Valvasor Buch IX. 85 von den Jahren 1563 bis 1573 mehrmals als ständischen Verordneten von Krain lesen.

Der kaiserliche Rath und Kämmerer Johann Freiherr Welsperg und seine Vetter, der kaiserliche Rath Bartholomäus, Balthasar, Melchior, Paul und Kaspar, Gebrüder, Freiherren von Welsperg mit ihren ehelichen Nachkommen erhalten vom K. Ferdinand I. ddo. Wien am 19. März 1564 die Erlaubniss mit ihrem Wappen das der ausgestorbenen von Villanders [1]) zu vereinigen, wie auch die Befreiung von allen bürgerlichen Ämtern und das Recht Landgüter, besonders in Tirol, zu besitzen, Burgen und Schlösser zu bauen und sich davon zu benennen u. s. w.

Hanns Lenkovitsch zu Freithurm. † 1569.

Nach des Freiherrn von Valvasor Angabe Bd. III. Buch XI. 659 kam nach dem Hinscheiden der beiden letzten Herren von Villanders deren Herrschaft Wördl an die Herren von Lenkovitsch. Hanns von Lenkovitsch war schon im Jahre 1556 oberster Feldhauptmann der windischen und crabatischen Lande. Ein altes Druckblatt von dem genannten Jahre nennt unter den Obersten, so gegen die Türken vor Babocsa nahe an der Drau liegen, Thomas von Nadasd, Herrn Niklas von Palweil (Polweiler) mit seinem Regimente Knechte, den Grafen Niklas von Serin (Zrinyi, der zehn Jahre später bei der Vertheidigung Szigeths den Heldentod starb), Banus in Crabaten, und unsern Hanns Langgotwitsch. (Vgl. Baron von Hammer's Geschichte des osmanischen Reichs. Wien 1835, Bd. II. 258.) Nach den Hofkanzlei-Acten erhielt er 1558 das Incolat in Krain und starb, wie sein hier abgebildeter Grabstein besagt (Fig. 2), am 22. Juni 1569 und nicht 1659 (wie es aus einem Versehen des Setzers bei v. Valvasor I. cit. S. 487 heisst) und ward gleich seinen beiden Vorgängern im Besitze von Wördl im Franciscanerkloster zu Neustadtl beigesetzt. Ein späterer Georg von Lenkovitsch (so wird der Name gewöhnlich geschrieben) erhielt im Jahre 1593 das Incolat in Krain. Katharina Freiin von Lenkovitsch war mit Nikolaus Frangipani Grafen von Tersatz vermählt. Dieser ward wegen seiner Tapferkeit und anderer Eigenschaften vom Kaiser Matthias im J. 1616 zum Banus der Königreiche Dalmatien, Kroatien und Slavonien ernannt und starb kinderlos 1647 in Wien.



(Fig. 2.)

Wir können nicht umhin bei dieser Gelegenheit noch etlicher Zeit- und Waffengenossen desselben zu gedenken. Nach Hanns von L. war Herbert VII. von Auersperg Feldoberster und commandirender General an den croatischen, slavonischen und windischen Grenzen, der am 22. September 1575 bei Budáski im Kampfe gegen die Türken ritterlich fiel und dessen Leichnam bei den Franciscanern in Laibach ruht. Hat er daselbst einen Grabstein? Dessen Porträt verwahrt die k. k. Ambraser Sammlung Nr. 811. Darauf finden wir Hanns Ferenberger von Auer, in Südtirol, angeblich eines gemeinen Soldaten Sohn, der dem Schmalkaldenkriege und den italienischen und ungarischen Feldzügen ruhmvoll beigewohnt hatte. Um 1566 erhielt er das Commando der croatischen Festung Zeng, ward dann vom Erzherzog Karl von Steiermark zum Obersten seiner Leibwache, wie auch obersten Feldhauptmanne seiner innerösterreichischen Lande und Commandanten der nach diesem Erzherzoge, dem Gründer der nun so grossartigen Militärgränze, genannten Karlstadt ernannt. Am 1. August 1580 berief ihn K. Rudolf II. zum Stadtcommandanten nach Wien, wo er im J. 1584 sein Leben beschloss. Die k. k. Ambraser Sammlung verwahrt dessen weisse Landsknechtrüstung im Saale II, Nr. 65 und dessen Porträt Nr. 808.

Weickard Freiherr von Auersperg war Feldoberster und commandirender General in Croatien und starb zu Karlstadt kinderlos 1581. Noch nennen wir dessen Vetter Andreas Freiherrn von Auersperg, 1556 geboren und der christliche Achilles geheissen. Er war früher Kaiser Rudolf's II. Kriegsrath, auch Feldoberst an der croatischen und petrinischen Grenze und starb ehelos 1594. Wo ruhen diese beiden und wo haben sie Denksteine?

[1]) Auf rothem Felde ein eckig gezogener silberner Querbalken.

Die Familie von Sigisdorff oder Sigerstorff.

Diese innerösterreichische Adelsfamilie besass nach Leopold's Freiherrn von Stadl Ehrenspiegel Bd. IX, 538, wie mir Herr Alois König aus Gratz mittheilt, in Steiermark unter andern das Schloss und die Herrschaft Sigerstorff oder Sigersdorf im Raabfelde nächst dem Schloss Kirchberg.

Thomas von Sigerstorff lebte im Jahre 1520, war Deutschordens-Ritter und Commendator zu Grosssonntag im J. 1540. Er starb 1560 und liegt in der Ordenskirche zu Maria Leech in Gratz begraben. Sein Grabstein, der in der äussern Mauer der Kirche gegen Süden eingesetzt ist, zeigt den geharnischten Ritter mit dem Ordenspanier in der Rechten und seinem Wappenschilde — einem nackten Manne mit einem Streitkolben — in der Linken. Die schon sehr unleserliche Umschrift des Grabsteins lautet nach Stadl S. 542: „Hier Ruehet der Edl gestrenge Herr Thomas von Sigerstorff zu gross Winklern Teutsch Ordensritter vnd gewester Commendator zu gross Suntag, dem gott gnädig Seye." Ein Schild mit dessen gemaltem Wappen und der Jahreszahl ist im Innern der Kirche aufgehängt.

In Kärnten besass dieses Geschlecht Klein- und Grosswinklern, wovon es seinen Beinamen führte. Sigmund Friedrich von Sigerstorff zu Grosswinklern erhielt nach den Adelsacten am 16. Mai 1637 den Freiherrnstand. Auch das Schloss und die Herrschaft Lichtengraben hat Herr Philipp Valentin und Jörg Sigmund, Freiherr von Sigerstorff, Schloss und Herrschaft Weissenau besessen.

In Krain gehörte dieser Familie nach v. Valvasor Buch IX, S. 16 Schloss und Herrschaft Altenlack bei Bischoflack. Nach desselben Angabe Bd. III, 333 war Herr Balthasar von Sigerstorff mit acht Pferden nebst anderen neun Herren aus Krain im Jänner 1527 bei dem Einzuge des zum böhmischen Könige gewählten Erzherzogs Ferdinand I. zu Prag. Die Steiermärker Christoph Siegesdorfer und Theobald Ziegler fielen nach Baron von Hammer II, 259 mit 259 Tapfern bei Babócsa um den 21. Juli 1556 im Kampfe gegen die Türken.

Hanns Jakob von Sigerstorff, Vormund der von Herrn Hermann von Hohenwart hinterlassenen Erben, brachte nach v. Valvasor Buch XI, 282 deren Schloss Hofmannsburg nach Auszahlung aller darauf haftender Schulden mit gerichtlicher Genehmigung im J. 1588 an sich, musste es aber 1614 dem Cosmus von Hohenwart wieder abtreten. Ferner besass diese Familie Schloss und Herrschaft Preseck oder Preiseck, drei kleine Meilen von Neustadtl (v. Valvasor XI, 454). Hier zu Neustadtl im Franciscanerkloster ruht Georg von S. und wir entnehmen dem Grabsteine folgende Inschrift:

„Georg von Sigisdorff zu Grosswinkleren gwester Hauptmann zu Zeng und seine Gemahlin Anna eine geb. Semenishin, der gestorben den 16. Januar im (15)73 Jahr." Er ist dargestellt in Rittertracht. Dessen Wappen ist in v. Valvasor Buch XI, 115 abgebildet, und das der Familie Semenitsch, die gleichfalls zum Ritterstande Krains zählte, daselbst S. 118.

Christoph Gall von Gallenstein, † 1576.

Die Gall sollen nach Wissgrill III. 207 aus der Schweiz herstammen, zählen zum Adel des Herzogthums Krain und führen ihren Beinamen von Gallenstein in Oberkrain. Das Alter dieses Geschlechtes erhellet aus einem Vidimus Jakob's von Lamberg, Freiherrn zum Stein, kaiserlichen Landeshauptmanns in Krain vom Jahre 1562 für Christoph Gall zum Lueg, Regiments-Rath der niederösterreichischen Regierung über die von Herzog Berthold von Meran im J. 1154 erfolgte Bestätigung der vom Grafen Bernhard von Kärnten dem Kloster Viktring gemachten Schenkung des Hofes und Gutes zu Niuwenhoven. Dieses Vidimus bestätiget, dass der in der genannten Urkunde des Herzogs Berthold von Meran, welche diesem Vidimus eingeschaltet ist, als Zeuge angeführte Albert Gall desselben Namens und Stammes sei. (Vgl. Wissgrill a. a. O.) Christoph Gall erhielt nach den Adelsacten das Prädicat v. Gallenstein am 18. Jänner 1563.

Man findet die Gall, wie mir Herr Alois König, Beamter am st. steiermärkischen Johanneum, aus Gratz berichtet, daselbst in mitunter nicht unwichtigen Urkunden von den Jahren 1361 bis 1576, in welchen sie entweder als Aussteller der Urkunden oder als Zeugen vorkommen. Nach einer derselben vom 1. Jänner 1557 war Christoph Gall zum Lueg verordneter Beisitzer des Landrechtens in Krain, dessgleichen ständischer Verordneter in den Jahren 1567 und 1569 nach v. Valvasor: Thl. III, Buch IX, S. 85.

Am 28. März 1563 cedirt Christoph Gall von Gallenstein, der römisch-kaiserlichen Majestät Rath, einen von Balthasar II. von Gleinitz zu Gleinitzstetten ausgestellten Schuldbrief von 600 fl. an seinen Schwager Sigmund von Wildenstein.

Erzherzog Karl von Steiermark ertheilt ddo. Gratz am Weihnachtstage 1565 dem gesammten Stamme der Gall von Gallenstein in Anbetracht der Verdienste derselben und insbesonders der seines Regiments-Rathes Christoph Gall von Gallenstein das Recht, einen goldfarbenen, offenen Turnierhelm zu führen und sich des rothen Wachses beim Siegeln zu bedienen.

Christoph hatte in der Grafschaft Cilli mehrere Besitzungen als Lehen, die nach deren Rücklegung von seiner Seite vom genannten Erzherzog Karl laut Lehenbriefes ddo. Gratz am 10. Juni 1568 dem Herrn Sigmund von Wildenstein gegeben wurden.

Von demselben Christoph, der römisch-kaiserlichen Majestät Rath und Verwalter der Hauptmannschaft und des Vicedomamtes der fürstlichen Grafschaft Cilli, ist ein Verzicht-Revers vom 18. Juli 1570 an die Gebrüder Dietrich,

Christoph und Adam von Wildenstein als Gerhab oder Vormund der hinterlassenen Tochter der Rosina von Wildenstein und des Dionys Hormann über die für selbe empfangene Erbschaft von 344 fl. im gräfl. v. Wildenstein'schen Archiv vorhanden.

Am selben 18. Juli 1570 lesen wir ihn zu Wildpach als Zeugen in dem Vertrage zwischen Lienhard v. Wildenstein, und dessen Stiefbrüdern Dietrich, Christoph und Adam v. Wildenstein über die Verlassenschaft ihres Vaters Sigmund.

In einem Vergleiche ddo. Wildpach am 19. Juli 1570 zwischen den Gebrüdern Dietrich, Christoph und Adam von Wildenstein eines Theils, und der Eva von Aichelberg, Sigmund's von Wildenstein Witwe [1]) anderes Theils, in Betreff einiger obwaltender Irrthümer erscheint Christoph Gall von Gallenstein gleichfalls als Zeuge.

Nach Wissgrill III. 210 war dieser Christoph Gall auch niederösterreichischer Landmann, trat sehr jung den 28. März 1561 als Regimentsrath in das niederösterreichische Regierungsraths-Gremium, verblieb in demselben noch unter K. Maximilian II. bis zu Ende des Jahres 1568 und lebte hernach auf seinen Gütern in Steiermark. Nach obiger Angabe finden wir ihn um 1570 als Verwalter der Hauptmannschaft in Cilli, wo er auch mehrere Lehen besass. Er hatte nach demselben Wissgrill III. 210 und 267 Katharina von Gera, Georgen's von Mordax Witwe, zur Ehe, hinterliess aber keine Kinder. Nach Hübner III. N. 974 in der Stammtafel der Grafen von Wildenstein war seine Gemahlin Helena, Tochter Sigmund's von Wildenstein und dessen dritter Hausfrau Anna von Falbenhaupt, wo Christoph irrig Greif von Gallenstein genannt wird. Wie aus obiger Urkunde vom 28. März 1563 sich ergibt, war Helena nicht die Tochter, sondern die Schwester Sigmund's und somit Christoph Gall dessen Schwager.

Gregor Rab.

Aus dem fünften Grabsteine erfahren wir, dass Gregor Rab am 3. August 1599 gestorben ist und einen Sohn Namens Martin hatte, der am 11. Juli 1622 starb, ferner dass des letzteren Sohn Georg vor seinem Vater am 9. August 1621 dahingeschieden ist. Ich vermag nur beizufügen, dass ein Georg Rab am 7. Februar 1586 einen Wappenbrief mit Lehenbesitz-Fähigkeit erlangte, dessgleichen am 1. December 1604 den Adelstand mit dem Prädicate von Rabenstein, und ein Johann Rab im J. 1650 das Incolat in Krain erhielt.

Die Inschriften und Büsten der Gallerie im Dome von St. Veit zu Prag.

Wie es keine andere Kathedrale in Deutschland und Frankreich aufzuweisen hat, finden sich auf der Gallerie des Prager Domes, die als Trisorium um den Chor herumgeführt ist, aufgestellt die sculptirten und illuminirten Büsten Karls IV., seiner Gemahlinnen, Söhne, Brüder, ferner der Prager Erzbischöfe, die den Bau des herrlichen St. Veit's Münster vorzüglich begünstigten, so wie auch die lebensgrossen Büsten der beiden Baumeister, wovon der eine den Bau begonnen und der zweite den Chorbau fortgesetzt und vollendet hat. Über dieser langen Reihe von Büsten, 21 an der Zahl, wodurch die ganze Baugeschichte des Domes von St. Veit und sogar die Portraits jener hervorragenden Männer, die beim Baue vorzüglich thätig waren, bis auf unsere Tage gerettet worden sind, befanden sich ehemals grössere Inschriften, die ausführlicher angaben, in welcher näheren Beziehung der bildlich Dargestellte zum Baue stand [2]).

Leider hat nun auf eigene Faust vor einigen Jahren ein Glöckner von St. Veit, wie uns angegeben wurde, den unglücklichen Einfall gehabt, sämmtliche lateinische Minuskelschriften, die durch die Länge der Zeit unleserlich geworden sein mochten, mit schwarzer Farbe zu überschmieren und auf diesem Grundton mit Kreide, in böhmischer Sprache, die Namen der einzelnen Standbilder hinzuschreiben. Bei Gelegenheit der Abzeichnung und detaillirten Beschreibung des reichen Domschatzes von St. Veit, die wir im Auftrage der k. k. Central-Commission zur Erf. u. Erh. der Baudenkmale mit unterstützender Beihilfe von Seiten des hochwürdigen Domcapitels unternommen haben, versuchten wir es auf eine sorgfältige Weise, den schwarzen Überzug, worauf sich in weisser Kreide die geistreiche Inschrift „Peter Arler" befand, fortnehmen zu lassen und fanden zu unserer nicht geringen Überraschung, dass der leidige Überzug eine Wasserfarbe sei, die sich fortschaffen liess, ohne dass im mindesten die alte darunter befindliche Minuskelschrift in rother Temperafarbe tangirt wird. Bei völliger Reinigung ergab sich nun, wie auch die böhmische Kreideschrift andeutete, dass die schöne Büste, in männlich edlen Zügen, das Portrait eines Gliedes jener berühmten schwäbischen Baufamilie der Arler von Gmünd vorstellte, die im XIV. Jahrhundert ausser beim Baue des Mailänder Domes auch bei vielen anderen Kirchenbauten diesseits der Berge thätig war. Die umfangreiche, äusserst merkwürdige Inschrift mit mehreren Abkürzungen und einigen kleinen orthographischen Fehlern, die eingeschlichen sein können, weil der Maler des Lateinischen nicht sehr erfahren sein mochte, gibt an, dass dies die Büste des Peter von Gemünd in Schwaben (de Gemundae in Sevia), Sohn des Meisters Heinrich Arler, Henrici Arleri de Polonia (sic), und zweiten Baumeisters dieser Kirche, den Kaiser Karl IV. von dem besagten

[1]) Somit war nicht Afra von Saurau, wie Hübner T. 974 angibt, Sigmund's von W. letzte Gemahlin, sondern diese Eva von Aichelberg.

[2]) Vor dem Anstriche wurden mehrere dieser Zuschriften vom Bibliothekar Ritter v. Hanka entziffert und auch in neuerer Zeit wurden einige derselben mitgetheilt in einer mehr geschichtlichen Monographie des Domes von St. Veit von Dr. Legis Glückselig; eine archäologisch-kritische Abschrift nach der Originalpause auf photographischem Wege verkleinert, wird bis heute noch vermisst.

Lande hierhin geführt habe und dass er ihn gemacht habe zum Baumeister dieser Kirche dass er ferner damals 23 Jahre alt gewesen sei, als er anfing, den Bau zu leiten, im Jahre des Herrn 1356. Die Inschrift besagt ferner, dass der grosse schwäbische Baumeister im Jahre 1385 den Chor von St. Veit vollendet habe, dass er in diesem Jahre angefangen die Sedilien [1]) im Chore aufzuführen, und dass er während dieser Zeit auch den Chor der Allerheiligen-Kirche [2]) vollendet habe. Der Schluss derselben endlich gibt an, dass Arler ebenfalls die Leitung bei dem Baue der Moldaubrücke (rexit pontem Multaviae) gehabt und dass er auch den Chor in Kollin an der Elbe [3]) gebaut habe (in Colonia circa Albiam). Wir beeilten uns, Sr. Eminenz dem hochwürdigsten Cardinal-Erzbischof Fürst Friedrich von Schwarzenberg von dem Ergebnisse Mittheilung zu machen, und erbaten uns die Erlaubniss, den schwarzen Überzug auch bei den übrigen Inschriften sorgfältig beseitigen lassen zu dürfen. Se. Eminenz gaben darauf dem hochwürdigsten Domcapitel den Wunsch zu erkennen, dass sämmtliche Inschriften von sachkundiger Hand mit grösster Sorgfalt wieder zu Tage gefördert werden möchten. Das hochwürdigste Metropolitan-Capitel hat bereitwilligst diesem Wunsche entsprochen und die Mittel entgegenkommend bewilligt. Um diese für die Baugeschichte von St. Veit äusserst schätzbaren Inschriften vor Unbilden in Folge zu schützen und ihre Lesung und Feststellung endgiltig wissenschaftlich zu fixiren, sind wir eben beschäftigt, von geübter Hand auf dem Original selbst diese Inschriften durchpausen zu lassen. Wir werden dieselben dann, nachdem sie vorher mit dem Original sorgfältig verglichen wurden, auf grössere Bogen Papier charakteristisch genau übertragen lassen, und sollen dann diese genauen Copien im Archive des Domes deponirt werden.

Indem wir uns beehren, der Redaction dieser Blätter von dem Geschehenen Nachricht zu geben, fügen wir hier noch die Mittheilung hinzu, dass wir jedenfalls jene vier Büsten auf der gedachten Empore mit archäologischer Genauigkeit abzeichnen liessen, die für die Baugeschichte von St. Veit ein grösseres historisches Interesse bieten. Es sind das die Brustbilder, die zweifelsohne als getreue Porträte sculptirt wurden, von Karl IV., von seinem Freunde dem Prager Erzbischofe Arnest von Pardubitz, ferner von dem Altmeister Matthias von Arras, den Carl IV. von Avignon als Baukünstler heranzog, und endlich von Peter Arler von Gemünd, von dem die oben erwähnte Inschrift interessante Facta angibt.

Wir hoffen, dass in einem weichen, lebensfrischen Holzschnitte diese auch stylistisch interessanten Sculpturen in den geschätzten „Mittheilungen der k. k. Central-Commission“ eine charakteristisch genaue Wiedergabe finden, und werden uns beeilen, nächstens der k. k. Commission eine kleine Abhandlung über die „Bauherren und Baumeister des St. Veits-Münsters zu Prag“ als Erklärung zu den Brustbildern einzusenden, bei welcher Veranlassung wir sämmtliche Inschriften, die noch zu Tage gefördert werden, mittheilen wollen. Auch werden wir in den folgenden Notizen anerkennen, dass der schwäbische Altmeister Peter von Gemünd nicht nur seines Zeichens eines der hervorragendsten Baugenies seines Jahrhunderts war, sondern dass er auch selbstständig als Meister die Bildhauerkunst übte und mehrere Zeichnungen für Goldschmiede angefertigt habe. Das Letztgesagte wollen wir zu erhärten suchen durch Beigabe einer charakteristisch genauen Copie eines prachtvollen 6 Fuss hohen Standbildes in Sandstein, vorstellend den h. Herzog Wenzel, böhmischen Landespatron, das heute unbeachtet in der Hasenburgischen Capelle, als Torso vielfach mutilirt, nach einem Erretter und Wiederhersteller sich schon lange vergeblich umgesehen hat. Dieses unvergleichlich schöne Standbild, im kriegerischen Costüme, zeigt auf seinem Sockel das Familienzeichen der Arler, wie es auch auf der Büste des Peter von Gemünd zu ersehen ist und auf einem besonders schönen Reliquiarium in dem Domschatze vorkömmt.

Prag den 15. Juni 1857. **Franz Bock.**

Die St. Annacapelle des Domes zu Pressburg.

Von Arnold Ipolyi Stummer, k. k. Conservator in Zohor.

An der Nordseite des spätgothischen, noch in mancher Hinsicht merkwürdigen Pressburger Krönungsdomes, dessen Beschreibung wir nächstens folgen lassen, steht angebaut die St. Annacapelle; sie bildet jetzt zugleich eine Art Vorhalle für den Eintritt von der Nordseite.

Über den Zeitpunct ihrer Erbauung haben wir keine bestimmten historischen Angaben, da solche selbst von der Erbauung des Domes fehlen. Alle älteren ungarischen Topografen, wie Bél (Notitia Hungariae I. 575), Bonbardi (Topographia Magni Reg. Hung., 289), Ballus (Pressburg u. s. Umgebung, 82), wissen nichts anderes vorzubringen, als dass die jetzige Domkirche wahrscheinlich in der Zeit von Karl dem Grossen bis Ladislaus I., König von Ungarn, von einem der damaligen Herrscher oder ersten Königen von Ungarn gestiftet und erbaut worden ist. Es gehörte dazu

[1]) Unter Sedilien sind nicht zu verstehen die Chorstühle der Domherren von Eichenholz, wie früher Einige meinten, sondern die reich verzierten Sitze, in Stein von Baldachinen überragt, im engeren Presbyterium, auf welchen bei feierlichen Messen der Celebrant und die beiden Diaconen an der Epistelseite des Altars Platz nahmen.

[2]) Diese Allerheiligen-Kirche, die Kirche des ehemaligen Georgien-Stiftes unmittelbar hinter dem Chorschlusse von St. Veit, erlitt im XVI. Jahrh. durch Brand eine grosse Beschädigung und wurde in ihrer heutigen Form gegen Mitte des XVI. Jahrh. wieder hergestellt.

[3]) Der Chor dieser schönen Kirche existirt heute noch in Kollin mit einem Ambulatorium um den Chorschluss herum und zeigt viele Verwandtschaft mit den Bauformen der Arler, wie wir sie an vielen Kirchen in Schwaben kennen gelernt haben.

die bis auf die neueste Zeit allgemein herrschende völlige Unkenntniss der Geschichte der Baukunst, dass das Entstehen eines Gebäudes, welches ohne Ausnahme durchgängig den spätgothischen Charakter aufweist, mithin also in die Zeit des XV. Jahrhunderts fällt, in den Zeitraum von 791 (Karl's d. Gr. Avarenkriege) bis 1092 (Tod des heiligen Ladislaus) gesetzt werden konnte.

Nach den uns vorliegenden archivarischen Quellen stellt sich aus den Kirchenvisitationsprotokollen der letzten drei Jahrhunderte heraus, dass die Kirche aller Wahrscheinlichkeit nach während der ersten Hälfte des XV. Jahrhunderts gebaut wurde. Es wird nämlich in den Visitationsprotokollen eine bisher ungedruckte Urkunde aus dem Capitelarchive angeführt, wonach die Kirche im Jahre 1452 von Gregor Bischof v. Milkovien, als dem Vicar des Graner Erzbisthums, consecrirt wurde.

Mit dieser Zeit würde also auch schon, wie gesagt, die Bauform übereinstimmen, wesshalb anzunehmen ist, dass der uralte, aller Wahrscheinlichkeit nach noch vor der Bekehrung der Ungarn bestehende Pressburger Propsteidom um diese Zeit, etwa in der Folge des während der Regierung Sigmund's sich erhebenden städtischen Gemeindesinns des Bürgerthums neugebaut und erst vielleicht während der ersten Jahre der Regierung des Matthias Corvinus — dessen in steingehauenes Wappen an einem mittleren Strebepfeiler des Chorabschlusses angebracht ist — gänzlich beendet wurde.

Es soll daraus gefolgert werden, dass auch die St. Annacapelle, an der Seite des Domes, aus dieser Zeit, wenn auch etwa um etliche Jahre später herrührt; indem sie gleiche Bauformen mit dem Dome gemein hat. Für die Zeit der Spätgothik spricht auch schon der Anbau, als ein charakteristisches Merkmal der Verfallszeit, wo an die flachen Langseiten der Kirchen, zwischen Strebepfeiler die unorganisch angelegten Capellenbauten angebracht wurden und der Standort der Capelle, indem sie, wie eben gesagt, in der Mitte des Langhauses zwischen zwei Strebepfeiler gestellt ist.

Aus diesem Standort und dessen näherer Betrachtung ergibt sich zugleich die besondere Bestimmung und der Zweck des Baues. Wie die Capelle noch heute dasteht, stellt sie, wie eben erwähnt, eine Art Vorhalle dar, aus welcher der Eingang von der Nordseite her in die Kirche führt. Seiner Anlage nach scheint eben der Dom im Ganzen nur zwei solche Haupteingänge gehabt zu haben, und zwar nebst dem genannten noch einen gegenüber an der Südseite. Doch entspricht diesem Zwecke die Anlage der Capelle nicht am besten; da wir hier anstatt einer gleichseitigen Vorhalle, wie eben auch die erwähnte an der Südseite ist, mehr einen schmalen länglichen Capellenbau erhalten, der die Öffnung des Hauptportals ohne alles Verhältniss zum Ganzen, anstatt in der Mitte, ganz am Ende in einer Ecke seiner Langseite hat.

Ersichtlich diente also die Capelle auch noch zu einem anderen Zwecke, nämlich als Eingang in die Gruft, der sich auch heute an ihren Boden, mit vier Steinplatten gedeckt, befindet und zu zwei abgesonderten Grüften, diejenigen des Capitels und anderer Weltlicher führt. Zu diesem Zwecke scheint sie auch wirklich gedient zu haben, indem sie später sogar durch die Verbauung des schönen, erst neulich wieder geöffneten Hauptportals von Seite der Kirche abgeschlossen und blos von der Gassenseite durch eine niedere Spitzbogenthür zugänglich war [1]).

In diesem Zustande befand sie sich bis in die neueste Zeit, da der Gottesdienst darin schon längst abgekommen war, und desswegen finden wir bei all den vorerwähnten Schriftstellern, die den Dom ausführlich mit Anführung aller Capellen, Altäre, Grabschriften u. s. w. beschreiben, keine Erwähnung von unserer Capelle. Nur die Kirchenvisitationen erinnern sich noch ihrer, und bezeichnen sie als die einstige St. Annacapelle, die zu dem vorerwähnten Zweck abgeschlossen worden ist [2]).

Eine unverbürgte Tradition, die unsere Capelle auch mit dem Namen Ordaliencapelle bezeichnet, will noch davon wissen, dass es der Ort sei, wo einstens die Ordaliengerichte, Feuer- und Wasserproben abgehalten worden sind. Bekanntlich stand nach der Verfügung des Königs Colomann (Corpus Juris Hung. Decretum Colomanni A. 1100. I. 22), der die Ordalien wegen Missbrauch allein auf die bischöflichen Sitze beschränkte, noch besonders den uralten Propsteien zu Neutra und Pressburg (sonst auch mit fast bischöflicher Jurisdiction bekleidet) das Recht zu, in ihrer Capitelkirche Ordalien zu halten. Dieses gab wahrscheinlich den Anlass dazu, im Pressburger Dome den Ort der ehemaligen Abhaltung der Ordalien zu suchen, und führte etwa auf die der Propstei zugewendete, abgeschlossene und in Verfall gerathene Seitencapelle. Es braucht kaum bemerkt zu werden, dass nach Belegen zur Ermittlung der Wahrheit wir vergebens suchen würden; wenn die Tradition einen Halt hätte, so könnte dieses höchstens von einer älteren Capelle gelten, an deren Stelle der spätgothische Bau gekommen; eben so, wie die uralte, etwa vor den Ungarn oder von den ersten ungarischen Königen gebaute Kirche diejenige mag gewesen sein, an deren Platz der jetzige Dom steht.

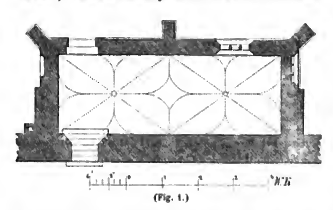
[1]) Ebenso kommt die im reinsten gothischen Styl gebaute ehemalige St. Johannis Pfarrkirche, jetzt aber Seitencapelle an der Nordseite der Franciscanerkirche — deren Beschreibung wir in der Folge beabsichtigen — vor, die gleich unserer Capelle bis auf die neueste Zeit nur als eine Todtencapelle „Cappella Emortualis" — wie sie von den Chronographen des Ordens genannt wird — bloss zum Todtengottesdienst, von der Kirche abgeschlossen, verwendet worden ist, und aus deren Vorhalle auch der Eingang in die Gruft führt. Sollten nicht diese Seitencapellen anstatt des ehemaligen romanischen Karners an Friedhöfen und oft auch neben der vom Friedhofe umgebenen Pfarrkirche theilweise zum gleichen Zweck gedient haben und als Todtencapellen errichtet worden sein? Siehe dazu die in der unmittelbaren Nähe der Ödenburger Pfarrkirche stehende Todtencapelle aus d. XIII. Jahrh Mittheilungen I. 108.

[2]) Es kann daher auch ihre Abschliessung nicht erst von der bekannten josephinischen Massregel gegen die Begräbnisse in den Kirchen abgeleitet werden. Sie war schon längst vor dieser Zeit abgeschlossen, wie aus Bél und den Visitationsprotokollen zu ersehen ist. Das nämliche gilt auch von der Johannicapelle der Franciscanerkirche.

Es gebührt übrigens dem hochwürdigsten Domherrn K. Heiller, Abt und Stadtpfarter, das hohe Verdienst, die bereits verschollene Capelle wieder hergestellt und theilweise ihrer früheren ursprünglichen Bestimmung zugeführt zu haben; indem er bei dem hohen Interesse, welches er für die gute Instandhaltung und Verschönerung des Domes an den Tag legt, bald ausgemittelt hat, dass hier der Haupteingang in die Kirche gewesen ist. Da auch der später sehr unzweckmässig am äussersten Winkel der Nordseite angelegte nothdürftige Eingang wegen seiner Baufälligkeit aufgegeben werden musste, so wurde das verbaute, im Inneren der Kirche mit einen Altar verdeckte Portale geöffnet.

Dem entsprechend ist nun die ganze Wiederherstellung der Capelle mit beträchtlichen Kosten und zwar durch den Eifer des genannten Domherrn und Stadtpfarrers im Wege der Sammlung vorgenommen worden.

Die Capelle bildet im Grundriss (Fig. 1) ein längliches Viereck [1]). Als eine Seitencapelle ist sie, wie natürlich, ohne



(Fig. 1.)

alle Bestandtheile einer grösseren Kirche: also ohne Chor, Kreuzvorlage, Thurmanlage etc. Alle vier Seiten sind geradlinig. Die innere Länge beträgt im Lichten 37′ 1″, die Breite 13′; ohne das äussere Mauerwerk gerechnet, welches in Folge des Anbaues an die Kirchenmauer und zwischen ihre Strebepfeiler, an allen Seiten verschiedene Masse ergibt. Das Material, wie am Dome selbst, besteht durchaus aus Sandsteinquadern. Auswärts sind die Mauern in ihren natürlichen Zustand, ohne allen Abputz. Inwendig öfters und auch bei der letzten Renovirung übertüncht.

Die Capelle ist, wie schon bemerkt, an der nördlichen Langseite der Kirche, ungefähr in der Mitte des Langhauses zwischen zwei Strebepfeiler hineingebaut, und zwar so, dass die Letzteren in den Bau hineingezogen, kaum um etliche Zoll hervorstehend ihre Anlage bemerkbar machen. Ein dritter Strebepfleiler, der in die Mitte zwischen die beiden zu stehen kam, wurde, um Raum in der Capelle zu gewinnen, abgetragen. Die freie der Gasse zugekehrte Langseite der Capelle wird durch drei Strebepfeiler unterstützt, derer einer in die Mitte, die zwei anderen an den Ecken über Eck gestellt sind. Die äussere schlichte Mauer hat ein einfaches Haupt- und Fussgesims, und ist in einer Höhe von beiläufig 8 Fuss durch einen Wasserschlag unterbrochen, der sich bei den Strebepfeilern senkrecht herablässt und dann wieder seine horizontale Richtung verfolgt. Die Strebepfeiler sind nur einmal einfach gegliedert (bei dem obigen Wasserschlag kommt nur eine anscheinende Gliederung vor, wobei aber die Mauer nicht zurücktritt). Alle drei Strebepfeiler sind ungefähr in der Mitte mit rohen und geschmacklosen Baldachinen besetzt, die dem pyramidalen mehrseitigen Thurmhelm gleichen, und oben verjüngt, mit einer Bosse endigen. Darunter stehen auf einfach gegliederten Postamenten drei Statuen aus Holz, die Heiligen: Joachim, Anna und Joseph. Sowohl diese, wie auch die Baldachine stellen uns schon den Verfall der spätgothischen Kunst vor.

An der Ostwand sind die Spuren eines verbauten, mit Sprossen und Masswerk gefüllten spitzbogigen Fensters zu sehen, das sich unsymmetrisch, nicht in der Mitte befindet, sondern mit einer Seite an den Winkel des angrenzenden über Eck gestellten Strebepfeilers anlehnt. Dem Fenster gegenüber an der Westseite sieht man wieder von Aussen eine verbaute niedrige und schmale Thür, mit plattem Kleeblattbogen, von Kreuzstäben und Hohlkehlen ornamentirt: sie erscheint aber bereits wie bis in die Mitte im Boden versunken [1]). Das Dach, mit Ziegeln gedeckt, ist ein Pultdach, welches sich an die senkrechte Wand der Kirche anlehnt.

Die Überdeckung der Capelle geschieht durch zwei Kreuzgewölbe, welche aber der Länge und Breite nach von Querrippen (Longitudinal- und Transversalrippen) durchschnitten werden. Indem sich diese Querrippen am Ende in scharfen Winkeln, wie Kreistheile ausgebogen abtheilen, bilden sie dadurch in der Mitte, sammt den dort zusammenlaufenden Kreuzgurten, grössere und kleinere Rautenformen, wo sonst am anderen Ende die Querrippen blos mit halber ausgebogener Rautenform, gabelartig an der Schildwand schliessen. Durch diese anscheinlichen Zierrippen entsteht eine ganz eigenthümliche Gewölbform, die eigentlich weder ein Stern- noch ein Netzgewölb, sondern ein, wie es scheint, selteneres Muster von zwei vierblättrigen Blumen darstellt.

Die zwei Schlusssteine des Kreuzgewölbes haben die Form eines unten abgerundeten, an beiden Schenkeln ausgebogenen Schildes. Die Gewölbrippen sind einfach, jedoch kräftig aus Platte, Hohlkehlen und Plättchen gegliedert. Die Kreuzgurten werden von sechs (in den vier Ecken und in der Mitte an beiden Seiten) verschieden geformten Consolen getragen: zwei sind den beschriebenen Gewölbschlusssteinen gleich schildförmig; eine nach unten spitzlaufend, eine andere rund, beide oben ausgekragt; eine

[1]) Die Zeichnung des Grundrisses und die Darstellung des Bogenfeldes verdanken wir der Güte des Correspondenten der k. k. Central-Commission in Pressburg Herrn K. Berger. D. Red.

[1]) Ohne Zweifel rührt es daher, dass an die nördliche Seite des Domes, wie allgemein angenommen wird, im Kriegszeiten wegen der angrenzenden Bastei, mehrere Fuss hoch Erde angeschüttet worden ist. Desswegen führen auch von dieser Seite mehrere Stufen hinab in den Dom.

fünfte ist mehrseitig, unten spitzig geendet, oben ziekzackartig gegliedert; die sechste ist bereits abgefallen.

In der äusseren längern Mauer sind zwei Spitzbogenfenster angebracht, die bis in die Mitte der Mauer hinabreichen sollten; nun ist das Eine in der Mitte von der höher geführten neuen Thüröffnung durchschnitten. Beide verengen sich etwas von aussen und innen gegen die Mitte; die Einschrägung aber bleibt an der Fensterwand ohne alle Gliederung. Das aus der gleich glatten Fensterbank sich erhebende Sprosswerk bildet zwei ausgekantete Pfosten, wodurch die Fenster dreitheilig werden. Das Masswerk der Bekrönnung wird von mehrfachen Kleeblatt- und Fischblasenfiguren gebildet, mit dazwischen gelegten Nasen. Zwischen die Pfosten und das Masswerk sind erst bei der Renovirung verschiedenfärbige Glasstücke eingesetzt worden.

Die übrige innere Einrichtung der Kirche, wie die neuen Thürflügel, Opferstock u. s. w. sind, wie oben bemerkt, ganz neu angeschafft, und ziemlich entsprechend, wie auch der oben angegebene gothische Altar an der Ostwand, mit dem Bilde der heil. Anna [1]). An den übrigen flachen Mauerwänden des Innern bemerkt man in der Mitte der beiden Langseiten zwei ältere Grabmonumente in die Mauer eingesetzt; beide sind nur etliche Fuss hoch, im Renaissancestyl, mit Postamenten, Gesims und Schnörkelwerk eingefasst, aus weiss, roth und schwärzlich geadertem Marmor; die Umrahmnng ist noch dazu mit andersfärbigen runden und ovalen kleineren Marmorstückchen eingelegt. Das an der Epistelseite hat oben im ovalen Schilde ein Wappen mit rothem Feld, darin auf dreihügligem Gebirg ein rechts (heraldisch) schreitender weisser Greif steht, der in der erhobenen Rechten eine Traube hält. Ober dem Schilde die Standeszeichen: Bischofsmütze und Krummstab. Die Inschrift lautet: Memento Mori. Anno D. 1632. Die 28 Januari Adm. R. D. Geor. Nagy Praep. Alben. C. Pos. Obijt in Domino. Cui hoc Epitaphium Lucas Vatai et Consors Susanna Nagy lugentes curaverunt. MDCXXXVI. An der Evangeliumseite auf dem anderen gleichen Denkmal hat der ovale Schild das wahrscheinlich selbsterfundene Wappen: im quergetheilten roth und grünen Felde einen am Baume im Neste sitzenden Pelikan, seine Jungen fütternd; rechts (heraldisch) den Mond, links einen Stern. Die Inschrift hat: Adm. Rndns. Dnus. Michael Maurovitius Praep. Major V. C. Agriens. Abbas Triumfontium de Bel. Obiit An. Dni. MDCXXXVIII. Die XXI. April.

Den merkwürdigsten und interessanten Gegenstand unseres Baudenkmales bildet das in der Capelle befindliche Portal, welches den Eingang in die Kirche bildet, und das erst nun bei der Restaurirung mit der reichen Thüreinfassung und dem Reliefbilde des Bogenfeldes, welche bereits ganz unkenntlich verklebt waren, zum Vorschein gekommen ist.

Dieses Portal öffnet sich der Capelle zu, in dem sich die schräge Thürwandung gegen die Kirche verengt; acht Stufen führen in die letztere hinab. Die schräge Wandung hat an ihrer ganzen Fläche eine reiche Gliederung von mannigfachem Wechsel der Wulsten, Hohlkehlen und Plättchen, die sich von unten bis zu der beträchtlichen Höhe der spitzbogigen Überwölbung an den Seiten ununterbrochen erheben; nur in der Mitte bricht etwas die Gliederung ab, sich auf beiden Seiten für Nischen erweiternd, über denen hübsche Baldachine aufsitzen, die wieder mehrseitige aber schöngeformte pyramidale Thurmhelme darstellen, an jeder Seite mit angebrachten Giebeln, die auswärts mit Plättchen und Hohlkehlen gegliedert, an den Kanten mit Bossen geziert, oben an der Spitze Kreuzblumen tragen. Gleich diesen sind die Kanten der mehrseitigen Baldachine mit Bossen belegt, oben bekränzt, verlaufen sie sich stets mehr verjüngt und abgerundet, mit ihrem Ende in die mittleren starken Wulste. Darunter stehen die Statuen der Heiligen Johannes des Täufers und des Evangelisten, die aber erst bei der Wiederherstellung des Portals in die leer gefundenen Nischen hineingesetzt worden sind. Die Postamente der Statuen bilden schöne Consolen, die sich eigentlich wie Capitäle von schlanken Säulen ausnehmen, deren Schaft von dem breiten mittleren Wulst der Profilirung unserer Thürwand gebildet wird, an dem dann die Consolen wie Capitäle aufsitzen; beide sind mit hübschem Laubwerk bekränzt, das eine sogar mit zwei Reihen Blätterkrönung, das andere mit aus grossen Blättern gebildetem einfachem Laubwerk. Ihre Betrachtung erinnert uns an die schönste Periode der Gothik, wo das Laubwerk der Natur nachgeahmt wurde; und sie bieten mit ihren Reben- und Hederablättern ein ausgezeichnetes Muster und Beleg für die bei Caumont (Abécédaire d'Archeologie, Architecture religieuse, 288), zusammengesetzte und angeführte „Flora Muralis" des XII. Jahrhunderts.

In dem von einem etwas überhöhten Spitzbogen überwölbten Tympanum oder Thürbogenfelde erscheint das in Stein gehauene Reliefbild, welches jetzt, vom Anwurf befreit, wohl etwas auch wieder zu stark mit grauer Ölfarbe angestrichen worden ist. Das Bild gibt uns eine Darstellung der heil. Dreifaltigkeit (Fig. 2). Wir sehen daran in der Mitte Gott Vater auf einem Throne sitzend, den Heiland am Kreuze, mit beiden Händen an den Kreuzesarmen haltend. Oben ist der heil. Geist in Taubengestalt; unten zu den Füssen von beiden Seiten sind zwei am Postamente kniende Engel angebracht, deren einer die Hände gefaltet hat, der andere aber eine Hand auf die Brust legt, die andere gegen den Heiland hervorstreckend, mit erhobenem Finger auf ihn

[1]) Der Altar ist die Arbeit des strebsamen Pressburger Kunsttischlers H. A. Staudinger, der bereits in diesem Fache durch seine unausgesetzte Strebsamkeit einige Berühmtheit erlangt hat. Unlängst hat er entsprechend gothische Altäre für die Pester Pfarrkirche in der inneren Stadt und für die Herminencapelle verfertigt. Alle übertrifft an Solidität, Grösse und Schönheit der Conception der jetzt noch in seinem Atelier befindliche, für die Wölfsleindorfer-Kirche des Heiligenkreuzer Cistercienser-Stiftes bestimmte Altar.

deutet. An den Seiten von unten bis an die Spitze, und von beiden Seiten gegen die Mitte erstreckt sich ein stylisirtes Laubwerk, in dessen Mitte auf einer Seite ein Löwe und sein Junges sichtbar wird; auf der andern Seite steht ein Pelikan über sein Nest geneigt, aus welchem seine 3 Jungen mehr oder weniger sichtbar hervorragen, die er in Begriff zu stehen scheint, mit seinem Blute zu speisen.



(Fig. 2.)

Die ganze Darstellung, so wie auch die Ausführung desselben, scheint auf eine ältere Zeit zu deuten, als es die angegebene unseres spätgothischen Baues ist; wahrscheinlich ist es die Nachbildung eines älteren Musters [1]). Gott Vater erscheint daran noch ganz in dem idealen Typus des ursprünglichen Christusbildes, mit fast jugendlichen Aussehen, mit gekräuseltem langen Haupt- und kurzen Barthaar, unbedeckten Hauptes, und mit unbekleideten Füssen; er trägt das lange Untergewand und darüber ein kürzeres Oberkleid, beides mit reichem Faltenwurf.

Der Heiland ist bereits mehr in dem realen Typus: sterbend mit geneigten Haupt, an den mit Titulus bezeichneten Kreuze gebildet. Auch das Kreuz ist schon mehr Holzbalken als Baum; wie gewöhnlich alle diese Formen schon seit dem XII. Jahrhundert vorkommen. Ganz absonderlich aber kommt der beträchtlich lange Obertheil des Kreuzes vor, so wie auch die gabel- oder schächerkreuzartig sich erhebenden Kreuzarme. Die Engel sind auch noch in der älteren traditionellen Form gebildet, als reifere Jünglinge (nicht wie später schon als Kinder) mit gekräuseltem Haar, Flügeln und in langer faltenreicher Kleidung.

Was daher die Vorstellung des Bildes betrifft, ist es, wie gesagt, eine der älteren hergebrachten Darstellungsarten der heil. Dreifaltigkeit. (S. Menzel's Symbolik, S. 216.) Es ist heute leicht, auch die übrigen bedeutsamen symbolischen Thierfiguren zu deuten, nach dem Vorgange des Kunstarchäologen Dr. Heider, indem er, wie die Leser dieser Blätter sich erinnern werden, in dem trefflichen Aufsatze über die „Symbolischen Darstellungen in der Cistercienserkirche zu Neuberg in Steiermark" bereits unter andern auch die hier vorkommenden nach den von ihm herausgegebenen Physiologus aus dem XI. Jahrhundert gedeutet hat. Darnach ist der Löwe das Urbild der Graberstehung Christi; von ihm wird erzählt, dass er sein Junges, welches die Löwin todt zur Welt bringt, am dritten Tage durch seinen Anhauch ins Leben rufe, so wie der allmächtige Vater seinen Sohn am dritten Tage von dem Tode erweckt. Bekannter ist das zweite Sinnbild des Pelikans, der seine Jungen, wie uns Christus, mit eigenem Blut speiset.

Notizen.

(**Fundamente eines römischen Palastes. Aufgefunden im Jahre 1854 im alten Forum Julii auf dem sogenannten Campo Marzio, gegenwärtig Malvasona.**) Auf der Strasse welche nach Udine führt, und zwar links wenn man von Cividale kommt, ist das sogenannte Marsfeld (Chiamarz), zum alten Forum Julii gehörig, wo die Reste eines alten römischen Palastes aufgefunden wurden, nämlich 5 unterirdische Gemächer mit Mauer- und Ziegelgewölben, wovon 2 zur Linken 3·75 Meter lang und 2 Metr. breit und 2 zur Rechten, dann noch andere 3 in letzterer Richtung von verschiedenen Dimensionen, durch einen Feldweg getrennt.

Bei ihrem Anblicke glaubt man behaupten zu können, dass dieselben Überreste von 2 römischen Häusern oder von zwei Gebäuden sind, welche zu verschiedenen Zwecken dienten.

[1]) Nach unserer Überzeugung ist das Tympanon ein Überrest des Portales von der, vor dem XV. Jahrhundert bestandenen Kirche. D. Red.

Als man die Arbeit fortsetzte, ohne sich jedoch mit Nachgrabungen zu befassen, fand man die Überbleibsel eines ganzen römischen Palastes, nämlich mit Mauern bedeckte Gemächer und regelmässig abgetheilte Gänge; und zwar anfangs einen Gang, hierauf 14 Gemächer, wovon 7 zur Rechten und 7 zur Linken, alle mit Mauer- und Ziegelgewölben, keines jedoch höher als 1·75 Metr., welche die *cellulae vinariae* sein mussten, wo der Wein in Krügen oder Fässern aufbewahrt wurde, um denselben für den Sommer frisch zu erhalten.

Die Gemächer zur Rechten haben die halbe Höhe der anderen; den grössten Raum nimmt ein Gang ein.

Beim Durchlesen des Vitruv oder anderer Schriftsteller wird es nicht schwer sein zu entnehmen, wie der Bau eines regelmässigen Palastes sein musste, wobei nur die kleinen Zellen, welche wegen der Aufbewahrung der täglichen Lebensbedürfnisse in denselben auch *cellae penuriae* genannt wurden, übrig geblieben sind.

Wird jedoch die Niedrigkeit dieser Gemächer berücksichtigt, indem ihre Höhe nur 1·75 Metr. beträgt, so scheinen dieselben die eigentlichen *cellae vinariae* gewesen zu sein, wovon in der Beschreibung des Scaurischen Palastes (Mailand 1825, pag. 121) von Meroveus, König der Schwaben, Erwähnung geschieht.

„Die Keller *cellae vinariae* sind gegen Norden gebaut und es werden darin alle Gattungen Weine aufbewahrt, welche nach der Aussage einiger Witzköpfe eine grössere Anzahl Consulate zählen, als alle Vorfahren des Scaurus zusammen genommen gesehen haben."

Die in Rede stehenden Keller scheinen ihr Licht von keiner anderen Seite als von dem Gange, welcher zu denselben führt, erhalten zu haben, und zwar, damit der Wein seine Stärke beibehalten und durch Gährung nicht trübe werden sollte.

Auf solche Art sind auch die heutigen öffentlichen Keller am Fusse des Palatinus zu Rom gebaut, welche an Private vermiethet werden, und wo sich der Wein frisch erhält und seinen süssen Geschmack beibehält, während man in den Provinzen, wo keine derlei Keller bestehen, denselben gähren lässt, wodurch er jedoch einen bitteren Geschmack bekommt.

Es ist Jedermann bekannt, dass unser Friaul und vorzüglich die Umgebungen unserer Stadt eine Menge vortrefflicher Weine hervorbringen. Vorzüglich geschätzt und von ausgezeichnetem Geschmacke ist jener, welcher auf den Hügeln von Butrio bis Rosagza wächst, wo man den berühmden Picolit erzeugt, welcher dem Tokayer nicht bedeutend nachsteht.

Dann kommen die anderen Hügel des Coglio bis Cormons, wo weisse und schwarze Weine hinsichtlich ihrer Süsse und des vortrefflichen Geschmackes mit einander wetteifern.

In so gebauten Zellen mussten daher diese Weine auch im Sommer ihren guten Geschmack beibehalten und die etwas herberen, wie jene von Tulliano, mit der Zeit so an Güte gewinnen.

Diese Entdeckung bestätigt auch die grosse Sorgfalt, welche die Römer bei Aufbewahrung ihrer Weine hatten.

Es scheint vielleicht, dass ich mich über diesen Gegenstand zu weit ausgelassen habe, und dass viele von diesen Gemächern auch eine andere Bestimmung haben konnten. Ich will nicht läugnen, dass in denselben auch andere Gegenstände enthalten sein konnten, da in derlei Gemächern alles, was man zum täglichen Küchengebrauche benöthigte, aufbewahrt wurde. Wenn man jedoch in dem oben erwähnten Werke über den Scauri'schen Palast liest, dass sich daselbst 300/m *amphorae* von beinahe allen bekannten Wein-Qualitäten (195) vorfanden, so sind wir geneigt zu glauben, dass jene Zellen ausschliesslich für die Aufbewahrung des Weines benützt wurden, und dass oberhalb derselben das sogenannte *penum cellarium* gebaut sein konnte, welches, wie der im obigen Werke angeführte Pignorius angibt, seinen Namen von der Aufbewahrung der Lebensmittel, als Öl, Essig, Salzbrühe, Küchenkräuter etc. erhalten hat, so dass nach Cicero alles, was zum täglichen Lebensunterhalt gehört, *penus* oder *penora* heisst.

P. Lorenzo d'Orlandi.

(Die ehemaligen Glasmalereien in der Hofkirche zu Innsbruck.) Das tirolische Künstler-Lexikon nimmt aus Ceschi's Beschreibung von Innsbruck die Notiz, dass der Architekt Nikolaus Theuring oder Thuring den Bau der Hofkirche angefangen und Marx della Bolla nach dem Tode des Thuring denselben vollendet habe. Näheres ist mir über diese zwei Baumeister nicht bekannt [1]). Die folgenden Nachrichten entnehme ich aus Manuscripten des im Jahre 1691 zu Innsbruck verstorbenen Franciscaner-Provincials P. Justinus Kaltprunner.

Gründer dieser Kirche und des daran stossenden Klosters war Kaiser Ferdinand I. mit dem Zunamen Impavidus. Der Bau begann 1550. Eingeweiht wurde die Kirche vom Bischof von Fünfkirchen, Georg Drascovic, den 14. Februar 1563. Kaiser Ferdinand selbst wohnte mit seinem Sohne, dem römischen Könige Maximilian, und fünf Töchtern dieser Feierlichkeit bei. Im nämlichen Jahre liess der Kaiser durch denselben Bischof auch die Franciscaner in den Besitz des Klosters einführen. Ober der Thüre des Speisesaales war zur Zeit des P. Justinus noch eine schwarze Marmortafel zu sehen, welche mit vergoldeten Buchstaben folgende Inschrift trug:

D. O. M.

Postquam cruenta proelia atque dissidia universumque Orbem faustiss: ac clementissimus Divus Ferdinandus Rom. Imp. Germ. Hung. Bohem. Rex, Archidux Austriae, Dux Burgundiae, Comes Tyrolis etc., cujus memoria in benedictione est, favente Numine ad pacem reduxerat: denique coelesti erga Orthodoxam fidem ardore succensus ad extremum vitae suae hoc coenobium et templum fieri curavit, Ordinique S. Francisci de Observantia munifice dedicavit, quod Reverendmus P. F. Franciscus Zamora Generalis Minister Almae Divi Antonii Provinciae sedulo connexit. Fr. Ludovicus Malumbra Venetus primus Quardianus ad poster. monumenta P. C. An. D. M.DLXIIII die XIII. Aug.

Diese Kirche nun war mit Glasmalereien und mit Tapeten, welche in gewebter Malerei die Geheimnisse des Lebens des Erlösers darstellten, geschmückt. Von den Seitenmauern hingen je fünf kriegerische Fahnen herab, welche zur Begräbnissfeier des Erzherzogs Ferdinand 1595 angefertigt

---

[1]) Als man nach dem Erdbeben 1690 den Thurmknopf herabnahm, fand man in selbem ein Pergament mit folgender Schrift: „Auss Bevelch des allerdurchleichtigisten Ferdinanden Röm. Kaysers etc. hat ihro Mayt. Secretari Hofbawmaister und Superintendent dieses löblichen neuen Stüfthauss, Paul Uschall disen Knopf lassen sizen in seinem Beisein am ailften Tag des Monaths Oktobris Anno Dni 1560.

worden waren, und von denen neun die Insignien der verschiedenen Provinzen Österreichs enthielten, die zehnte aber, von schwarzer Farbe, die Trauerfahne war.

Etwas weitläufiger lässt sich P. Justinus Kaltprunner über die kleinen und grossen Statuen aus Erz und über die Glasmalereien aus. In Bezug auf letztere schreibt er 1680: „Cum portentorum classem ingrediatur, fragilitas si non frangatur, cupidae posteritati, tenera saltem in charta, Basilicae nostrae S. Crucis Oenipontanae fenestras encaustice pietas ab interitu salvabo."

Das Fenster nächst dem Hochaltare zur Evangelienseite war horizontal in vier Felder eingetheilt, von denen die drei obern folgende Vorstellung enthielten: Vier sehr schön gemalte Engel trugen ein Kreuz von rother Farbe. Der Raum ringsum erglänzte wie Gold und war von leichten mit Engelköpfen besetzten Wölklein umsäumt. In der vierten oder untersten Abtheilung knieten rechts Ferdinand I. im Kaiser-Ornate nebst seinen Söhnen, dem römischen Könige und drei Erzherzogen. Links kniete ebenfalls auf einem Kissen die Gemahlin Ferdinand's Anna mit zum Kreuze erhobenen Augen und Händen; vor ihr eilf Töchter. In der Mitte dieses untersten Feldes stand höher hinaufreichend der heil. Apostel Jakobus, angethan mit einem grünen Rocke, einem groben Mantel und dem Muschelkragen, in der rechten Hand den Rosenkranz und Pilgerstab, in der linken ein Buch haltend. Zu seinen Füssen befanden sich die kaiserlichen und ungarisch-böhmischen Insignien.

Das entgegengesetzte Fenster, zur Epistelseite, hatte ebenfalls vier horizontale Abtheilungen. Die drei obersten waren, mit Ausnahme einer Ecke, die dem zu spät kommenden Thomas vorbehalten war, mit der Himmelfahrt der sel. Jungfrau ausgefüllt. Oben erblickte man Maria, wie sie von Gott Vater und Sohn mit der Krone geziert wird; die Taube schwebte über ihrem Haupte. Unten knien auf der Erde um das Grab herum die Apostel, sehnsüchtig gegen Himmel blickend, mit Ausnahme des Thomas. Im untersten Felde kniete zunächst am Altare im Harnisch Erzherzog Ferdinand, Landesfürst von Tirol, während seine Insignien die Mitte dieses Feldes einnahmen. Zuletzt erblickte man den heil. Thomas mit Buch und Lanze. Er reichte mit dem obern Theile seines Körpers noch in das dritte Feld hinein. Zu unterst war in einem Streifen der Titel Ferdinand's in deutscher Sprache angebracht:

„Ferdinand von Gottes Genaden, Erzherzog zu Österreich, Herzog zu Burgund, und Graue zu Tyrol etc. und Hochgemelten Kayser Ferdinands und Frawe Anna Künigin zu Hungarn und Peheim Sohn etc."

Das dritte Fenster, ebenfalls auf der Epistelseite, war auch in 4 Felder eingetheilt, jedoch so, dass die zwei obern nicht durch eine horizontale, sondern durch eine verticale Linie getheilt waren.

In einem dieser obern Felder (gegen den Altar zu) erblickte man den heil. Apostel Andreas, wie er vom Kreuze herab das zusammenströmende Volk lehret; auf dem andern befand sich der heil. Georgius zu Pferde, wie er den Drachen erlegt. Diese zwei Heiligen wurden desswegen hier dargestellt, weil Andreas der Patron des Ordens des goldenen Vliesses, Georgius aber jenes Ritterordens ist, den der Vater, Kaiser Friedrich, stiftete und der Sohn Maximilian I. förderte.

Das dritte Feld dieses Fensters war in drei Abtheilungen eingetheilt: die mittlere nahm Kaiser Maximilian I. auf einem Kissen kniend und geziert mit den kaiserlichen Zeichen der Krone, des Mantels, Scepters und Reichsapfels ein. Sonst trug er noch den Harnisch und den Orden des goldenen Vliesses. Die Abtheilung dem Beschauer zur Linken zeigte die zwei Gemahlinnen Maximilian's in kniender Stellung, nämlich Maria von Burgund und Blanca. Auf der anderen Seite erblickte man den Sohn Maximilian's, Philippp I. und dessen Gemahlin Johanna von Castilien. Im untersten, wieder dreigetheilten Felde dieses Fensters waren die Insignien der im obern Felde dargestellten fürstlichen Personen enthalten. Unter Maximilian war der doppelte kaiserliche Adler, auf der Brust das österreichisch- burgundische Schild, umgeben vom goldenen Vliesse, dargestellt; unter den zwei Gemahlinnen das burgundische und mailändische Wappen; unter Philipp, gleichfalls von der colchischen Zierde umgeben, der Thurm von Castilien und die roth-goldenen länglichten Linien des Königreichs Arragonien. Unter der Königin Johanna waren ähnliche Wappen angebracht.

Die zwei grossen Fenster an der rechten Seite des Langhauses der Kirche waren ebenfalls je mit zwei Reihen Glasmalereien, welche Wappenschilde vorstellten, geziert. Das obere dem Altare nähere zeigte die 8 Wappen von Ungarn, Böhmen, Dalmatien, Croatien, Neapel, Alt-Östreich, Neu-Östreich und Burgund. Auf dem zweiten Fenster sah man die 8 Wappen von Castilien, Sicilien, Leon, Steiermark, Kärnthen, Krain und Schwaben.

Diese Kirche litt sehr durch die Erdbeben, welche im December (anfangend am 22. Dec.) 1689 und im Jänner 1690 Innsbruck heimsuchten. Der Thurm musste bis zu den Glocken herab abgetragen werden. Die Gewölbe der Seitenschiffe der Kirche waren sehr beschädigt, in minderem Grade das des Hauptschiffes. Das Gewölbe, wie auch die Wände der Kirche wurden dann mit reichem und wahrhaft schönem Gypswerk geziert. Die Oberleitung bei dieser Arbeit hatte ein alter Hofgoldschmied, mit Namen Friess, der auch die Zeichnungen dazu lieferte.

Bei dieser Gelegenheit mögen auch die Fenster sehr gelitten haben. Im Jahre 1710 wurden die Fenster erneuert, in wieweit, weis ich nicht. Im Jahre 1711 brach am 14. August ein schreckliches Ungewitter aus. Der Wind warf einen Theil der Fenster in den Garten hinab. *Statim jubente Excelsa camera, semotis encausticis, fenestrae orbiculatae perticis ferreis insertae sunt.*

P. Bertrand Schöpf.

Correspondenzen.

Wien. Seit dem letzten Berichte über „die Erfolge der Wirksamkeit der k. k. Central-Commission (vgl. Mittheilungen" II. 114) sind derselben wieder mehrere sehr anerkennende Schreiben hoher weltlicher und kirchlicher Würdenträger über ihre Leistungen und literarischen Publicationen zugekommen. Wir heben aus denselben hervor: ein Schreiben Seiner Excellenz des k. bairischen Ministers des Auswärtigen Freiherrn v. d. Pfordten, worin Se. Exc. dem Präses der k. k. Central-Commission Hrn. K. Freiherrn v. Czoernig eröffnet, dass Seine Majestät König Maximilian, laut Entschliessung vom 30. März d. J. diese interessanten werthvollen Mittheilungen mit Vergnügen entgegen zu nehmen, und ihn zu beauftragen geruht haben, für die hiedurch bewiesene Aufmerksamkeit Allerhöchst deren Dank auszudrücken; ferner ein Schreiben Seiner Eminenz des Fürst-Primas und Cardinal-Erzbischofes von Gran, Herrn Joh. Scitosky von Nagy-Kers, worin Seine Eminenz mit dem Ausdrucke des verbindlichsten Dankes eröffnet, dass es ihm ein hohes Vergnügen gewährte, aus denselben zu entnehmen, welche Aufmerksamkeit den kirchlichen Denkmalen im Allgemeinen und jenen von Ungarn insbesonders geschenkt wird und bei solch' erspriesslichen Leistungen verspricht, gerne beitragen zu wollen, dass sich der Klerus der literarischen Wirksamkeit der Commission mit reger Theilnahme zuwende; ein Schreiben Seiner fürstl. Gnaden des Herrn Fürst-Erzbischofs von Olmütz Friedrich Landgraf v. Fürstenberg, worin ausgedrückt ist, dass Seine fürstl. Gnaden niemals säumen werde, die Bestrebungen der Commission, kräftigst zu unterstützen und ein Schreiben des hochwürdigsten Bischofs in Diakovar Herrn Jos. G. Strossmayer, worin mitgetheilt wird, dass an die Geistlichkeit dieser bischöflichen Diöcese im Sinne des Ersuchens des Herrn Präses der k. k. Central-Commission ein Aufruf erlassen wurde, die kirchlichen Baudenkmale und deren Einrichtungsgegenstände bekannt zu geben und durch Belehrung und mögliche Hindanhaltung von muthwilligen Beschädigungen an den ihrer Aufsicht unterstehenden Denkmalen der Vorzeit den Sinn der Bevölkerung für die Kunst zu wecken.

Wien. Das Bedürfniss, ein Missale zu besitzen, das den strengen Anforderungen der christlichen Kunst in Rücksicht seiner typographischen Anlage so wie der xylographischen und polychromatischen Ausstattung vollkommen entspricht, ist Veranlassung, dass sich im Laufe der letzten Monate in Wien eine provisorische Commission zur Herausgabe eines mustergiltigen Missale Romanum im mittelalterlichen Style gebildet hat. Wir entnehmen dem uns vorliegenden Entwurfe der statuarischen Bestimmungen, dass dieses Missale hinsichtlich des Druckes und seiner verschiedenen Ornamentirungen sich strenge den wahren Principien der mittelalterlichen kirchlichen Kunst anschliessen und in einem einheitlichen Style als ein Ganzes gehalten, die Blüthezeit der deutschen Miniaturen repräsentiren soll. Die Commission ist daher auch der Ansicht, dass der Schluss des XIV. respective der Anfang des XV. Jahrhunderts als die Blüthezeit der deutschen Miniatur und Initialkunst zu halten sei und es wird sich desshalb das fragliche Werk möglichst analog den mustergiltigsten und besten Musterwerken der deutschen „burgundischen" Miniaturen vom Jahre 1380 — 1430 anzuschliessen haben. Die Commission stellt sich zur Aufgabe, hinsichtlich der Typen, Initialen und Miniaturen, das Beste und Gediegenste aus den noch vielfach vorhandenen Meisterwerken (Missalen, Laienbrevieren, Evangeliarien, Gradualien, Antiphonarien) auszuwählen und durch geübte Künstler charakteristisch getreu und im Geiste der alten Meister copiren zu lassen. Das Missale soll in dreifacher Ausstattung und zwar in Form eines einfachen, reicheren und Pracht-Exemplars ausgegeben und mit einem stylgemässen, der alten Lederplastik entsprechenden Einbande versehen werden. Das prov. Comité ist gebildet aus den Herren Hofrath Phillipps, F. Bock und Dr. Brunner, dann aus den Herren Essenwein, Klein, Reiss und Habenich.

Prag. In Eger hat sich im Laufe dieses Winters auf Veranlassung des k. k. Kreispräsidenten, Grafen von Rothkirch ein Comité gebildet, welches sich die würdige Instandsetzung und Restauration der dortigen Decanat- und Stadtpfarrkirche St. Nikolaus zum Ziele gesetzt hat. Von diesem Comité berufen, die Kirche zu untersuchen und die Art und Weise der Restauration einzuleiten, habe ich nach 14tägigem Aufenthalte meinen motivirten Bericht den 14. Mai übergeben, welcher auch beifällig aufgenommen wurde.

Die Kirche zeigt drei verschiedene Bauperioden, und zwar gehören die beiden Thürme bis zur Höhe von 88 Fuss der Zeit Friedrich des Zweiten von Hohenstauffen an. Diese Thürme, beiläufig um 1230 erbaut, haben den grossen Brand von 1270, welche ganz Eger in Asche legte, überdauert, wie sich genau am Gebäude nachweisen lässt. Das Presbyterium dagegen stürzte zusammen und wurde gegen 1300 wieder aufgebaut. Die Thürme zeigen den Übergangsstyl vom Romanischen zur Gothik, während das sehr einfache Presbyterium durchaus gothisch, mit vorspringenden Strebepfeilern und einem aus dem Achteck construirten Chorschlusse erscheint.

Das Langhaus endlich, die auffallendste Partie dieses Gotteshauses, schreibt sich aus der Mitte des XV. Jahrhunderts und bildet eine merkwürdige, von runden Säulen unterstützte Halle von 100' lichter Weite und 150' Länge (gleichfalls im Lichten).

Dieses Langhaus zeigt keine äusseren Strebepfeiler und die Seitenschiffe sind seltsamer Weise breiter, als das Mittelschiff. Die ganze Kirche wurde im XV. Jahrhundert mit Wandmalereien ausgemalt, von denen bisher unter einer dicken Kalkkruste mehrere wieder aufgedeckt wurden.

Gleichzeitig mit dieser Kirchenarbeit habe ich eine vollständige Aufnahme (die erste ganz genaue) der weltberühmten Egerer Schlosscapelle gemacht und das ganze Schlossgebiet untersucht.

Endlich und zwar im Augenblicke meiner Abreise habe ich noch einen Fund von höchster Wichtigkeit gemacht, welchen ich dem Bezirkshauptmann von Eger, Herrn Edlen von Herget, zu verdanken habe.

In der Nähe von Eger befindet sich nämlich eine in Ruinen stehende grosse Capelle, die Heiligenkreuzkirche. Patron ist die Stadt Eger, und weil einerseits viele in dieser Heiligenkreuzkirche gemachten Messenstiftungen vorhanden sind, anderseits aber das Gebäude viel zu gross und zu ruinös erscheint, beschloss man, dasselbe gänzlich abzutragen, und statt dessen eine neue, kleinere Capelle aufzuführen. Gegen diesen Beschluss kämpfte nun Herr Bezirkshauptmann von Herget, welcher der Ansicht war, dass der alte Bestand nicht ohne historisches Interesse sei und erhalten zu werden verdiene.

Nach seinem Antrage besuchte ich die Heiligenkreuzkirche, ein spätgothisches Bauwerk aus jener Zeit, wo der Halbkreisbogen wieder Mode wurde. Es fehlen zwar Thüre und Fenster, aber der Dachstuhl ist gut, und die Umfassungsmauern ziemlich erhalten.

Das rechteckige Schiff ist 8° lang und 6° breit, der aus dem Achteck gezogene Chor 3° lang und eben so breit; beides, Chor und Schiff nur mit einer flachen Bretterdecke versehen. Nachdem ich in vollster Übereinstimmung mit Herrn von Herget mich von der leichten, nur geringe Kosten verursachenden Herstellung des

Gebäudes überzeugt und den gegenwärtigen Bestand aufgenommen hatte, berichtete uns ein nebenwohnender Landmann, dass in seinem Hause noch viele Einrichtungsstücke von der seit 70 Jahren dem Verfall preisgegebenen Kirche aufbewahrt seien. Herr von Herget, dem dieses bekannt war, lud mich ein, die fraglichen Kirchenrequisiten einzusehen und auch darüber ein Urtheil abzugeben.

In Erwartung des gewöhnlichen Plunders, den man in solchen verkommenen Dorfkirchen trifft, betrat ich das hölzerne Bauernhaus; in welches Erstaunen gerieth ich jedoch, als ich hier in einem finstern Gange, von Spinnweben überdeckt, die herrlichsten Schnitzarbeiten erkannte, welche man nur sehen kann. Es sind Holzfiguren von 3' 6" bis 4' Höhe, bemalt und reich vergoldet, etwa aus der Zeit der Nürnberger Gebrüder Rupprecht und des Schönhofer. Als Arbeiten voll des tiefsten Gefühls von bedeutender technischer Vollendung, wüsste ich diese Schnitzereien nur der schönen Maria in der Burg zu Nürnberg, angeblich von Schönhofer (1350), an die Seite zu stellen. Leider konnte ich nicht einmal Alles sehen, da der Hausherr mit den Schlüsseln ausgegangen war. In Kurzem nach Eger zurückkehrend, werde ich Ihnen diesen Fund ausführlich schildern. B. Grueber.

Brixen. In meiner letzten Correspondenz habe ich Ihnen gemeldet, dass in unserm Lande der Sinn für die mittelalterliche Kunst immer mehr und mehr erwache und rege werde. Heute kann ich Ihnen wieder einen Beweis für diese meine Aussage bringen. Der Herr Baron Johann von Sternbach in Bruneck von der Linie, welche sich im Pusterthal, der Wiege dieses im Lande sehr hoch geachteten Geschlechtes, erhalten hat, übergab in jüngster Zeit zum Baue eines gothischen Hochaltars in dem alten und theilweise restaurirten gothischen St. Valentins-Kirchlein zu innerst im Thale Pretau tausend Gulden C. M. und lässt darüberhin noch ein eigenes Altarblatt dafür malen. Was aber der edlen Gabe die Krone aufsetzt, ist, dass der Herr Baron die Ausführung anerkannten Künstlern anvertraut hat. Das Gemälde wird Herr Franz Hellweger von St. Lorenzen in Pusterthal liefern und den Altar Herr Joseph Stauder, Kunsttischler zu Inichen, ebenfalls in Pusterthal bauen. Beide Künstler haben bereits durch mehrere Werke ihren Namen in weiten Kreisen begründet. Der erstere malte an der Seite des berühmten Cornelius an den Fresken der Ludwigskirche in München und mit Eduard Steinle im Dom zu Cöln.

G. Tinkhauser.

Schässburg. Bei dem theilweisen Umbau des Hauses Nr. 605 des ehemaligen Stadtwirthshauses (siehe meine archäologischen Skizzen aus Schässburg im Archiv des Vereins für siebenbürgische Landeskunde. Neue Folge II, 409) wurde unlängst eine in archäologischer Hinsicht nicht unbedeutende Entdeckung gemacht. Jenes im grossen Brande von 1676 nicht beschädigte Haus bestand, wie aus der Construction des Mauerwerks und des Dachstuhls ersichtlich, aus drei, zu verschiedenen Zeiten aufgeführten Theilen, deren erster und zweiter fast ganz aus mächtigen Bruchsteinen erbaut waren. Bei dem Abbruch einer Scheidewand des zweiten Theiles nur, fand man mitten in dem nur nach den Aussenseiten aus regelmässig übereinander gesetzten Steinen, in der Mitte aber aus Guss bestehenden Gemäuer einen Silberdenar des ungarischen Königs Sigismund I. (1382—1437) mit deutlich lesbarer Umschrift und so blank, dass daraus zu schliessen sein durfte, derselbe sei sehr wenig im Umlaufe gewesen und absichtlich an diesen Ort eingemauert worden. Demnach stand am Anfange des XV. Jahrhunderts nicht bloss ein Theil der Unterstadt von Schässburg bereits, sondern muss auch, da wie erwähnt, der obige Fund in einem Zubaue gemacht wurde, schon bedeutend früher gestanden haben.

Die von uns in den oben erwähnten archäologischen Skizzen p. 388, als wahrscheinlich bezeichnete Route der alten von Apulum nach Ponte vetere führenden Römerstrasse hat in neuester Zeit Sicherheit gewonnen, indem es mir möglich wurde, eine Anzahl bei Mehburg gefundener Gefässbruchstücke zu untersuchen; dieselben zeigen sich als römische Arbeit und ich hoffe in nächster Zeit durch Münzen diese Ansicht noch fester zu stellen. Bei Schässburg wurde in diesen Tagen eine Erzmünze 2. Grösse mit dem Bilde Marc Aurel's auf dem Avers, einem Adler mit gehobenen Flügeln auf dem Revers in einem Garten „unter der Burg" gefunden.

Von Neubauten habe ich wenig zu berichten: das hiesige evangelische Presbyterium hat die Wiederherstellung der im Jahre 1849 zerstörten Orgel in der Burgkirche in Angriff genommen und es wird dieselbe nach dem vorgelegten Risse dem Style der Kirche entsprechend durch den tüchtigsten Orgelbauer in Siebenbürgen, Karl Schneider in Kronstadt, in Jahresfrist vollendet werden. Über die Erbauung der gleichzeitig vernichteten Orgel der Spitalkirche sind die Verhandlungen ebenfalls im Zuge.

Dagegen wurden im Laufe dieses Frühlings die Stadtmauern zwischen dem Schneider und Schusterthurm in einer Länge von etwa 280 Schritten bis auf 4' Höhe über die Burg, um Steine für einige öffentliche Bauten zu gewinnen, abgetragen, wobei aus einigen aufgefundenen Ziegelinschriften ersichtlich ward, dass die letzte umfassendere Restauration der Befestigungswerke der Stadt an diesem Punkte um die Jahre 1716—1725 stattgefunden hat.

Fr. Müller.

Literarische Anzeigen.

Der II. Band (neue Folge) von dem „Archiv des Vereines für siebenbürgische Landeskunde" enthält (S. 381—430) einen sehr beachtenswerthen Beitrag zur Alterthumsforschung unter dem Titel: „Archäologische Skizzen aus Schässburg" von Friedrich Müller — demselben Verfasser, von welchem wir schon wiederholt sehr werthvolle Beiträge zur Monumental-Kunde gebracht haben und in dem nächsten Hefte einen grösseren Original-Aufsatz über eine Specialität siebenbürgischer Kirchen zu veröffentlichen beginnen werden. Von dem Gesichtspunkte ausgehend, dass es wünschenswerth ist, über die einzelnen Funde, Sammlungen oder Untersuchungen von Zeit zu Zeit Nachricht zu erhalten, stellte Herr Fr. Müller in den „Archäologischen Skizzen" alles das zusammen, was auf dem Gebiete der Stadt Schässburg in den letzten fünf Jahren entdeckt oder untersucht worden ist. Der Verfasser beschränkte sich bei seiner willkommenen Übersicht nicht blos auf die Überreste der römisch-dacischen Periode sondern beschäftigte sich auch mit den Kirchenbauten, Befestigungswerken und sonstigen profanen Bauwerken des Mittelalters auf dem von ihm durchforschten Gebiete: letztere bilden im Gegentheile den weit ausführlicheren Inhalt seiner Arbeit. Solche Specialstudien sind für die Alterthumsforschung in Österreich wirklich ein grosser Gewinn, und wir können es nicht unterlassen bei dieser Gelegenheit hervorzuheben, dass gerade Siebenbürgen hierin mit einem glänzenden Beispiele voranleuchtet. Mit einem leider noch nicht genug gewürdigten Eifer und Verständnisse, bereichern dort seit Jahren unsere Stammesgenossen die deutsche Wissenschaft, und, beinahe abgeschnitten von der ganzen

geistigen Bewegung in Deutschland, wissen sie sich doch ununterbrochen mit allen wissenschaftlichen Forschungen vertraut zu machen und pflanzen dort nicht blos die Sprache sondern auch das Wesen und den Geist der mitteleuropäischen Cultur hart an den Grenzen des äussersten Ostens fort.

Das neueste Heft der von F. von Quast und H. Otte herausgegebenen „Zeitschrift für christliche Archäologie und Kunst“ bringt eine Fortsetzung der Abhandlung von J. D. Passavant: „Über die mittelalterliche Kunst in Böhmen und Mähren“; dieselbe enthält eine kurze Angabe und Charakterisirung einiger der bedeutendsten Miniaturen aus der Zeit der nationalen Kunstentwicklung der Czechen zwischen dem XI. bis zu Ende des XIV. Jahrhunderts, mit Hinweisung auf die ausführliche Beschreibung, welche darüber schon Dr. Waagen im deutschen Kunstblatte (1850, 147 und 289) geliefert hat. Herr J. D. Passavant gibt eine Beschreibung der Legende des heil. Wenzel vom Jahre 1006, welche sich in der Wolfenbüttler Bibliothek befindet, der Miniaturen im Wyssehrader Codex, wahrscheinlich aus dem XI. Jahrhundert; einer mater verborum aus dem böhmischen Museum, die im XIII. Jahrhundert nach einem Glossar des Bischofs Salomon von Constanz aus dem Jahre 920 copirt und von dem Maler Miroslav mit Miniaturen geschmückt wurde; einer lateinischen Bibel aus dem Kloster Jaromir vom Jahre 1259, gleichfalls in der Bibliothek des böhmischen Museums befindlich; einer Passio Domini mit den Miniaturen des Domherrn Benesch aus dem Jahre 1312, aufbewahrt in der Universitäts-Bibliothek zu Prag; ferners die Beschreibungen eines Mariale und eines Liber viaticus, welche im böhmischen Museum verwahrt werden und mit Miniaturen des Zbysch oder Tbisco de Zrotina, des ausgezeichnetsten Miniaturmalers Böhmens aus der Mitte des XIV. Jahrhunderts, geschmückt sind, eines Missale im Prager Domschatze mit Miniaturen des Peter Brzuchaty aus der zweiten Hälfte des XIV. Jahrhunderts, eines missale ollomucensis im Stadtarchiv zu Brünn, entstanden um das Jahr 1360, eines Pontificale in der Strahover Bibliothek zu Prag aus dem Jahre 1373; eines Lehrbuches, welche Thomas von Stitny im Jahre 1374 für seine Kinder verfasste und mit Miniaturen ausstattete, endlich die Beschreibung der Miniaturen eines canonischen Rechtes aus der ersten Hälfte des XIII. Jahrhunderts in der Prager Museumsbibliothek; eines codex jurium municipalium civitatis Brunensis vom Jahre 1354 im Stadtarchiv zu Brünn, einer böhmischen Bibel des alten und neuen Testamentes auf der Bibliothek zu Olmütz, geschrieben um das Jahr 1370; einer deutschen Bibel des Königs Wenzeslaus in der Hofbibliothek zu Wien und eines Missale des Laurinus von Slatowie aus dem Jahre 1409. — Mit der Aufzählung dieser Miniaturen sucht J. D. Passavant zu zeigen, wie seit 1312 bis zum letzten Viertel des XIV. Jahrhunderts die böhmische Malerschule sich in einer nationalen Richtung zu schöner Blüthe entfaltet, dann aber zu sinken angefangen hat. Er geht sodann auf die Kunstepoche unter Kaiser Karl IV. über, wo deutscher Einfluss bemerkbar wurde, und nebst den nationalen Künstlern auch Deutsche und Italiener sich in Prag niederliessen, und gibt zur Erläuterung eine Charakteristik der ausgezeichneten Gewölbe und Tafelmalereien des berühmten Theodorich von Prag in der heil. Kreuzcapelle zu Karlstein, in der Mariahimmelfahrt- und Collegiatkirche der Burg Karlstein, in der Wenzelscapelle des Veitsdomes in Prag und eines Gemäldes, das früher in der Decanatskirche zu Raudnic sich befand; ferner der Frescomalereien in dem Kreuzgang des Benedictinerklosters Emaus zu Prag, und einiger anderer Gemälde, welche jener Epoche und Richtung angehören. Von der zur Zeit Karl IV. in Prag blühenden deutschen Malerschule führt Herr J. D. Passavant die Werke von Kunz und Nikolaus Wurmser aus Strassburg und von den Werken der Italiener jene des Thomas von Modena an. Ob damit die Charakteristik der verschiedenen Malerschulen in Böhmen während des XIV. Jahrhunderts erschöpft ist, werden wir sehen, wenn der Schluss des Aufsatzes von Herrn J. D. Passavant im nächsten Hefte dieser Zeitschrift erschöpft sein wird. — Den zweiten grösseren Aufsatz des vorliegenden Heftes bilden die „Archäologischen Reiseberichte“ von Freiherrn v. Quast mit der Fortsetzung der kirchlichen Baudenkmale der Stadt Magdeburg, wobei Herr von Quast den Kreuzgang der Liebfrauenkirche sowie den Dom und den dazu gehörigen Kreuzgang, — Bauwerke, welche für den Romanismus und die Übergangsperiode von Norddeutschland von grösster Bedeutung sind, in einer sehr anziehenden und kenntnissreichen Schilderung bespricht. An kleineren Aufsätzen und Notizen enthält dieses Heft eine Beschreibung des Reliquienschreines zu Mettlach nach einer Mittheilung des Herrn von Cohausen, eine Erklärung über den Ursprung des griechischen Anagramms von Karl Jörtz, die Darstellung der Schlosserarbeit an einem Wandschranke im Dome zu Magdeburg von Brandt und eine nachträgliche Berichtigung des Herrn J. D. Passavant zu seinem Aufsatze „Über die mittelalterliche Kunst in Böhmen und Mähren“ rücksichtlich der St. Georgskirche in Prag, wozu ihm der im I. Jahrgange unserer Blätter erschienene Aufsatz des Professors B. Grueber in Prag „Charakteristik der Baudenkmale Böhmens“ Veranlassung gab. In der Rubrik „Erhaltung und Zerstörung der Denkmäler“ ist die vielfach besprochene Angelegenheit des Umbaues der Mauritiuskirche in Cöln berührt. Dem Hefte sind vier Tafeln und zwar Details vom Dom und Domkreuzgang zu Magdeburg, die Anbetung der Weisen und die Verkündigung Maria von dem Reliquienschreine zu Mettlach und 6 Holzschnitte beigegeben.

Nach langer Unterbrechung steht nun eine Fortsetzung und Vollendung von Fr. Faber's „Conversationslexikon für bildende Kunst“ zu erwarten. Wie bekannt, erschienen von diesem Werke bisher nur sechs Bände, da das Erscheinen der übrigen Lieferungen vorzugsweise durch den plötzlichen Tod des Herausgebers Fr. Faber unterbrochen wurde. Die Verlagshandlung E. Graul in Leipzig hat es nun unternommen unter Mitwirkung namhafter Kunstforscher und Fachmänner und speciell unter der Redaction des Malers Lorenz Clasen fortzuführen und richtet an alle Besitzer der Bände die Bitte, dem Unternehmen ihr Vertrauen wieder zuzuwenden und durch Bezug der zur Completirung nöthigen Bände den alten Stand der Abonnentenzahl wieder herbeizuführen. Der Rest des Werkes wird in 48 Lieferungen à 10 Sgr., versehen mit Illustrationen, bezogen werden. Die 49. Lieferung (VII. Bd., I. Lieferung) bringt die Fortsetzung des Artikels „Haus und Palast“ in einer interessanten Darstellung.

Wir haben eine kurze Inhaltsanzeige der von Abbé Corblet herausgegebenen und von uns angekündigten „Revue de l'art chrétien“ in Aussicht gestellt. Es liegen uns bis jetzt fünf Hefte (Jänner bis Mai) vor, die sehr reich an Stoff und Inhalt, die Erwartungen des Programms einzuhalten bemüht sind. Ein Aufsatz von Abbé Corblet betitelt: „Über die katholische Kunst“ eröffnet die Reihenfolge und präcisirt die Anschauungen, welche der Verfasser über die mittelalterliche und moderne Kunst besitzt und von denen er bei der Herausgabe der Revue geleitet wird. Der pseudonyme Gelehrte Petrus Schmidt beginnt eine Reihe archäologischer und künstlerischer Studien über „kirchliche Industrie“ in der Absicht, um die Kenntniss der Meisterwerke der mittelalterlichen Industrien zu erweitern und eine Anwendung der Principien der christlichen Schönheit auf die moderne Kunst zu erzielen. Ausser dem einleitenden mit mehreren Holzschnitten ausgestatteten Aufsatze ist bis jetzt ein zweiter Artikel über das „Pflaster der Kirchen“ erschienen. Graf de Mellet gibt einige Andeutungen über den Geist und die Weihe, welcher die „christliche Malerei“ und jene Künstler, welche kirchliche Gegenstände zur Darstellung bringen, erfüllen soll. Charles de Linas liefert einen interessanten Beitrag zur Goldschmiedekunst des XIV.

Jahrhunderts aus Anlass des „Einbandes eines alten Manuscriptes von St. Omer". Abbé Corblet veröffentlicht ferner eine Abhandlung „über das Geschichtliche und Liturgische der Glocken", worin er nebst flüchtigen Andeutungen über die Namen der Glocken, ihren Ursprung, ihre Composition, ihre Form, ihre Aufschriften sich vorzugsweise mit dem liturgischen Theile dieses Studiums beschäftigt und am Schlusse des Aufsatzes einige Nachrichten über mehrere sehr merkwürdige Glocken, namentlich über jene der Pikardie und des nördlichen Frankreichs veröffentlicht. Ein Aufsatz des Abbé J. E. Decorde beschäftigt sich mit einer Übersicht der „alten und modernen Kirchen in der Diöcese Rouen". M. Doublet de Boisthibaud gibt eine „Beschreibung des interessanten Grabmales des h. Chalétric Bischofs von Chartres". X. Barbier de Monteult beginnt eine grössere Abhandlung über die „liturgische Poesie des Mittelalters". von M. Galoppe d'Onquaire finden wir eine Charakteristik der im mittelalterlichen Style neu erbauten Kirche St. Clotilde zu Paris, von Abbé Auber eine Iconographie der unbefleckten Empfängniss Maria und von M. Leo Drouyn eine Monographie von St. Martin zu Seseus. Eine Fülle kleinerer Aufsätze und Notizen enthält noch die Rubrik: „Mélanges et Chronique", welcher sich schliesslich ein bibliographisches Bulletin anfügt, worin nicht nur die neuesten Erscheinungen Frankreichs, sondern auch jene von Deutschland, Belgien und England berücksichtigt werden. So finden wir auch bereits einen Auszug des Prospectus über das in Aussicht stehende Prachtwerk: „Die Kleinodien des heil. römisch-deutschen Reiches" von Frz. Bock, welches bekanntlich in Folge eines Allerhöchsten Befehles auf Kosten der kaiserlichen Regierung in der k. k. Staatsdruckerei erscheinen wird, und aus dessen überreichen Inhalt wir durch die ausgezeichnete Güte des Verfassers fortwährend in die Lage gesetzt sind, Auszüge zu veröffentlichen.

Von der „Revue archéologique" (Paris, A. Leleux) sind uns die erste und zweite Lieferung des XIV. Jahrganges zugekommen. Aus dem Inhalte — denn die Tendenz dieser periodischen Schrift ist nicht blos auf das Studium der Monumente und der Numismatik, sondern auch auf jenes der Philologie gerichtet — heben wir hervor, die Beschreibung und Erklärung eines römischen Basreliefs aus dem Museum zu Cherchel, welches an dem genannten Orte vor mehreren Jahren gefunden wurde, und — wie aus der Inschrift hervorgeht, das Grab eines Reiters der VI. Cohorte der Dalmater schmückte. Die Darstellung „über die Münzsorten in mehreren Städten Frankreichs während des Mittelalters", einen Aufsatz, betitelt „Rechte und Übungen", welche eine Übersicht der öffentlichen und Privatbauten unter dem dritten Geschlechte der Könige von Frankreich enthalten. eine Abhandlung über den Ambon der unterirdischen Kirche des heil. Laurent zu Rom und eine Notiz über den Todtensaal der Abtei d'Oursangs.

Bibliographie.

Aus den literarischen Neuigkeiten der jüngsten Zeit, welche auf Alterthumskunde Bezug nehmen, heben wir folgende uns bekannt gewordene Werke hervor:

Otte Heinr. Archäologisches Wörterbuch zu Erklärung der in den Schriften über mittelalterliche Kunst vorkommenden Kunstausdrücke. Mit 166 Holzschnitten, 8. IV, 268 S. Leipzig, T. O. Weigel. 1 Thlr. 20 Ngr.

Lassen Ch. Indische Alterthumskunde. 3. Bd. 1. Hälfte, Leipzig 1857. Kittler, VIII, 416 pp. 2 Thlr. 16 Ngr.

Levy M. A. Phönicische Studien. I Heft Erklärung der grossen, sidonischen und anderer phönicischer Inschriften. Die ältesten Formen des phönicischen Alphabets und das Princip der Schriftbildung in 3 Tafeln. Breslau 1856, Leukart, 8°. IV, 68 S. 1 Thlr.

Gregorovius Fd. Die Grabmäler der römischen Päpste. Historische Studien. Leipzig 1857, Brockhaus, 16°. VIII, 242 pp. 1 Thlr. 6 Ngr.

Cassel P. Das alte Erfurter Rathhaus und seine Bilder. Ein akademisches Programm. Mit 2 lith. Tafeln. Erfurt 1857, Villaret, 8°. V, 60 pp. 10 Ngr.

Meyer R. v. Heraldisches ABC-Buch, das ist, Wesen und Begriff der wissenschaftlichen Heraldik, ihre Geschichte, Literatur, Theorie und Praxis mit 66 meist Farbentafeln und 100 Holzschnitten im Texte. München 1857, Finsterlin, 8°. XV, 523 pp. 10 Thlr.

Münzstudien. Neue Folge der Blätter für Münzkunde. Herausgegeben von H. Grote, 1 und 2. Leipzig 1856, Hahn, 8°. 2 Thl. 20 Ngr.

Riccio G. Primo supplemento al catalogo delle antiche monete Consolari e di Famiglie Romane. Napoli 1856, 4°. VI, 38 pp.

Fiorelli J. Monumenta Epigraphica Pompeiana ad fidem archetyporum expressa, Pars I. Inscriptionum Oscarum apographa, Editio altera. Napoli 1856. 4°. XXXVIII pp., 2 Thlr. 12 Ngr.

Avellino T. Monografia storico-archeologica sulla Regia Insegna del Giglio. Napoli 1856, 4°. 64 Seiten, mit 2 Tafeln. 2 Thlr. 12 Ngr.

Caristie A. Monuments antiques à Orange. Arc de triomphe et théâtre. Publie sous les auspices de S. Exc. M. le ministre d'Etat. Texte, Paris 1857, Fol. 97 pp., mit 51 Tafeln.

Cohen H. Description générale des monnaies de la republique romaine communément appelées médailles consulaires. Paris 1857. 4°. XLVIII, 360 pp., mit 75 Tafeln.

Cochet: Sepultures gauloises romaines franques et normandes, faisant suite à la Normandie souterraine. Avec Figures intercalées dans le texte. Paris 1857, 8°. XVI, 452 pp. 2 Thlr. 15 Ngr.

M. Pherson Duncan. Antiquities of Kertsch, and Researches in the Cimmerian Bosporus; with Remarks on the Ethnological and Physical History of the Crimea. London 1857, 4°. XIV, 130 pp., mit 12 Tafeln und Abbildungen im Text. 14 Thlr.

Alterthümer der Stadt Lüneburg und des Klosters Lüne. Herausgegeben von dem Alterthumsvereine in Lüneburg. 1.—3. Lieferung. Lüneburg 1856, mit Abbildungen. 5. Thlr.

Albrecht-Dürer-Album. Eine Sammlung der schönsten Dürer'schen Holzschnitte nach den von dem Künstler gefertigten Originalien, in gleicher Grösse aufs Neue in Holz geschnitten, unter Aufsicht von W. v. Kaulbach und A. Kreling. Nürnberg 1857, 1. u. 2. Lieferung, à 1 Thlr. 6 Ngr.

Aus der k. k. Hof- und Staatsdruckerei.

Jeden Monat erscheint 1 Heft zu 1 bis 2 Druckbogen mit Abbildungen.
Der Pränumerationspreis ist für einen Jahrgang oder zwölf Hefte nebst Register sowohl für Wien als die Kronländer und das Ausland 4 fl. C. M., bei portofreier Zusendung in die Kronländer der österr. Monarchie 4 fl. 20 kr. C. M.

MITTHEILUNGEN

DER K. K. CENTRAL-COMMISSION

ZUR ERFORSCHUNG UND ERHALTUNG DER BAUDENKMALE.

Pränumerationen übernehmen halb- oder ganzjährig alle k. k. Postämter der Monarchie, welche auch die portofreie Zusendung der einzelnen Hefte besorgen. — Im Wege des Buchhandels sind alle Pränumerationen und zwar nur zu dem Preise von 4 fl. an den k. k. Hofbuchhändler W. Braumüller in Wien zu richten.

Herausgegeben unter der Leitung des k. k. Sections-Chefs und Präses der k. k. Central-Commission **Karl Freiherrn v. Czoernig.**

Redacteur: **Karl Weiss.**

№ 8. **II. Jahrgang.** **August 1857.**

Über einige neu entdeckte Wandgemälde in Verona.

Von R. v. Eitelberger.

Keine Stadt Oberitaliens hat einen solchen Reichthum von Wandgemälden, als Verona. Es gibt kaum Eine grössere Strasse, oder einen Platz in Verona, der nicht mit Fresken verziert ist. Einige derselben reichen noch in das XV. Jahrhundert zurück, die meisten sind aus der ersten Hälfte des XVI. Jahrhunderts. In dieser Zeit war Verona an Künstlern aller Art, Fresco- und Ölmalern, Architekten und Bildhauern sehr reich und der Geschmack der wohlhabenden Classe, der herrschenden Gesellschaft liebte es, sich mit Kunstwerken aller Art zu umgeben. Von Werken die über das XV. Jahrhundert zurückgehen, haben sich begreiflicher Weise Gemälde nur in Kirchen erhalten, und von diesen älteren Gemälden haben sich nur sehr wenige erhalten; die meisten sind dem barocken Zeitalter und der Übertünchs- und geistlosen Decorationswuth unseres Jahrhunderts zum Opfer gefallen.

Es sind uns eine Reihe von Künstlernamen bekannt, die vom XIV. Jahrhundert an bis in die zweite Hälfte des XVI. Jahrhunderts als Frescomaler thätig waren, und eine Reihe von Fresken, deren Urheber unzweifelhaft sind, haben sich bis auf unsere Tage erhalten. Zu ersteren rechnen wir den Stefano da Zevio, Martinus (v. J. 1390), Vittore Pisano (1380—1453), Domenico und Francesco Morone, Franc. Carotto, Franc. Buonsignori (1455—1519), Liberale da Verona (1459—1534), Nicolo Giolfino, Franc. Torbido, Setto il Moro, Domenico und Felice Ricci, Setto il Brusasorzi, Paolo Farineti (1522—1600) u. s. f.

In diesem Jahre ist die Zahl der Fresken in Verona durch neue Entdeckungen vermehrt worden. Die ältesten davon gehören der Kirche S. Zeno, dem hervorragendsten Baumonumente Verona's an. Ihre Entdeckung verdankt man dem Fleisse und der Sorgfalt des jüngeren Kirchendieners Lodovico Marchiori, der mit grosser Sorgfalt und vieler Mühe die Tünche loslöste, welche sich oberhalb dieser Fresken befand. Die aufgedeckten Gemälde gehören dem XIV. und XV. Jahrhunderte an. Sie befinden sich an den Seitenwänden des Langschiffes und in der Krypta, und haben sehr verschiedenen Werth. Ihren Ursprung verdanken diese Gemälde insgesammt der Devotion irgend eines frommen Veronesers. Alle Kirchen Italiens, insbesondere alle Klosterkirchen, waren mit solchen Devotionsbildern geschmückt. Sie wurden in der Regel ohne alle Rücksicht auf die künstlerische Raumeintheilung einer Wandfläche angebracht und unterscheiden sich wesentlich von jenen Wandgemälden, die von den Stiftern, Patronen oder Eigenthümern der Kirche mit der Tendenz unternommen wurden, ein Zeichen ihrer frommen Gesinnung der Nachwelt zu hinterlassen und zugleich die Kirche kunstgemäss zu schmücken. Wurde irgend ein Gemälde der Art vorgenommen, so wurde einfach die Wandfläche mit einer Kalkkruste überzogen, so gross, als es für das Fresco nöthig war, das Bild mit einem einfachen bunten Rahmen in Farben eingefasst, dann gemalt. Weder das XIV. noch das XV. Jahrhundert zeigten den geringsten Respect für ältere vorhandene Bilder. Wie man im Vatican die Fresken Perugino's niederwarf, um für Rafael Raum zu schaffen, so hat man natürlich in kleineren Kirchen an allen Orten Italiens ein Fresco über ein anderes, ein zweites über ein drittes gemalt. In der Kirche S. Zeno findet sich mehr als ein Beispiel von diesem Vorgange bei

Devotionsbildern, hinter manchem Fresco aus dem XV. Jahrhundert sieht die Spur eines anderen aus dem XIV. Jahrhundert hervor; in manchen anderen jetzt wieder hergestellten Fresken sind die Schläge des Hammers sichtbar, die nothwendig waren, um der Kalktünche für ein späteres Fresco die nöthige Haltbarkeit zu verleihen. Durch diese Übermalungen sind uns manche Denkmale aus früher Zeit erhalten worden.

Diese Devotionsbilder wurden in der Regel an den Pfeilern, den unteren Wandflächen im Inneren und Äusseren der Kirche angebracht, und oft Künstlern von geringerer Kunstbildung übergeben. Sie repräsentiren daher in der Regel nicht den Fortschritt, sondern die Stagnation in der Kunst. Es ist aus diesem Grunde sehr schwer, aus dem Kunstcharakter dieser Bilder einen Schluss auf die Zeit, in der sie gemacht worden, und das Kunstvermögen dieser Zeit zu ziehen. Wir haben mehr als Ein Wandgemälde dieser Art mit der Angabe der Zeit und des Donators aus dem XV. Jahrhundert, selbst aus der zweiten Hälfte desselben, die im Style der letzten Jahrzehende des XIV. gemalt sind; und es kommen insbesondere in der Lombardie eine grosse Anzahl von Bildern aus dem XII., XIII. und XIV. Jahrhundert vor, in denen sich noch der Typus des X. und XI. Jahrhunderts erhalten hat. Bei mehr als einem Monumente der Art ist durch Ausserachtlassung dieses Umstandes eine Verirrung in der Chronologie und Zeitbestimmung des Gebäudes eingetreten. Man glaubt ein Fresco aus dem X. oder XI. Jahrhunderte vor sich zu haben, und daher auch ein Gebäude aus dieser Zeit, während beide, das Fresco und das Gebäude aus dem XIII. Jahrhunderte waren.

Unter den in S. Zeno aufgedeckten Wandgemälden verdient seines Kunstwerthes wegen jenes vorerst genannt zu werden, das sich oberhalb der Sacristeithüre befindet. Es stellt Christus am Kreuze vor mit Maria, Magdalena, Johannes, und rechts einen Bischof, wahrscheinlich der h. Zeno, mit dem knieenden Donator und links ein Heiliger mit einer Rolle in der Hand. Letztere Figur, mit rothem Barte, grünem Mantel und braunem Untergewande, hält eine Rolle in der Hand und scheint einen Propheten vorzustellen. Der h. Bischof ist wahrscheinlich Zeno, der in dem XIV. Jahrhundert noch ohne sein gewöhnliches Symbol, den Fisch mit der Angel, vorgestellt wurde. Um den Körper Christi fliegen bekleidete Engel, die entweder klagen oder in Kelchen das Blut aus den Füssen, Händen und der Seitenwunde Christi auffangen. Der Ausdruck in den klagenden Gestalten der Maria, Magdalena und des Johannes ist stark markirt, und hat etwas von dem Übertriebenen, fast Grimassirten, wie man es häufig in Gemälden aus jener Zeit sieht; ermangelt aber nichts desto weniger einer gewissen imponirenden Grösse, die auch in dem Propheten und h. Bischofe vorherrscht. Der Körper Christi ist schön gezeichnet und fast ohne alle Härte. Alle Figuren, mit Ausnahme des Bischofs, sind mit weiten Mänteln bekleidet, die sehr schön angeordnet sind. Die Behandlung des Colorites zeigt einen geübten Meister der Kunst und des Frescomalens, und die Abstufung von Licht und Schatten in den Mänteln, sowie die Carnation in den Köpfen ist vortrefflich. Man ist hier geneigt, dieses Werk den Stephano da Zevio zuzuschreiben. Es wäre jedenfalls eines seiner vorzüglichsten, wenn sich für diese Behauptung positive Nachweise finden liessen. Die Figuren sind fast über der gewöhnlichen Lebensgrösse. — Es ist sehr zu beklagen, dass die Inschrift gänzlich zerstört ist. Kaum, dass sich einige Buchstaben (OPVS) und einige Ziffern (XX) erhalten haben. Sie gaben wahrscheinlich eine bestimmte Zeitangabe, wie es bei einem anderen schon bekannten Wandgemälde vom J. 1396 der Fall ist, das sich im Mittelschiffe befindet, dem genannten aber weit an Werth zurücksteht. Unterhalb diesem Gemälde befindet sich ein anderes, von dem nur die romanische Einfassung sichtbar ist.

Zwei andere neu aufgedeckte Wandgemälde beziehen sich auf das Leben des h. Bischofs Nikolaus von Bari. Auf einem derselben sehen wir den h. Bischof, wie er einer armen Familie einen Geldbeutel durch das Fenster zuwirft. Diese ist durch drei Frauen dargestellt, die mit Arbeiten in einer Kammer beschäftigt sind; eine von den Frauen nimmt das Geschenk des Heiligen wahr; es erheitert sich ihr Gesicht, während die anderen freudelos bei der Arbeit sitzen. Eine andere Scene stellt das zweite leider nur zur Hälfte erhaltene Bild vor. Man sieht auf demselben ein Schiff in einem Seesturme, das durch den Heiligen der Gefahr zu entgehen scheint. Beide Gemälde sind weniger geistreich als das früher genannte, haben im Vortrage den Charakter der Fresken der Zeit nach Giotto. In dieselbe Zeit gehören andere aufgedeckte Fresken, ein Christus am Kreuze mit Maria und Magdalena; ein lebensgrosser Sigismund mit brauner Tunica und grünem Mantel, zu seinen Füssen kniet in kleiner Figur eine Frau, wahrscheinlich die Stifterin des Bildes (der Name des h. Sigismund ist mit gothischen Buchstaben weiss auf dunklem Grunde angegeben); ein heiliger Georg, im Panzerhemde, mit Beinschienen und einer Eisenhaube, zu seinen Füssen ein Drachen, ein knieender Mann als Donator in kleinerer Figur, zu seinen beiden Seiten je ein Bischof, eine nur wenig sichtbare Flucht nach Ägypten (in der Krypta), ein kolossaler h. Christoph, ebenfalls nur theilweise, erhalten und ähnliche meist nur wenig erhaltene Bilder, die, theilweise schon früher aufgedeckt, Kunstfreunden längst bekannt sind. Unter diesen befindet sich auch eine Taufe *per immersionem*.

Auf einigen dieser Wandgemälde, die sämmtlich einen blauen Hintergrund haben, finden sich Namen und Inschriften eingeäzt, in denen Ereignisse früherer Jahrhunderte im Dialekte derselben verzeichnet sind. Sie sind selbstverständlich für die Chronologie der Gemälde von Wichtigkeit.

So lesen wir: a di 4 de māio fu taeſa el colo al coto carmagnola in Venexia 1492.

auf einem anderen: 1486 mori m̄j m̄ steven a di 31 luglio,

auf einem dritten: 1309 die mes. ja. fuit hic cardinalis de alenwino (die mittleren Buchstaben waren mir nicht deutlich).
auf einem vierten: 1695 vene la città dutta in processione a S. Zeno p il teremoto.

Andere solche Inschriften sind schon anderweitig durch den Druck bekannt.

Von eben so grossem und vielleicht grösserem Interesse sind die Fresken in dem Thurme, der sich links von S. Zeno befindet und gegenwärtig die Wohnung des Küsters in sich schliesst. Dieser Thurm ist der Überrest eines grossen Palastbaues, von dem sich noch einzelne Überreste (ein grosser Brunnen, eine Thüre, die Grundmauern) in dem benachbarten Garten erhalten haben. Es ist Tradition, dass in diesem Gebäude die deutschen Kaiser, wenn sie vom Norden kamen, einkehrten, eine Tradition, die in den vielen Begünstigungen der Kirche und des Klosters S. Zeno durch deutsche Kaiser seit Otto den Grossen indirect ihre Bestätigung findet. Um so mehr muss man es bedauern, dass im Jahre 1812 ein zweiter Thurm, in dem sich Fresken mit Figuren und Waffen erhalten haben, niedergerissen wurde, um Ziegel und Steine als Baumaterial zu verkaufen. Ein Thurm steht noch; er hat mehrere Stockwerke, runde Bogenfenster, theilweise noch das alte Holzwerk mit Ornamenten, die alten Zinnen, und nebst einer soliden Construction von einer Mauerdicke von 4', zugleich ein ganz vortreffliches Baumaterial. Die oberen Gemächer sind noch mit Fresken geschmückt, die der früh-romanischen Periode angehören. Sie dürften zu den interessantesten gehören, die Verona besitzt, und geniessen gegenwärtig keinen anderen Schutz, als jenen, den ihnen der brave Küster angedeihen lässt. In dem oberen Gemache sehen wir einen umlaufenden ornamentalen Fries, und eine würfelförmige Bemalung mit heller Farbe (in der Mitte eines jeden Würfels eine Blume), in dem unteren, bei weitem interessanteren ist ein historischer Vorgang dargestellt, den vielleicht Geschichtsforscher werden erklären können. Es ist nämlich ein Zug dargestellt, der mit einer Kaisergestalt beginnt, einer blondgelockten wenig bärtigen Figur, en face dargestellt. Dann folgt ein Zug von fremdländischen Nationen, Mohren, Figuren mit einer der chinesischen ähnlichen Kopfbedeckung, andere mit hohen weissen Mützen nach der Art der armenischen Krieger, und endlich einige in Mäntel gekleidete, etwas erhöht stehende Figuren, ohne Kopfbedeckung, die ihrer Ausdrucksweise nach etwas zu verlangen scheinen. Dann folgt ein Thurm mit Zinnen und einem Thore. Von diesen Figuren ist nur der obere Theil bis zur Brust erhalten, der andere Theil theils übertüncht, theils zerstört, da der Saal, in dem sich diese Fresken befanden, in zwei Stockwerken getheilt wurde. Oberhalb dieser Figuren läuft ein grosser ornamentaler Fries, bandartig mit phantastischen Thierköpfen, wie man sie bei Miniaturen und Ornamenten aus dem XI. und XII. Jahrhunderte zu sehen gewohnt ist. Die Farben sind hell und bunt, die Vortragsweise sehr einfach; das Ornament ermangelt aber in keiner Weise einer stylgemässen lebendigen Zeichnung. Wer da weiss, wie selten Ornamente aus jenen Zeiten zu finden sind, der wird den Werth dieser Decoration sicher im vollen Masse zu schätzen wissen und wünschen, dass dieselbe erhalten und in einer Zeichnung aufbewahrt werde.

Es ist eine beklagenswerthe Erscheinung, wie in ganz Italien Kunstmonumente aus der deutschen Kaiserzeit vergessen und zerstört werden, und sicher hat diese Gleichgültigkeit gegen deutsche Monumente in Italien viel dazu beigetragen, dass Deutsche in den Augen der Italiener als Barbaren erscheinen. In Ravenna lassen sie das Grabmal Theodorich's schmachvoll zu Grunde gehen, in Pisa kümmern sie sich nicht um das Monument Heinrich's VII.; und, wenn ich nicht irre, zu Verona ist der Einzug Karl's V. mit Clemens VII. in Bologna am Jahrestage der Schlacht bei Pavia, trefflich von Brusasorzi im Palazzo Ridolfi gemalt, die geringste Sorge der vielen deutschen Mäcenaten, die durch Verona wandeln, hundert anderer Fälle nicht zu gedenken. Der einzige König Ludwig von Baiern hat Sinn und Verständniss für diese Überreste einer grossen glänzenden Zeit gehabt und dem letzten Hohenstaufen, dem unglücklichen Konradin, ein schönes Marmormonument in der Kirche am Piazza del Mercato in Neapel setzen lassen. Alle anderen Monumente erwarten noch eine Zeit, die sie aufsucht, sammelt und der deutschen Nation, der sie angehören, erhält. Verona, die alte kaiserlich gesinnte Stadt, dürfte insbesonders reiche Ausbeute für solche Studien liefern.

Andere Fresken wurden in der Kirche St. Maria della Scota, die am Canal grande I im Jahre 1324 gebaut ist, eben von der Kalkkruste befreit. Diese Gemälde schmücken die Seitencapelle rechts vom Hochaltare. Sie sind leider nicht vollständig mehr herzustellen, da diese Capelle durch eine Mauerwand in zwei Theile getheilt wurde. Der rückwärtige Theil, in dem sich die Gemälde am besten erhalten haben, wird als eine Kammer benützt. Sie stellen das Leben zweier Heiligen von ihrer Geburt an dar, auf viereckigen Feldern, die durch graugemalte Stücke geschieden sind. Sie erhalten ihren Werth dadurch, dass der Name des Künstlers angegeben ist. Er ist mit weisser Farbe in schöne Lettern, in der Nähe eines Pfaues, der sich öfters bei diesem Künstler findet, gemalt und heisst ŦFANVS.J.PICTOR d. h. Stefanus Jebetus pictor. Es sind dies daher unzweifelhaft Gemälde des Stefano da Zevio (Jebetum im Latein des Mittelalters), eines kleinen Ortes in der Nähe von Verona. Stephano da Zevio *„pittore rarissimo de' suoi tempi“* wie ihn Vasari nennt, der seiner mehrmals Erwähnung thut, der Lehrer Pisanella's, des berühmten Künstlers, dessen Medaillen in den Fresken dieser Capelle und zwar in den Wandflächen des Fensters angebracht sind, war einer der fruchtbarsten und einflussreichsten Künstler seiner Zeit, und gehört mit

Avanzo und Aldighiero da Zevio, den bekannten Künstlern in den Capellen S. Ziorzio und S. Felice zu Padua, zu einer und derselben Schule, die über Giotto und die Giottisten hinaus durch Aufnahme neuer Elemente einen grossen Schritt weiter in der Kunst gethan haben.

Auf diesem Gebiete, insbesondere dem der Geschichtsdarstellung, ist dem Stephano da Zerio sein Schüler Vittore Pisano gefolgt, ein Künstler, der von seinen Zeitgenossen als einer der ersten Genies seines Jahrhundertes gerühmt, in unseren Tagen noch nicht nach Verdienst gewürdigt wurde.

In Verona gibt es sehr viele Gemälde, die dem Stephano zugedacht werden, mehrere, die ihm mit Sicherheit zugewiesen werden. Die umfangreichste Arbeit von unzweifelhafter Authenticität ist jene, die so eben in S. Maria della Scala bekannt wurde. Diese Gemälde zeigen dem sehr gewandten Geschichtserzähler die verschiedenen Vorgänge auf den Bildern, sie sind mit grosser Deutlichkeit exponirt, und mit feiner Charakteristik, ohne alle Caricatur, ohne alle Übertreibung der Formen gegeben. Wir sehen auf den acht erhaltenen Bildern der linken Seitenwand den Tod eines heiligen Pabstes, zwei Wasserfahrten des Heiligen, in Gegenden, deren Ufer gebirgig sind. An einem Bilde schläft ein Mann am Rande des Wassers. Auf zwei anderen Bildern sehen wir die Heiligen einkehren bei vornehmen Herren, und sie freundlich vom Herrn des Hauses begrüssen. Auf einem sechsten Bilde ist in einer gebirgigen Gegend der Bau eines Klosters, an der Mönche, wie Laien Antheil nehmen, auf einem siebenten der Heilige mit anderen in Berathung sitzend in einer Halle, und auf dem achten der Heilige mit einem Löwen im Studium der Bücher versenkt. Die Klostertracht eines der Heiligen ist eine braune, des anderen eine graue Kutte. An allen diesen Gemälden sind Bauwerke mit besonderem Geschmacke dargestellt. Sie sind sämmtlich gothisch, grau und hie und da ist der rothe veronesische Marmor, wie wir ihn heute noch gebraucht sehen bei Capitälen, Sockeln, Balconen, angewendet. Die verschiedenen Hallen, die innere Einrichtung, die Höhe der Capellen, die auf vielen dieser Bilder vorkommen, zeigen, dass der Veroneser Künstler in seiner Heimath reiche Vorbilder vor Augen gehabt hat. Das Colorit ist in allen diesen Fresken, wie in der ganzen Veroneser Schule, kräftig und harmonisch; es hat nichts von dem Unbestimmten und Schwächlichen vieler Freskenmaler unserer Tage. Auch die Landschaft ist, wie bei allen Veronesern, reich bedacht; offenbar hat die herrliche Umgebung Verona's viel dazu beigetragen, dieses Element in der ganzen Schule auszubilden.

An diesen kurzen Bericht über neu entdeckte Fresken schliesse ich den Bericht über die Restauration eines Ölgemäldes an, das ebenfalls in der letzten Zeit gewissermassen neu entdeckt wurde. Es ist dies ein Gemälde von Gio. Batt. Falconetto, einem sehr thätigen und vielbeschäftigten Maler und Architekten, das sich in der Domkirche von Verona unter einem barocken Gemälde aus dem verflossenen Jahrhunderte befand. Dieses Gemälde wurde jüngst an das Tageslicht gezogen, und wird von Herrn Balbi gegenwärtig auf Anordnung des Herrn Bischoffs Riccabona gereinigt, der schon mehrere dem Dome oder dem Bisthume angehörige Bilder (von Benaglio, Coroto u. s. w.) herstellen liess und seinem Clerus mit gutem Beispiele vorausgeht. Giov. Maria Falconetto, dessen Leben Vasari (Vol. IX, p. 203 ed. Lemonier) ausführlich erwähnt, war einer von jenen Künstlern, die mit Fra Giocondo und San Michele für die Renaissance im hohen Grade thätig waren, und der Architectur Verona's, nachdem die Traditionen der früheren Zeit nicht mehr den Bedürfnissen der Kunst und der Gesellschaft zugesagt haben, einen bestimmten bis auf unsere Tage fortdauernden Charakter aufgeprägt haben. — Das Gemälde befand sich in der Capelle de' Maffei. Ihrer erwähnt Vasari a. a. O.: *„egli imparò i principii della pittura dal padre; egli aggrandì e miglioro assai, ancor che non fusse anc' egli pittore di molto reputazione; come si vede nel duomo d'Verona alle capelle de' Maffei e degli Emili e a S. Nazzaro nella parte superiore della cupola"* [1]). Auch Maffei in seinem „Verona illustrat." (ed. 17, 32) erwähnt des Gemäldes in der Capelle der Maffei im Dome. Es stellt die Madonna auf dem Throne vor, umgeben von den heil. Andreas, Hanno, Hieronymus und Johann dem Täufer. Die Anordnung und Gruppirung ist sehr schön, insbesonders die Zeichnung des architektonischen und ornamentalen Theiles. In der Zeichnung des Nackten ist das Gemälde schwächer, entweder weil Falconetto vorzugsweise Architekt war, oder vielleicht weil dieses Werk einer früheren Zeit angehört. Sieht man aber von diesen Mängeln ab, so hat man ein würdiges schön gedachtes und gut gezeichnetes Gemälde vor sich, in welchem der Künstler die Traditionen der Malerei des XI. Jahrhunderts ungeschwächt aufrecht erhalten hat, während er später, dem Impulse der Schule Roms zu sehr folgend, allegorische Elemente antiken Styles aufgenommen hat [2]).

Verona, 5. Juli 1857. [3])

---

[1]) Letztere, ziemlich zerstört, existiren noch; sie sind vom Jahre 1493 und haben die Inschrift Io. MARIA. FALCONETUS. VERON. PINX.

[2]) Aus dieser Zeit dürfte das allegorische Gemälde in der Kirche S. Pietro martyre, der Gymnasialkirche, stammen, in der sich die Portraite zweier deutscher Herren der Zeit, Maximilian Caspar Chynigel und Johannes de Baynech, befinden.

[3]) In dem Augenblicke, als ich diese Zeilen schreibe, werden in der Kirche S. Fermo maggiore Fresken blossgelegt, die nicht ohne besonderen Werth für die Geschichte der Kunst sind. Es sind dies die von Vasari erwähnten Fresken im Innern der Kirche oberhalb der Eingangsthüre gegenüber der Kanzel, die Vasari in derselben Weise dem Stefano da Zevio zuweist, als die Fresken, welche die Kanzel umgeben. Vasari hat bei beiden Fresken einen doppelten Irrthum begangen, er schreibt die Fresken um die Kanzel dem Zevio zu, dem sie nicht angehören, und bezeichnet den Gegenstand über der Eingangsthüre gegenüber der Kanzel nicht der Wahrheit gemäss. Er hat in beiden Fällen sich offenbar auf die Berichte dritter Personen verlassen. Die Fresken um der Kanzel sind

Die ungarischen Reichsinsignien.

Von Franz Bock, Conservator des erzbischöflichen Museums in Cöln.

VI.

Die Krone des heil. Stephan.

Unter den Kronen der Christenheit, aus dem frühesten Mittelalter herstammend, dürfte wohl kaum eine gefunden werden, die sowohl in historischer, als auch in artistisch-formeller Beziehung ein so grosses Interesse böte, wie die trotz der vielen Drangsale und Stürme heute noch im kaiserlichen Schlosse zu Ofen aufbewahrte höchst merkwürdige „Corona St. Stephani“. Zweck dieser einleitenden Mittheilungen kann es unmöglich sein, ein ausführlicheres Bild der grossartigen, historisch merkwürdigen Erlebnisse zu entrollen, die dieses Königsdiadem im Laufe der Jahrhunderte, wie kein anderes, erfahren hat. Auch erwarte man es nicht, dass wir uns hierorts in eine umfassende artistisch-materielle Besprechung und Beschreibung dieser Krone einlassen werden. Da uns das Glück zu Theil wurde — Dank der entgegenkommenden Erlaubniss von höchster Stelle — mehrere Tage lang, behufs der detaillirten archäologischen Abbildung und Beschreibung eine allseitige Autopsie mit Musse vornehmen zu können, so behalten wir uns eine ausführlichere Discussion, wie sie der hohen Wichtigkeit des Gegenstandes entspricht, für spätere Mittheilungen in dem angekündigten grösseren Werke vor und werden im Folgenden nur eine kurzgedrängte Skizze des eben gedachten seltenen historischen Kunstwerkes zu entwerfen versuchen, wozu wir im Voraus um die Nachsicht der Leser bitten.

Heute noch wird von der ungarischen Nation diese Krone als eine kostbare Reliquie, herrührend von ihrem ersten grossen König und Gesetzgeber, betrachtet, den die Kirche ihren Heiligen beigesellt hat. Seit langer Zeit war daher diese Krone das Paladium des Landes und hat in den Augen eines jeden Ungarn einen grösseren Werth als selbst der ehemalige sagenhafte Gral im Besitze der Genueser; sie war desswegen auch seit den Tagen des Mittelalters für viele Schriftsteller, die mehr Historiker als kritische Archäologen waren, ein Gegenstsand der allgemeinen Zuneigung und der vielfachen Beschreibung. Viele Beschreiber dieser Krone haben jedoch das gefeierte Object nicht selbst angeschaut, am wenigsten mit kritisch-wissenschaftlichen Augen, und so mögen durch diese mehr schwung- und poesievollen als sachlich reelen Beschreibungen viele irrthümliche Ansichten und Meinungen über Ursprung, Herkommen und Beschaffenheit der ungarischen Krone entstanden sein, die heute auch einer nur gelinden Kritik nicht Stich zu halten vermögen. Wir haben das Einschlagende bei den meisten Schriftstellern, die über die „heilige Krone“ geschrieben haben, durchgesehen und müssen eingestehen, dass wir Angesichts des altehrwürdigen Originales mit seinen deutlich sprechenden Inschriften nur die mehr gründlichen und wissenschaftlichen Behauptungen eines Einzigen unter den vielen Autoren theilweise unterschreiben können. Das aber steht über allem Zweifel erhaben und wir sprechen es hier mit vollster Gewissheit aus, dass die heute noch vorfindliche Krone die Zeiten des XI. Jahrhunderts gesehen hat, und dass sie als die alte authentische zu betrachten sei. Es bezeugen das nicht nur die griechischen und lateinischen Inschriften, die sich im Email auf derselben vorfinden, sondern es spricht dieser Annahme auch das Wort die höchst eigenthümliche Technik der Arbeit und die altehrwürdige „aerugo nobilis“, die über das Ganze als Hauch der Jahrhunderte unverkennbar ausgegossen ist.

Die Krone selbst besteht ihrem wesentlichen Bestandtheile nach, aus zwei Haupttheilen. Das unstreitig interessanteste wenn auch nicht älteste Haupt-Compartiment ist in dem unteren Stirnreifen zu suchen, der eine Spannung von 20 bis 21 Centimeter im Durchmesser hat. Schon diese Kreisform der Krone erinnert in ihrer äusseren, einfachen und doch kunstreichen und kostbaren Ausstattung an die ältere traditionelle Form des Diadems, als eines anspruchslosen Stirnbandes [1]), Reifes oder Ringes zur Umfassung und Bekrönung des Hauptes. Nur an der vorderen Hauptseite ist dieses Diadem mit neun giebelförmigen Aufsätzen bekrönt, die mit figurativen und ornamentalen Schmelzarbeiten verziert sind. Auch diese Aufsätze (pinnae, areoli), die nach hinten fehlen,

nicht das Werk des Stefano da Zevio, sondern eines Klosterbruders, fra Martino, und untergeordnet ihrem Werthe nach, im Vergleiche mit den Fresken Stefano's. Der Name des kunstfertigen Frater hat sich oberhalb der Fresken erhalten, es ist daselbst deutlich zu lesen: OPVS MARTINI. — Die neu entdeckten Fresken stellen Christus am Kreuze dar, umgeben mit Heiligen und Aposteln. Sie sind mit einer Kalktünche überzogen, die man in Verona vorzugsweise zu jenen Zeiten anwendete, wo die Pest hauste, da man damals der Meinung war, der Ansteckung durch eine neue Tünche vorzubeugen. Die Kirche S. Fermo ist im Innern ganz mit Fresken überdeckt gewesen, auch der herrliche hölzerne Dachstuhl war bemalt (ornamentirt und auch mit Büsten von Mönchen und Heiligen, von denen sich noch eine grosse Zahl erhalten hat). Die Figuren dieser blossgelegten Fresken sind voll Leben und mit der Einfachheit und Tüchtigkeit, die Stefano da Zevio in allen seinen Werken zeigt; sie sind auch, so weit man es gegenwärtig erkennen kann, ziemlich gut erhalten.

[1]) Auch die Krone der Theodolinde (VI. Jahrhundert), die „corona ferrea“ genannt, zeigt diese primitive Rund- und Kreisform. Die Krone des heiligen deutschen römischen Reiches, auf deren skizzirte Beschreibung wir im Vorhergehenden verweisen, hat bereits statt der runden Kreisform die polygone, achteckige Form angenommen, wodurch schon eine etwas spätere Zeit der Entstehung sich zu erkennen geben dürfte.

sind ebenso primitiv, wie das Stirnband, worauf sie als Unterlage befestigt sind. Auf diesem Stirnstreifen kehren, abwechselnd mit grossen, ungeschliffenen Saphiren, acht emaillirte vielfarbige Darstellungen von Heiligen-Figuren zurück, wie sie in natürlicher Grösse die späterfolgende Detailzeichnung veranschaulicht. Über dem mittleren Saphir als hervorragende Frontaldecoration erhebt sich auf dem Diadem, als an der Hauptstelle, ein mittleres grösseres Giebelfeld in Weise eines kleineren Rundschildes, das mit der emaillirten Darstellung des Heilandes in segnender Stellung, sitzend auf dem Throne der Herrlichkeit, bildlich geschmückt ist.

Diesem Rundschildchen gegenüber auf der hintern Seite des Diadems erblickt man ein vereinzeltes gleichgeformtes Schildchen von Goldblech, das mit dem Brustbilde eines byzantinischen Kaisers im vielfarbigen Schmelz ornamental ausgestattet ist. Rechnet man zu diesem eben beschriebenen Apparat noch die Kettchen hinzu (catenulli), die nach drei Seiten hin gehäuft herunterhängen und an welchen kleinere Ornamente (bullae, tintinabulae) von vielfarbigen ungeschliffenen Edelsteinen, in Kleeblattform gefasst, sich befinden, so hat man die primitive ungarische Krone in ihrer ehemaligen Ganzheit, über deren ziemlich unzweifelhaften Ursprung wir gleich aus den Inschriften selbst die näheren Angaben beibringen wollen. (Vgl. die beifolgende charakteristische Zeichnung im verkleinerten Massstabe, Fig. 1.)



(Fig. 1.)

Über diese ursprüngliche Krone, das alte Diadem mit seinen Zierathen, erhebt sich nun ein zweites Compartiment. Es befindet sich nämlich über dem Diadem eine doppelte Bogenstellung (arcus), die sich oben durchkreuzt und in ihrem Durchkreuzungspunkte mit einem lateinischen Kreuze abgeschlossen wird. Die sich durchkreuzenden Bogen haben die Breite von 6 Centimetres 2 Millimetres und sind geschmückt mit acht Darstellungen der Apostel, die in Email auf rechteckigen Goldblechen zart ausgeführt sind, jedoch in einer solchen Composition und Auffassung, die noch deutliche Reminiscenzen an typisch-griechische Figurationen und durchaus verwandte Technik mit Byzanz durchblicken lässt. Die figurativen Darstellungen der Apostel umgeben zierliche Filigranränder, worin kleinere Perlen und Rubinen eingefasst sind. Der Durchkreuzungspunkt dieser Bogen fällt zusammen mit einem quadratischen, von Filigranrändern umfassten Schildchen, das auf Goldblech abermals die Darstellung des Heilandes, auf dem Throne sitzend, in „émail translucide" zeigt. Diese bildliche Darstellung des Heilandes hat in der Mitte, wo derselbe segnend die Hände erhebt, eine runde Öffnung erhalten, worin das auf der Spitze daselbst befindliche Kreuz vermittelst dünner Goldblechen angenietet und nur lose befestigt worden ist. Dieser auf der Krone befindliche Doppelbogen ist auf eine ziemlich unkünstlerische Weise durch stärkere Goldstifte (Golddräthe) dem unteren, eben beschriebene Theile der Krone eingefügt.

Eine auch nur flüchtige Besichtigung ergibt, dass die ungarische Krone aus diesen beiden angedeuteten Hauptbestandtheilen zusammengesetzt ist, und dass nicht dieses Diadem, wie irrthümlich einige Schriftsteller meinen, aus zweien in einander geschobenen Kronen besteht, die beide für sich selbstständig betrachtet werden könnten. Unsere Aufgabe bei der späteren ausführlicheren Beschreibung wird darin bestehen, den historischen und materiellen Nachweis zu führen, dass die sogenannte Krone des heiligen Stephan als einzige, aber bestehend aus zwei der Zeit und der Technik nach ungleichartigen Theilen wirklich zu betrachten sei; ferner wäre, den erhaltenen Inschriften zufolge, der factische Beweis zu führen, von wem dieselbe

herstamme und wer als Empfänger derselben zu halten sei. Mit Koller, der von den vielen ungarischen Schriftstellern, die über die Krone geschrieben haben, am gründlichsten zu Werke gegangen ist, im Wesentlichen übereinstimmend [1]), halten wir, uns hierorts nur kurz fassend, dafür, dass Michael Dukas, der vom Jahre 1071 — 1078 den Thron von Byzanz inne hatte, als Geschenkgeber zu erachten sei, und dass König Geysa I. den untern Streifen (regnum) mit seinen schildförmigen Aufsätzen als ausgezeichnetes Ehrengeschenk vom byzantinischen Hofe empfangen habe. Wir nehmen ferner an, dass der zweite Theil der ungarischen Krone, der sich durchkreuzende Doppelbügel, ein etwas höheres Alter beanspruche und dass er mit vieler Wahrscheinlichkeit als ein integrirender Haupttheil sich an jener Krone befunden haben mag, die der heil. Stephan bei seiner Krönung getragen hat.

Diese unsere, aus dem Objecte selbst gefolgerte Ansicht wollen wir nun im Folgenden, soweit es der Raum gestattet, unter steter Berücksichtigung der auf der Krone befindlichen griechischen und lateinischen Inschriften zu erhärten suchen.

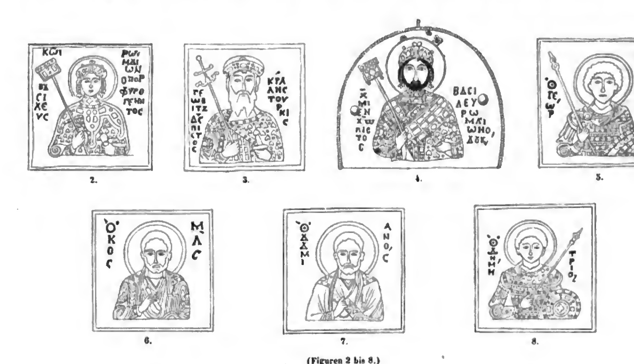
Sowohl aus dem ganzen Habitus des unteren Stirnreifes, mehr aber noch aus der Technik der vielfarbigen Emails (opera smalti) geht zur Genüge hervor, dass der untere primitive Haupttheil der Krone ein Werk der Byzantiner sei, und zwar angefertigt in der letzten Hälfte des XI. Jahrh. Auch selbst die Rundform des Stirnreifes, wie oben schon bemerkt, ist identisch mit dem alten Diadem, wie es als Überlieferung aus classischer Zeit traditionell nach Byzanz gekommen war. Die Giebelfelder, welche hufeisenförmig im Halbkreisbogen und abwechselnd pyramidal in dreieckiger Form (Zinken), auf dem vorderen Stirnstreifen primitiv mit emaillirten Dessins angebracht sind, erinnern an ähnliche architektonisch geformte Giebel, wie sie an der St. Marcuskirche zu Venedig, ebenfalls ein Bauwerk griechischer Künstler, ornamental gehalten, vorkommen. Mehr aber noch macht sich in den figurativen Schmelzwerken der byzantinische Charakter des XI. Jahrhunderts unabweisbar kenntlich. Dieselben sind in einem für sich abgeschlossenen strengen Typus gehalten, der den traditionellen, hierarchisch ascetischen Styl der Kunst der Byzantiner hinlänglich charakterisirt. Die Technik der Emails in einer sehr delicaten und schwierigen Ausarbeitung ist von derselben Construction, Farbengabe und Fügung, wie wir sie aus der Zeit der Ottonen an zwei prachtvollen Kreuzen mit derselben Emaillirung in der Stifskirche zu Essen bewundert haben. Auch der blasse, kalte Ton des Goldes im Gegensatze zu dem röthlichen Goldton der Lateiner, namentlich der maurischen Goldschmiedekünstler in Sicilien, ferner noch das Fehlen jeglicher Filigranverzierungen auf den übrigen glatten Flächen des unteren Diadems, was um diese Zeit auf analogen Arbeiten der lateinischen und arabischen Künstler niemals fehlt, setzen es ausser allen Zweifel, dass der untere primitive Theil der ungarischen Krone in Byzanz, dem alten und berühmten Hauptsitze der orientalischen Goldschmiedekunst im XI. Jahrhundert angefertigt worden ist.

Was sich für den aufmerksamern Beurtheiler schon aus der eigenthümlichen Art und Weise der technischen Ausführung ergibt, das wird vollends zur Gewissheit erhoben durch das Vorkommen der vielen emaillirten griechischen Inschriften, die deutlich constatiren, dass das gedachte Kunstwerk den geschickten Händen griechischer Künstler seinen Ursprung zu verdanken habe, indem es sich nicht füglich annehmen lässt, dass Lateiner sich der griechischen Charaktere bedient hätten.

Nachdem so aus der formellen und artistisch-technischen Beschaffenheit des Objectes von selbst sich ergibt, dass Byzanz als das Vaterland des in Frage stehenden Kunstwerkes zu betrachten sei, so fragt sich ferner auf welche Weise und durch wen diese Krone in den Occident gelangt sei? Die noch deutlich erhaltenen, auf dem Originale selbst befindlichen griechischen Inschriften setzen uns vollständig in die Lage, hier einmal das bedenkliche Glatteis der Hypothese verlassen und den Nachweis führen zu können, dass, wie schon oben angedeutet, Michael Dukas als Geschenkgeber die Krone hat anfertigen lassen, und Geysa I. mit diesem Geschenke von dem besagten byzantinischen Kaiser beehrt wurde. Bevor wir jedoch den Beweis zu führen versuchen, dass, wie gesagt, Michael Dukas als der eigentliche Geschenkgeber der Krone nur allein betrachtet werden könne, sei es gestattet, hier ausführlicher zu entwickeln und vorauszusenden die irrigen Ansichten eines Horanyi und einiger, die ihm gefolgt sind, betreffs des Ursprunges „der Krone des h. Stephan“, und sei es vergönnt, vorerst die Ursachen des Weitern anzudeuten, wie es gekommen ist, dass viele ältere Schriftsteller zu falschen Schlüssen hinsichtlich des Geschenkgebers und Empfängers der h. Krone gelangt sind. Fassen wir desswegen näher ins Auge jene figürlichen Darstellungen (vgl. Fig. 2 bis 8), von denen die Beweisführung des Horanyi ihren Anfang nimmt. Es befindet sich nämlich auf dem Hintertheile der Krone in dem Stirnstreifen — zur Rechten jenes später durch den König Matthias II. neu eingesetzten grossen facettirten Saphirs, der als achter dem vorderen Saphir gegenüber gestellt ist — die sehr zart emaillirte Darstellung eines griechischen Kaisers in königlichen Gewändern, die geschlossene Krone auf seinem Haupte und in der Rechten haltend die „ferrula“, eine Art „labarum“, wie sie die byzantinischen Kaiser auf alten Abbildungen immer zu tragen pflegen. Das Haupt umgibt als ein Zeichen seiner Macht und Herrschergewalt eine Aureole. Zu beiden Seiten dieses Nimbus liest man deutlich folgendes Legendarium und zwar in griechischen Majuskelschriften (vgl. Fig. 2): *„Κωνσταντινος βασιλευς ρομαιων, ο Πορφυρογεννητος“* (Constantinus rex Roma-

[1]) J. Koller, cathed. eccles. Quinque Ecclesiens. Lector et Canonicus de Regni Hungarii Corona, MDCCC.

norum, purpura natus). Dieser Emailplatte gegenüber befindet sich an der linken Seite dieses facettirten Saphirs eine zweite Darstellung im vielfarbigen Schmelz als Brustbild. Die Gesichtszüge dieser Figur lassen einen Fürsten im vollendeten Mannesalter mit herunterwallendem, gespal-



(Figuren 2 bis 8.)

tenem Barte erkennen. Diese Darstellung ist nicht wie die eben beschriebene ober dem Haupte mit einem Nimbus umgeben, sondern trägt in der Rechten den Ehrenstab eines Patriciers (fasces), woran sich nicht undeutlich ein griechisches Doppelkreuz erkennen lässt; aus der anderen Hand hervorragend erblickt man, wie es uns scheinen will, den Griff eines Schwertes. Zu beiden Seiten dieser ernsten Darstellung liest man ebenfalls in griechischen Majuskeln folgende Inschrift: *Γεωβιτζ Δεσποτης πιστος, κραλης Τουρκις* (vgl. Fig. 3). Es entsteht nun die Frage, wie diese Inschriften zu deuten seien und welche Folgerungen sich daraus für die Entstehung der h. Krone ergeben. Offenbar handelte es sich bei den meisten ungarischen Schriftstellern darum, um jeden Preis bei Bestimmung des Alters und Herkommens der fraglichen Krone, die altehrwürdigen Traditionen aufrecht zu erhalten, welche dieselbe mit dem heil. Stephan in directe Verbindung setzen. Desswegen war ihnen die Ableitung des Ursprunges der h. Krone aus den Zeiten des Michael Dukas, die so nahe lag, zu unbequem und nicht zweckdienlich, und man wandte sich desshalb, von vorgefassten Meinungen befangen, zu folgender Erklärung, wodurch man sich ohne Noth Schwierigkeiten und Verwickelungen bereitete, deren Lösung nicht zu ermöglichen war.

Die zur Rechten des geschliffenen Saphirs befindliche jugendliche Darstellung des Constantin, der den Beinamen führte: „purpura natus", sei derjenige nach ihrer Meinung, der als Geschenkgeber des Diadems gegenüber gestellt sei dem zur Linken des Saphirs befindlichen bärtigen Manne, dem Empfänger, welcher der Inschrift zufolge, genannt wird: „Geobitz [1]), der gläubige Herrscher, der König Tourciens".

Geschichtlich glaubte man den Sachverhalt so erklären zu können: Constantin VII., der Sohn Leo's, des Philosophen, habe den Thron mit mehreren Beikaisern getheilt vom Jahre 913 — 959. Dass derselbe ein wachsames Auge gerichtet habe auf jene fruchtbaren, seinem Reiche benachbarten Länder der Donau, wo durch die Strömungen der Völkerwanderung Avaren, Hunnen, Tartaren eingewandert waren, leuchtet ein. Es hätte nun den byzantinischen Kaisern Alles daran gelegen sein müssen, aus diesen barbarischen Völkern, die stets mit bewaffneter Hand, Einfälle versuchend, an der Grenze standen, sich ein Volk zu erziehen, das durch Annahme des Christenthums die rohe Waffe des Krieges aus Händen legt und zu den friedlichen Beschäftigungen der Culturvölker herangebildet werde.

Daher fände man auch bei älteren Schriftstellern, namentlich bei Cedrenus, die Angaben, dass bereits Bultzus und Gyula, zwei Anführer der „Tourco-Ungres" [2]), sich in Byzanz unter der Regierung Constantins VII. hätten taufen

[1]) Der Annahme eines befreundeten Ethnographen zufolge könnte man in der Anhängungssylbe bitz, gleichbedeutend mit dem heutigen slavischen vitz, das arabische Abstammungswort ben, gleichbedeutend mit dem schwedischen oder norwegischen sen und son erkennen.

[2]) Vergl. Cedrenus in compendio historiarum 328, 4. τῶν πατρικίων ἀξίᾳ τιμηθεὶς καὶ πλείστων χρημάτων ὑπαρξας κυριος επ' αυθις οικαδε υπενοστησε;

lassen und dass diese beiden Prinzen nach ihrer Taufe zu Patriciern ernannt und mit reichen Geschenken ausgestattet in ihr Vaterland zurück gesandt worden seien [1]).

Der eine dieser Fürsten, obschon getauft, habe abtrünnig dem Christenthum den Rücken gekehrt und soll in einer Schlacht auf eine jämmerliche Weise ums Leben gekommen sein; der andere aber, mit Namen Gyula, sei dem Glauben an Christus getreu geblieben und habe mit sich den Priester Hieratheus in das Land Toureien genommen, den er als „episcopus regionarius Tourciae" (Hungariae) eingesetzt habe.

Die Tochter dieses ungarischen Fürsten, der, wie oben bemerkt, durch Veranlassung des Kaisers Constantin Porphyrogenitus zum Christenthume sich bekehrte, habe Saroltha geheissen und als eifrige Christin auch ihren Gemahl Geysa, einen der ersten und mächtigsten Fürsten Ungarns, bestimmt sich taufen zu lassen. Entweder habe nun der Schwiegervater Gyula, erfreut über die Conversion seines Schwiegersohnes Geysa, von dem befreundeten byzantinischen Hofe die Anerkennung seines Schwiegersohnes als „*θεσποτης* und *κραλης*" erwirkt, und sei von Constantin VII. dem bekehrten mächtigen Fürsten unter anderen Geschenken auch unsere Krone als vorzügliches Ehrengeschenk übersandt oder aber die in Rede stehende Krone sei von dem obengenannten byzantinischen „Porphyrogenitus", wie Cedrenus ausdrücklich bemerkt, dem Fürsten Gyula bei seiner Conversion geschenkt worden und als Erbtheil auf seinen Schwiegersohn Geysa, den Vater des heiligen Stephan, übergegangen. In dem letzten Falle wäre dann in dem Namen „Geobitz" der Name Gyula und nicht Geitza oder Geysa zu suchen.

Gewänne nun, der eben angedeuteten Annahme ungarischer Schriftsteller zufolge, die Ansicht Raum, dass der Vater des heil. Stephan, der Inschrift gemäss, durch die Zuneigung des Constantin Porphyrogenitus in Besitz des vorstehenden Diadems als auszeichnenden Ehrengeschenkes gelangt sei, so wäre sie in directer Folge als Erbtheil vom Vater auf den Sohn gekommen. Wie bekannt, sei Stephan nach dem Tode seines Vaters öffentlich zum Christenthume übergetreten und wäre es in den Ehepacten ausdrücklich bemerkt worden, dass er vor der Heirath mit Gisla, der Tochter des Bavarenherzogs, durch das Sacrament der Taufe in den Schooss jener Kirche eingeführt werden sollte, die er später durch seinen frommen Lebenswandel als Heiliger auf dem Königsthron verherrlicht habe. Da sein Vater Geysa wohl königliches Ansehen und Macht besessen hätte, jedoch nicht den Königstitel geführt habe, so seien nach seinem Übertritte zum Christenthume von seinem Sohne Stephan im J. 1000, mehreren ungarischen Autoren zu Folge, zwei Abgesandte an den Papst Sylvester II. abgeschickt worden, die vom Oberhaupte der Kirche, dem Gebrauche der damaligen Zeit gemäss, den königlichen Titel und die königlichen Rechte für den erwählten Fürsten des ungarischen Volkes begehren sollten. Diesen beiden Abgesandten, in der Person des Dominicus und Astriscus, hätte nun der heilige Stephan jenes königliche Diadem zur Segnung mit nach Rom gegeben, das sich als besonders hervorragendes Kleinod unter den übrigen Schätzen seines Vaters vorgefunden habe. Papst Sylvester wäre den Bitten des bekehrten Ungarfürsten mit grösster Bereitwilligkeit entgegen gekommen, und hätte die Krone, welche die Gesandten ihm überreicht hätten, feierlichst eingeweiht, und derselbe durch lateinische Künstler die überbrachte Krone durch einen sich durchkreuzenden Doppelbogen in der Weise überspannen lassen, dass dadurch das frühere offene Fürstendiadem, als einfacher Stirnreif, zu einer geschlossenen König- oder Kaiserkrone umgestaltet worden sei [1]).

Mit solchen und ähnlichen Deductionen hatte man nicht nur den unteren Haupttheil der Krone, die Arbeit der Byzantiner, sondern auch den oberen Kreuzbügel glücklich bis auf die Tage des h. Stephan zurückgeführt. Den eigentlichen Geschenkgeber, der auf dem hinteren Theile der Krone in dem kleinen Rundbogenfelde als Aufsatz (vgl. Fig. 3) in Goldemail zu ersehen ist, und zwar an der Ehrenseite, gerade dem Heilande auf dem mittleren Hauptschilde gegenüber, hatte man bei diesen forçirten Erklärungen, weil er chronologisch in ihren Context nicht passen wollte, bei Seite geschoben, und diese Hauptschwierigkeit mit der Erklärung umgangen; „es sei dies vielleicht einer der Nebenkaiser gewesen, und die fortschreitende Wissenschaft würde später gewiss noch diese kleine Schwierigkeit heben". Im Gegensatze zu diesen nicht stichhältigen Hypothesen wollen wir nun im Folgenden den Nachweis zu geben versuchen, wer als der eigentliche Geschenkgeber der heutigen ungarischen Krone zu betrachten sei und durch welche irrthümliche Voraussetzungen verleitet, Horányi und Andere zu jenen gewagten unkritischen Behauptungen gekommen sind, die wir im Vorhergehenden ausführlicher angedeutet haben.

Die Hauptschuld an diesen Irrthümern trägt die emaillirte, oben beschriebene Darstellung im unteren Stirnreif (vgl. Fig. 2) des Constantin mit dem Beinamen „Porphyrogenitus". Man hat diesen Titel: „der im Purpur geborene", nicht allgemeiner aufgefasst als prunkendes Beiwort jener byzantinischen Prinzen, die geboren wurden, als der Vater schon den Kaiserthron — den Purpur — inne hatte, sondern man hat an diesem Epitheton erkennen wollen Constantin VII., der diesen Titel *catexochen* in der Geschichte führt. Dieser Constantinus VII. regierte von 913 bis 959 und hatte man auf diese Weise chronologisch einen willkommenen Anhaltspunkt gefunden, um nach Cedren die byzantinische

[1]) Auch in den „essai de chronographie Byzantine par Eduard Muralt" werden sie richtig so genannt.

[1]) Horanyi, ein Geistlicher aus dem Piaristenorden, hat im vorigen Jahrhunderte in einem grösseren lateinischen Werke mit einem ziemlichen Aufwande von Gelehrsamkeit obige angeführten Ansichten vertreten wollen.

Krone, wie oben angegeben, mit Gyula, dem Grossvater des h. Stephan, in Verbindung zu setzen. Auch kam zu dem ganzen Aufbau der Hypothesen sehr bequem der Umstand, dass der Vater des heil. Stephan Geysa hiess, welches Wort sich nicht unschwer aus dem Namen Geobitz eruiren liess. Nur vergass man die eine Hauptsache, dass Konstantin Porphyrogenitus an der Krone eine untergeordnete Stelle einnahm und sehr jugendlich, fast kindlich, in den Gesichtszügen dargestellt war, während in dem grossen Emailschild, dem Heilande gegenüber als an der hervorragenden Ehrenseite die wirklich grossartige Darstellung eines Kaisers zu ersehen ist, in dem auch das Auge eines weniger Geübten schon den eigentlichen Geschenkgeber des Diadems leicht ersehen konnte. Erkennt man in dieser eben bezeichneten Darstellung des Michael Dukas den Geschenkgeber des untern Stirnringes, so fallen von selbst alle Schwierigkeiten weg, und mit Heranziehung einiger geschichtlich verbürgter Daten lässt sich, wenn wir so sagen sollen, eine Genealogie der ungarischen Krone in einer Weise aufstellen, dass dadurch zum grossen Theil die altehrwürdige Tradition ihres Ursprunges aus den Tagen des h. Stephan aufrecht erhalten wird, und dass auch mit derselben der untere byzantinische *circulus aureus* in formeller kunsthistorischer Beziehung gar nicht in Zwiespalt tritt. Mit Koller, dem gediegensten der vielen Schriftsteller ungarischer Nation, die über das Palladium ihres Landes in gereimter und ungereimter Rede geschrieben haben, vielfach übereinstimmend, wollen wir in diesen Blättern es vorläufig versuchen, das Resultat unserer Forschungen mitzutheilen, die auf einer neuntägigen, allseitigen und genauen Besichtigung, Abzeichnung und Ausmessung der Krone beruhen.

Wie wir schon im Vorhergehenden angedeutet haben, kann es nicht dem geringsten Zweifel unterliegen, dass der Geschenkgeber der Krone zu erkennen ist in der Darstellung auf jenem Rundbogenschilde, das sich auf dem hinteren Theile der Krone befindet, gegenüber dem Stirnschilde, welches die Darstellung des Heilandes mit erhobener, segnender Rechten zeigt. Von den Bildwerken der ungarischen Krone, die sich auf Regenten beziehen, ist diese Darstellung die reichste und hervorragendste, und befindet sich dieselbe zugleich an erhöhter Stelle. Zu beiden Seiten umgeben dieses Schaustück im unteren Stirnreif auf der linken der Empfänger des Diadems und auf der rechten der Sohn des Geschenkgebers selbst.

Die Inschrift im rothen Email kennzeichnet die Darstellung, wie folgt: Μιχαηλ ἐν Χριστῷ πιστος βασιλευς Ρωμαιων ὁ Δουκας (*Michael in Christo fidelis Romanorum imperator Ducas*). Diese Überschrift, welche sich in über und neben einander gereihten griechischen Majuskeln an beiden Seiten des Brustbildes befindet, sagt uns mit klaren Worten, dass es das Porträt des orthodoxen Kaisers Michael, aus der Familie der Dukas sei. Betrachtet man die Charaktere, womit die Inschrift angedeutet ist und zwar im rothen Email auf Goldgrund eingelassen, so ergibt sich deren vollständige Identität mit den Schriftzügen, welche wir auf den Münzen und Darstellungen aus der Zeit des Michael Dukas und seines Nachfolgers Nicephorus finden. Eigenthümlich jedoch ist es, dass Dukas genannt wird: „ἐν Χριστῷ πιστος.“ Wie uns ein französischer Numismatiker angibt, hat Dukas diese Bezeichnung der Rechtsgläubigkeit sich zuerst beigelegt, wie sich dieselbe auf einigen Münzen von ihm findet [1]).

Auch die Darstellung selbst ist eine majestätische und kaiserliche; er erscheint in sehr kunstreicher Weise im Email als bärtiger Mann im besten Alter, in der Rechten hält er das *labarum*, das bei den Kaisern und Königen des Abendlandes durch die *ferula* oder das *sceptrum* ersetzt wurde, und ist mit kaiserlichen Gewändern bekleidet. Zum Zeichen seiner Würde und Macht, ist sein Haupt umgeben mit einem Nimbus, der in der griechischen Kunst nicht nur den Heiligen, sondern auch allen denen zuerkannt wurde, die durch Macht, Ansehen und Grösse ausgezeichnet waren. Sein Haupt ist geschmückt mit dem kaiserlichen Diadem, *regnum*, das sich in seiner Form sehr unterscheidet vom *circulus aureus*, womit das Haupt des dabei befindlichen Empfängers der Krone, Geobitz, geziert ist. Zur rechten Seite des Kaisers auf dem Diademe selbst zeigt sich das jugendliche Porträt seines Sohnes, und zwar nennt die Inschrift im blauen Email ihn, wie schon oben bemerkt: Κωνσταντίνος βασιλευς Ῥωμαίων ὁ Πορφυρογεννητος (vgl. Fig. 2). Als Sohn des Kaisers und zwar geboren zur Zeit, als sein Vater schon den Thron inne hatte (desshalb Πορφυρογεννητος genannt), trägt derselbe alle Zeichen der kaiserlichen Würde, das *labarum*, die Krone und die Pontifical-Gewänder. Bestand nun die Aufgabe darin, unter diesen beiden Darstellungen den Geschenkgeber der Krone ausfindig zu machen, so hätte man beim ersten Blick schon sehen können, dass dieses jugendliche Porträt unmöglich den Geschenkgeber repräsentiren könne, nicht nur weil dasselbe auf der Krone einen untergeordneten Platz einnahm, sondern, weil der Künstler überhaupt die Figur des Sohnes nicht mit dem Reichthum, den er bei dem Vater anwandte, ausgestattet hat. An der linken Seite des Michael Dukas, und an derselben Seite des façettirten Steines auf dem untern Stirnreifen, zeigt sich, dem Sohne des Kaisers gleichgestellt, aber nicht an der Ehrenseite, sondern links, die männlich ernste Darstellung des Empfängers der Krone, dessen Namen die Inschrift angibt: Γεοβιτζ Δεσποτης πιστος, κραλης Τουρκιας (vgl. Fig. 3). Gleichwie auf der vorderen Hauptseite der Heiland erscheint, nach griechischer Weise in sitzender segnender Stellung, um

[1]) Pellerinius, Supplement IV. aux six Volumes de recueils de Medailles de Rois de Villes etc. publiés en 1762. 3. 5. a Paris, Planche II., N. VII. p. 19: „On voit par là, que cet Empereur etc. sa femme prenoient le titre pieux de ΠΙCΤΟΙ, c'est a dire, de Fideles. Je ne trouve point, que ce titre — — été employé sur aucune autre medaille.“

anzudeuten, dass von ihm alle Gewalt und Grösse auf Erden ausgehe, wie diess auch auf der deutschen Krone deutlich angezeigt ist durch die Inschrift: *„per me reges regnant“*; so ist eine analoge Darstellungsweise auch auf der Rückseite befolgt, wo sich das Bild des Geschenkgebers befindet, und zu seinen beiden Seiten diejenigen, welche mittelbar und unmittelbar durch ihn Ehre und Ansehen erhalten haben, d. h. sein Sohn und jener, den er als den κραλης Τουρκς durch Übersendung des Diadems vorzüglich ehren und auszeichnen wollte.

Wenn wir nun so aus der Composition, Technik und Aufstellung der Figuren den Geschenkgeber und Empfänger der Krone annähernd bestimmt haben, so wollen wir jetzt auch den geschichtlichen Nachweis zu liefern versuchen, dass Michael Dukas und Geysa wirklich Zeitgenossen waren, und dass der byzantinische Kaiser zu demselben in freundschaftliche Beziehungen getreten sei. Michael Dukas, Sohn des Constantin Dukas, gelangte zur Regierung im Jahre 1071 und ging derselben verlustig im März 1078. Unter seiner Regierung verband sich einer seiner Feldherrn mit den Bulgaren und es entspann sich ein hartnäckiger Kampf gegen den ungarischen König Salomon, in welchem sich die ungarischen Herzoge Geysa und Ladislaus so auszeichneten, dass die Streitkräfte der Griechen und Bulgaren bald aufgerieben wurden und eine grosse Menge von Schätzen den Siegern in die Hände fiel. In diesem Feldzuge bewies sich Geysa sehr menschenfreundlich und gnädig gegen die gefangenen Griechen, die nicht die Gnade Salomon's anflehten, sondern unter seinen Schutz sich begaben. Geysa schenkte allen denen, die sich unter dem griechischen Anführer Nicotes seiner Menschenfreundlichkeit freiwillig anvertraut hatten, die Freiheit, und schickte sie ohne alle Beschwerde dem Kaiser Michael zurück. Der Kaiser, darüber sehr erfreut, schloss mit Geysa Frieden und Freundschaft durch eigene Gesandte. Die Stelle, welche sich auf dieses Bündniss bezieht, und auf welche bei unserer Beweisführung vorzügliches Gewicht zu legen ist, lautet nach einer alten Chronik des XIV. Jahrhunderts, die sich beim Johannes von Thurocz abgeschrieben befindet, folgendermassen: „Interea Imperator Graecorum, audita liberalitate Ducis Geysae, misit ad eum nuntios ad firmandam pacem et amicitiam. Dux autem remisit ei omnes captivos et omnes, qui ab arce descenderant.“ Auch das Chronicon codicis missalis Posoniensis, das im Beginn des XIII. Jahrhunderts geschrieben wurde, bestätigt die angeführte Angabe des Krieges der Ungarn gegen die Bulgaren und Griechen und führt noch an die grosse Feindschaft, welche zwischen Salomon und Geysa ausbrach, und die ihren Grund darin hatte, dass der byzantinische Kaiser mit Geysa den erwähnten Bund geschlossen. Bald darauf verliert Salomon die Regierung und Geysa wird zum Könige gekrönt. Das Jahr, in welchem die Geschenkgabe der ungarischen Krone an Geysa erfolgte, scheint erst nach der Thronbesteigung Geysa's zu fallen, die 1075 stattfand. Zweifelsohne wollte Michael Dukas mit dem ungarischen Fürsten, dessen Macht und Grossmuth er kennen gelernt, durch Übersendung der Krone ein engeres Bündniss schliessen; desswegen liess er nicht nur sein eigenes Bild auf dem circulus aureus anbringen, sondern auch das seines Sohnes und auf der entgegengesetzten Seite das des befreundeten Fürsten, der dadurch die Würde eines Senators als besondere Auszeichnung erlangte. Dass aber die Geschenkgabe der Krone nicht vor dem Jahre 1074 erfolgen konnte, geht eben daraus hervor, dass auf ihr das Bild Constantin's, des im Purpur gebornen, als er bereits zum Mitkaiser erklärt war, zu ersehen ist. Michael verlobte seinen Sohn im Alter von 2 Jahren, nach Aussage des gleichzeitigen Lupus Protospata 1076 mit der Tochter des Robert Guiskard, nachdem er ihn zuvor als „Augustus“ (βασιλεὺς Ῥωμαιων) erklärt hatte. Die vorliegende Krone, natürlich ohne Bügel, wie wir später zeigen werden, konnte also ihren Inschriften zu Folge erst zwischen 1076 und 1077 als Geschenk in Geysa's Hand gelangt sein.

Da es sich so geschichtlich erhärten liess, dass Geysa ein Zeitgenosse des Michael Dukas war, und mit ihm in intimen Freundschaftsbeziehungen stand, dass ferner der Sohn Michaels, ebenfalls der im Purpur Geborne hiess, und schon vor seiner Verlobung in grösster Kindheit, wie oben erwähnt, den Titel „Augustus“ erhielt; so fallen damit alle Schwierigkeiten, die sich bezüglich des Ursprunges und Herkommens des unteren Theiles des Diadems zu erheben scheinen, fort, und es wäre nur noch nachzuweisen, dass mit dem Namen Geobitz wirklich Geysa identisch sei, der, wie oben gezeigt wurde, in freundschaftlichen Beziehungen mit Byzanz stand. Auch diese Schwierigkeit würde leichter aus dem Wege zu räumen sein, wenn man annähme, dass der griechische „aurifaber“ die ungarische Bezeichnung Geysa in griechischer Weise in Geobitz convertirt habe, was um so eher wahrscheinlich ist, da der Name Geysa sehr verschieden gesprochen und geschrieben wurde, als: Geyza, Geitz, Geycha etc. Es dürfte diese fremdländische Schreibweise des Namens Geysa nicht Wunder nehmen, da wir ohnedies wissen, dass die Griechen sich häufig eine Modification von fremden Eigennamen erlaubten, wodurch die eigentliche Form des Wortes ganz unkenntlich gemacht wurde. Vielleicht auch mochte Geysa noch von den slavischen Ureinwohnern des Landes, das er als κραλης τουρκς beherrschte, einen andern Namen führen, und der griechische artifex diese slavische Aussprache des Namens für die Inschrift benützt haben.

Demjenigen, der noch an dem Epitheton κραλης Τουρκς etwelchen Anstoss zu nehmen gewillt ist, geben wir zu beherzigen, dass die Bezeichnung „κραλης“, wie die Inschrift der Byzantiner angibt, sich in der heutigen ungarischen Bezeichnung Királi gleichbedeutend mit König noch erhalten. In mehr als einer Beziehung ist es auch in ethnographischer Beziehung von grossem Interesse, dass die griechische

Inschrift den Geysa als König von Tourcien (*Τουρκις*) näher bezeichnet [1]). Als solche werden die Sieger, die nach der Völkerwanderung in das Land der Slaven und Avaren eingewandert waren, ihrer Abstammung nach näher bezeichnet — als jene ost-asiatischen Stämme, die in die Ebenen der Donau und der Theiss und ihrer Nebenflüsse eingewandert sind. Diese Bezeichnung (*Τουρκις* oder *Τούρκοι-Ούγγροι*) hat sich bei den byzantinischen Schriftstellern bis in die Spätzeit des Mittelalters vorherrschend erhalten [2]).

Auch dürfte der Titel ΔC = *δεσποτης* nicht im mindesten befremden. Keineswegs darf man dieser Bezeichnung die Bedeutung beilegen, die der Ausdruck „Despot" in unsern Augen heute gewonnen hat. Dieses hervorragenden Titels, gleichbedeutend mit dominus, bedienten sich die byzantinischen Kaiser vielfach auf ihren Münzen und Cameen. So nennt sich auch z. B. König Roger von Sicilien in einer Unterschrift „*Ρογεριος εν Χριστῳ δεσποτης*". Dass ferner die Inschrift den König Geysa im epitheton ornans als „dominus fidelis, *πιστος*" bezeichnet, kann keinen befremden, indem der byzantinische Kaiser den König Geysa als einen Fürsten betrachtete, der durch dieselben Bande des Glaubens in einer Kirche mit ihm verbunden war.

Es ist daher dieses „fidelis" zu beziehen auf „Christo" indem ja auch die Inschrift bei Michael Dukas deutlich angibt „*εν χριστω πιστος βασιλευς*".

Dass Geysa I. in Glaubenseinheit mit der römischen Mutterkirche stand, unterliegt nicht dem geringsten Zweifel: dass aber Michael Dukas von seinem Standpunkte aus den Geysa der Inschrift gemäss *πιστος δεσποτης* nannte, dürfte sich daraus erklären, dass Kaiser Michael im freundschaftlichen schriftlichen Verkehr mit dem grossen Gregor VII. stand. Einer dieser Briefe beginnt „*Gregorius, episcopus Servus Servorum Dei, Michaeli Constantinopolitano Imperatori Salutem et Apostolicam benedictionem*" [3]). Auch Leo von Ostia, ein gleichzeitiger Schriftsteller, gibt an, dass Michael im Glauben mit der lateinischen Kirche verbunden gewesen wäre.

So schickte auch, dem ebengedachten Schriftsteller zufolge, Kaiser Michael dem Abte Desiderius von Monte Cassino Gold und Silber und reiche Purpurstoffe mit der Bitte „*ut pro se ac liberis et pro statu imperii sui Dei omnipotentis clementiam assidue supplicarent*" [1]).

Dem Vorhergesagten zufolge leuchtet es ein, dass der untere Haupttheil der ungarischen Krone einige Jahrzehende nach dem Tode des heiligen Stephan als Geschenk für den König Geysa I. angefertigt worden ist. Es wäre nun noch nachzuforschen, wann und durch wen der zweite Theil der ungarischen Krone, der obere Kreuzhügel, seine Entstehung gefunden habe. Wenn wir im Vorhergehenden, auf unwiderlegbare Inschriften gestützt, nachzuweisen gesucht haben, dass bei dem unteren Stirnreif Michael Dukas der Geschenkgeber und König Geysa der Empfänger gewesen ist, so glauben wir nach mehrtägiger genauer Besichtigung und Abzeichnung der ungarischen Krone der Meinung Raum geben zu dürfen, dass aller Wahrscheinlichkeit nach der obere Theil der fraglichen Krone als der ältere zu betrachten sei und dass keine Gründe vorliegen, die uns verhindern können anzunehmen, dass dieser reich verzierte zweite Theil der ungarischen Krone aus der Zeit des heiligen Stephan wirklich herrühre. Bevor wir die Gründe weiter entwickeln, die der oben angeführten Behauptung das Wort reden, wollen wir im Folgenden vorerst die Beschreibung dieses zweiten stephaneischen Theiles der ungarischen Krone einleitend voraussenden.

In dem Centrum auf der oberen Plattfläche des Bogens befindet sich wiederum auf einer quadratisch formirten Goldplatte die emaillirte Darstellung des Salvators, sitzend nach dem Spruche: „*Et iterum venturus est cum gloria judicari*" auf der „sella majestatis", zu beiden Seiten von zwei Pinien oder Palmen umgeben, in segnender Stellung, ganz analog wie diese Darstellung des Heilandes als Weltrichter auch auf dem grössern Bogenschilde (pinna) an der Haupt- und Stirnfronte, wie vorhin schon bemerkt, zu ersehen ist. Wir lassen es hier noch unentschieden, ob von demselben lateinischen Künstler, der den Bogen mit seinen emaillirten Darstellungen geschaffen hat, auch das in seinen Formationen ziemlich rohe Kreuz, wie es die Zeichnung zeigt, ursprünglich dem Durchkreuzungspunkte des Doppelbogens eingefügt worden ist. Wir müssten dann annehmen, dass der Künstler an die zart emaillirte Darstellung des Salvators, wie sie eben beschrieben wurde, selbst zerstörend Hand angelegt hätte. Denn Behufs der Aufstellung und Befestigung dieses Kreuzes musste jener Körpertheil des Salvators auf der Brust, da, wo er die segnende Rechte ausgestreckt hält, durchbrochen und angebohrt werden, damit nach Unten hin einige vom Kreuze ausgehende, kleinere Metallbleche in einer Weise umgebogen werden konnten, dass dadurch das Kreuz eben, wenn auch unsolid und für die Dauer unhaltbar, auf dem Bogen befestiget wurde. Bei dem geringsten Drucke musste sich bei dieser unsoliden Befe-

[1]) Dem Etymologen dürfte es nicht schwer fallen, den tourcischen Namen Geysa aus dem griechischen Worte Geobitz deriviren zu lassen, wenn man bedenkt, dass vielleicht von den gebildeteren slavischen Ureinwohnern der Name Geysa als Geobitz ausgesprochen wurde, abgesehen davon, dass die griechischen Künstler in der orthographisch richtigen Schreibweise eines ungarischen Namens sich leicht geirrt haben konnten. Streicht man bei dem Namen Geobitz die Anhangssylbe bitz = vitz ab, so bleibt der Stammlaut Geo, worin man Verwandtschaft mit Gei (Geysa) finden könnte.

[2]) Alle älteren byzantinischen Schriftsteller bis zum XIII. Jahrhundert nennen fortwährend das ganze grosse Gebiet an der Donau, der Drau, der Theiss, mit dem Collectivnamen Τουρκις, wie das deutlich erhellt aus einer Stelle des Cedrenus, wo er von den Castellen Morabo und Belgrado spricht, die gelegen seien in Pannonien jenseits der Ister, als Grenzländer des Königs von Tourcien „φρούρια ὄντα τῆς Παννονίας, κατὰ τὴν πέραν τοῦ Ἴστρου διακείμενα, καὶ γειτονοῦντα τῷ κράλῃ Τουρκίας.

[3]) Murat. Script. Ital. L. I. ep. XVIII., Col. 1209.

[1]) id. L. III. C. XXXIX. tom. IV

stigung das Kreuz schief biegen. Es scheint nun wirklich die Krone mehrmals durch Fallen, namentlich an einem Theile des Bogens, einen Durchbruch erlitten zu haben. Bei dieser Gelegenheit ist das Kreuz stark verbogen worden, so dass es heute nach der linken Seite hin beteutend schief ausladet. Und weil man nun nach dem Unfalle, der schon vor einigen hundert Jahren statt gefunden haben mag, nicht gleich die nöthige Restauration eintreten liess, ist diese Schiefheit des Kreuzes im Laufe der Jahrhunderte historisch geworden, so dass Viele heute die Krone des heiligen Stephan nicht als die authentische betrachten würden, wenn auch auf der stylgetreuen Abbildung derselben nicht das Kreuz in schiefer Stellung ersichtlich wäre [1]). Noch fügen wir hinzu, dass zu beiden Seiten des Hauptes des Salvators in der Vierung des Bogens sich nicht, wie bei der analogen griechischen Darstellung, das bei den Byzantinern nie fehlende Hierogramm in Abkürzung als *Ιεσους Χριστος* zeigt, sondern man erblickt an dieser Stelle bei der lateinischen Abbildung jene gewöhnlich vorkommenden Symbole, die den Weltrichter, wie er in seiner Herrlichkeit zum zweiten Male wiederkömmt, als den Herrn der Schöpfung bezeichnen, nämlich die emaillirte Darstellung von Sonne und Mond zu Häupten des Erlösers. Leider musste durch die ungeschickte Einfügung des Kreuzes, wie erwähnt, ein Theil des Körpers, nämlich die segnende Rechte in Email fortfallen; man würde sonst zweifelsohne im Gegensatze zur Darstellung des Salvators der Byzantiner in dem runden Stirnfelde an der Hauptseite des Diadems, die Hand des Heilandes hier formirt gefunden haben in lateinischer Segnungsweise mit erhobenem Zeige- und Mittelfinger. Hingegen zeigt die fast gleiche Darstellung auf dem oben bezeichten Rundschildchen deutlich die griechische Segnungsweise, nämlich den erhobenen Zeige-, Mittel- und kleinen Finger und den durch den Daumen niedergehaltenen Goldfinger. Gleichwie auf den noch übrigen sechs viereckigen Emailschildchen auf dem unteren Stirnreifen, dem Geschenke des byzantinischen Kaisers, die Brustbilder von berühmten griechischen heiligen Kriegshelden im durchsichtigen Email dargestellt sind, nämlich der Inschrift zu Folge: der *Ὀ Κοσμας* [2]), *Ὀ Δαμιανος*, *Ὀ Δημετριος*, *Ὀ Γεωργιος*; dessgleichen an der vordern Hauptseite des unteren Stirnbandes die beiden von der griechischen Kirche hochverehrten Erzengel mit der abgekürzten Inschrift und zwar zur rechten Seite des Salvators der *Ὀ Αρχ. Μιχαηλ* und zur Linken *Αρχ. Ὀ Γαβριελ*; so liess Papst Sylvester II. den Doppelbogen, den er wie oben schon bemerkt im Durchkreuzungspunkte mit dem Bilde des Erlösers schmückte, um die Abstammung der römischen Kirche von den Aposteln zu kennzeichnen, mit den Bildern von acht Aposteln in folgender Weise ausstatten. Es folgen nämlich auf kleinen Goldschildchen in Form eines Parallelogrammes an dem Kreissegment, das sich nach der Stirne hin ausladet, die Bilder des h. Johannes des Evangelisten und des h. Bartholomäus, auf dem diesem entgegengesetzten Kreissegmente nach hinten die Standbilder des h. Apostels Thomas und Jakobus; auf dem Segmente des Kreises nach der rechten Seite hin erblickt man die emaillirten Statuen des h. Apostels Petrus und Philippus, und endlich nach der linken Seite hin die des heil. Apostels Paulus und Andreas. Dass dieser Doppelbogen unverkennbar später eingefügt worden ist und nicht mit der ursprünglichen Conception der Krone harmonisch passen will, die dadurch auf eine nicht glückliche Weise alterirt wird, dafür zeugt auch noch der Umstand, dass ein Theil der emaillirten Darstellungen der Apostel, namentlich nach dem Vorder- und Hintertheile der Krone hin, wo, wie früher bemerkt, die beiden primitiven Rundschildchen (vgl. beiliegende Zeichnung der Krone) angebracht sind, hinter denselben fast ganz verschwinden, so dass über diese Schildchen hervorragend kaum noch die Häupter und die Inschriften der beiden Apostel Bartholomäus und Jakobus ersichtlich sind. Dem Umstande, dass, wie eben bemerkt, die Bogen mit den Darstellungen der Apostel geschmückt sind, verdankt die heilige Krone, wie ältere Autoren bemerken, den Namen: der apostolischen, und weil an dem byzantinischen Werke neben der bildlichen griechischen Darstellungsweise des Salvators die beiden berühmtesten Erzengel im Bilde angebracht sind, den Namen: der angelischen.

Aus den Inschriften der beiden Hauptbestandtheile der Krone, wovon die unteren auf dem älteren und primitiven Theile in griechischen Majuskeln gehalten sind, hingegen die auf dem Doppelbogen in lateinischen Charakteren, geht zur Genüge hervor, dass die Krone in ihrer Ganzheit ein Werk der griechischen und zugleich der lateinischen Kunst sei. Kaiser Michael Dukas, den Portrait und Inschrift als primitiven Verfertiger der Krone angeben, kann unmöglich den oberen Bügel, den zweiten Theil, haben anfertigen lassen, indem er als Byzantiner an dem obern Theile bei den Aposteln sich auch der griechischen Charaktere und nicht der lateinischen würde bedient haben.

Es entsteht nun die bereits oben angeregte Frage, woher rührt der obere später eingefügte Kreuzbügel, welcher, der oben angeführten Beschreibung zufolge, sich in seinem äussern Habitus so ganz und gar als ein lateinisches Kunstwerk zu erkennen gibt? Gehörte dieser obere Aufsatz und Schluss ehemals zu der Krone, womit im Jahre 1000 die Krönung des heil. Stephan vollzogen wurde? Wann ging der ältere untere Theil der Stephan'schen Krone verloren und wann und durch wen wurde der lateinische Doppelbogen dem untern byzantinischen Diadem eingefügt? Wir

[1]) Wir haben Anstand genommen, das Kreuz in seiner schiefen Stellung in der beifolgenden Zeichnung darzustellen, indem das schiefe Kreuz gewiss nicht zum Wesen der ungarischen Krone gehört. Durch einen leisen Druck des Fingers kann man das durch Fallen ausgebogene Kreuz wieder in gerade Richtung bringen.

[2]) Das vor dem Namen des Heiligen überall befindliche „Ὀ" scheint eine Kürzung für ἅγιος: das lateinische St. = sanctus zu sein.

gestehen es offen, dass wir heute noch nicht in der Lage sind, auf alle diese Fragen auch nur halbwegs eine genügende Antwort liefern zu können, obschon wir die gesammte ältere und moderne Literatur, die über die ungarische Krone erschienen ist, so gut es sich, auf der Reise begriffen, veranstalten liess, durchgearbeitet haben. Ein weiteres Eingehen auf diese interessanten aber sehr verwickelten Fragen bis zum Erscheinen unseres grösseren angekündigten Werkes uns vorbehaltend, genüge für heute Folgendes. Offenbar bestand in Ungarn für die feierlichen Krönungen der ersten Könige eine ältere Krone lange vor der Zeit, als von Michael Dukas das oben beschriebene byzantinische Diadem in die königl. Schatzkammer gelangte. Aus mehreren Schriftstellern lässt es sich mit ziemlicher Sicherheit übereinstimmend erhärten, dass der h. Stephan gegen das Jahr 1000, nachdem er vier Jahre bereits die Regierung geführt hatte, zum Könige von Ungarn mit Zustimmung des Papstes kirchlich gesalbt und gekrönt wurde.

Der Bischof Hartuitius der gegen Beginn des XII. Jahrhunderts die „vita St. Stephani“ schrieb und dieselbe dem ungarischen Könige Kolomanus widmete, erzählt ausführlicher, dass Stephan einen Abgesandten, den Bischof Astricus nach Rom gesandt habe, um dort an der Schwelle des apostolischen Stuhles die königlichen Rechte und den königlichen Titel, dem Gebrauche der Zeit gemäss, für sich zu erbitten. Der alte Schriftsteller, der als einzige Quelle hierfür kann bezeichnet werden, führt weiter an, dass der ungarische Abgesandte alles nach Wunsch vom römischen Pontifex erhalten habe, dass er von Rom die Bestätigungsschreiben zugleich mit der Krone überbracht habe und dass Stephan endlich mit dem überbrachten Diadem der königlichen Würde glücklich gekrönt worden sei [1]). Der bekannte Baronius war der erste der die Angabe in Umlauf gebracht hat, die Krone, womit der heil. Stephan feierlichst gekrönt worden ist, sei ein Geschenk des Papstes Sylvester II. gewesen. Baronius fusste bei dieser Angabe auf die oben citirte Stelle des Hartuitius, der angibt, dass der Vater des heil. Stephan 996 gestorben sei und dass Stephan vier Jahre später den Astericus nach Rom abgesandt habe, wie vorhin weiter mitgetheilt wurde. Diese Anfrage in Rom fiel nun, den oben angeführten Zahlen zufolge, um das Jahr 1000, und da um diese Zeit Sylvester II. regierte, so folgerte Baronius, dass Sylvester II. die fragliche ungarische Krone geschenkt habe.

Die Legende hier bei Seite lassend, die sich ebenfalls bei Hartuitius findet, dass der Papst durch ein Traumgesicht gemahnt, nicht den ebenfalls erschienenen Abgesandten des polnischen Herzogs Mysco die in Bereitschaft gehaltene Krone, sondern dass er durch dieselbe den frommen König Stephan auszeichnend bevorzugt habe, ergibt sich aus dem Angeführten die Folgerung, dass bei der Krönung des heil. Stephan im Jahre 1000 wirklich eine Krone in Anwendung kam und dass dieselbe wahrscheinlich von Rom zugleich mit dem königlichen Titel und Rechten als Geschenk übersandt wurde. Mit dieser Angabe stimmt nun vollständig zusammen nicht nur die oben näher beschriebene Technik, sondern auch die noch ziemlich unbeholfene Composition und Ausführung der figürlichen Darstellungen auf dem in Rede stehenden lateinischen Doppelbogen, womit die ungarische Krone heute noch überspannt ist. Nach Besichtigung einer grossen Menge von analogen Schmelzwerken in der edlen Technik des XI. und XII. Jahrhunderts auf ausgedehnten Reisen haben wir bei längerer und sorgfältigen Besichtigung des obern Kreuzbügels an der ungarischen Krone nicht im mindesten gezweifelt, dass derselbe zu Schluss des X. Jahrhunderts angefertigt worden sein müsse und zwar den Inschriften zufolge von lateinischen Künstlern, die hinter ihren gleichzeitigen Vorgängern und ältern Lehrmeistern in der künstlerischen Anfertigung der Emails, den Byzantinern, noch weit zurückstanden. Wahrscheinlich ist es, dass mit dem eben gedachten Doppelbügel der ältern Stephan'schen Krone ursprünglich auch ein unteres Diadem als „Circulus aureus“ in ähnlicher technischer Ausführung und verwandter Ornamentation in Verbindung stand. Den Nachweis zu führen, durch welche Veranlassung der untere Stirnreif, formell übereinstimmend mit dem obern Bügel, abhanden gekommen ist, dürfte äusserst schwer sein, da uns frühere Schriftsteller gänzlich darüber im Unklaren gelassen haben.

Auch wollen wir hierorts, da es uns zu weit führen würde, nicht in zu gewagte Hypothesen eingehen, wann und durch welche Veranlassung wohl der heute noch vorfindliche Doppelbogen der primitiven ungarischen Königskrone dem secundären byzantinischen Diadem eingefügt worden ist. Nur Eines wollen wir schliesslich in Kürze über den angeregten Fragepunkt hinzuzufügen nicht unterlassen.

Da vom XI. Säculum bis auf unsere Zeiten sich Schriftsteller finden, die in verschiedener Weise von dem Herkommen der ungarischen Krone, als eines päpstlichen Geschenkes für Stephan den Heiligen Zeugniss ablegen; da ferner aus den Tagesschriftstellern aller Jahrhunderte die grosse Ehrfurcht und fast kindliche Anhänglichkeit deutlich zu ermessen ist, welche die ungarische Nation dem geheiligten Palladium ihres Landes, das mit ihrem ersten grossen Könige in directer Verbindung stand, in allen Zeitläuften gewidmet hat; so lässt es sich nicht füglich annehmen, dass bei Gebrauchnahme des jüngern byzantinischen Stirnreifes, die etwa im Drange der Zeitumstände nöthig geworden war, die noch erhaltenen Hauptheile der historisch geheiligten Krone des heil. Stephan entbehrt werden konnten. Man nahm also, unserer Ansicht nach, durch nicht näher bekannte Gründe genöthigt, die noch vorfindlichen brauchbaren Theile der

[1]) Vita St. Stephani, edit Praiamo, pag. 130, 132, 134. Auch in neuester Zeit ist diese vita des Hartuitius nach dem Wortlaut des Original-Textes herausgegeben worden mit gegenüberstehender ungarischer Übersetzung.

sacra corona St. Stephani, nämlich jenen hervorragenden Doppelbogen, der den alten „pileus" überragte und mit dem apostolischen Kreuze und den Bildern der Apostel geschmückt war und fügte dieses päpstliche Geschenk dem byzantinischen Ehrengeschenke des Michael Dukas, dem untern Stirndiadem bei. Auf diese Weise hatte man einen Theil zu einem Ganzen wieder umgestaltet und man fuhr ungestört fort den „pars pro toto" zu halten.

Desswegen benannte man, vor wie nach, das so modificirte Königsdiadem „die Krone des heil. Stephan", eben weil jener hervorragende Theil, der doppelte Kreuzbogen, der alten authentischen Stephan'schen Krone anhaftete.

Wir haben im Vorstehenden den allerdings gewagten Versuch gemacht, mit unbegründeten Sagen, wie sie heute gang und gäbe sind, zu brechen und den Ursprung der aus zwei, der Zeit und Beschaffenheit nach wesentlich verschiedenen Theilen bestehenden hochberühmten Krone Ungarns, theils aus geschichtlichen Documenten, theils aus materiellen und sachlich formellen Gründen aufzuhellen und festzustellen.

Wenn wir bei Beschreibung des in stylgetreuen Zeichnungen beigefügten altehrwürdigen Krondiadems ausführlicher zu Werke gegangen sind als das bei der vorhergehenden einleitenden Besprechung der übrigen mittelalterlichen Kleinodien der Fall war, so geschah das in der Absicht, um den Schriftstellern der ungarischen Nation, die vielleicht durch längere Studien näher mit der eben besprochenen, höchst merkwürdigen Kunstreliquie bekannt sein möchten, Gelegenheit zu bieten, in diesen Blättern eine tiefer eingehende, wissenschaftliche Discussion über diesen noch vielfach dunkeln Gegenstand anzuknüpfen, wodurch vielleicht noch manche seither unbekannte Daten sich ergeben dürften.

Wir werden, auf geschichtliche Quellen beruhende Aufklärungen, von welcher Seite sie auch kommen mögen, gewiss dankbar entgegen nehmen und es dann nicht unterlassen, dieselben bei Ausarbeitung der spätern umfangreichern Abhandlung über „die Krone des heil. Stephan", die als Parallele dem grössern kunsthistorischen Werke „die Kleinodien des heil. römisch-deutschen Reiches" sich anreihen wird, gewissenhaft zu benützen.

Die Vertheidigungskirchen in Siebenbürgen.

Ein Beitrag zur Provincial-Kunstgeschichte vom Conservator Friedrich Müller. Illustrirt vom Gymnasiallehrer Johann Orendi in Schässburg.

I.

Ungefähr zu derselben Zeit als Mecklenburg, das Havelland und Schlesien von deutschen Einwanderern, deutscher Herrschaft und Gesittung gewonnen wurden, also etwa um die Mitte des XII. Jahrhunderts, begann der damals nach allen Seiten hin sich ausbreitende Strom germanischen Lebens auch die fernen Thäler Siebenbürgens zu erfüllen. Vielfach vorbereitet seit dem ersten christlichen Könige Ungarns, Stephan „dem Heiligen," nahm diese Einwanderung unter Geysa II. (1141 — 1161) und auf dessen Ruf den Charakter massenhafter Zuströmung an und sicherte endlich den lange streitigen Besitz der entlegensten Grenzprovinz der apostolischen Krone. In einem weiten Ovale, dessen Scheitel die gefährlichsten Einbruchstationen im Norden und Süden berührten, setzten sich die Ansiedler, welche meist vom Niederrhein kamen, in den Thälern der beiden Szamos an den Ufern des mittleren Mieresch und seiner Nebenflüsse, endlich auf der rechten Seite des Altes fest, und erbauten schon vor dem Schlusse des XII. Jahrhunderts eine nicht geringe Zahl von Orten auf einem Boden, der seit der Römerherrschaft wüste geworden und damals nur von Barbarenhorden durchstreift war. Bis zum Anfange des folgenden Jahrhunderts bildete der Alt die südliche Grenze dieser Ansiedlungen und thatsächlich auch der Provinz. Erst 1211 überschritt im Auftrage des Königs Andreas II. der deutsche Ritterorden dieselbe und colonisirte die südöstliche Ecke des Landes, das „Burzenland," mit Deutschen, worauf auch die verbindende Strasse am linken Altufer gesichert wurde und so endlich das Land seine natürliche Grenze in dem Höhenzuge der Südkarpaten gewann.

Aber die junge deutsche Pflanzung hatte, kaum begründet, schon schwere Anfechtungen von inneren und äusseren Feinden zu bestehen, und der Mongolensturm von 1241 brach beinahe die kaum geöffnete Blüthe. Die Versuchung, die schwer erkämpfte Heimat wieder aufzugeben, ging vorüber, und durch Nachzüge verstärkt, erwuchs das deutsche Gemeinwesen, von seiner unverwüstlichen inneren Kräftigkeit getragen, unter den Herrschern aus dem Hause Anjou zu einer festen Säule der gesetzmässigen Regierung, zu einer Culturstätte des deutschen Elementes in Osteuropa, zu einem Grenzwalle der Christenheit gegen den Halbmond.

In diese welt- und culturgeschichtliche Stellung Siebenbürgens vielfach verflochten, erscheint die darin zur Ausbildung gekommene Architectur. Das Land mit seinem durchschnittlich grossen Reichthum an solidem Baumaterial — Steinen und Eichenholz — machte es nicht schwer, schon den gewöhnlichen Bauwerken eine ungewöhnliche Festigkeit zu geben und liess den in andern Gebirgsländern vorherrschenden Holz-, besonders Blockbau hier nur sporadisch — im Szeklerlande —, in den deutschen Gebieten fast gar nicht zur Anwendung kommen oder schnell wieder ver-

schwinden. Und wenn, wie übrigens nicht erweislich ist, der Holzbau je in allgemeinerem Gebrauche stand, so gab der Mongoleneinfall einen hinlänglich deutlichen Wink, dass in diesem Lande der Platz nicht sei, das schwer erworbene Eigenthum einer gebrechlichen Wohnung anzuvertrauen. Wo es nur immer möglich wurde, begnügte man sich nicht einmal mit dieser Sicherheit des Wohnhauses und suchte den ganzen Ort — Gehöfte und Vorwerke gab es früher hier gar nicht — durch Werke verschiedener Art noch mehr zu befestigen. An einem anderen Orte habe ich darauf hingewiesen, dass die Ummauerung mancher deutscher — sächsischer — Orte höchst wahrscheinlich so alt sei, als deren Anlage selbst [1]; und nicht die Hauptorte der Ansiedlergruppen allein befanden sich in diesem Falle, sondern auch minder bedeutende Orte legten mindestens Burgen in ihrer Mitte oder ihrer Nähe an. Der um die siebenbürgische Archäologie hochverdiente Correspondent der k. k. Central-Commission Pfarrer Michael Ackner hat in seinem Aufsatze: „Die römischen Alterthümer Siebenbürgens" (Jahrbuch der k. k. Central-Commission, 1856) eine nicht kurze Reihe solcher Burgen namhaft gemacht, und ihre Zahl liesse sich, wenn man alle Kirchencastelle in dieselbe einbezöge, nicht unbeträchtlich vermehren. Diese letzteren sind meinen Erfahrungen nach hier eine eigenthümliche, wenigstens in dieser Ausbildung und Allgemeinheit nirgends vorkommende Erscheinung. Es handelt sich dabei nämlich nicht um eine einfache Ummauerung des Gotteshauses, sondern um ein förmliches Befestigungssystem mit Mauern — zuweilen zwei- und dreifach —, Thürmen, Basteien, Gräben und Thorwerken, mit unter- und überirdischen Wohn- und Vorrathsräumen, mit Brunnen etc. Und so charakteristisch sind diese Anlagen für die sächsischen Gebiete des Landes, dass selbst in anderen Gegenden desselben steinerne Kirchen, die mit einer Ringmauer umgeben sind, geradezu sächsische Kirchen genannt werden [2].

Es ist kaum wahrscheinlich, dass die Erbauung dieser Kirchenburgen vor der Mongolenverheerung im Schwunge gewesen, da die Vorbilder zu solchen Anlagen aus Deutschland nicht mitgebracht worden sind. Vielmehr erscheinen sie recht eigentlich als Resultat der ganz speciellen Lage der Ansiedler, die mit praktischem Blicke die Gewohnheit im entscheidenden Augenblicke dem Bedürfnisse opferten. Bis gegen den Schluss des XIII. Jahrhunderts jedoch waren sie schon in solcher Anzahl vorhanden, dass sie theilweise sogar den Ständen staatsgefährlich schienen und das Inaugural-Diplom König Andreas III. vom 22. Februar 1291 die Zerstörung derselben, soweit sie schädlich seien, befahl [1]). Zu solcher Befestigung der Kirchen scheint eine königliche Erlaubniss nicht erforderlich gewesen zu sein; sie galt als im Princip des Kirchenbaues gelegen, als Abgrenzung des *coemeterium* und war und blieb stets Eigenthum der kirchlichen, nicht der politischen Gemeinde. Wenn daher wirklich 1521 die Befestigung der Kirchen obrigkeitlich anbefohlen wurde, was noch zu erweisen ist [2]), so bezeichnet ein solcher Befehl eben nur einen Übergriff der weltlichen Gewalt oder die Angst der Befehlenden vor dem in jenem Jahre erfolgten Szekleraufstande gegen den Woiwoden Johann Zápolya. Die mit entsetzlicher Schnelligkeit sich wiederholenden Türkeneinfälle des XV. Jahrhunderts, denen nachweislich mehr als eine Kirche zum Opfer fiel [3]), mögen deutlicher als obrigkeitliche Befehle von der Nothwendigkeit solcher Befestigungen überzeugt haben. Die Bestimmung des Allerseelen 1545 in Neumarkt (Maros-Vásárhely) gehaltenen Landtages: die Befestigungswerke der sächsischen Dörfer sollten zerstört und aus deren Material die Wehrkraft der Städte Hermannstadt, Kronstadt, Schässburg und Mühlbach verstärkt werden, bezieht sich blos auf die Gemeindeburgen und ist nie zur Ausführung gekommen [4]).

Ausserhalb des Sachsenlandes finden sich Schutzbauten dieser Art nur selten; wo sie sich finden, wie bei einigen Kirchen des Szeklerlandes (Karczfalva, Sz. Tamás, Sz. Mihály, Sz. Lélek, Mindszent, Sz. Király, Kozmás, Ménaság, Kászon, Alfalu u. a.), sind sie jenen nachgeahmt und erreichen nie die Solidität ihrer Vorbilder. In dem Castell der Abtei Kolos Monostor, dessen Zerstörung König Matthias dem Abte Petrus 1466 wegen seiner Schädlichkeit für die Stadt Klausenburg befahl, können wir um so weniger eine blosse Kirchenburg erblicken, als jener Befehl unter anderen seinen Inhalt aus der nicht nachgeholten königlichen Erlaubniss zur Erbauung desselben begründet [5]).

---

[1]) In dem kürzlich in dem Archive des Vereines für siebenb. Landeskunde erschienen Aufsatze: „Archäologische Skizzen aus Schässburg".

[2]) Über die mit diesen in der Anlage nicht ganz übereinstimmenden Kirchencastelle in Steiermark hat der k. k. Conservator J. Scheiger in den Mittheilungen der k. k. Central-Commission 1856, 248 f. einige Andeutungen veröffentlicht. Die dort erwähnten Gallerien finden sich auch in Siebenbürgen und sind hier vor den Scharten hinlaufende gedeckte Schiessstände.

---

[1]) Art. 24: *„praeterea turres sine Castra super Ecclesiis aedificata, aut locis aliis, pro nocumento constructa penitus evellantur."* Fejér, Cod. dipl Hung. VII, 2, 139.

[2]) Die betreffende Behauptung in A. Kurz, Magazin für Gesch. etc. Sieb's I, 426, Note. Beruht wahrscheinlich blos auf der schwankenden Angabe in Miles Sieb. Würgengel zum Jahre 1521.

[3]) 1454 trägt der Erzbischof Dionysius von Gran den Pfarreen von Salzburg, Agnethale und Alpen auf, das Eigenthum *„ecclesiarum collapsarum et destructarum"* in den Stühlen Grossschenk und Leschkirch aus Privathänden zu revindiciren. Sächs. Nationalarchiv Nr. 156. Die Verwüstung wahrscheinlich Folge des Türkeneinfalles von 1442.

[4]) *„Omnia castella et fortalitia inter Dominos Saxones in pagis exstructa demoliantur ac ex eorum ruinis Civitates Cibiniensis, Brassoviensis, Segeswar, Szasz Sebes fortificentur; ingenia (?) vero et pixides una cum globulis et pulveribus et aliis instrumentis bellicis ad civitates inferantur."* Abschriftlich aus der Batthyan. Bibliothek in der Urkundensammlung von G. D. Teutsch. — Gemeindeburgen nennen wir zum Unterschiede von den Kirchenburgen alle zu sächsischen Dörfern oder Märkten gehörigen Befestigungen, welche sich nicht um die Kirche gruppiren, sondern selbstständige, gewöhnlich neben den Ortschaften auf Berghöhen sich erhebende Werke bilden.

[5]) Abschriftlich aus derselben Quelle bei Teutsch.

Nicht minder interessant als diese Kirchenburgen, auf welche seit Miles und Timon alle siebenbürgischen Geographen, Chronisten und Geschichtsschreiber vielfach hinzuweisen Veranlassung genommen haben, erschien mir eine Gruppe von Kirchen selbst, auf deren Eigenthümlichkeit noch Niemand die öffentliche Aufmerksamkeit gelenkt hat. Innerhalb jener Kirchenburgen erheben sich nämlich in nicht geringer Anzahl Kirchen, deren erster Anblick zuweilen ungewiss lässt, ob man wirklich ein Gotteshaus oder nur ein ungewöhnlich geformtes Vertheidigungswerk vor sich habe, Kirchen, bei denen die in Colonien nicht seltene und erklärliche Vernachlässigung des Äusseren mitunter bis zum vollständigen Aufgeben des specifisch - kirchlichen Charakters getrieben ist, in die man hineintreten muss, um von der religiösen Bestimmung des Gebäudes überzeugt zu werden. Ein kurzer Blick auf die Geschichte der kirchlichen Baukunst in Siebenbürgen wird indessen genügen, um zu beweisen, dass auch diese scheinbar durchaus abnormen Bildungen organisch aus den eigenthümlichen Verhältnissen und Schicksalen des Landes und seiner Bewohner hervorgegangen sind.

Der altchristliche Styl der kirchlichen Baukunst ist in Siebenbürgen nie zur Anwendung gekommen; der Romanismus, dessen Formen den deutschen Ansiedlern des XII. Jahrhunderts geläufig waren, hat in dem Karlsburger Dom sich zu einer nicht gering zu achtenden Höhe entfaltet, obwohl seine Schöpfungen nur zu einem fast unbedeutenden Theile den Zerstörungen der Zeit und der Feinde des Christenthums überdauert haben. Erst die sociale und politische Blüthe der Sachsen unter den Anjou'schen Königen verschaffte der Gothik gegen die Mitte des XIV. Jahrhunderts hin den Sieg, den sie in Deutschland bereits hundert Jahre früher gefeiert hatte. In rascher Thätigkeit, getragen von einem allgemein verbreiteten, durch Handel und Gewerbfleiss erzeugten Wohlstand, wandelten die bedeutenden Orte des Landes die alten Bedürfnissbauten in Gotteshäuser um, die wenigstens ihrer Grösse zufolge immerhin als monumentale Arbeiten bezeichnet werden können, wenn ihnen der adelnde Stempel originaler Auffassung oder genialer Durchbildung auch meistentheils abging. Dieser kirchliche Baueifer wurde im folgenden Jahrhunderte vielfach gestört, seit 1420 zum ersten Mal die osmanischen Türken ihre verheerenden Schaaren über das vielgeplagte Land ergossen. Bauten, zu deren Durchführung unter anderen Umständen ein Jahrzehend genügt haben würde, zogen sich in das folgende Jahrhundert hinüber, und die Bauenden standen wieder auf dem Punkte, wie damals, als sie dem verwildeten Boden die ersten Früchte der Cultur abgerungen, und arbeiteten wie die alten Juden beim Wiederaufbau des Tempels, von denen die alttestamentliche Erzählung sagt: „mit der einen Hand thaten sie die Arbeit und mit der anderen hielten sie die Waffen.“ (Nehemia. 4, 17.) Doch erkaltete im Allgemeinen die Thätigkeit auf diesem Gebiete, die vielleicht bei dem Verfalle der älteren Kirchen vielfach eine gedrungene war, nicht; und es lässt sich aus dem XV. Jahrhundert eine fast unglaubliche Zahl neugebauter oder erweiterter Kirchen nachweisen. Kein Wunder aber, wenn unter solchen Umständen der Styl dieser Bauten verwilderte und namentlich auf das Äussere immer weniger Rücksicht genommen wurde. Auch die Gesetze des Baustyles verstummen vor dem Waffengetöse: man beeilt sich unter Dach zu kommen und für das täglich gefährdete Heiligste wenigstens die äussere Sicherheit zu schaffen; den Schmuck überlässt man besseren Zeiten. Von diesem Gesichtspunkte aus finden die mit jener Roheit scheinbar im Widerspruch stehende Zierlichkeit, mühevoll ausgeführte Portale, Kanzeln, Sacramentshäuschen, Altarbilder und Geräthe ihre Erklärung, die in grosser Anzahl noch vorhanden sind: der Steinmetz und der Maler, der Glockengiesser und der Goldschmied arbeiteten in dem Schutze der Werkstatt und der städtischen Ringmauer, während das luftige Gerüste des Maurers und Zimmermanns jeder Gefahr blossgestellt war.

Die Verwilderung des kirchlichen Baustyles in Siebenbürgen zeigt sich zuerst in der Aufführung ungegliederter Mauerflächen, die oft in weiter Ausdehnung — nach der gefährdeteren Seite hin — nicht einmal von Fenstern durchbrochen werden, und endlich in der mehr oder weniger vollständigen Preisgebung des kirchlichen Charakters im Äusseren des Gebäudes an das Princip der Vertheidigungsfähigkeit. Ein Haus sollte aufgeführt werden, worin nicht allein die sündenbelastete Seele, sondern auch der von äusseren Feinden bedrängte Leib und die irdische Habe eine Zuflucht finden könne. Nur die Grundanlage bewahrt fast durchgehends den in diesem Lande allgemein gewordenen Charakter: den dreiseitigen Schluss des im Verhältniss zum Schiff in der Breite wenig eingezogenen Chores.

Es sei erlaubt, in dem Folgenden auf diesen in seiner Verwilderung original gewordenen kirchlichen Baustyl des Sachsenlandes näher einzugehen und denselben in einigen bedeutenderen Vertretern nach seinen verschiedenen Richtungen zu charakterisiren. Nicht überall wird es möglich sein, das Alter der betreffenden Bauwerke mit Sicherheit anzugeben oder dieselben auch nur gleich eingehend zu behandeln. Die hierauf bezügliche Wissenschaft ist hier zu Lande noch sehr in ihrer Kindheit befindlich, und das diene auch dem vorliegenden Aufsatze, dessen Illustrirung durch die Unterstützung der k. k. Central-Commission ermöglicht worden, einiger Massen zur Entschuldigung. In Ermangelung eines besseren Ausdruckes bezeichne ich dabei die Gesammtheit der in ihrer äusseren Erscheinung diesem unkirchlichen Principe folgenden Kirchen als Vertheidigungskirchen.

Das Auftreten dieses Styles wird vorbereitet durch eine nach meinen bisherigen Erfahrungen nur kleine Anzahl von Kirchen, welche blos aus einer Verbindung zweier

früher schon vorhandener Thürme bestehen. Eine solche ist die evangelische Kirche von Homorod (Bezirk Reps). Sie erscheint zwischen zwei Thürmen von ungleicher Stärke und Höhe so hineingeschoben, dass der dreiseitig geschlossene Chor aus der Seitenfläche derselben beträchtlich heraustritt und jene die Façade zu begrenzen scheinen. Der höhere und ältere derselben ist sehr fest, an den Kanten aus Werksteinen gebaut, welche wahrscheinlich aus einem noch benützten Bruche bei Katzendorf gekommen sind. Sein unterer Theil, der früher rundbogig gegen das jetzige Schiff der Kirche sich öffnete, zeigt ein Gurtgewölbe und Wandmalereien und mag eine alte Capelle gewesen sein, da gegen die gewöhnliche Annahme, welche den Chor der alten Kirche darin sieht, der Abgang aller Fenster spricht. Der niedrige, jenem gegenüberstehende Thurm wird gegenwärtig als Glockenthurm benützt und gewährt zugleich den einzigen Eingang in die in ihrer jetzigen Gestalt neue Kirche, die noch von der alten doppelten Ringmauer umgeben wird. An dem hölzernen Umlaufe des höheren Thurmes hat eine Inschrift das Andenken eines Brandes erhalten, wodurch derselbe — und vielleicht auch die ältere Kirche — den 13. April 1623 zerstört wurde [1]).

Einen malerischen Anblick gewährt die denselben Charakter noch immer ausprägende, auf einer Anhöhe in Zied (Bezirk Agnethale) erbaute evangelische Kirche. Die Ringmauer starrt hier gleichsam von Thürmen verschiedener Construction: zwei runde und zwei viereckige — mit Umlauf — gehören der Mauer selbst an; zwei andere dagegen erheben sich über dem Ost- und Westende der dreischiffigen Kirche. Die Mauerfläche des höheren östlichen bildet zugleich den demnach geradlinigen Schluss des Chores, der, von einem Kreuzgewölbe überspannt, rundbogig gegen das Schiff sich öffnet. Dieses wird durch vier viereckige Pfeiler — die neu sein können — in ein Mittelschiff und zwei Seitenschiffe getrennt. Die Anlage der Kirche in dieser Form könnte hoch ins XV. Jahrhundert hinaufgehen; die runden Thürme in den Ringmauern und das Vorkommen des Rundbogens in der Kirche selbst deuten noch weiter zurück.

Ähnlich in der Anlage, obwohl weniger malerisch und schlechter erhalten ist die von einfacher Ringmauer umgebene evangelische Kirche von Neithausen (Bezirk Agnetheln). Über dem Chor erhebt sich ein massiver viereckiger Thurm mit hölzernem Umlauf, während der ehemals über dem Westende der Kirche aufgeführte später abgetragen worden ist. Im Inneren zeigt sich kein Unterschied zwischen Chor und Schiff; beide werden von einem Sterngewölbe überdeckt, dessen Gurten unmittelbar an der Wandfläche ansetzen. Die Portale sind im einfachen Spitzbogen [2]) überwölbt. Diese Kirche war dem am häufigsten im Sachsenlande als Patron erscheinenden S. Nikolaus gewidmet, wie aus einem derselben unter dem 20. März 1448 in Rom ausgefertigten Ablassbriefe ersichtlich ist [1]). Es ist nicht unwahrscheinlich, dass die Kirche damals eben im Bau begriffen gewesen; wenigstens deutet auch die Einfachheit der decorativen Theile entschieden vor die zweite Hälfte des XV. Jahrhunderts.

Wenn schon in diesen drei Kirchen die hoch hinanstrebenden und zur Vertheidigung eingerichteten Thürme in dem Ganzen den Charakter von Vertheidigungswerken ausprägen, so begegnen wir denselben noch vollständiger entwickelt in einem in mehr als einer Beziehung zu den interessanteren siebenbürgischen Dorfkirchen gehörigen aber vereinzelt stehenden Gotteshause, nämlich der evangelischen Kirche von Schwrischer (Bezirk Reps). Dieselbe liegt auf einer Anhöhe ausserhalb des Dorfes und wird von einer einfachen Ringmauer umgeben. Äusserlich ist kein Unterschied von Chor und Schiff bemerkbar, sondern das ganze Gebäude steigt thurmähnlich empor. Über den fünf engen Fenstern, welche im unteren Theile sichtbar sind, laufen zwei Reihen von Schiessscharten rings herum, über denen noch ein steinerner Umlauf zum Herabschleudern von Wurfwaffen etc. angebracht ist. Dort oben hängen die zwei älteren Glocken, von denen die eine, 1776 neu in Holz gebunden, mit ihren auf sechs Schildchen angebrachten Darstellungen von Greifen, Drachen etc. unbedenklich bis in das XV. Jahrhundert hinaufgerückt werden kann, und dort liegt auch noch eine grosse Zahl von Bachsteinen, welche zur Abwehr des Feindes herunter geschleudert zu werden bestimmt waren. Während so das Äussere dieses Baues ganz den Eindruck eines massiven Thurmes macht, gliedert sich der untere Theil des Inneren zur freundlichen Kirche mit, der Höhe nach, sichtlich unterschiedenem Chor und Schiff, von denen letzteres sogar den Schmuck seines alten Gurtgewölbes gerettet hat, welches dort bei der letzten Renovation (1842) einer flachen Stuckdecke weichen musste. Dagegen erhielt dieser in seinen Altarbildern, welche noch in reich vergoldeten Rahmen prangen, ein überaus schönes und wichtiges Denkmal der deutschen Malerei in Siebenbürgen. Dieselben sollen der Sage nach von einem in stürmischer Türkenzeit in dieser Kirche verborgenen Maler gearbeitet worden sein. Das Ganze ist ein Flügelaltar: um eine Kreuzigung als Mittelbild reihen sich auf beiden Seiten Scenen aus dem Leben des h. Martinus Episcopus, welchem die Kirche wohl gewidmet war. Die Bilder auf den Flügeln sind aus dem Jahre 1522 — diese Zahl ist in einem von dem Bischofe gehaltenen offenen Buche zu lesen — und stellen sich durch Gruppirung, Zeichnung und Colorit zu

---

[1]) *„Anno 1623 die 13 Aprilis incendio per incuriam Andreae Henrich orto conflagrata haec turris restauratur 1626 Jun. 17. pastore existente Georgio Vastio."* Die Glocken sind neu: von 1792, 1793, 1795 und 1802.

[2]) Ich folge durchschnittlich der von Otte in seinem Handbuche der kirchl. Kunst-Archäologie des deutschen Mittelalters, 3. Aufl. 1854, pag. 346—354 bezeichneten Terminologie.

[1]) Es war ein hunderttägiger Ablass, ertheilt von drei römischen Cardinälen und durch den siebenbürgischen Bischof Matthäus um 40 Tage vermehrt für die *„villa Nethusen."* Das Orig. der bezüglichen Urkunde im evang. Superintendentialarchive zu Birthälen.

dem schönsten, was die altdeutsche Kunst auf diesem Gebiete in Siebenbürgen hervorgebracht hat [1]); das Mittelbild, welches einer unten angebrachten Inschrift zufolge eine Schwester des 1731—1760 in Schweischer angestellten Pfarrers Georg Förderreuter an die Kirche verehrte, trat wahrscheinlich an die Stelle eines dem protestantischen Bewusstsein unliebsam gewordenen älteren Bildes und ist 1520 durch Paulus Sartorius von Kaisd gemalt worden, in welchem der Kunstgeschichte demnach einer der ältesten siebenbürgischen Malernamen erhalten ist [2]). Auf den Namen des Malers des ungleich werthvolleren Flügelbildes könnte vielleicht der achteckige Stern, der als Monogramm darauf sich findet, leiten. Dass am Anfange des XVI. Jahrhunderts die kirchliche Malerei auch von Einheimischen zunftmässig betrieben worden sei, geht unter anderem auch aus den unlängst erst aufgefundenen Artikeln der vereinigten Maler, Glaser und Tischler in Hermannstadt von 1520 hervor, deren genauer Veröffentlichung noch entgegengesehen wird. Eine in der südlichen Umfassungsmauer hinauflaufende Wendeltreppe führt über das Gewölbe der Kirche von Schweischer, wo gegenwärtig in zwei über einander gestellten Reihen von Kästen die Kirchenmitglieder ihre Festkleider und ähnliche Kostbarkeiten aufbewahren. Auf das Alter des Gebäudes wirft ein Schlussstein Licht, welcher bei der Renovation von 1842 aus dem Chorgewölbe genommen neben dem Eingange in der Ringmauer aufgestellt wurde. Er zeigt um einen achtstrahligen Stern die Inschrift: „*O Maria anno domini milesimo*-52" in Mönchsminuskeln, wie sie seit dem zweiten Viertel des XV. Jahrhunderts in Siebenbürgen vielfach angewendet erscheint; und es ist demnach, besonders da auch das gothische Masswerk etc. der beiden Chorfenster dazu vollständig stimmt, kein Zweifel, dass diese Kirchenanlage aus der Mitte des XV. Jahrhunderts stammt. Ihre jetzige Gestalt und namentlich die innere Einrichtung scheint sie der in den Jahren 1621 — 1629 erfolgten Ausbesserung zu verdanken [3]), einer Zeit, in welcher auf diesem Felde, hervorgerufen durch die friedlichen Jahre der Regierung Gabriel Bethlens, im ganzen Lande eine ungemeine Rührigkeit geherrscht zu haben scheint.

Ob Kirchen mit mehreren zur Vertheidigung eingerichteten Thürmen, wie die von Homorod, Zied und Neithausen, oder mit thurmähnlichem Oberbau, wie die letztbeschriebene von Schweischer, hier in grösserer Anzahl vorhanden gewesen, ist schwer zu erweisen. Doch liegt es nahe, eine Stelle in einem Schreiben Papst Eugen IV. von 1436 darauf zu beziehen [1]). Darnach hatte der Hermannstädter Dechant nach Rom geschrieben, die meisten Bewohner seines Decanates befänden sich, besonders wenn die Ungläubigen ins Land drängen, auf den Kirchhöfen und errichteten auf den Thürmen und den erhabenen Punkten der Kirchen Bollwerke gegen die Feinde. Die Stelle ist nicht ganz klar und könnte auch blos auf die Anlage von Kirchenburgen bezogen werden; da aber fast zu gleicher Zeit wirklich mit der Absicht der Vertheidigungsfähigkeit erbaute Kirchen sich finden und, wie wir sehen werden, dieser Gesichtspunkt gegen den Schluss des Jahrhunderts für eine grosse Anzahl siebenbürgisch-sächsischer Dorfkirchen sogar massgebend wird, so mag jene Stelle sich, wo nicht auf diese Anlagen allein, so doch auch auf diese beziehen lassen. Als die Einfälle der Türken und ihrer Bundesgenossen in der zweiten Hälfte des XV. Jahrhunderts sich wiederholten (1479, 1493) und zu gleicher Zeit auch die inneren Verhältnisse des Landes sich zerrütteten und Freund und Feind oft schwer zu unterscheiden waren, da mussten die Sachsen mehr und mehr darauf bedacht sein, sich gegen unvermutheten Feindeseinfall zu schirmen. So mehrten sich die Kirchenburgen und richtete man endlich allgemeiner die Kirche selbst als letzte Position zur Vertheidigung ein. Da sie immer aus solidem Materiale erbaut war, so bedurfte es blos einiger Abänderungen im Style, um jenen Zweck zu erreichen. Dadurch bildete sich gerade um die Scheide des Jahrhunderts eine conventionelle Form, welche, das kirchliche Princip im Inneren strenger beachtend, als dies bei den vereinzelten ähnlichen Versuchen, von denen oben gesprochen wurde, der Fall war, in der Behandlung des Äusseren dagegen radical verfuhr und sich blos von dem fortificatorischen Gesichtspunkte leiten liess.

Das Gemeinsame und Charakteristische dieser Bauten lässt sich etwa in folgenden Punkten zusammenfassen:

a. Die Umfassungsmauern werden verstärkt, theils durch einfache Zugabe zur Mauerdicke, theils durch Anlage zahlreicher massiver Strebepfeiler;

b. die Strebepfeiler werden sämmtlich oder theilweise durch Rundbögen oben unter einander verbunden, welche die Umfassungsmauern in der Weise verstärken, dass sie gewöhnlich zugleich einen geradeaus von Schiessscharten, abwärts von Pechscharten durchbrochenen

[1]) Die siebenbürgischen Kirchen sind nicht arm an solchen älteren Goldgrundgemälden. Dem Verfasser wurden dergl. noch bekannt in Mehburg, Radeln, Schässburg, Mudiasch, Mühlbach, Gross-Kopisch, Pretei, Reussdorf, Bogeschdorf, Schmiegen, Tobiasdorf, Reichesdorf. Der bisherige Abgang des religiösen Fanatismus bei den Massen und die Achtung der Gebildeten vor ihrem Kunstwerth hat sie unversehrt erhalten.

[2]) Jene Widmung ist auf einen Papierstreifen geschrieben aufgeklebt worden, während „*paulus Sartorius Kisdensis*" und 1520 auf der Leinwand des Bildes selbst steht.

[3]) Neben dem Eingange steht das Distichon: „*Pastor oves Christus custodit, cedite fures, Ille aditum ad veri praebet ovile Dei 1621,*" an einer Empore im Innern 1624, am Umlauf 1629. Auch an den Ringmauern wurde in jenen Jahren gearbeitet: der „Binnenthurm" zeigt die schwer lesbare Jahrzahl 1636.

[1]) „*Plerique habitatores et incolae dicti Decanatus (Cibiniensis) in coemeteriis dictarum ecclesiarum ac locis contiguis, et praesertim, cum partes illas infideles invadunt, propter maiorem securitatem moram trahunt; ac in turribus et locis eminentioribus dictarum ecclesiarum defensiones et propugnacula contra inimicos faciunt.*" Eder ad Felmer 190.

Umlauf bilden, auf welchem erst das, wesentlich indessen immer auf der Hauptmauer ruhende Dach seinen Anfang nimmt;

c. das Gewölbe der Kirche, oder richtiger die darüber hinziehende Bundträme, bilden zugleich den Boden, von dem aus die Vertheidigung jenes Umlaufes sich ordnet.

In der sonstigen Anlage und mehr noch in der das Innere angehenden ornamentalen Detailbildung bleiben diese Kirchen sämmtlich der späteren Gothik treu, zeigen fast alle den dreiseitigen Chorschluss mit dem Mittelschiffe, gleich hohe Seitenschiffe, den Spitzbogen in der Überwölbung von Thüren und Fenstern, in den letzteren gewöhnlich die späteren Formen des Masswerkes, das einfacher oder künstlicher combinirte Gurtgewölbe, seltener das reine Kreuzgewölbe etc. etc., so dass sie wahrhafte Doppelnaturen sind: Kirchen und Castelle, Rund- und Spitzbogenbauten. Architektonischen Kunstwerth können alle diese Bauwerke nicht beanspruchen; aber Kunst- und Culturgeschichte erblicken darin höchst interessante Beiträge zur localen Entwickelung des deutschen Volksgeistes.

Es hält nicht schwer, die hieher gehörigen noch vorhandenen Kirchen zum Behufe der leichteren Übersicht in drei Gruppen zu theilen, und darnach sind sie auch in den folgenden Abschnitten in einigen charakteristischen Repräsentanten vorgeführt.

Die archäologischen Publicationen ungarischer Zeitschriften.

Mehrere ungarische illustrirte Wochenblätter, wie auch andere periodische Unternehmungen dieser Art, wozu sich auch noch eine sehr rege und ausgebreitete illustrirte Almanach- und Kalender-Literatur gesellt, bringen von Zeit zu Zeit eine ansehnliche Zahl von Abbildungen und Beschreibungen verschiedener vaterländischer Baudenkmale, meistens älterer Kirchen, Burgen und Schlösser, oder doch ihrer zurückgebliebenen Reste und Ruinen; welche, wenn auch nicht immer der Form, so doch dem Inhalte nach allerdings eine Beachtung verdienen.

Indem sich in Ungarn bis jetzt kein eigentlicher archäologischer Verein bilden konnte, und da der von Zeit zu Zeit auftauchende Vorschlag wegen der vielen Schwierigkeiten, mit denen die Antragsteller zu kämpfen hatten, wieder auf einige Zeit aufgegeben werden musste, nebstdem aber auch andere fachgemässe archäologische Unternehmungen dieser Art (wie z. B. Szerelmey's „Hajdan és Jelen", Emmerich Henszlmann's Publicationen über die Baudenkmale Ungarns: „Kassai Egyházak" u. s. w.) nicht über das Jahr 1848 hinüber gelangt sind; so kommt man jetzt dem allgemein gefühlten Bedürfnisse damit entgegen, dass die Veröffentlichung der vaterländischen Denkmale in einer Anzahl von volksmässigen, auf einen grösseren Lesekreis berechneten Zeitschriften vorgenommen wird, womit besonders Emmerich v. Vahot und F. v. Kubinyi den lobenswerthen Anfang gemacht haben durch ihre grösseren in mehreren Bänden erschienenen Werke: Magyarország és Erdély Képekben" (Ungarn und Siebenbürgen in Bildern). Dieser Unternehmung ist seit den letzteren Jahren eine Anzahl von illustrirten Zeitschriften gefolgt, die sich einer bedeutenden Abnehmerzahl erfreuen.

Da aber diese Unternehmungen, wie gesagt, für das grössere gemischte Publicum berechnet sind, so ist es füglich nicht zu erwarten, dass sie den Fachkenntnissen entsprechen. Die Illustrationen bestehen meistens aus mehr oder weniger gelungenen Holzschnitten, welche grösstentheils den mehr oder weniger ausführlichen Text bei Seite lassen, theils nur den Freihandzeichnungen nachgebildet sind [1]), die oft eine sehr mangelhafte Vorstellung des Gegenstandes bieten. Eben so oberflächlich ist auch die meistens nur historisch-topographische Beschreibung des Gegenstandes. Immerhin dürfte es aber selbst für die Fachmänner von Interesse sein, zu erfahren, was in dieser Hinsicht stets Neueres von vielen Seiten her in Vorschein gebracht wird, um so mehr, da Ungarn auch hierin einen noch ungehobenen Schatz bietet, der noch lange vieler Hände Arbeit in Anspruch nimmt, bis er ganz durchgeforscht sein wird. Dass sich aber das letztere auch lohnen dürfte, zeigt die beträchtliche Ausbeute der interessanten Gegenstände, welche Professor von Eitelberger auf seinem kurzen Ausfluge gemacht hat.

Wir glauben daher im Interesse der Kunstgeschichte und der Archäologie zu handeln, wenn wir das zerstreute Material über die Baudenkmale Ungarns in diesen Blättern zusammenstellen, und dies aus dem Grunde, weil das in den ungarischen Publicationen Erschienene kaum über den Kreis des ungarischen Lesepublicums gedrungen ist. — Sollte hie und da auch minder bedeutendes darunter laufen, so wird doch die Anzeige des bedeutend grösseren unbekannten und interessanten Theiles ein erwünschter Wink sein zur Orientirung der Fachmänner und Forscher, was in der einen oder der anderen Gegend von Bedeutung anzutreffen und zu erforschen sei.

Wir machen den Anfang hier mit dem letzt verflossenen Jahrgange (1856) des in Pest erscheinenden illustrirten Wochenblattes: „Budapesti Viszhang", redigirt von Virgil v. Szilágyi, und geben nach den fortlaufenden Nummern eine gedrängte Übersicht der darin veröffentlichten Baudenkmale. Wir bemerken nur noch, dass wir überall

[1]) Es müssen doch in dieser Hinsicht besonders die guten Bilder der zwei illustrirten Wochenblätter „Vasárnapi Ujság" und Budapesti Viszhang" gerühmt werden, mit deren Besprechung wir hier den Anfang machen. Sie können in manchem füglich an die Stelle der besten illustrirten Journale des Auslandes gestellt werden.

den mehr oder weniger ausführlichen Text bei Seite lassen, der ohnedies meistens der Berichtigung oder doch der weiteren Aufführung bedürftig ist, und gedenken nur die Hauptangaben über die Entstehung oder Veränderungen des Baudenkmales zu berücksichtigen. Dem entgegen aber fügen wir dazu die fast überall abgehende oder doch sehr dürftige kunstgeschichtliche Charakterisirung und Würdigung des Gegenstandes.

I. (Nr. 7.) „Die Ruinen der Klosterkirche zu Szent-Lélek" von Emmerich v. Vahot. Im Borsoder Comitate unweit von Diós-Györ befindet sich auf einer Anhöhe zwischen dichten Waldungen die im Bilde dargestellte ansehnliche Ruine der Klosterkirche Szent-Lélek (der Name bedeutet: h. Geist). Die noch hoch hinaufragenden Mauern ohne Dach und Wölbung zeigen die Reste einer dreischiffigen gothischen Kirche aus der besseren Zeit dieses Styles. An den schlanken Pfeilern sieht man noch die reich gegliederten Dienstbündel, oben mit stark hervortretenden Capitälen oder Knäufen; ober welchen die kräftig gebildeten Gurten der Spitzbogen und Arcaden sich hinaufziehen. Die letzteren sind in strenge Spitzbogenformen gebildet. Das am Bilde ersichtliche Fenster zeigt nebst starker Wandschrägung reiches und gutes Masswerk. Nach der beigefügten Beschreibung gehörte die Kirche dem in Ungarn entstandenen reichen und ausgebreiteten Orden der Pauliner-Eremiten und soll im XIII. Jahrhunderte von dem Banus Ernest aus dem Geschlechte der Ákos, späteren Reichspalatin, gestiftet sein; sie wurde öfters von den nachmaligen Herrschern Ungarns, den Königen Ludwig I., Maria und Sigmund, Matthias Corvinus beschenkt. Richtiger scheint uns dagegen die Angabe der „Annales Eremitar: S. Pauli" (Orosz, Synopsis p. 375), nach welcher das Kloster von Stephan Grafen zu Borsod erst im Jahre 1313 gestiftet wurde. Also nicht im XIII., sondern XIV. Jahrhundert; was auch der entwickelte gothische Styl des Baues wahrscheinlicher macht, in wie fern nämlich uns die Epochen der Entwickelung dieses Styles bis jetzt in Ungarn bekannt sind. Es dürfte daher die Annahme gelten, dass die Kirche des im J. 1313 gestifteten Klosters etwa erst in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts ausgeführt wurde; und der Prachtbau mag besonders in Folge der Unterstützung der oben genannten Herrscher entstanden sein, von denen bekanntlich eben König Ludwig um die genannte Zeit und später Matthias die grössten Wohlthäter dieses Ordens waren.

II. (Nr. 8.) „Schloss Zólyom-Lipcsc" (richtiger Tót-Lipcse) von E. v. Vahot. Oberhalb des gleichnamigen kleinen Städtchens im Zohler Comitate befindet sich die genannte noch ziemlich gut erhaltene Veste, auf einer Anhöhe auf einem 50 Klafter hohen Felsen erbaut. Die Zeit ihrer Gründung ist unbekannt; doch wird sie in den ersten Jahrhunderten Ungarns zu suchen sein. Die kleine Stadt darunter hat ihre Freiheitsbriefe vom König Karl I. (1308—1342). Aus der mehr landschaftlichen Darstellung sind die Bauformen nicht genau zu entnehmen. Es scheint uns doch, in wie fern wir uns auf einstiger flüchtiger eigener Anschauung des Gegenstandes erinnern, dass der jetzige Bau die Formen einer späteren Restauration aus dem XVI. oder XVII. Jahrhunderte an sich trägt. Nebst den weitläufigen Gebäuden und mehren Thürmen, besteht darin auch noch eine ältere Schlosskirche, ein grosser sogenannter Münzsaal (wahrscheinlich war hier unweit von den Bergstädten Neusohl u. s. w. eine ehemalige Münzstätte) und ein in den Felsen gegrabener tiefer Brunnen. Das Baudenkmal dürfte einer noch eingehenderen Untersuchung werth sein.

III. (Nr. 9.) „Die Ruinen der Schlosskirche zu Aracs", von E. v. Vahot. Die Abbildung bietet die Ansicht der interessanten und ziemlich bedeutenden Baureste der genannten Schlosskirche unweit von Beodra im Torontaler Comitate. Das Baudenkmal scheint aus der Zeit des Übergangs-Styles zu sein. Ein hoher Thurm, und zwar an den Chor der Kirche angebaut, setzt ober dem zweiten Stocke aus dem Viereck in das Achteck über, doch ist er nur bis ungefähr in die Hälfte erhalten, es fehlt somit auch die Bedachung, etwa ein pyramidaler Helm. Die Thurmfenster sind im ausgesprochenen Spitzbogen-Styl gebildet, mit reichen Masswerks-Füllungen und durch Pfosten in mehrere Felder getheilt. Dagegen zeigt das Portale an der entgegengesetzten breiten und hohen Westfront der Kirche, mit Rundbogen überwölbt, romanische Formen; darüber erhebt sich noch ein eckiges Gesims, und in der Mitte der Façade ein grösseres rundes Radfenster. Der interessanteste Gegenstand ist aber der noch erhaltene Theil eines Kreuzganges, der wieder ausgesprochene romanische Gestaltung hat. Die starken, breiten Rundbogen der Arcaden werden von einer Gruppe von je vier gedrungenen Säulen getragen, die auf einem hohen, gemeinschaftlichen Sockel stehen; sie haben stark hervortretende Würfelcapitäle (wenigstens der Ansicht des Bildes nach wäre die Beschreibung, die korinthische Capitäle angibt, nicht berechtigt). Nach der unverbürgten Volkssage sollte das Schloss ein Besitzthum der Templer gewesen sein. Urkundlich kommt die Pfarre und Kirche Aracs erst im Jahre 1332 vor. Vom Jahre 1422 geschieht hier die Erwähnung einer Stadt dieses Namens. 1551 kam das Schloss auch in den Besitz der Türken. Doch soll noch die Kirche am Ende des vorigen Jahrhunderts grösstentheils erhalten und unter Dach gewesen sein. Augenzeugen berichten auch noch von zwei darin gewesenen Altären. An dem einen war ein eigenthümliches Gemälde zu sehen, welches den heiligen Erzengel Michael im ungarischen Costume, mit Schnurrbart und Sporen-Stiefel dargestellt hat. Im Jahre 1827 nahmen die Stände des Comitats die Ruinen gegen die Bevölkerung, welche aus ihnen bereits einen Steinbruch gemacht hatten, in Schutz, und liessen sie durch einen tiefen Graben absperren. Es sollen hier auch bei Ausgrabungen Münzfunde vorkommen; so wurden

unlängst in zwei zusammen gesetzten silbernen Schalen Goldstücke aus der Zeit Matthias Corvinus ausgegraben. Die fachgemässe Aufnahme und Veröffentlichung dieses Baudenkmales dürfte sehr erwünscht und von hohem Interesse sein.

IV. (Nr. 11.) „Die Ruinen des Schlosses Dezsö in Siebenbürgen." Von V. v. Szilágyi. Sie befinden sich auf einer Anhöhe an dem Flusse Almás, unweit von Klausenburg. Aus der landschaftlichen Darstellung des Gegenstandes ist nur ein gewaltiger, viereckiger Schlossthurm mit weitläufigen Festungsmauern zu entnehmen. Geschichtlich ist der Ort aus der Zeit des Königs Johann Zápolya bekannt, wo er im Jahre 1540 und 1551 mehrmals belagert, und endlich im Jahre 1602 von Básthba zerstört wurde. Dem grössten Theile nach sollen noch die Mauern bis zur neueren Zeit aufrecht gestanden sein; wo sie am Anfange des jetzigen Jahrhunderts behufs der Errichtung ökonomischer Gebäude bis auf den einzigen Thurm und einige Mauerreste abgetragen wurden.

V. (Nr. 13). „Schloss Szalónak" (deutsch Schleining) v. G. Nagy. An der Grenze Ungarns im Eisenburger Comitat, eines noch der best erhaltenen Schlösser Ungarns. Schon im Jahre 1271 in dem Friedensschlusse zwischen Stephan V. von Ungarn und Ottokar dem II. von Böhmen erwähnt als eine der Grenzfesten Ungarns. Später kam sie durch die Besetzung Kaiser Albrecht's I. (1289) an Österreich. Die jetzige Gestalt des mit Thürmen und Basteien befestigten Schlosses dürfte noch grösstentheils aus dem Jahre 1450 sich datiren, wo es von seinem damaligen, auch aus der Geschichte Österreichs genügend bekannten Besitzer Andreas Pamkirchen neu hergestellt wurde, wie die Inschrift besagt: Andreas Pamkirchner de Szalónak Comes Posoniensis, magnificum hoc opus fortissimorum murorum erigi fecimus 1452. Später kam es in das Besitzthum der Grafen Batthyány, aus welcher Zeit wieder die übrigen Erneuerungen herrühren. Unter dem Berge sollen auch noch die Ruinen der vom Pamkirchner den Paulinern im XV. Jahrhundert erbauten Kirche und des Kloster sichtbar sein.

VI. (Nr. 18.) „Die Ruinen der Dominicanerinnen-Klosterkirche auf der S. Margarethen-Insel zwischen Pest und Ofen" von E. v. Vahot. Es sind dies die spärlichen Reste des ehemalig berühmten königlichen Stiftes, von dessen Kunstdenkmalen uns noch die gleichzeitigen Aufzeichnungen vieles zu berichten wissen. Die an den unteren Theilen der Mauer noch hie und da hervorstehenden Reste der Dienstbündel, wie auch einige Spitzbogen-Öffnungen zeigen offenbar, dass das hier Dargestellte ein gothischer Kirchenbau war.

VII. Dagegen wird in der Nummer 32 dieser Zeitschrift nach einem älteren Bilde die Ansicht dieses Klosters sammt Kirche, aus der Zeit vor deren Zerstörung durch die Türken, mitgetheilt. (Da die Quelle nicht genannt wird, entgeht mir jetzt, woher das Bild genommen ist.) Nach dieser Darstellung haben wir eine zweithürmige und dreischiffige Kirche mit erhöhtem Mittelschiff und niederen Abseiten vor uns. Der vielfach an der Front, an den Thürmen und Gesimsen der Kirche angebrachte regelrechte Rundbogenfries und die Rundbogenfenster, wie die ganze Anlage zeigen uns offenbar eine vollkommene romanische Basilica in der vollsten Entwickelung dieses Styles; nur wegen der Front und Seitenansicht sind die Apsiden nicht zu entnehmen. Es ist auch urkundlich und historisch bekannt, dass das Dominicanerinnen-Kloster Béla IV. bereits vor dem Jahre 1255 für seine Tochter, die heilige Margaretha von Ungarn, gestiftet hat; also immerhin noch in einer Zeit, wo der romanische Styl in Ungarn üblich war, wie das viele Beispiele ausser allen Zweifel erheben. Der gothische Bau also, dessen Reste das erst genannte Bild zeigt, muss entweder später an der Stelle dieser romanischen Basilica entstanden sein, oder etwa einem anderen Kloster angehört haben. Bekanntlich hatte die kleine, nur 918 Klafter lange und 148 (in der Mitte, am Ende nur 37) Klafter breite Insel im XIII. Jahrhundert nebst zwei Schlössern — das des Erzbischofs von Gran und der Kreuzherren (Cruciferi domus hospitalis) — noch ein Dorf und mehrere Klöster beherbergt; so jenes der Prämonstratenser, der Minoriten, der Dominicanerinnen und eine Wohnung der Dominicaner. Von all dem sind jetzt nur hie und da spärliche Reste zu bemerken; deren weitere Erhaltung und archäologische Untersuchung sehr wünschenswerth wäre. Es kommen auch römische Baudenkmale, Ziegel u. s. w. vor; eine sehr interessante Abbildung eines solchen Ziegels, mit der Gestalt eines reitenden Parthen oder Persers, der einen Pfeil rückwärts abschiesst (siehe in dem Werke des J. v. Jerney „Keleti Utazás"). Eine entsprechende archäologische Topographie der Insel hat Dr. Eédy geliefert in der Zeitschrift „Uj Magyar Muzeum".

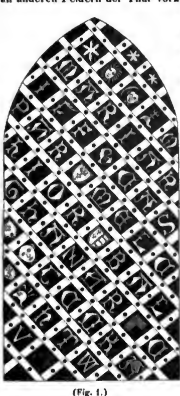
VIII. (Nr. 20) wird die bereits öfters abgebildete Ruine des Schlosses Theben bei Pressburg mitgetheilt. Wir übergehen es hiermit und verweisen auf das beste, was bis jetzt darüber in Bild und Schrift veröffentlicht wurde in Szerelmey's „Hajdan és Jelen", obwohl der Gegenstand noch einer eingehenderen archäologischen und historischen Untersuchung würdig wäre.

IX. (Nr. 22.) „Das Schloss Küküllö" in Siebenbürgen. Ein eigenthümliches, mit vier runden Thürmen befestigtes Castell auf einer Anhöhe, noch vollkommen erhalten. Der Beschreibung nach soll die Veste im XIV. Jahrhundert entstanden sein; wofür auch die ursprünglichen Bautheile sprechen dürften. Der erste bekannte Schlossbefehlshaber wird vom Jahre 1352 genannt. Nach vielen Kriegsschicksalen, die es erlitten, kam das Schloss an die jetzigen Besitzer, die Grafen v. Bethlen. Unweit von diesem Orte kommen noch weit ausgedehnte Ruinen eines Schlosses vor, das aber nicht einmal dem Namen nach mehr bekannt ist.

X. (Nr. 27.) „Die Kirchenreste von Csomorkány“ von Béla Matók. Auf einer Puszta, unweit von Hód-Mező-Vásárhely kommen die spärlichen Reste eines Kirchengebäudes vor. Nur die halbrunde Gestaltung eines Theiles, wie jene der Apsis ist, und die einzelnen rundbogigen Öffnungen, so wie auch ein ungegliederter, wenig hervorragender Strebepfeiler, dürften etwa auf einen ehemaligen romanischen Kirchenbau deuten. Geschichtlich ist nur so viel bekannt, dass der Ort sammt der Kirche im Jahre 1566 von den Türken verheert wurde. Seitdem ist er auch kaum dem Namen nach bekannt und gehört zu dem weit ausgebreiteten Felde des oben genannten Marktfleckes. Es beanspruchen solche in den unbebauten weiten Puszten Nieder-Ungarns vorkommende Ruinen eben auch in so ferne eine besondere Beachtung, indem sie fast die einzigen Anhaltspunkte bieten für die Topographie und Geschichte dieser einst blühenden und bevölkerten, nun gänzlich zu Heideland verödeten und selbst dem Namen nach nicht mehr bekannten Ortschaften.

XI. (Nr. 34.) „Die St. Stephanskirche zu Börzsöny“ (deutsch Pilsen, unweit von Gran). Diese romanische einschiffige kleine Kirche, mit Apsis und Rundbogenfries u. s. w. wurde bereits in Szerelmey's „Hajdan és Jelen“ vom Dr. Henszlmann beschrieben und im Bilde mitgetheilt; worauf sich auch Professor v. Eitelberger's weitere Angaben (in dem III. Heft der „Mittelalterlichen Kunst-Denkmale“) beziehen. Auf eine gründlichere Aufnahme und Beschreibung darf der Gegenstand noch immerhin rechnen.

XII. (Nr. 35.) „Das Portale der Kirche zu Rudóbánya“ im Borsoder Comitat; mitgetheilt aus dem unter der Presse befindlichen ungarischen Werke des S. Veréby „Die geschichtlichen Denkmale Ungarns“. Wir wollen dieses in seiner Art eigenthümliche Kunstdenkmal hier zugleich im Abdruck mittheilen. (Fig. 1.) Es ist eigentlich eine aus Eisen gearbeitete Kirchenthür (ob in erhabener Arbeit und aus Eisenblech oder sonst wie gearbeitet? vermissen wir in der Beschreibung). Die auf der Thür dargestellte Inschrift wurde von dem bekannten Epigraphiker J. Paúr (veröffentlicht im „Magyar Sajtó“) auf folgende Art gelesen: „Maria. Caspar. Melchior. Balthazar“. Die folgenden Schriftzeichen lassen sich nicht enträthseln. Wahrscheinlich sind es die Anfangsbuchstaben der Namen des Donators oder der Künstler etwa. Wir glauben aber auch die obige Lesart auf folgende Weise zu ergänzen: Das M. vor Maria dürfte sich auf Mater oder Mutter beziehen; und das in der obigen Lesung ausgelassene Wort nach Maria ist „hilf“ zu lesen, indem alle Buchstaben dieses Wortes genau zu entnehmen sind, ausgenommen etwa das verzeichnete oder umgestürzte L. Damit wäre es: „Mutter Maria hilf“. Es ist dies eben eine sehr gewöhnliche Anrufungs-Formel in der kirchlichen Epigraphik, wie sie auf den Glocken u. s. w. vorkommt; und eben so bekannt ist die kirchliche Sitte, die Thüren mit den Namen der heiligen drei Könige zu bezeichnen. Merkwürdiger scheinen die an anderen Feldern der Thür vorkommenden Gebilde. Oben die Sterne, die Sonne und der Halb- und Vollmond; nach dem ersten Satz „Maria hilf“ aber das planetarische Zeichen, wie es scheint der Skorpion, oder der Pfeil. Bekanntlich kommen ähnliche Gebilde, oft einen ganzen Kalender-Cyklus darstellend, meistens auf dem Bogenfelde der Portale, an dem sogenannten Tympanon vor (ausgezeichnete Beispiele aus Frankreich, z. B. in Caumont's Abecedaire). Die weiteren, wie es scheint, statt Interpunctionen eingeschalteten Zeichen, dürften entweder Wappen darstellen, oder auf Schilder angebrachte Künstlerzeichen sein, ähnlich den bekannten Steinmetzzeichen.


(Fig. 1.)

Die ausgebildeten gothischen Initialen, so wie die spitzbogige Gestalt der Thür lassen übrigens keinen Zweifel über die Entstehungszeit des Kunstwerkes, welches hiermit dem XV. Jahrhundert angehören dürfte. Nach der beigefügten ungenügenden Beschreibung sollte es, wie gesagt, die Thür der ehemaligen Kathedralkirche (!?) von Rudóbánya sein, welche jetzt theilweise in Ruinen darnieder liegt, theilweise aber noch zum Gottesdienste der hiesigen reformirten Gemeinde dienen soll. In Rudóbánya (so heisst nämlich der Ort, der in der Beschreibung stets fehlerhaft Rudnóbánya genannt wird) war aber weder eine Kathedralkirche, noch ein Pauliner-Kloster, von dessen kunstfertigen Mitgliedern diese Arbeit, nach der Beschreibung, herrühren soll. Der Ort war eine ehemalige Bergstadt, wie das noch aus den verlassenen Gruben, Schmelzwerken, Hammern und dergleichen zu ersehen ist; auch soll dieses ein altes Ortssiegel (nach Thiele's Angabe) bestätigen. Wahrscheinlich waren also die vormaligen Einwohner deutsche Bergleute (die jetzigen sind Ungarn), und die fleissige Arbeit mit der deutschen Inschrift „Maria hilf“ dürfte nur von ihnen herrühren. Nebst diesen gothischen Bauresten sollen aber auch noch unweit von hier wieder die Ruinen einer alten Kirche vorkommen. Auch sind in der ersteren zwei ältere Grabmale vorhanden, von denen wir aber nichts Näheres erfahren. (Der Schluss folgt.)

Correspondenzen.

Wien. Es wurde bereits mitgetheilt, dass die k. k. Central-Commission im laufenden Sommer mehrere Reisen zum Zwecke der Erforschung der Kunstdenkmale des Kaiserstaates unternehmen lässt, die auch theils ein sehr glückliches Ergebniss schon geliefert haben, theils ein solches in nahe Aussicht stellen. Neuestens hat die k. k. Central-Commission den Beschluss gefasst, durch den Professor und Conservator Herrn Dr. Erasmus Wocel zu Prag den südlichen Theil von Böhmen und einen Theil von Mähren zur Förderung seiner kunstgeschichtlichen Forschungen in den Monaten August und September bereisen zu lassen, wodurch neuerdings für die Publicationen der k. k. Central-Commission eine reiche und wichtige Ausbeute gewonnen werden dürfte.

Wien. Der Wiener Alterthumsverein hat am 25. Juni seine zweite Generalversammlung abgehalten. Aus dem Vortrage seines Präsidenten Herrn von Karajan haben wir mit Vergnügen entnommen, dass die Theilnahme an diesem Vereine sich immer erfreulicher gestaltet und der Ausschuss die Interessen desselben mit unermüdeter Sorgfalt fördert. Bei der vorgenommenen Wahl der drei statutenmässig zum Austritte bestimmten Ausschussmitglieder wurden die Herren: Hofrath Edler von Lewinski, Professor Aschbach und Herr von Wolffarth beinahe einstimmig wieder gewählt und an die Stelle eines gänzlich zurückgetretenen Mitgliedes Herr Passy neu gewählt. — Der Ministerial-Secretär Herr Jos. Feil hielt einen Vortrag über die Publicationen des Alterthumsvereines mit Berücksichtigung der anderweitigen archäologischen Erscheinungen in Österreich, worin auch die Schriften der k. k. Central-Commission eine besondere Beachtung fanden. Speciell heben wir aber aus dem Vortrage die Thatsache hervor, dass der Alterthumsverein durch die Güte des Herrn Albert Camesina in die Lage gesetzt wird, den ersten geometrischen Plan der Stadt Wien, welcher im J. 1547 von Bonifaz Wolmuet angefertigt wurde und im Wiener Magistrats-Archive aufbewahrt ist, herauszugeben. Derselbe wird in lithographischem Farbendruck von Herrn Camesina ausgeführt und in acht Blättern erscheinen, wovon vier Blätter den Mitgliedern des Vereines noch auf Rechnung des zweiten und vier Blätter auf jene des dritten Vereinsjahres nebst den laufenden Publicationen ausgefolgt werden. Für die ältere Topographie Wiens bleibt diese Arbeit von ausserordentlichem Werthe. — Endlich hat die Generalversammlung beschlossen, dass auch Damen als Vereinsmitglieder aufgenommen werden können. Hervorgerufen wurde dieser Beschluss durch mehrfältige Anfragen, welche in dieser Richtung an den Verein gestellt wurden.

Wien. Wir entnehmen der „Wiener Zeitung" v. 22. Juli folgende Nachricht: Das hohe k. k. Oberstkämmereramt hat dem Herrn Professor Karl Rösner auf sein Ansuchen zu Anfang des Monats Februar die Erlaubniss ertheilt, den in der k. k. Schatzkammer aufbewahrten Burgundischen Priester-Ornat zeichnen und veröffentlichen zu dürfen.

Dieser Ornat besteht aus einer Casula, zwei Dalmatiken, drei Pluvialen nebst zwei Hängeteppichen und wurde, wie es scheint, zur kirchlichen Feierlichkeit der Gründung des Ritter-Ordens des goldenen Vliesses verfertigt. Herzog Philipp III. von Burgund, Lothringen, Brabant und Limburg etc. etc. stiftete mit der Intention: „Damit christliche Frömmigkeit und der Zustand und die Wohlfahrt der heiligen Kirche, unserer gemeinschaftlichen Mutter, und der Staat selbst und allgemeine Ruhe und Sicherheit aufrecht erhalten werde, zum Lobe und Ruhme des höchsten und allmächtigen Gottes, unseres Schöpfers und Heilandes und zur Verehrung seiner Mutter, der heiligen Jungfrau, auch zu Ehren des göttlichen Andreas, des berühmten Martyrs, wie zum Schutze und zur Förderung unsers christlichen Glaubens und der heiligen Kirche, zur Tugend und Erweckung und Vermehrung guter Sitten" am 10. Jänner im Jahre des Herrn 1429 nach dem Ordensstatut (nach anderen 1430) zu Brügge bei Gelegenheit seiner dritten Vermählung mit Isabella, der Tochter König Johanns I. von Portugal, den Orden des goldenen Vliesses. Die genannten Gewandstücke des Priester-Ornates nebst den beiden Hängeteppichen sind ein Werk der kunstvollsten Stickerei in Gold und Farbe. Auf diesen acht Stücken befinden sich 250 Figuren, meistens Einzelgestalten, und 4 Gruppen, alle religiösen Charakters, augenscheinlich nach Zeichnungen von Johann van Eyk, auch Jan van Brügge nach diesem seinen Wohnorte genannt, wo er an dem glänzenden Hofe Philipp's lebte, bis zu seinem wahrscheinlich 1445 erfolgten Tode.

Bald nach der ertheilten Erlaubniss von Seite des hohen k. k. Oberstkämmereramtes wurden die sehr umfangreichen Zeichnungsarbeiten des an künstlerischer Schönheit eben so seltenen als an materieller Ausstattung reichen Ornates begonnenen und die historischen Forschungen eingeleitet. Die Copien werden mit grosser Pietät und strenger Genauigkeit angefertigt, die historischen Daten mit Sachkenntniss und wermem Eifer gesammelt.

Die Absicht des Herausgebers, Hrn. Professors Rösner, geht dahin, ein ganzes Werk in zwei Lieferungen herauszugeben und zwar gleichzeitig in zweierlei Auflagen. Die eine Auflage soll in einer beschränkten Anzahl von Exemplaren in Farbendruck erscheinen, die andere in reinen Contouren, damit der vorwiegend künstlerische Theil desselben, der eine wahre Schule für christliche Malerkunst und für klare Erkenntniss derselben genannt zu werden verdient, um mässigen Preis bezogen und in weite Kreise verbreitet werden kann. Die Ankündigung des Preises für beide Auflagen nebst Probe-Exemplaren wird erst dann erscheinen, wenn die Arbeiten, die schnellmöglichst vollführt werden, so weit vollendet sind, dass die beiden Lieferungen, welche das ganze Werk umfassen, unmittelbar auf einander folgen können.

Szt. Miklós (Ungarn.) Wenn man von Wieselburg auf der Landstrasse hinunter nach Raab fährt, zeigt sich anderthalb Stunden von dem erstbenannten Städtchen abwärts, dicht an der Landstrasse, eine aus mehreren Wirthschaftsgebäuden und Dienerschafts-Wohnungen bestehende, gegenwärtig Herrn Baron Johann von Sina gehörige Meierei, deren ungarische Benennung Burásföld, auf deutsch Mönchsgrund, daher stammt, weil dieser Platz zu der zu Anfang des XII. Jahrhunderts gestifteten Benedictiner-Abtei Lebény gehört hat. — Nach Stiftung des Collegiums der Gesellschaft Jesu in Raab wurden die nicht unbedeutenden Ländereien dieser durch die Türkenkriege verödeten Abtei diesem Collegio zur besseren Dotation zugewiesen, welches sie auch bis zur Auflösung des ganzen Ordens inne hatte, wie denn auch nach Ausweisung der Jesuiten aus den obigen Gütern, laut einer noch im Munde des Volkes bestehenden Sage, ein alter Pater sich die Gnade erbat, da er sich aus dieser ihm lieb gewordenen Gegend nicht trennen konnte, seine letzten Lebenstage in dieser Meierei beschliessen zu dürfen.

Dem Alterthumsforscher dürften die neben dieser Meierei aufgeschichteten und neben den Strassengräben herumliegenden Trümmer von römischen Dachplatten, Bruchsteine, Kalk und Mörtelstücke auf den ersten Blick auffallen, und bei einiger Aufmerksamkeit sich auch die Gewissheit herausstellen, dass er auf classischem Boden stehe. — Schon die Unebenheiten des Platzes, die gegen die übrige

ganz flache Umgegend contrastirenden Erhöhungen und Vertiefungen des Bodens zeigen an, dass an dieser Stelle in der Römerzeit eine dieser befestigten und wohlbewachten Orte gestanden haben mag, welche dieses gewaltige Volk zum Schutze der nach Nieder-Pannonien durchlaufenden Heerstrasse, gegen die Einbrüche und Verheerungen der am jenseitigen Donauufer herumschwärmenden Barbaren in gewissen Zwischenräumen anlegte, — dann noch eine ganze Seite des oberen Wallgrabens in einer Länge von wenigstens 100 Klaftern ist vorhanden, und die Umrisse von grösseren und kleineren Gebäuden innerhalb desselben sind deutlich zu erkennen; ja vor mehreren Jahren, als die Umgegend dieser Meierei noch als Schafweide benützt wurde, konnte der Gefertigte sogar mehrere von diesem Platze strahlenförmig auslaufende Gassen in den Vertiefungen des Wasens deutlich verfolgen, und die Bemerkung machen, dass es ein ziemlich bedeutender Ort gewesen sein mochte, wie denn hie und da auch noch Grundmauern nach Abhebung des Wasens zum Vorschein kommen. Bei Nachgrabungen innerhalb des obengezeigten Wallgrabens stösst man überall auf Trümmer römischer Ziegel und Dachziegelplatten, meistens mit dem Zeichen COH^{III} A·I versehen und vermischt mit den Fragmenten irdenen Geschirres. Auch kupferne Münzen aus der Kaiserzeit werden sehr häufig ausgegraben.

Nicht weit von diesem Platze, seitwärts neben der in die grossartigen Zuckerfabriks-Gebäude des Freiherrn von Sina führenden und erst unlängst angelegten Strasse, erheben sich in einer kleinen Entfernung von einander zwei mässig hohe Sandhügel, dem Landvolke unter dem Namen der Römerhügel bekannt. — Als bei dem Baue der obigen Zuckerfabrik unweit von diesen Hügeln nach Bausand gesucht wurde, und man den Sand dieser Hügel hiezu geeignet fand, liess man die schwarze Erdkruste von selben abgraben, und schon damals fanden die Arbeiter ausser zahlreichen römischen Münzen verschiedene andere, offenbar der Römerzeit angehörende Geräthe, als Dolche, Lanzenspitzen, Fibeln, Urnen und andere Geschirre; als man aber nach Vollendung des Fabriksbaues den oberen und kleineren, durch das Sandgraben verunstalteten Hügel auf mehrere Fuss abgraben und behufs einer englischen Park-Anlage planiren liess, zeigte es sich, dass derselbe ein römisches Cömeterium sei, indem ausser zahlreichen Urnen, Vasen, Aschen- und Thränenkrügen auch mehrere gemauerte Gräber bei dieser Gelegenheit blossgelegt wurden, von welchen das Eine noch ganz wohl erhalten und geschlossen war. Bei Eröffnung desselben zeigte sich darinnen ein halb vermodertes Skelet, das von einem anwesenden Arzte als ein weibliches erkannt wurde; von Schmucksachen jedoch war ausser einer Fibel von Bronze gar nichts darinnen. Die anderen Grüfte waren bereits eingefallen und in denselben ebenfalls ausser den Resten vermorschter Knochen nichts enthalten. — Auch wurden auf diesem Platze zwei männliche Skelete blossgelegt, die noch in demselben Zustande waren, wie sie der Erde übergeben wurden, indem die Knochen noch fest an einander hielten, so dass man sogar die auf der Brust gekreuzten Armknochen deutlich sehen konnte. Zu Häupten dieser Skelete lagen bei hundert Stück römischer kleiner Kupfer-Münzen (sogenannte Obolen) mit dem Gepräge der nachstehenden Kaiser, als Constantinus magnus, Constantinus junior, Galerius und Crispus, sämmtlich von einerlei Grösse und in dem Sande sehr gut conservirt. Am zahlreichsten vorhanden war eine kleine Münze von Constantinus magnus mit der Urbs Roma auf dem Averse, und der Wölfin, Romulus und Remus säugend, auf dem Reverse. Die sämmtlich von schwarzem und rothem gebrannten Thon, grob geformten und mehrentheils auch so verzierten Urnen, Vasen und grösseren Aschenkrüge waren mit Asche und Knochenstücken, die wegen ihrer Kleinheit und den darin vorkommenden kleinen, wohlerhaltenen Zähnen und Fragmenten von Kinnbacken — Kindern anzugehören schienen — gefüllt und, das Alterthum abgerechnet, ohne sonstigen Kunstwerth. — Es glückte mir, mehrere Exemplare von den grösseren Urnen und Vasen, leider nicht gänzlich unbeschädigt, jedoch in ziemlich gutem Zustande, zu erhalten, und von den kleineren Thongeschirren viele Stücke der mannigfalligsten Form und verschiedensten Grösse, worunter mehrere sehr zierliche, sammeln zu können. Auch kam ich in Besitz zweier römischer Kochtöpfe von grauem Thon, welche ebenfalls mit Knochenstücken und Asche gefüllt, und mit einem kleinen, rohgeformten Teller von eben der Thonmasse überdeckt, auf eben diesem Platze ausgegraben wurden. Die beiden Töpfe sind von äusserst gefälliger Form und zeigen noch Spuren ihres Gebrauches beim Feuer.

Leider wurde durch die Ungeschicklichkeit der Arbeiter vieles zerstört, und sehr vieles fand sich auch schon in — vermuthlich durch die Wucht der Erde — zerschmettertem Zustande vor. Diese Geschirre waren bei ihrer Blosslegung durch die Jahrhundert lange Einwirkung der Feuchtigkeit so weich, dass man sie mit dem Messer wie Brodrinde schneiden konnte, und es musste die grösste Behutsamkeit beim Aufheben derselben angewendet werden, um sie nicht zu zertrümmern; sie erhielten jedoch, eine kurze Zeit der freien Luft ausgesetzt, alsbald ihre vorige Härte wieder. — Neben einem grösseren Gefässe als einer Urne oder Vase standen immer im Kreise 2, 3, manchmal auch 5 bis 6 kleine Krüglein, welche wieder, je nach der Grösse der Krüge, mit einer grösseren oder kleineren Schale überdeckt waren.

Merkwürdig ist, dass auf diesem römischen Begräbnissplatze nur einzig und allein Münzen von Constantinus magnus, Constantiuus junior, Licinius, Constantinus, Crispus und Constans, und weder von früheren noch späteren Imperatoren gefunden werden, wo man doch in der Umgegend Münzen von früheren Kaisern ausgräbt, was offenbar andeutet, dass dieser Hügel erst unter der Herrschaft dieser Kaiser zum Cömeterio verwendet wurde. Auch sind die meisten der hier gefundenen Münzen von Kupfer oder Bronze, und ist mir bis jetzt nur eine einzige Silbermünze von Maximianus kleinerer Gattung zugekommen.

Die diesen Hügel umgebenden Felder mussten übrigens auch zum Begräbnissplatze gedient haben, da man auf selben ebenfalls zertrümmerte, gemauerte Gräber fand und der Pflug, dem diese vielleicht seit der Römerzeit als Weide benützten öden Gründe gegenwärtig anheim fielen, alljährlich Trümmer von römischen Geschirren und kleine Töpfe in Menge an das Tageslicht fördert; ja sogar in von diesem Platze entlegenen Feldern werden häufig Thränenkrüge, Fibeln, riesige Sporen, deren ich im Besitze mehrerer bin, Dolche und andere Überbleibsel dieses gewaltigen Volkes durch den Pflug auf die Oberfläche der Erde gebracht. Überhaupt birgt jede Anhöhe und jeder Hügel in dieser Gegend derlei Alterthümer.

Leider hat der Alles ebnende Spaten und Pflug seit einem Jahrzehend die früher in dem öden Heidelande kennbar gewesenen Spuren dieses untergegangenen Ortes dermassen verwischt, dass hiervon gegenwärtig kein genauer Plan mehr, wie es im Interesse der Wissenschaft zu wünschen wäre, aufgenommen werden kann; da ausser einem Theile des Wallgrabens des Prätoriums an der Landstrasse nichts mehr kennbar ist, und auch diese Spuren sich unter dem Fortschritte der Cultivirung dieser Gegend jährlich immer mehr und mehr verlieren.

Wie dieser einstens nicht unbedeutende Ort geheissen haben mag, dürfte eben nicht schwer zu ermitteln sein; meiner Muthmassung nach scheint es das alte Attavia, das zwischen Mysium (das heutige Wieselburg) und Arabona (das heutige Raab) mithin in diese Gegend zu stehen kommt, gewesen zu sein, und dessen Name das eine halbe Stunde abwärts von diesen Überresten gelegene unbedeutende Dorf in seinem deutschen Namen „Hochstrasse" bewahrt, in seiner ungarischen Benennung „Ötevin" aber, was offenbar das corrumpirte Attavia ist, noch deutlicher beurkundet. Überhaupt scheint es, dass der Ort entweder noch während der Regierung der constantinischen Kaiserfamilie, oder aber kurz darauf zerstört und gänzlich verlassen worden sei, was der Umstand, dass Münzen von früheren und diesen Imperatoren, wie eben gesagt, sehr häufig ausgegraben werden.

Münzen von späteren Regenten aber nicht gefunden werden, zu bestätigen scheint [1]).

Anton Strunz.

Cividale. Im Jahre 1856 musste an der Restaurirung mehrerer in Folge der politischen Wirren des Jahres 1848 beschädigten und stark mitgenommenen Mosaik-Arbeiten Hand angelegt werden.

Bei dem Transporte nämlich, welcher im genannten Jahre bei der Überlassung der Räumlichkeiten an das Militär-Collegium geschah, wurden viele Mosaikarbeiten dermassen übel zugerichtet, dass an denselben weder die Zeichnung, noch die ursprüngliche Form zu erkennen war. Diese Gegenstände mussten an zwei Individuen zur Reparatur abgegeben werden, um sie im Museum aufstellen zu können; diess würde auch hinsichtlich Aller geschehen sein, wenn man nicht durch Geldmangel daran verhindert worden wäre.

In Betreff des Ankaufes neuer Gegenstände stellt sich nebst der Auffindung einiger Münzen, welche bei den Arbeiten unserer Landleute allenthalben zum Vorschein kommen, die Ausgrabung einer Bronzestatue auf dem sogenannten Agro dei Villiei (Chiamary), dem Marsfelde unseres alten Forum Julii, als der wichtigste und interessanteste Fund dar.

Diese Statue stellt eine schön gezeichnete kriegerische Pallas vor (wovon durch den Maler Luigi Mavero eine Zeichnung von derselben Grösse ausgeführt wurde). Dieselbe musste ohne Zweifel auf dem Platze aufgestellt sein, wo sich die Tribunen, um Recht zu sprechen, versammelten, und wo die Statuen der Götter, der Imperatoren, und die Kriegs-Abzeichen aufgestellt waren.

Von unserem Marsfelde wissen wir aus dem Comment. des Porfirius zur Ode 7, lib. III des Horaz, dass dasselbe ein dem Mars geweihter Ort war, wo sich die Jugend in militärischen Evolutionen übte, worauf Schwimmübungen folgten.

Durch denselben erfahren wir auch, dass das Marsfeld in Rom nahe an der Tiber war, und dass das unsrige im Westen der Stadt lag und sich bis an das Ufer des Natisone gegen Premariacco ausdehnte, damit die Jugend von den militärischen Übungen zu den Schwimmübungen übergehen konnte, wodurch bewiesen wird, dass sich diejenigen stark irren, welche glauben, die Spuren des alten Forum Julii anderswo aufsuchen zu müssen.

Wesshalb die Pallas von den Kriegern verehrt wurde, ersehen wir aus dem Virgilius, Aeneis lib. XI, wo er dieselbe *Armipotens praeses belli, Tritonia Virgo* nennt.

Im Kriegercostume gekleidet, mit einem Helme auf dem Kopfe, musste dieselbe in dem nun verstümmelten rechten Arme eine Lanze und in dem linken einen Schild tragen. Als Vorsteherin des Krieges wurde sie angerufen, um die feindlichen Kriegsschaaren zu Boden zu werfen und zu zerstreuen.

Frange manu telum Phrygii praedonis et ipsum
Pronum sterne solo.

Virgil.

Hier wird auf die trojanischen Weiber hingedeutet, welche in den Tempel derselben gingen, um deren Hülfe gegen die Troja belagernden Griechen anzuflehen.

Schliesslich wird bemerkt, dass die Auffindung dieser schönen Statue ein Beweis ist, wie viele andere alte Monumente noch im Schoosse dieses unseres classischen Bodens begraben liegen.

P. d'Orlandi.

[1]) Dass dieser Ort in der Römerzeit nicht unwichtig gewesen sein mag, beweist die nicht weit davon befindliche sogenannte Römerschanze, ein Damm, der sich vom Flusse Rabnitz bis an die kleine Donau hinzieht, und dessen Tracen man noch heute sehr deutlich verfolgen kann. Dieser Damm ist stellenweise und zwar im Leidener Moore noch so wohl erhalten, dass er von den Landleuten noch heutigen Tages bei Verführung ihrer Früchte zur Donau in die Mühlen benützt wird. Über den Zweck dieses Riesenbaues, der einige Meilen in der Länge misst, sind die Meinungen verschieden; die wahrscheinlichste ist, dass er zur Beschützung dieses Ortes gegen die Hochwässer des Flusses Leitha gedient haben mag.

Literarische Anzeigen.

Der Alterthumsverein zu Wien hat für die Mitglieder des zweiten Vereinsjahres die erste Abtheilung des zweiten Bandes seiner „Berichte und Mittheilungen" (in Commission der Buchhandlung Prandel und Meyer) veröffentlicht. An wissenschaftlichen Leistungen bietet diese Publication einen Aufsatz von Jos. Scheiger, betitelt: „Von dem Einflusse der Pflanzen auf die Zerstörung der Ruinen", eine Abhandlung von Jos. Feil: „Über das Leben und Wirken des Geographen Georg Matthäus Vischer und den Anfang einer historisch-archäologischen Monographie über „Eggenburg", gleichfalls aus der Feder des Geschichtsforschers Jos. Feil. An Abbildungen enthält diese Abtheilung das Portrait des Geographen Vischer und die Choransicht der Kirche von Eggenburg nach einer Zeichnung des Architekten Lippert. Den hohen praktischen Werth des Aufsatzes aus der Feder des verdienstvollen Schriftstellers J. Scheiger glauben wir am besten dadurch anzuerkennen, dass wir denselben — ungeachtet der Fülle des uns zufliessenden Stoffes — in das September- oder October-heft der „Mittheilungen" aufzunehmen die Absicht haben, um die darin ausgesprochenen beherzigenswerthen Ansichten und Wünsche den weitesten Kreisen der Alterthumsfreunde zugänglich zu machen. Wir sind überzeugt, dass der Mahnruf eines Mannes wie Scheiger, welcher seit beinahe einem halben Jahrhundert mit Liebe und Aufmerksamkeit die Burgen und Schlösser Österreichs betrachtet, nicht unberücksichtigt bleiben wird. — Mit der Biographie des Geographen G. M. Vischer hat der rastlos für die Zwecke der Alterthumsforschung wirkende Gelehrte J. Feil eine Ehrenschuld gelöst, welche auf der wissenschaftlichen Welt in Österreich rücksichtlich eines würdigen literarischen Andenkens an den ersten vaterländischen Topographen lastete und welche J. Scheiger vor mehr als zwanzig Jahren vergeblich zu lösen versucht hatte. „Ein Mann", schreibt Feil am Beginne seiner Biographie, „der im unglaublich kurzen Zeitraum von kaum zehn Jahren drei Provinzen mit einem Gesammtflächenraum von nahe an tausend Quadratmeilen mappirt und jede bedeutende Örtlichkeit in der Vogelperspective eingezeichnet, der nebstdem nahe an dreizehnhundert grössere, sehr genaue Zeichnungen von beinahe allen denkwürdigen Burgen, Schlössern, Ruinen, Klöstern, Kirchen, Städten, Märkten, Dörfern, Herrensitzen in eben diesen Provinzen mit grosser Sorgfalt aufgenommen und durch den Kupferstich, wie eine nun schon bald zweihundert Jahre alte Daguerreotypie jener drei Provinzen der Nachwelt überliefert hat zum grossen Glücke eben noch wenige Jahre früher, bevor der letzte Verwüstungseinfall der osmanischen Barbaren (1683) hunderte der von ihm dargestellten Orte niedergebrannt, die bei weitem grösste Zahl der Burgen und Schlösser in Ruinen verwandelt hatte, ohne je wieder aus diesen zu erstehen: — ein Mann, der dieses alles nur mit

karger, meist unergiebiger Geld-Unterstützung, blos mit eiserner Kraft und eigenem eisernen Willen, ohne überall freundlicher Ermunterung begegnet zu sein, oft kaum mit der Hoffnung auf Vergütung der wirklich aufgewendeten Kosten, viel weniger auf ebenmässige Entlohnung der künstlerischen Bemühung, aus reiner uneigennütziger Liebe zur guten Sache unternommen und gegenüber vielfältigen natürlichen, leider aber auch demüthigenden und kränkenden künstlichen Hinderungen mit der beharrlichsten Ausdauer allein ausgeführt hat, ein Mann, der in seinen, wie an Umfang, so an intensiver Treue wahrhaft staunenswerthen bildlichen Darstellungen drei Kronländern eine unschätzbare Fundgrube für deren ältere Topographie zurückliess, ohne welche die dadurch nun gebotene Kenntniss der Vergangenheit dieser Provinzen, zumal in der Eigenthümlichkeit der Bauweisen an Kirchen, Klöstern, vornehmlich aber an den damals noch zum grössten Theile wohlerhaltenen Burgen und Schlössern für immer unwiderbringlich verloren wäre, — ein solcher Mann der Kraft und That, wie G. M. Vischer es gewesen, verdient es wohl, dass seinem reichen Wirken von einer dankbaren Nachwelt aus halber Vergessenheit ein sorgsameres Augenmerk zugewendet werde." Bei den dürftigen Nachrichten, die bisher über die Lebensumstände dieses Mannes bekannt waren, blieb aber die Abfassung einer Biographie dieses Gelehrten keine leichte Aufgabe, und es bedurfte der emsigsten Forschungen in den verschiedensten Archiven und der eifrigsten Unterstützung von zahlreichen Alterthumsfreunden, um in der Lage zu sein, ein möglichst vollständiges Bild der Entwickelung und Thätigkeit Vischer's zu liefern. Wie wohl noch manche Lücken offen bleiben mussten, so genügt übrigens schon diese Darstellung, um mit Bewunderung auf die unter den ungünstigsten Umständen zu Tage geförderten Resultate der Arbeiten Vischer's zu blicken und daraus die Überzeugung zu schöpfen, dass wir in unseren Tagen — trotz der reicheren Mittel und der erleichterten Communicationen kaum den Muth, die Ausdauer und Selbstverläugnung besitzen würden, solch ein reiches Materiale für die Geschichte unseres Vaterlandes zu hinterlassen. Was aber der gediegenen Abhandlung Feil's noch einen besonderen Werth verleiht, ist die „Übersicht der von Vischer erschienenen Werke", welche der Biographie vorangeht und wodurch man endlich vor buchhändlerischen Speculationen geschützt wird. Fischer's Karten und Topographien kommen bekanntlich immer seltener und am seltensten in vollständiger Sammlung im Antiquarbuchhandel vor, und wenn hie und da die Ankündigung einer seiner Topographien erfolgte, hatte man bis jetzt nie eine sichere Grundlage, um zu beurtheilen, was das vollständige Exemplar einer Topographie enthalten müsse. Von unseren Alterthumsforschern dagegen behandelten manche diese Frage als den „Stein der Weisen", geheimnissvoll und achselzuckend erwiederten sie jede Anfrage und wollten nicht jeden gemeinen Sterblichen in die Kunst einweihen, vor mangelhaften Exemplaren Vischer'scher Karten und Topographien sicher zu sein. Die von Feil gelieferte Literatur ist nun ein verlässlicher und kostbarer Wegweiser auf diesem Gebiete, und jeder Freund der vaterländischen Alterthumskunde wird dem verdienstvollen Gelehrten dafür gewiss den grössten Dank zollen. Das der Abhandlung beigegebene Portrait Vischer's ist gut ausgeführt. Auf „Eggenburg" können wir erst nach dem Erscheinen der zweiten Abtheilung des zweiten Bandes näher eingehen, und wir bemerken nur, dass die Choransicht der Kirche uns noch mehr befriedigen würde, wenn die Tafel weniger malerisch gehalten und Eggenburg mehr in den Vordergrund gestellt wäre.

Der Director des ungarischen Nationalmuseums Herr August v. Kubinyi hielt am 7. April dieses Jahres in der Sitzung der ungarischen Akademie einen Vortrag über die „Szekszárder Alterthümer", welche er, in deutscher und ungarischer Sprache in Druck gelegt, Sr. k. k. apostolischen Majestät gewidmet und bei der Anwesenheit Allerhöchstdesselben in Pest überreicht hatte. Das kleine Werk, prachtvoll ausgestattet und mit mehreren Farbendrucktafeln versehen, ist sehr beachtenswerth. Die „Szekszárder Alterthümer" beziehen sich vorzugsweise auf einen Fund, der am 23. April 1845 in Szekszárd, dem römischen Alisca, in einer Tiefe von 2° 2' gemacht wurde und in einem grossartigen Sarkophag besteht, welcher von dort nach Pest geschickt und in dem Museum aufgestellt wurde. Der Sarkophag, aus weissem, parischem Marmor, besteht aus zwei Theilen, nämlich aus dem eigentlichen Sarge und dem Deckel, welche an den Theilen gegen Norden und Süden mit starken eisernen Haken versehen und mit Blei eingegossen, an dem Rand aber mit Kitt zusammen gehalten waren. Die Länge des Sargs beträgt 7', die Höhe sammt dem Deckel 4½'; an der Vorderwand des unteren Theiles des Sarkophages sind in Basreliefbildern Amor und Psyche zu sehen; in dem Winkel des Deckels sind Basreliefsbrustbilder neben einem mit Früchten gefüllten und neben einem leeren Korb. An dem unteren Theile des Sarges gegen den Kopf auf einem mit rother Kreide bemalten Grunde sitzt Apollo auf einem Stuhle, in seiner linken Hand eine Lyra haltend, deren Saiten sammt seinen herabhängenden Haarlocken bei Entdeckung des Sarkophages vergoldet waren. Vor ihm schleift der phrygische Jüngling sein Messer, um den an den Weidenbaum gebundenen Marsyas zu schinden. Gegen die Füsse zu sind in Basrelief ferner zwei in einander gestellte Gefässe mit Blättern und Trauben. Auf einer anderen Seite des Deckels vom Sarkophage ist an dem einen Eck ein junger Männerkopf, an dem andern ein mit Früchten gefüllter Korb; an einer anderen Seite des Deckels in den Ecken ebenfalls ein solcher Korb und ein Delphin zu sehen. Der ganze hintere Theil des Sarges entbehrt jeder Figur und ist grob gemeisselt. Unter den 15 Geräthen, welche im Sarge gefunden worden, waren sehr merkwürdig die Bruchstücke einer Glasschale, die nun zusammengefügt ein Glasgefäss mit griechischer Inschrift bilden. Die Höhe des Gefässes beträgt sammt dem Postamente 4½", der Durchmesser der Mündung 6". Unten dienen drei Schnecken und drei ganz hervorstehende Delphine mit geöffnetem Rachen als Postament. Den Untertheil des Gefässes beim Boden umgibt ein geschmackvoll verzierter Rand. An der äusseren Mitte des Gefässes ist eine aus grossen griechischen Buchstaben bestehende Umschrift zu sehen, zwischen welchen ein Zeichen angebracht ist, das wahrscheinlich zum Zweck hat, den Anfang der Umschrift leichter aufzufinden. Von der Umschrift fehlen zwar fünf Buchstaben und ein Theil des T. Herr v. Kubinyi hat indess den Sinn leicht zu entziffern gewusst und die Umschrift lautet: ΛΕΙΒΕ ΤΩ. ΠΟΙΜΕΝΙ. ΠΙΕ. ΖΗΣΑΙΣ. Auf lateinisch: Liba pastori, bibe vives, und in deutscher Übersetzung: „Opfre dem Hirten, trinke und du wirst leben." Im nächsten Hefte werden wir im Holzschnitte eine Abbildung dieses Glasgefässes bringen und dabei die Beweggründe anführen, welche Herrn v. Kubinyi bestimmen, aus dem Sinne der Umschrift zu erkennen, dass dieses Gefäss zur Erinnerung an Christus verfertigt worden sei, und die fraglichen Alterthümer aus dem dritten oder vierten Jahrhundert des Christenthums, mithin aus einer Zeit stammen, wo sich in dem damaligen Panonien nur noch wenig Christen befanden.

Von den „mittelalterlichen Baudenkmälern Niedersachsens", herausgegeben von dem Architekten- und Ingenieur-Verein des Königreichs Hannover liegt nun das zweite Heft vor. Dasselbe enthält die Beschreibung und Zeichnung der Kirche des kaiserlichen Stiftes zu Königslutter, der Krypta und der Kirchenruine des vormaligen Augustinerklosters zu Riechenberg bei Goslar, und der Kirche zu Nikolausberg bei Göttingen. Von denselben sind die beiden ersteren Bauwerke die ungleich wichtigsten und interessantesten für die Architecturgeschichte, und insbesonders die Würdigung der prächtigen Pfeilerbasilica des kaiserlichen Stiftes Königslutter wurde bisher nur ungern vermisst. Kirche und Kloster ist eine Gründung des Königs

Lothar aus dem Jahre 1135, und erstere eine Pfeilerbasilica mit einer Doppelthurmanlage im Westen und einem aus drei Quadraten gebildeten Querschiffe gegen Osten, über welches sich hinaus Mittel- und Seitenschiffe in gleicher Länge, und zwar um ein Quadrat des Mittelschiffes hinaus erstrecken. Mittel- und Seitenschiffe schliessen im Osten mit Absiden und zeigen die schönsten rythmischen Verhältnisse. Während das Langhaus ursprünglich für flache Holzdecken angelegt und ausgebildet ist, sind Querschiff und Chor in einfacher schöner Weise auf die Anlage von Kreuzgewölben berechnet, und die Wölbung ist dergestalt ausgeführt, dass die Hauptgurten der Kreuzesvierung mit vorspringenden Pfeilern getragen werden. Das Langhaus erhielt erst im XVII. Jahrhundert eine Wölbung; dagegen sind die ursprünglichen Gewölbe des Querschiffes und Chors noch heute vorhanden. Die Gliederungen der Kämpfer, Gurten und Basen sind überall einfach, aber von guten Verhältnissen. Imposant ist der Eindruck des Äusseren der Kirche durch die glücklich in Anwendung gebrachten Verhältnisse, während die Chorpartie, namentlich aber die Chornische selbst durch kraftvoll profilirte Gesimse, Bogenfriese, Consolen, Säulencapitäle und durch höchst interessante plastische Darstellungen ausgezeichnet ist [1]). Eine Eigenthümlichkeit besitzt die Kirche noch an dem nordwestlichen Portale, dessen dreifach geschwungener Bogen an den beiden Knickpunkten durch Säulen gestützt wird, die auf liegenden Löwen ruhen. Etwas stiefmütterlich sind die Thürme behandelt, indem hier die ganze Masse ungegliedert in der viereckigen Gestalt bis zur Firsthöhe des Mittelschiffdaches sich erhebt, wo dann die etwas zu kurzen achteckigen Thurmaufsätze beginnen. Das ganze Werk ist ein Quaderbau aus Sandstein. An die Südseite der Kirche schliesst sich der malerische Kreuzgang, welcher besonders ausgezeichnet ist durch seinen ornamentalen Reichthum, so dass bedauert werden muss, dass aus der romanischen Periode nur zwei Flügel erhalten sind. Geräumiger als sonst ist derselbe hier zweischiffig angelegt und mit Kreuzgewölben aus dem Halbkreise geschlossen. Die Fenster sind durch eine Mittelsäule getheilt und zeigen zwei rundbogige Öffnungen mit einem geschlossenen Bogenfelde; an mehreren Stellen ist das letztere durchbrochen von zwei kleinen Fenstern im Kleeblattbogen. Mannigfaltig und in höchst eleganten Formen ist die Ornamentation der Säulencapitälchen. Einem der in sächsischen Kirchen häufig vorkommenden Fälle begegnen wir auch hier, dass bei den grossen Säulenschäften eine plastische Verzierung angewendet ist. Statt der Wandpfeiler oder Halbsäulen, welche die Reihe der Mittelsäulen schliessen sollten, ist hier abermals eine Besonderheit, indem eine sitzende Figur statt des Pfeilers das Gewölbe trägt. — Die Krypta der ehemaligen Klosterkirche zu Riechenberg ist in so ferne von grösserem Interesse, als damit eines der wenigen Beispiele von derartigen Anlagen aus dem zwölften Jahrhundert vorgeführt wird, welche noch vollkommen gut sind. Sie ist dreischiffig; das Mittelschiff wird durch je drei freistehende Säulen von den Seitenschiffen getrennt und ist gleich wie diese mit Kreuzgewölben ohne Gurtbögen überwölbt, die Gewölbe sitzen an den Umfassungsmauern auf Wandsäulen auf. An der Ostseite ist die Krypta im Halbkreise abgeschlossen und in der gewöhnlichen einfachsten Weise durch Einziehung dieses Halbkreises nach innen Raum zur Anlage der Altarnische gewonnen. Drei ähnliche, aber weniger grosse Nischen befinden sich in der westlichen Mauer. Den so umschlossenen Raum erhellen hinten kleine, nach innen wie nach aussen schmiegisch erweiterte Fenster — je zwei an den Seiten und drei in der Chor-Rundung. Die Wölbungen sind im Rundbogen ausgeführt: eine besondere Eigenthümlichkeit ist die Behandlung der Wandsäulen, welche, als Halb- oder Viertelsäulen geformt, in der Chor-Rundung so wie an der westlichen Wand gleiche Höhe mit den freistehenden Säulen haben, während dieselben an den beiden Langwänden auf einen durchlaufenden, etwa 1' 4" hohen Sockel ruhen und um dieses Mass daher kürzer sind. Sehr mannigfaltig sind die Säulen gestaltet. Die Basen zeigen die attische Gliederung; die Schäfte eine polygone Profilirung und die Capitäle meist die Würfelform, jedoch mit phantastischen Sculpturen. — Von der Kirche, welche sich über der Krypta erhob, sind nur mehr Bruchstücke vorhanden; die Beschreibung und Abbildung derselben, welche von Herrn C. W. Hase abgesondert geliefert wurden, bieten jedoch weniger Anhaltspunkte zur Charakteristik interessanter Einzelnheiten. — Die Abbildung des vierten Baudenkmales, welches in diesem Hefte vorgeführt wurde, betrifft die Kirche zu Nikolausberg in Göttingen. Die Gründung der Kirche fällt in das XI. oder XII. Jahrhundert; aus dieser Zeit sind jedoch nur wenige Theile vorhanden, und es ist nur interessant, zu verfolgen, wie die Überreste einer Pfeilerbasilica in einem gothischen Bau des XV. Jahrhunderts umgestaltet wurden. Dem Hefte sind im Ganzen 6 Tafeln und einige Holzschnitte beigegeben, welche, wie nicht zu läugnen ist, mit grossem Verständnisse, aber mit nur geringem Geschmacke ausgeführt sind. Für das Studium der sächsischen Kirchenbauten bleibt indess diese Publication jedenfalls sehr empfehlenswerth und belehrend.

Als neue Erscheinung im deutschen Buchhandel kündigen wir an: „Die Kirche zu Grossen-Linden bei Giessen, in Oberhessen. Versuch einer historisch-symbolischen Ausdeutung ihrer Bauformen und ihrer Portal-Reliefs, oder vergleichende, durch alt kirchlich-hieroglyphische Sculptur veranlasste Beiträge zur Kunde und zum Verständniss der Vorzeit, zunächst der vaterländischen, von Joh. V. Klein." (Giesen 1857.) Wir müssen für heute uns darauf beschränken, dasselbe als ein „Curiosum" zu bezeichnen, das leider zeigt, wohin irrige Anschauungen und gewaltsame Deutungen ohne ein religiöses und culturgeschichtliches Verständniss und ohne eine wissenschaftliche Kritik in der mittelalterlichen Symbolik zu führen vermögen.

[1]) Unter den plastischen Darstellungen erregt insbesondere die Darstellung einer Jagd mit eigenthümlichen Episoden in den Bogenfeldern des Rundbogenfrieses an der Aussenseite der grossen Chornische Aufmerksamkeit. An den beiden Enden des Bogenfrieses beginnt sie mit einem Jäger, dessen Hunde dem Wilde nachsetzt. In dem einen Bogen sieht man einen Hund im Kampfe mit dem Wilde; in dem andern einen Mann mit einem Hasen auf dem Rücken. In der Mitte der Apsis ist der Jäger auf dem Boden gestreckt, während zwei Hasen auf ihm sitzen und mit Stricken seine Hände binden. Bauinspector Hase, welcher den Text zur obigen Beschreibung geliefert, gibt dieser Darstellung die symbolische Bedeutung des verfolgten und zuletzt siegenden Christenthums, während Schnaase darin nur eine „Jagd mit komischen Episoden" (Geschichte der bildenden Künste V. 74) erblickt. Jagdscenen sind bekanntlich an mittelalterlichen Kirchen keine seltene Erscheinung, aber es wäre allerdings zu weit gegangen, wollte man jeder derselben eine symbolische Deutung geben. Auch bei der vorliegenden Darstellung ist es nicht so leicht, sich für eine symbolische Deutung und am wenigsten für die von Bauinspector Hase gewählte auszusprechen, weil das hier verfolgte Thier in der mittelalterlichen Symbolik gewöhnlich den Unglauben oder den Teufel repräsentirt und mithin ein Sieg des letzteren dargestellt wäre. (Vgl. über Jagdscenen im Mittelalter auf Sculpturen Dr. G. Heider's Werk: „Die romanische Kirche zu Schöngrabern in Niederösterreich (Wien 1855).

K. W.

Aus der k. k. Hof- und Staatsdruckerei.

Jeden Monat erscheint 1 Heft zu 1 bis 2 Druckbogen mit Abbildungen.
Der Pränumerationspreis ist für einen Jahrgang oder zwölf Hefte nebst Register sowohl für Wien als die Kronländer und das Ausland 4 fl. C. M., bei portofreier Zusendung in die Kronländer der österr. Monarchie 4 fl. 20 kr. C. M.

MITTHEILUNGEN

DER K. K. CENTRAL-COMMISSION

ZUR ERFORSCHUNG UND ERHALTUNG DER BAUDENKMALE.

Pränumerationen übernehmen halb- oder ganzjährig alle k. k. Postämter der Monarchie, welche auch die portofreie Zusendung der einzelnen Hefte besorgen. — Im Wege des Buchhandels sind alle Pränumerationen und zwar nur zu dem Preise von 4 fl. an den k. k. Hofbuchhändler W. Braumüller in Wien zu richten.

Herausgegeben unter der Leitung des k. k. Sections-Chefs und Präses der k. k. Central-Commission **Karl Freiherrn v. Czoernig.**

Redacteur: **Karl Weiss.**

№ 9. **II. Jahrgang.** **September 1857.**

Inhalt:

Die Restauration des St. Stephans-Domes in Wien.

Nach langdauernder Gleichgiltigkeit, nach einer Zeit, die es nicht bloss verschmähte, die kostbarsten Werke der alten monumentalen Kunst zu erhalten, sondern die selbst ohne Scheu und Zagen Hand anlegte, sie zu verstümmeln oder durch Zu- und Umbauten zu verunstalten, zeigt sich auch in Österreich ein immer lebhafteres Interesse, eine immer breitere Wurzel fassende Rührigkeit in der Erhaltung der hervorragendsten Kunstdenkmale des Kaiserstaates. Ist dieses Durchdringen einer wahrhaft edlen Gesinnung, einer ernsten weihevollen Pietät auch zunächst das Ergebniss des mächtigen Impulses, welchen seit mehreren Jahren die Regierung in dieser Richtung gegeben, indem sie wie kein zweiter Staat in Deutschland eine Institution ins Leben rief, deren wesentliche Aufgabe mit der Regenerirung der christlichen Kunst zusammenfiel, kommen ferner hiebei auch die Bestrebungen jener Männer mit in Betracht, die seit Jahren in Österreich in stiller Thätigkeit, ohne die geringste Unterstützung, ohne die leiseste Anerkennung gearbeitet, um das Verständniss der mittelalterlichen Kunst in weiteren Kreisen zu verbreiten — so kann doch nicht geleugnet werden, dass diese Bestrebungen durch den grossen Aufschwung des kirchlichen Lebens in Österreich, durch das Hinlenken der Geister auf die Blütheepoche christlicher Begeisterung einen sehr kräftigen Stützpunkt gefunden zu haben. Denn es genügt wohl auf diesem Gebiete weniger als auf jedem anderen die Form allein zu bewundern, welche ein Kunstwerk geschaffen hat, sondern es ist eben so unerlässlich den Geist zu erfassen, der es ins Leben rief, die Bedingungen zu kennen, unter denen dasselbe entstanden ist. Wer beides ergründet, kann erst sagen, dass er ein Kunstwerk zu würdigen im Stande ist. Ihm wird aber insbesondere erst das Wesen der mittelalterlichen Kunst klar und verständlich werden, welche in ihrer Blüthezeit beinahe ausschliesslich von religiösen Anschauungen erfüllt war und es wird für ihn Manches, was vom Standpunkte rein ästhetischer Kunstkritik als Spielwerk, als Fratze oder als Ausgeburt einer ungebundenen Phantasie erscheint, sodann Sinn und Bedeutung erhalten.

In die Reihe der hochherzigen Acte kaiserlicher Munificenz, welche das In- und Ausland innerhalb eines Jahres in Angelegenheit der Erhaltung der monumentalen Bauwerke Österreichs zu bewundern Gelegenheit hatte, tritt nun ein neuer edler Act Seiner k. k. Apost. Majestät: die Restauration des St. Stephans-Domes in Wien.

Seit Jahren blickten schon unsere Kunstfreunde tief bekümmert auf die immer neuen Erscheinungen seines sich vorbereitenden Verfalles. Jener Dom, dessen Gründung in die Epoche fällt, wo Wien noch in der Wiege seiner nachmaligen Grösse lag und welcher in dem Masse sich vergrösserte, je mehr Wien an Macht, Glanz und Ausdehnung zunahm, jenes Werk, an dessen Formen wir der Kunstentwicklung von drei Jahrhunderten — von Jasomirgott bis Max I. — zu folgen im Stande sind, das ruhmvolle Erbe der Frömmigkeit unserer Fürsten, der Stolz und die Liebe der Heimath, das Wahrzeichen der Grösse Wiens — war nahe daran — das Schicksal der meisten deutschen Dome zu theilen und sich langsam zu zerbröckeln. Die Gefahr erschien zwar nicht so gross wie bei den Domen zu Speier, Worms u. s. w., weil eine geordnete Kirchenverwaltung von Jahr zu Jahr Sorge trug, die nothwendigsten Gebrechen zu beseitigen, aber die Mittel reichten schon lange nicht mehr hin, um zu einer gründlichen, systematischen Ausbesserung

schreiten zu können, man verbesserte eben so gut es ging, damit die constructiven Theile des Domes erhalten blieben, an eine Ergänzung der feblenden Theile seines inneren und äusseren Schmuckes, an eine Beseitigung der modernen Zubauten, welche in so hohem Grade den ernsten und würdigen Eindruck des Domes schwächen, konnte nicht im Entferntesten gedacht werden.

Desshalb war auch schon vor mehr als zehn Jahren die Aufmerksamkeit der Künstler und Kunstfreunde auf eine gründliche Restauration des Domes gerichtet. Dass dieselbe nicht früher zu Stande kam, darf im Grunde genommen nicht beklagt werden, wenn man die Anschauungen kennt, die vor wenigen Jahren über die monumentale Baukunst in Wien herrschten und leider noch jetzt in manchen Köpfen sich fortgepflanzt haben. Man würde damals ohne Zweifel dieselben Fehlgriffe, dieselben Abnormitäten zu Tage gebracht haben, wie in Deutschland und selbst in Frankreich, wo doch schon seit zwanzig Jahren das Studium der mittelalterlichen Kunst die Aufgabe jedes gebildeten Architekten war. Es ist ein Glück, dass sich diese Angelegenheit bei uns insolange verzögert hat, bis das Studium der Archäologie die nöthigen Vorarbeiten geliefert, und den Boden zu erforschen begonnen hat, auf welchem die mittelalterliche Baukunst ihre Stützen suchte und fand. Jetzt, wo die Kenntniss der mittelalterlichen Kunstschätze des Kaiserstaates sich von Tag zu Tag erweitert, wo man für die Chronologie der Bauwerke — diese so wichtige Frage bei einer Restauration — immer festere Anhaltspunkte gewinnt — wo die geistigen Kräfte, welche sich speciell der Kunstgeschichte widmen, vermehren und die Disciplinen der alten Baukunst wieder in die Bauhütten der Steinmetze Eingang gefunden, darf man wohl mit grösserer Beruhigung auf eine Restauration des Stephansdomes blicken. An Verlegenheiten und Schwankungen, an Irrthümern und Fehlern wird es auch jetzt nicht fehlen, insbesonders wenn der sich überschätzende Dilettantismus unberufen vordrängen und der Fachmann in den Kampf mit eingewurzelten Vorurtheilen zu treten genöthigt werden sollte.

In unseren Tagen erhielt die Frage wegen einer Restauration des Stephansdomes einen neuen fördernden Anstoss durch den Ausbau der Giebel an der Nord- und Südseite der Kirche. Es kann nicht übergangen werden, dass dem Bürgermeister und Gemeinderath der Stadt Wien, welche das schöne Werk begonnen und durchgeführt haben, gewissermassen das Verdienst der Initiative gebühren. Ebenso wenig dürfen wir verschweigen, dass der Architekt L. Ernst die ihm anvertraute Aufgabe auf ausgezeichnete Weise gelöst hat.

Aber auch im Schoosse der k. k. Central-Commission waren schon wiederholt Verhandlungen über das dringende Bedürfniss einer umfassenden Erhebung der Schäden und Gebrechen des Domes angeknüpft, welche im Herbste des Jahres 1856 durch die k. k. n. ö. Landesbaudirection zu einer vorläufigen Feststellung des Thatbestandes führten und einige Zeit darauf die k. k. Central-Commission veranlassten, bei dem k. k. Ministerium für Cultus und Unterricht weitere Schritte einzuleiten, damit die Vorfrage einer Restauration — das ist die gründliche Untersuchung des Baustandes des Domes in Angriff genommen werde. Diese Blätter endlich — das Organ der k. k. Central-Commission — glaubten den laufenden Jahrgang nicht zweckmässiger eröffnen zu können, als in einem besonderen Aufsatze der in Kunstkreisen lebhaft geführten Erörterung über die Frage der Restauration eine bestimmte Richtung zu geben, die äusserlich wahrgenommenen Gebrechen des Domes zu schildern und die Gesichtspunkte festzustellen, von dem aus eine Restauration des Domes aufgefasst werden muss. Es dürfte dem Verfasser dieser Darstellung zur besonderen Befriedigung gereichen, dass die Hauptpunkte seiner Ansichten in so kurzer Zeit zur Geltung gelangt sind.

Inmitten dieser mannigfachen Regungen that Seine Eminenz der Herr Cardinal-Erzbischof von Wien einen äusserst glücklichen, entscheidenden Schritt. Dieser erhabene Kirchenfürst, dessen Scharfsinn und Weisheit die Bedeutung der dringenden Wünsche aller Kunstfreunde nicht entgehen konnte, richtete an Seine k. k. Apost. Majestät die Bitte, um die Anweisung eines Jahresbeitrages zur Restauration des Domes und um die Genehmigung zur Bildung eines Dombauvereines, dessen Aufgabe es sein soll, durch freiwillige Beiträge die Geldmittel zur würdigen Ausschmückung des Domes zu erhöhen. Seine Eminenz stellte sich damit, wie es der Natur und Würde des Gegenstandes entspricht, an die Spitze des preiswürdigen Unternehmens und folgte dem schönen Beispiele, welches die Kirchenfürsten des Auslandes früher in ähnlichen Fällen gegeben haben.

Auf Antrag des k. k. Ministeriums für Cultus und Unterricht geruhten Seine k. k. Apost. Majestät zur Restauration des Innern und Äussern des St. Stephansdomes — und zwar mit Ausschluss aller Zu- und Umbauten, wie namentlich des Ausbaues des nördlichen Thurmes — einen jährlichen Beitrag von fünfzig Tausend Gulden auf die Dauer von fünf Jahren aus dem Staatsschatze anzuweisen und die Bildung eines Dombauvereines zur Einleitung von freiwilligen Sammlungen (jedoch nur im Inlande) zu genehmigen.

Zugleich ordneten Se. k. k. apost. Majestät die Bildung eines Comité's — bestehend aus Seiner Eminenz dem Herrn Cardinal-Erzbischof Ritter v. Rauscher als Präses desselben, aus einem Abgeordneten des k. k. Ministeriums für Cultus und Unterricht, aus Sr. Excellenz dem Statthalter für Niederösterreich Dr. W. Freiherrn v. Eminger und dem Bürgermeister der Stadt Wien, Dr. J. K. Ritter v. Seiller an, welches nach seinem Zusammentritte sich vorerst mit der Ernennung eines Dombaumeisters zu beschäftigen und sodann eine umfassende Erhebung des Bauzustandes und der inneren Gebrechen des St. Stephansdomes

zu veranlassen hat. Die Bestätigung der Wahl des Dombaumeisters und die Genehmigung der Vorschläge zur Restauration der Kirche hat sich das k. k. Ministerium für Cultus und Unterricht und zwar letzteren Umstand, wahrscheinlich in der weisen Absicht vorbehalten, um das Gutachten der dazu berufenen Organe, sowie das Urtheil der Fachmänner zu vernehmen. Neben diesem Comité unter der unmittelbaren Leitung Sr. Eminenz des Herrn Cardinal-Erzbischofs von Wien wird sich dann der Dombauverein constituiren.

Es kann kein Zweifel sein, dass unter so glücklichen Auspicien das seinem Beginne nahe und sehnlichst erwartete Werk einen glücklichen Fortgang nehmen wird. Die edle und grossmüthige Unterstützung Seiner k. k. Apost. Majestät sichert demselben die wärmste Förderung aller Behörden, der Schutz und Segen der Kirche wird die Gläubigen aneifern nach besten Kraften beizutragen, damit in kürzester Zeit das herrliche Gotteshaus wieder in vollster Pracht und im reichsten Schmucke erglänze; Wien selbst und seine intelligente Gemeinde-Repräsentanz, für welche die Erhaltung des Stephansdomes eine doppelte Bedeutung hat, wird gewiss nicht mit einem nachahmungswürdigen Beispiele seiner bewährten Gesinnungen zurückbleiben.

Die Wissenschaft aber, welche wir in diesen Blättern pflegen, muss vorzugsweise dieses Werk mit Freuden begrüssen, weil sie durch derlei Unternehmungen erst ihren eigentlichen Werth — ihre praktische Bedeutung erhält.

K. W.

Die Vertheidigungskirchen in Siebenbürgen.

Ein Beitrag zur Provinzial-Kunstgeschichte vom Conservator Friedrich Müller. Illustrirt vom Gymnasiallehrer Johann Orendi in Schässburg.

II.

Chor und Schiff erscheinen äusserlich gleich hoch und werden von einem Dache überdeckt. Die auf den Strebepfeilern aufsitzenden Rundbögen laufen um das ganze Gebäude herum. Ein Thurm steht damit nicht in unmittelbarer Verbindung.

Der bedeutendste Vertreter dieser im Ganzen nicht zahlreich vorkommenden Richtung ist die evangelische Kirche von Kaisd (Bezirk Schässburg). Dieser Ort ist höchstwahrscheinlich der Mittelpunkt der meisten deutschen Ansiedlungen gewesen, welche später zum Schässburger Stuhle vereinigt wurden. Der Name des kirchlichen Sprengels (Kisder Capitel) bewahrt noch das Andenken an seine dereinstige Vorortschaft und nur nach langem in der Volksansicht noch vielfach nachzuckendem Streite ist dieselbe endlich an das günstiger gelegene Schässburg übergegangen. In diesen Kämpfen schloss sich Kaisd öfter an die benachbarten Seklergrafen an und erwarb unter anderm durch ihre Fürsprache 1419 von König Sigismund die Bestätigung der selbstständigen Gerichtsbarkeit in Civil- und Criminalprocessen, die erst im Appellationswege nach Schässburg und an die VII Stühle gingen [1]). Das bezügliche Privileg nennt Kaisd eine Stadt, und wirklich mochte der Ort durch seine Ausdehnung und Einwohnerzahl diesen Namen verdienen, der — vielleicht, wie die Sage erzählt, von den nächstgelegenen Dörfern unterstützt — auf der nahen Bergeshöhe eine so tüchtige Burg aufzubauen im Stande war. Aber die Freundschaft des mächtigen Adels konnte nur durch materielle Opfer erworben werden, unter Andern durch gegen das Colonistenrecht verstossende Schenkungen von Grund und Boden an die Beschützer. Um die Mitte des XV. Jahrhunderts befreite der Ort sich von den letzten Spuren dieser kurzsichtigen Politik, indem er 1450 die dem Grafen Simon von Teufelsdorf geschenkten 40 Joch Äcker von dessen Söhnen für 20 Goldgulden zurückkaufte [1]); und von da an erfreute er sich der vielfachen Gunst der Woiwoden und Könige. So bestimmte der Woiwode Johann Pangracz de Dengeley 1470, dass in Zeiten einer allgemeinen Landesinsurrection die Hälfte der Bürger von Kaisd zur Vertheidigung der Burg zurückbleiben sollte [2]); so befreiten König Wladislaus und die Königin Anna in besonderen Freibriefen dieselben 1503 von der Quartierspflicht und allen Gratislieferungen an die Soldaten [3]), ein Vorrecht, welches in sehr gefährlicher Zeit später, 1526, von der Königin Maria erneuert wurde [4]).

Natürlich war eine so rege Bevölkerung auch für die Ausschmückung des Ortes mit Gotteshäusern thätig und der Kaisder erzählt noch mit einem gewissen Stolze, dass in seiner Heimath ehedem fünf Kirchen und Capellen gestanden. Vier davon sind noch mit Sicherheit nachzuweisen, von denen eine — „Klosterkirche“? — unter der Burg, wo noch jährlich Steine aus den Grundmauern herausgegraben werden und frommer Eifer nach der alten verschütteten Glocke sucht,

[1]) Original der betreffenden Urkunde im Kaisder Marktarchiv. Abgedruckt bei Marienburg, Geogr. des Grossh. Siebenb. II, 263.

[1]) Originalurkunde ddo.: *„Segeswar feria tercia proxima ante festum Resurrectionis Domini Anno eiusdem M° CCCC° quinquagesimo“* im Kaisder Marktarchiv.

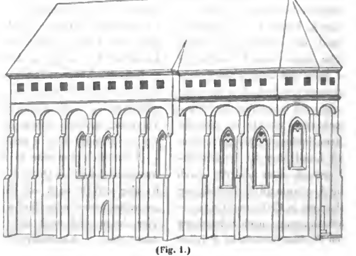
[2]) Originalurkunde ddo. Kaisd.: *„in festo 6 Demetrij martiris Anno Domini Milesimo quadringentesimo septuagesimo“* ebd.

[3]) Beide Urkund. ddo.: *„Bude f. IV, p. p. fest. circumcisionis domini. A. D. M. quingent. tercio“* und *„die dom. dom. p. p. fest. Epiphan. dom.“* desselben Jahres ebd.

[4]) Originalurkunde ddo.: *„Bude Dominica Jubilate A. D. Mil. Quing. Vigesimo Sexto“* ebd.

und eine der heiligen Jungfrau geweihte Capelle ausserhalb des Ortes im Dyrenfeld bis auf wenige Spuren verschwunden sind. Die letztere wurde 1548 Gegenstand eines interessanten Rechtsstreites. Da bei der Reformation alle Feldkirchen beseitigt wurden, so entstand hier die Frage, an wen die zu dieser Capelle gehörige Dotation an liegendem Grunde zu fallen habe, und ein Adeliger Antonius Greb von Klosdorf beanspruchte dieselbe unter dem Vorwande, dass die Capelle sammt ihrer Dotation von einem seiner Vorfahrer gestiftet sei. Da jedoch in mehreren Zeugenverhören die Kaisder die Nichtigkeit jener Behauptung nachwiesen und wahrscheinlich machten, dass jene Capelle vielmehr die Stiftung eines Kaisder Pfarrers Johannes Ringes [1]) sei, überdiess der Kläger bei dem Termine nicht erschien, so sprach der Gerichtshof die Beklagten von der Klage frei und verurtheilte jenen in die Kosten [2]).

Die dritte in Kaisd nachweisbare Kirche ist das sogenannte Spital, welches ohne Zweifel die Stelle der frühern Pfarrkirche einnimmt. Diess wird nicht bloss wahrscheinlich durch die massiven kaum zerstörbaren Mauertrümmer, unter denen ein runder Thurm mit einem Strebepfeiler und zwei im Spitzbogen überwölbte Fenster noch sichtbar sind, und durch die Nähe des gegen die gewöhnliche Sitte von dem jetzigen Pfarrhof weit entfernten Pfarrergartens, sondern auch erwiesen durch die Aussage eines Zeugen in dem obenerwähnten Processe: „er habe bei dem Pfarrer Doktor Martinus zu jener Zeit gedient, als der Pfarrhof noch an dem Ende von Kaisd-Schässburg zu gelegen gewesen“ [3]). Nun stehe in den sächsischen Dörfern überall, wo die Kirche nicht auf einer ausserhalb des Ortes befindlichen Höhe erbaut worden, die Pfarrhöfe unmittelbar an der die Kirche umgebenden Ringmauer — sie gehörten gewissermassen zum Coemeterium und genossen dessen Asylrecht; — in Kaisd ist diess sicherlich auch der Fall gewesen, und erst der Umstand scheint zur Veränderung des Standortes von Kirche und Pfarrhof genöthigt zu haben, dass der früher tiefer im Thale sich concentrirende Ort, vielleicht in Folge der hier



(Fig. 1.)

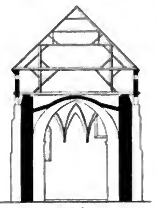
[1]) Sonst nicht nachgewiesen. Einen Petrus Ryngesch verzeichnet die alte Kaisder Capitularmatrik aus dem XV. Jahrhundert.

[2]) Urk. v. 28. April 1531 in einer autheut. Copie im Kaisder Marktarchiv.

[3]) *„Item Laurencius greb de Zolthaw fatetur se inseruisse Dominum doctorem martinum quondam plebanum Kisdensem temporibus illis cum adhuc domus plebani esset in fine Oppidi zazkesd versus Schegeswar.“* Aus dem Orig. ebd.

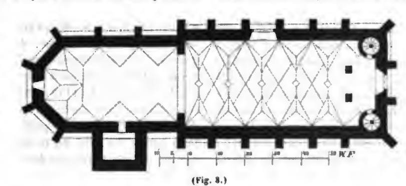
noch jetzt nicht seltenen Erdrutschungen, sich aufwärts gezogen hatte und so die ursprünglich ohne Zweifel in der Mitte angelegte Pfarrkirche ans Ende zu stehen gekommen war. Als dieser Wechsel stattfand, wurden dann die ehemals zu Kirche und Pfarrhof gehörigen Gebäude, indem man dem damals allgemeinen Zuge folgte [1]), in ein Spital umgewandelt und die jetzige Pfarrkirche in den Jahren 1493 bis 1496 erbaut.

Diese neue Kirche, welche ungeachtet der Renovationen von 1649 und 1733 ihr altes Gepräge fast vollständig erhalten hat und sich noch immer durch ihre Festigkeit ausgezeichnet, gehört nun zu den grössten Repräsentanten des hier in Rede stehenden Styles. (Fig. 1.) Ihr Äusseres sieht ganz kriegerisch aus: drei und zwanzig jener Bögen schwingen sich um Chor und Schiff von Strebepfeiler zu Strebepfeiler, und die dadurch entstehende 1′ 6″ starke Mauerfläche wird über dem daran hinlaufenden Gesimse von mehr als vierzig viereckigen Schiessscharten durchbrochen und dient, wie aus dem Durchschnitte (Fig. 2) ersichtlich, durch ein Kranzgesimse abgeschlossen dem Sparrenwerke des in senkrechter Höhe 24′ messenden Daches zur Unterlage, dessen Hauptlast jedoch durch Säulen und Bundträme auf der eigentlichen Umfassungsmauer ruht, welche unten 4′, oben im Chor 3′ 6″, im Schiff 3′ stark ist. Durch eine kleine Einziehung der Füllmauern an ihrem obern Ende wird die Öffnung für die Pechscharten gewonnen, welche die ganze Breite der Bogenwölbung einnehmen. Die Umfassungsmauern selbst werden im Chor und Schiff von je fünf ungleich hohen in gewöhnlichen Spitzbogen überwölbten Fenstern mit flachen Schmiegen durchbrochen, deren Krönungen mit spätgothischem, aus Kreisen, Drei- und Vierbögen und verschobenen Vierpässen bunt zusammengesetzten Masswerk ausgefüllt erscheinen. Der



(Fig. 2.)

[1]) Vergl. des Verf. Aufsatz: „Geschichte der siebenb. Hospitäler bis zum Jahre 1625“ im Schässburger Gymnasialprogramm 1856, p. 18 u. speciell über das Kaisder Spital und dessen Geschichte ebend. 42, 43.


(Fig. 8.)

Grundriss Fig. 4) ist sebr einfach: der wenig eingezogene, dreiseitig aus dem Achteck geschlossene Chor verhält sich zum Schiffe wie 3 zu 5; jenes hat im Liehten gemessen eine Länge von 50′ 6″ auf 26′ 9″ Breite, dieses 67′ Länge auf 32′ 9″ Breite, so dass demnach die ganze Länge des Gebäudes 117′ 6″ beträgt. Ein nicht geschmacklos combinirtes Gurtgewölbe, dessen Rippen im Chor auf saubern ungleich-profilirten Kranzsteinen im Schiff auf zehn canellirten Wandpfeilern ansetzen, überdeckt das Ganze und erhebt sich in wappengeschmückten Schlusssteinen 24 his zu 37′ Höhe [1]). Nur in einem Theile des Chores hat das alte Gurtgewölbe bei einer jüngern Restauration einem störenden Tonnengewölbe weichen müssen. An dem Westende der Kirche ruht auf zwei viereckigen Pfeilern die Empore für die Orgel, und in den beiden Ecken leiten correspondirende Wendeltreppen unter das Dach. Im Äussern halten zweiundzwanzig Strebepfeiler das Ganze zusammen, von denen die meisten 2′ 9″ breit und 3′ 6″ tief, jene an den Ecken stärker sind. An der Nordseite des Chores ist die geräumige Sacristei angefügt, deren Mauern (später) zu einem ziemlich hohen Thurm ausgebaut sind. Zwei Portale gewähren den Eingang in das Schiff, eine Thüre ist später in die östliche Schlussmauer des Chores gebrochen worden. Das südliche Portal ist im gedrückten Spitzbogen überwölbt und zeigt eine zwar einfache aber gefällige Profilirung (eine Hohlkehle durch Kanten von zwei sie einfassenden Halbsäulen getrennt) und schöne Proportionen (auf 5′ Weite 10′ 2″ Höhe). Im Innern verdienen Orgel und Altar (1735) kaum Erwähnung; dagegen hat sich an der rechten Seite des Chores der obere Theil eines recht hübsch entworfenen Sacramenthäuschens neben den Grabsteinen des Pfarrers Michael Conradus (†8. Febr. 1572), Lucas Kuschius († 26. Sept. 1631) und Martin Rosalerus († 21. Aug. 1650) erhalten. Die Glocken, welche in einem neben der Kirche in der Ringmauer stehenden Thurme hängen, sind jünger (1715, 1775 und 1784) und ohne besonderen Kunstwerth. Doch verdienen unter den zur Kirche gehörigen Geräthen vier alte von hohem Metall- und Kunstwerth um so mehr hervorgehoben zu werden, als sie zugleich über die Widmung derselben Nachricht geben. In ihrer Form bieten sie im Allgemeinen nichts vom Gewöhnlichen Abweichendes: ein rosenförmiger Fuss verjüngt sich allmälig zum Schafte, dieser fasst sich in einen Knauf zusammen, über welchem die eigentliche Kelchschaale steht; aber die Ausführung ist äusserst zierlich und namentlich bedecken den Sockel desselben drei grössere ciselirte Figuren in bunter Mannigfaltigkeit und meist nicht schlechtem Geschmack.

An dem grössten bemerken wir in einem umstrahlten Kreuz eine nach lateinischem Ritus zum Segen erhobene Hand und zwei M in Mönchsminuskeln quer durcheinander geschlungen (vielleicht Maria mater) und am Knaufe die Inschrift:

maria n v
hilf got
a b c d e p q [1]);

am zweiten einen König mit Kreuz und Reichsapfel (S. Stephan), einen zweiten mit Schwert und Rad (S. Donatus), Maria mit dem Jesuskinde von Arabesken, Monogrammen und netter Filigranarbeit umgehen, ohne eigentliche Inschrift;

am dritten einen König mit dem Mantel über der Schulter, Scepter und Reichsapfel in der Hand, einen andern in Ritterrüstung mit dem Mantel darüber, das Scepter in der Hand, und einen dritten mit Streitaxt und Reichsapfel, an der Schaale selbst unter einem Filigrankranz die Umschrift in Mönchminuskel: *Kalix. Sancti . regis . Stephani . in . Kyzd*;

der vierte ist ohne Schrift und Bild und minder bedeutend.

Ging demnach die Widmung dieser Kirche schon aus dem dritten dieser Kelche mit Wahrscheinlichkeit hervor, so wird dieses gewiss durch zwei Urkunden, welche zugleich die Zeit des Baues unwiderleglich feststellen, bestätigt. Letztere war bisher bloss durch eine an der äussern Chorwand lesbare alte Jahrzahl, 1496, welche sich vor einigen Jahren auch in einem alten Dachziegel eingeritzt vorfand, und durch den allgemeinen Charakter des Gebäudes unterstützt wurde, bezeichnet. Jene beiden Schriftstücke besitzen für die Geschichte der siebenbürgischen Kirchenbaukunst um so grösseren Werth, je seltener bier in der Regel schriftliche Zeugnisse zur öffentlichen Kenntniss gelangen, welche die Baugeschichte älterer Werke beleuchten. Beide datiren aus

[1]) Bei der Höhe und dem groben Verputze dieser Wappen ist es kaum möglich, Näheres darüber zu sagen. Die gekreuzten Schwerter Hermannstadts und einige Zunftwappen sind darunter. Das Ortswappen wurde wahrscheinlich im Chor angebracht.

[1]) Das Alphabet, ganz oder theilweise, ordentlich oder verwirrt, erscheint auch auf siebenbürgischen Glocken, so an der Feldorfer von 1496: J. N. R. J. 1. 4. 9. 6, r q p n m h a a b c d e f g k; an der von Neustadt im Burzenland; vergl. Marienburg, Geogr. II., 334 u. sonst. deutsche Glockeninschriften in Nadesch, Sächsisch-Pinn.

dem Jahre 1493; in dem ersten befreit der Woiwode Bartholomäus Dragfy de Belthewk die Kaisder auf die Zeit, als sie mit der Erbauung ihrer neuen S. Stephanskirche beschäftigt sind, von der Pflicht der Heeresfolge [1]; in dem zweiten bevollmächtigt derselbe das Amt von Kaisd, alle, die sich währed des Kirchenbaues widerspenstig zeigten, gefangen zu setzen und deren Vermögen für den Baufond einzuziehen [2]). Demnach dauerte der Bau, da man 1493 erst anfing, vier Jahre; und das in dem Dachziegel, als derselbe noch in weichem Zustande sich befand, eingeritzte Jahr 1496 kann füglich als Vollendungszeit des Äussern angesehen werden.

Es darf nicht wundern, dass die Baulust der Bürger von Kaisd, wie aus beiden Urkunden hervorzugehen scheint, damals nicht eben gross gewesen; das Jahr, in welchem die Türken beim rothen Thurm einfielen und mehrere Tage lang das Sachsenland verwüsteten, mochte wohl kaum einladend zu solchen Unternehmungen sein. Pfarrer war damals in Kaisd Johannes von Kohor, oder Iheronimus von Schässburg, da die alte Kaisder Capitularmatrik unentschieden lässt, ob letzterer 1494 gestorben oder zum Amte gelangt sei. Nach seinem Abgange wurde in seine Stelle eine in den Annalen der siebenbürgischen Kirchengeschichte nicht unberühmte Persönlichkeit gewählt, Johann Polner, der zwischen den Jahren 1503 und 1538 gleichzeitig als Pfarrer in Kaisd, Bischof von Neutra und Secretär des Königs bezeugt wird. Mit seiner Unterschrift befindet sich im Kaisder Marktarchiv ein Inventar der zur Kaisder Pfarrkirche gehörigen Grundstücke aus dem Jahre 1538, woraus hervorgeht, dass dieselbe damals an Äckern 21 Joch besass [3]). Der Baccalaureus Ägidius Hermann war der erste protestantische Pfarrer derselben.

Die Entschiedenheit und Reinheit, womit der bezeichnete Styl in der Kaisder Kirche durchgeführt ist, lässt schliessen, dass der sonst nicht bekannte Baumeister dabei nicht erst experimentirt, sondern demselben eine Reihe ähnlicher Anlagen bereits zum Muster gedient habe. Auch stand das Werk nicht lange vereinzelt. In dem nahen Klosdorf (Bez. Schässburg) erhob sich kaum ein Menschenalter später eine Kirche, deren Vorbild die Kaisder gewesen ist. Klosdorf gehörte mit den benachbarten Orten Kreuz und Meschendorf seit unbestimmten Zeiten zur Dotation der unter Bela III. (1173—1197) gestifteten Cistercienser-Abtei Kerz und wurde erst spät (1264 und 1322) [1]) mit dem Hermannstädter Gau in politischer Beziehung vereinigt. Doch behielt die Abtei das Recht, die Richter einzusetzen, wie sie auf die Besorgung der Pfarrgeschäfte wohl lange Zeit Einfluss nahm. Der bezügliche Geistliche in Klosdorf erscheint blos als sacerdos und rector [2]), Ausdrücke welche von den gewählten, in vielen Beziehungen selbst vom Domcapitel unabhängigen Pfarrer der übrigen sächsischen Orte *(plebani)* in der Regel nicht vorkommen. Ja, es ist nicht unwahrscheinlich, dass erst mit der Aufhebung der Abtei (1477) [3]) auch die kirchliche Vereinigung dieser Güter mit dem Nationalkörper erfolgte und deren Pfarrer vollberechtigt in den Kaisder Capitularverband eintreten. Von der ältesten Kirche in Klosdorf hat sich blos die Glockeninschrift erhalten, welche auf die 1830 und 1855 neugegossenen Glocken schriftbildlich herübergenommen wurde. Sie gehörte den Schriftzügen zufolge dem frühen XIII. Jahrhundert an und lautet: *champana sancti georgii tetra gramaton.* M. 1. 8Σ [4]). Am Anfange des XVI. Jahrhunderts wurde ein Neubau nothwendig, und bei der Nähe von Kaisd war es natürlich, dass man den dortigen Bau zum Muster nahm [5]). So entstand 1524 die jetzige, wahrscheinlich (wie jene Glocke) dem h. Nikolaus, von dem auch das Dorf seinen Namen trägt, gewidmete Kirche. Sie behält im Ganzen den Charakter der Kaisder bei, von welcher sie sich

---

[1]) *„Oppidum Zaarkyzdy vocatum, Ciuesque in eodem existentes, ex eo quod ipsi Ciues in eodem oppido ex nostro consensu et annuentia ecclesiam in honore beatiy Regis Stephani. de Nouo fundare et edificare vellent et niterentur, ab onere cuiuscunque Belli seu ingressus quorumlibet exercituum contra Turcos instaurandorum infra videlicet edificacionem prefate ecclesie exemptos fecimus et supportatos . . Datum in oppido Kewhalom die dominico p. a. fest. Natiuitat. B. Joh. Bapt. A. D. Mil. Quadring. Nonag: Tercio.“* Orig. Papierurk. im Kaisder Marktarchiv.

[2]) *„. . , mandamus quatenus . . . quamprimum bono ordine fieri poterit, eandem ecclesiam, a sua fundamento inchoare et incipere, laboresque eiusdem vsque finalem consupercuationem continuare casu quo si qui ex vobis huiusmodi operi salutifero et salubri vestre intencioni contradictores forent uel quoquomodo contemptores, vel si qui eciam ab huiusmodi onere laboris eiusdem ecclesie sese ad loca alia transferrent moraturi, vel Iudicem aut aliquos ex vobis, qui videlicet hoc salutifere opus consumare intenderent, minarentur, Extunc omnes tales in personis eorum captiuare et detinere, capitque et personas eorum nobis conseruare et tenere vniuersasque Res illorum talium, a minimo vsque ad maximum, occupare occupatasque ad labores illius ecclesie per vos inchoande reponere et supererogare debeatis et teneamini.“* Ebd.

[3]) Das Instrument beginnt: *„Item Anno Domini Millesimo Quingentesimo Trigesimo octauo Signati sunt agri in Territorio Kyzd pro ecclesia pertinentes“* und ist unterzeichnet: *„M. Jo. Polner Pleb. Kyzd. et Secret. Reg.“* und existirt a. a. O. in zwei authent. Abschriften von 1638 u. 1757.

[1]) G. d. Teutsch, Gesch. der Sieb. Sachsen. 76. 102. Später ging die Steuer dieser drei Orte an die Landskron *(castrum Talmats)* Urk. v. 1418 u. 1427 im Nat. Arch. Nr. 28, 31.

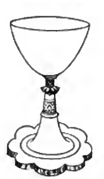
[2]) Urk. im Karlsburger Landesarchiv. In einer im Gubernialarchiv befindlichen Abschrift registrirt: *„Protestatio Conradi Sacerdotis et Rectoris in villa Nicolai contra Johannem sacerdotem ipsum turbare conantem institutum.“*

[3]) Teutsch a. a. O. 232. Die Kisder Capitularmatrik gibt vor 1501 uns die Namen von drei Pfarren in Klosdorf an, was zu dieser Berechnung stimmt.

[4]) Ich hoffe später ein genaues Bild dieser in ihren vier letzten Zeichen mir räthselhaften Inschrift mittheilen zu können.

[5]) Sonst eifersüchteln die Nachbarn seit alten Zeiten mit einander. Die Kaisder behaupten, Klosdorf sei auf ihrer Mark entstanden, was insofern vielleicht auch richtig sein mag, als wahrscheinlich sowohl der alte Kaisder wie der Mediascher u. Hermannstädter Stuhl bei der für die Abtei auszuweisenden Dotation Theile ihrer Prädien — unaufgetheilte Gebietsstrecken — zu diesem Zwecke ausschieden. Über die vor der Stiftung eines Cistercienser-Klosters erforderliche Deckung seines Unterhaltes durch die Stifter (demnach hier die Colonisten und der König) vergl. Mittheilungen der k. k. Centralcomm. 1856. 235. So erscheinen in einer königl. Urk. v. 1469 die sieben Stühle als *„ex antiquo eorum Priuilegio veri Patroni eiusdem Abbatiae.“* Nationalarchiv, Nr. 323.

jedoch dadurch unterscheidet, dass Chor und Schiff im Äussern gar nicht, im Innern blos durch zwei plumpe Wandpfeiler, auf denen der Triumphbogen ansetzt, getrennt sind, kein Thurm sich findet und nur eine in der südwestlichen Ecke angebrachte Wendeltreppe unter das Dach führt. Alles Übrige ist analog: rings um das Gebäude schwingen jene charakteristischen Bögen, hier schwarz und weiss angestrichen sich über den sechs spitzbogig gewölbten Fenstern von einem Strebebogen zum andern; die dadurch gestützte Mauer wird über einem Gesimse von viereckigen Schiessscharten durchbrochen und durch ein Kranzgesims abgeschlossen, der Chorschluss ist dreiseitig etc. Der Raum ist äusserlich sehr regelmässig vertheilt, so dass der Abstand der ersten Absätze der Strebepfeiler in gleicher Höhe mit der untern Fensterschräge von dem zweiten Absatze, zugleich dem Einsatzpunkte der Bögen, ebensoviel beträgt, als die Entfernung von dort bis zum Kranzgesimse. Das ganze Gebäude misst in die Länge 57′ 6″ in die Breite 21′, von jener kommen 35′ 9″ auf das Schiff, 21′ 9″ auf den Chor. Bei den verhältnissmässig geringen Dimensionen ist schon die Mauerstärke von 2′ 9″ unten und 2′ 3″ oben, gross zu nennen. Ein einziges im platten Kleeblattbogen überwölbtes Portal, 3′ 6″ weit, 6′ 8″ hoch, öffnet von Westen her den Eingang in die von einem Tonnengewölbe mit Schildern überwölbte Kirche, deren Inneres ausser einem Steinkästchen, an welchem über den Wappen von Klosdorf die Jahrzahl 1524 angebracht ist und dem rechts im Schiff befindlichen verdeckten Brunnen nichts Bemerkenswerthes bietet. Der letzte trat hier entweder an die Stelle des in Cistercienserklöstern gewöhnlichen Brunnenhauses im Kreuzgange in die Kirche selbst oder diente ebenfalls dem Zwecke der Vertheidigungsfähigkeit. Dagegen ist auch hier in einigen zum Altardienst gehörigen Geräthen der Kunst- und Culturgeschichte dankenswerther Stoff erhalten. Hieher sind zu zählen ausser dem alten Kelche mit der den Schriftzügen zu Folge über den Anfang des XV. Jahrhunderts hinaufreichenden Inschrift: *„seprlchrrm cristi nos pro“* und am Schafte: *„s. petri“* (Fig. 4 und 5) vornehmlich einige ganz oder theilweise noch erhaltene Messgewänder. Davon ist ganz erhalten ein roth grundirtes reichgeblümtes, mit blauem Futter vorn mit einem breiten Kreuz aus Silberborten, in welchem ein grüner Baum mit Blumen am Schafte hinläuft. Am Fusse desselben erscheinen drei Frauen (Marien) und ein Geistlicher, oben der Gekreuzigte und darüber Gott selbst in Wolken. Hinten ist ein einfaches Kreuz angebracht. Von zwei andern ähnlichen sind die Kreuze mit in Seide genähten bildlichen Darstellungen aufbewahrt worden; auf dem ersten finden wir von oben nach unten den kreuztragenden Heiland, die Dornenkrönung, die Kreuzigung, die Grablegung, Christus unter seinen Jüngern, Judas mit dem Beutel, den Ölberg; auf dem zweiten jetzt zur Altarbekleidung benützten: Maria mit dem Jesukinde, anbetende Frauen zu beiden Seiten, und S. Katharina. Eben so bewahrte der Raum über dem Kirchengewölbe bis vor Kurzem noch wie die Kirche von Schweischer die zum Herabwerfen bestimmten Steine und herbergt noch jetzt manche Erinnerungszeichen an die kriegerische Bestimmung desselben: Harnische, Helme und eine hübsch gearbeitete Streitaxt, welche selbst den jüngsten, für dergleichen Alterthümer gefährlichen Zeiten der Zerstörung entgangen sind. Die 1576 gegossene Glocke bezeichnet mit ihrer Umschrift: *verbum domini manet in aeternum. opus georgius leffler 1.5.7.6* bereits den Übergang der Kirche an den protestantischen Gottesdienst.



(Fig. 4.)

✝SEPVLCHROMCRISTINOSPRO
S P E T R

(Fig. 5.)

(Schluss folgt.)

Die Kroninsignien Böhmens.

Von **Franz Bock**, Conservator des erzbischöflichen Museums in Cöln.

I.

Die Krone Karl's IV.

Wir haben in diesen Blättern den Versuch gemacht, als Einleitung zu einem grösseren kunsthistorischen Werke, das auf Allerhöchsten Befehl in der k. k. Hof- und Staatsdruckerei erscheinen soll, eine kurzgefasste Beschreibung „der Kleinodien des heiligen deutschen römischen Reiches“ vorauszuschicken, und haben in den letzten Heften auch die Kroninsignien Ungarns, da sie ebenfalls dem Mittelalter angehören, zum Gegenstande einer vorläufigen Besprechung gemacht. Da nun in dem vierten Theile unseres Werkes als Parallele zu den altehrwürdigen Reichskleinodien der deutschen Kaiser die Aufgabe gestellt ist, jene übrigen Insignien in vergleichender Beschreibung näher zu erläutern, die ebenfalls, aus den Tagen des Mittelalters

stammend, zu dem deutschen Reiche in engster Beziehung standen: so erübrigt es noch, in den nachfolgenden Artikeln die Kroninsignien Böhmens und der Lombardei, insofern sie chronologisch den deutschen Reichskleinodien analog sind, einer kurzen Beschreibung in allgemeinen Umrissen zu unterwerfen. Dank der unschätzbaren Erlaubniss des hohen Ministerium des Innern wurde behufs der stylgetreuen Abzeichnung und Beschreibung eigends die feierliche Eröffnung des böhmischen Kronschatzes am 23. Mai d. J. vorgenommen und, offen gestanden, hatten wir uns der frohen Hoffnung hingegeben, auf mündliche Aussagen gestützt, jene Kleinodien in primitiver Form vorzufinden, die Karl IV., der Luxemburger, nachweisbar für sich und seine Nachkommen auf dem Throne Böhmens hatte anfertigen lassen. Bei der Eröffnung jedoch stellte es sich heraus, dass von den verschiedenen Kleinodien nur allein noch die Krone die Tage Kaiser Karl's IV. als ihre Entstehungszeit beanspruchen konnte. Das Scepter, der Reichsapfel sammt Pluviale und Stole gehören offenbar der Zeit Rudolf's II. an, der in Hinsicht seiner artistischen Unternehmungen ein zweiter Karl IV. für Böhmen und insbesondere für Prag genannt zu werden verdient. Da unsere Aufgabe nur darin besteht, die Kroninsignien des Mittelalters, insofern sie in näherer Beziehung zu den deutschen Reichskleinodien stehen, in den Bereich einer näheren Beschreibung zu ziehen, so mag es gestattet sein, im Folgenden die Kroninsignien Böhmens, die dem Ausgange der Renaissance bereits angehören, bloss flüchtig zu skizziren und bei der Beschreibung der äusserst merkwürdigen und gut erhaltenen Krone Karl's IV. länger zu verweilen.

Die böhmische Krone ist (vgl. Fig. 1) wie überhaupt die älteren Kronen in Kreisform angelegt und imitirt die alte Form des Diadems, das in der ältesten Zeit bloss aus einem einfachen Stirnreif *(circulus, regnum)* bestand, und in der Spätzeit des Mittelalters durch einzelne Aufsätze (Zinken *pinnae*) und durch Einfügung eines einfachen oder Doppelbogens formell weiter entwickelt und ornamentirt wurde. Dieses runde Stirnband misst an der böhmischen Krone zwischen 19—20 Centim. im Durchmesser, und hat das Stirnband selbst in seiner grössten Breite eine Ausdehnung von 4 Centim. 8 Millim. Dasselbe besteht aus vier beweglichen ausgerundeten Compartimenten, wovon jedes in seiner Ausbiegung 6 Centim. misst. Diese vier zerlegbaren [1]) Theile der Krone greifen gegenseitig durch Charniere in einander, durch welche zur Befestigung ein unten umgebogener Goldstift gezogen ist, der auf seiner Spitze mit einem blassrothen Rubin knopfförmig verziert ist. Durch diese beweglichen Charniere hat der Künstler es erzielen wollen, dass die Krone vorkommenden Falles durch einen leisen Druck entweder verengert oder erweitert werden konnte. Auch liess es die angedeutete Einrichtung zu, dass bei grösseren Reisen die Krone schnell in einzelne Theile zerlegt und leichter verpackt werden konnte. Auf jedem einzelnen dieser vier Compartimente erhebt sich in der Mitte, aus dem Stirnreifen allmählig heransteigend, ein stattliches Ornament in Form einer mittelalterlichen Lilie (fleur de lis), die in ihrer grössten Ausdehnung 12 Centim. misst bei einer gleichen Breite. Wie das bei den meisten Kronen des Mittelalters der Fall ist, wird dieselbe von einem Doppelbogen (arcus) überragt. Auf dem Durchkreuzungspunkte dieses, 2 Centim. 7. Millim.



(Fig 1.)

[1]) Eine ähnliche Vorrichtung findet sich ja auch an der altdeutschen Kaiserkrone, die sich nach dieser Weise in 8 Theile zerlegen lässt.

breiten Doppelbogens erhebt sich ein lateinisches Kreuz in Form jenes Kreuzes, wie es heute noch die Ritter des deutschen Ordens führen, dessen grösste Ausdehnung 8 Centim. beträgt. Im Innern der böhmischen Krone ist jetzt ein unbewegliches Häubchen („pileus“) eingefügt, das unmittelbar in seiner äussern Rundung bis unter den Bügel ansteigt.

Nach diesen allgemeineren Andeutungen über die Grundform der Krone Karl's IV. wollen wir jetzt zur Beschreibung der einzelnen Theile derselben übergehen und bemerken zu diesem Behufe, dass jenes Compartiment, bestehend aus einem vierten Theile des Kreises, welches sich unmittelbar über der Stirne als Fronton befindet, durch die vermehrte Zahl der ungeschliffenen Edelsteine reicher vor den übrigen sich auszeichnet.

An dieser „latus frontalis“ befindet sich nämlich in dem Stirnreifen, unmittelbar unterhalb der Lilie ein prachtvoller ungeschliffener Saphir von hellstem Wasser, der in seiner grössten Ausdehnung fast 5 Centim. misst und an Gewicht mehr als 40 Karat hat. Von beiden Seiten dieses ziemlich regelmässig geformten Saphirs sind durch Stellung von 5 ungeschliffenen „rubis balais“ (balassus) auf der Fläche des Stirnbandes zwei Kreuze imitirt, die zu correspondiren scheinen mit der Formirung eines dritten Kreuzes, das auf der „fleur de lis“ durch grössere blassrothe Rubine dadurch erzielt wurde, dass der Künstler den mittleren grössern Rubin durch vier andere gleichnamige Edelsteine quadratisch umstellte. Jener „faber argentarius“, dem bekanntlich in Abwesenheit Karl's IV. im Auftrage der Königin Blanka vorstehendes Kunstwerk zur Ausführung übergeben wurde, scheint absichtlich sein Kunstwerk auf das Haupt eines Königs berechnet zu haben, der sich mit Auszeichnung ein christlicher zu sein rühmte. Er hat daher nicht ohne Absicht durch die symmetrische Stellung der Steine drei Kreuze an der vorderen Hauptseite der Krone erzielen wollen, sondern er hat auch seinem Kunstwerke auf seiner höchsten Spitze ein Kreuz eingefügt, dass in seiner Durchbrechung abermals ein kleineres Kreuzchen in Form einer kostbaren, geschittenen Camée zum Vorschein treten lässt, die, mit der Darstellung des Gekreuzigten als Basrelief in älterer byzantinischer Auffassung geschmückt, es deutlich erkennen lässt, dass dieser in Relief geschnittene Stein von jener älteren Krone herüber genommen wurde, womit, der Angabe älterer Schriftsteller zufolge, die Krone des heiligen Wenzel geschmückt war, deren Material irrthümlicher Weise von der Königin Blanka zu der vorliegenden Krone verwendet wurde. Auch die viermalige Anbringung der „fleur de lis“ scheint nicht ohne Absicht von dem Künstler gewählt worden zu sein; denn bekanntlich war die francica oder francisca, die bereits unter Ludwig IX. in dem Wappen von Frankreich nachweislich vorkömmt und die er als beliebtes Ornament von den Kreuzzügen heimgebracht das ganze Mittelalter hindurch als Symbo der Mutter Gottes auch meist ornamental angewandt. Auch der ganze Habitus der Krone ist durchaus ein mittelalterlicher und offenbar conform gehalten mit der älteren französischen Krone der Könige aus dem Hause Valois, die bis zur französischen Revolution im Schatze der königlichen Grabeskirche zu St. Denis aufbewahrt wurde. Auch diese war, älteren Beschreibungen zu Folge, über dem Stirnreif vierfach mit Anbringung der francisca oder francica geziert, deren Formbildung vollständig identisch ist mit der fleur de lis, die auf den vier Seiten der böhmischen Krone, wie oben bemerkt, angebracht ist. (Vergl. obigen Holzschnitt.) Es kann diese Identität nicht auffallend erscheinen, indem es so zu sagen die feststehende, conventionelle Ornamentation der Kronen der christlichen Könige des Occidentes gegen Schluss des XIII. und im Laufe des XIV. Jahrhunderts war. Auch darf es nicht ausser Acht gelassen werden, dass die Gemahlin Karl's IV., in deren Auftrag und Leitung bekanntlich die Krone angefertigt wurde, eine französische Prinzessin war aus dem Hause der Valois, und dass es nicht unwahrscheinlich ist, dass unter dem bestimmenden Einflusse der Königin der „opifex“ die vorstehende Form gewählt hat. Wir unterlassen es nicht als Parallele zur Krone Karl's IV. noch darauf hinzuweisen, dass auch vollkommen analog mit der vorliegenden böhmischen Krone jenes Diadem geformt ist, das sich aus dem Beginne des XIV. Jahrhunderts als „corona funeralis“ in dem Grabe einer ungarischen Königstochter von dem neapolitanischen Geschlechte der Anjou vorgefunden hat und heute noch im Nationalmuseum zu Pesth aufbewahrt wird; dieses Diadem ist jedoch im Achteck gehalten und ist keine corona clausa, sondern eine corona aperta, indem an derselben der überspannte Doppelbogen gänzlich fehlt. Auch hat diese Krone statt der Zinken in Form von dreieckigen Giebelfeldern auf dem Stirnreif jedesmal eine francisca, die vollständig conform ist mit der oben besprochenen fleur de lis an der böhmischen Krone. Dessgleichen findet sich in der reichen Schatzkammer des ehemaligen kaiserlichen Krönungsstiftes „Unserer Lieben Frau“ zu Aachen und zwar auf jenem kostbaren Brustbilde, das als reliquiarium den Schädel Karl's des Grossen birgt, eine Krone, die frappant ähnlich hinsichtlich ihres äusseren Aufrisses und ihrer decorativen Ausstattung mit der in Rede stehenden böhmischen Krone gehalten ist. Auch diese zeigt auf dem Stirnband die vier Lilien in derselben Formation, wie sie an der Krone Karl's IV. vorkommen und es fehlt auch hier der Doppelbogen.

Dieselbe eben beschriebene Ornamentationsweise, die auf eine Effectwirkung in die Ferne berechnet ist, ist auch consequent an den drei übrigen Compartimenten der Krone befolgt, jedoch mit dem Unterschiede, dass in dem untern Stirnreif statt der Formation von zwei Kreuzen durch fünf Rubis balais hier gleichmässig drei grössere, derb gefasste ungeschliffene Edelsteine in Farbe, abwechselnd zu drei und drei horizontal gestellt, angewandt sind. Auf den drei andern Lilien hat der Künstler ebenfalls den Schmuck der edlen Steine und die Stellung derselben so anzubringen gewusst,

dass dadurch ebenfalls wieder, wie schon oben bemerkt, die Kreuzesform erzielt wird. Sämmtliche vier Marienlilien finden in einer regelmässig geformten orientalischen Perle (perle bouton) von bedeutendem Umfange ihren Abschluss, und zwar sind diese Perlen auf den überhöhten Spitzen der francica so gestellt, dass sie durch ein aufgenietetes Goldblech in einem blätterförmigen Ornament einen zierlichen Hintergrund erhalten. Die durchbohrte Perle wird nach vorne hin befestigt durch ein Goldknöpfchen, das im Innern mit einem kleinen Smaragd geschmückt ist. Was nun die Anbringung der ungeschliffenen Edelsteine betrifft, so muss gesagt werden, dass es der Künstler nicht verstanden hat, hinsichtlich der Fassung, die er wählte, die Einfügung des reichen Steinschmuckes so zu gestalten, dass sie der böhmischen Krone als hellglänzende Zierde diente. Es hat nämlich der „aurifaber“ seine prachtvollen Saphire und Rubine nicht en jour gefasst und sie vermittelst einer Cordonirung auf dem darunter ausgeschnittenen Goldbleche aufgesetzt, wodurch er ähnlich wie an der deutschen Krone ihre schimmernde Durchsichtigkeit gewahrt hätte, sondern er hat unbegreiflicher Weise seine Edelsteine von bedeutendem Umfange in Goldkästen (lectulum) gefasst, die sich nach hinten trichterförmig zuspitzen und noch zudem auf einen quadratischen Sockel in einer Weise aufgefügt sind, dass die Fassung allein ohne Stein oft 1½—2 Centimetres hoch auf der Stirnplatte und auf den Lilien hervorragt. Es ist nicht zu verkennen, dass dadurch zwar die Steine effectvoll und kräftig hervortreten, dass aber auch zugleich durch die Fassung die Durchsichtigkeit derselben gänzlich verloren geht und der Krone im Ganzen ein schwerfälliges unbeholfenes Äussere verliehen wird. Auch lässt es sich nicht in Abrede stellen, dass durch die schwere Fassung der Steine und durch die Dicke des Goldbleches eine übermässige Schwere unnöthiger Weise herbeigeführt worden ist [1]). Die Ornamentation und Fassung der Steine auf den schmäleren Goldblechen des sich durchkreuzenden Doppelbogens ist viel zierlicher und feiner. Es befinden sich nämlich auf den schmalen Goldstreifen dieser Doppelbögen in der oben angegebenen Breite drei schmälere Goldbleche aufgenietet, wovon die beiden grösseren eine Länge von 3 Centim. 8 Millim. haben, bei einer Breite von 1½ Centim. Auf jedem einzelnen der Viertelkreise, wodurch der Doppelbogen gebildet wird, zeigen sich zwei grössere solcher aufgenieteten Goldbleche von einem Filigranringe contourirt, die jedesmal eine kleinere quadratische Metallplatte einfassen, auf welcher entweder ein orientalischer Rubin oder ein Smaragd von vier grösseren Perlen umgeben, eingefasst ist. Auf dem grösseren Goldbleche erblickt man als Ornamente in kleineren Goldkapseln gefasst 5 Edelsteine von derselben Qualität, von denen der mittlere grössere ein Rubin oder Smaragd abwechselnd ist, der auf beiden Seiten von vier kleineren Edelsteinen in abwechselnder Farbe umstellt wird. Diese drei schmäleren Goldstreifen als Unterlage für die Steinfassung sind durch Charniere filigranförmig ausgearbeitet, mit einander verbunden und scheinen dieselben nicht primitiv der Krone gehört zu haben, sondern etwas später als Ornament auf den unterliegenden breiteren Metallstreifen aufgenietet worden zu sein. Auf dem Scheitelpunkte der sich durchkreuzenden Bogen ist, wie oben bereits bemerkt, das Zeichen der Erlösung in Form eines Deutschritter-Kreuzes auf eine einfache Weise eingefügt. Dieses Kreuzchen, auf seinen Flächen glatt gehalten, hat eine Dicke von kaum ½ Centimeter. Die beiden Querbalken desselben sind mit einem bohnenförmigen blassen Rubin verziert; auf der Spitze desselben befindet sich ein Saphir von ziemlich regelmässiger Bildung. Auf den Flachseiten der Dicke dieses Deutschordenskreuzes liest man in gothischen Majuskelschriften folgendes Legendarium: „hic est spina de corona domini.“ Die Inschrift besagt also, dass das Kreuz, welches die böhmische Krone überragt, als eine Art reliquiarium zu betrachten sei, in dessen innerer Höhlung sich ein Dorn von der Krone Christi befinden soll. Diese Reliquie ist jedoch nach aussen hin heute nicht ersichtlich. Der unstreitig älteste Bruchtheil der Krone besteht aus einem in Relief geschnittenen Saphir, ein kleines Kreuzchen formirend, 2½ Centim. lang, mit gleich langen Querbalken, das auf seiner äussern Fläche als Basrelief heraustretend, die Darstellung des Gekreuzigten in byzantinischer Auffassungsweise zeigt, stehend auf dem „suppedaneum“, mit geradlinig ausgebreiteten Armen, nach dem Spruche: „stabat Christus benedicens in cruce.“ Wie das bei den meisten Byzantinern der Fall ist, befinden sich zur Seite des Gekreuzigten, um anzuzeigen, dass der Heiland der Herr des Weltalls ist, die allegorischen Halbfiguren von Sonne und Mond, die beim Scheiden desselben „ihren Schein verloren“, was hier bei den Engeln durch Verhüllen des Gesichtes angedeutet ist. Über dem Antlitz des Heilandes selbst ist ein dritter schwebender Engel dargestellt, ebenfalls als „plangens“; zu beiden Seiten auf den beiden Balken des Kreuzes erblickt man zart eingeritzt die bei ähnlichen griechischen Darstellungen selten fehlende Inschrift in Abkürzungen IHS XPS σωτηρ. Was die ganze Auffassung und Darstellung des Heilands betrifft mit tief herunterfallendem Schürztuch, so glauben wir mit Grund annehmen zu müssen, dass diese geschnittene Camée gegen den Schluss des XII. Jahrhunderts von griechischen Künstlern etwa in Mittelitalien ihr Entstehen gefunden haben dürfte. Jenen, die bei der böhmischen Krone mehr auf den Werth des Goldes und der geschliffenen Steine, als auf die Composition und die artistisch-formelle Beschaffenheit derselben Werth legen, diene hier nachfolgende Hinzufügung: die Krone Karl's IV. wiegt mit Einschuss der Edelsteine und Perlen und dem Häubchen im Ganzen 4 Pfund

[1]) Wäre der Goldschmied der böhmischen Krone mehr Künstler als Schmied gewesen, gewiss würde er dann mit dem ihm von Karl IV. überlieferten Materiale ausgereicht haben.

$13^3/_4$ Loth [1]). Es befinden sich auf den einzelnen Compartimenten derselben nach der Zählung, die wir am Originale selbst vorgenommen haben, eine solche Menge von grösseren Saphiren, Smaragden, blassrothen Rubinen, orientalischen Perlen, dass der reelle Gesammtwerth der Krone wohl auf 25,000 fl. anzunehmen ist. Wir wagen es nicht zu bestimmen, ob vorliegende Krone Karl's IV., die ohne den geringsten Zweifel als die alte authentische zu betrachten ist, ursprünglich mit einem befestigten Häubchen im Innern (pileus) versehen war. Wie wir an anderer Stelle bereits früher nachgewiesen haben, wurde, da die Könige im Mittelalter häufiger in der Krone zu erscheinen pflegten, bei jeder neuen Krönung ein bewegliches caputium eigens angefertigt, das für sich allein frei und beweglich bestimmt war, vor Anlegung der Krone aufgesetzt zu werden. Mit Grund steht zu vermuthen, dass auch primitiv an der vorliegenden Krone dieser „pileus" beweglich war; mit Sicherheit kann aber behauptet werden, dass das heute in der Krone befindliche Häubchen mit einem unschönen verworrenen Muster des Rococo dem XVIII. Jahrhundert angehöre. Eine nähere Untersuchung des innern Futterzeuges verschaffte uns auch die Gewissheit, dass der ältere pileus aus schwerem ungemustertem Rothsammet bestand, der nicht ohne Absicht hier seine Anwendung gefunden hat, indem auf der rothsammtenen dunklen Unterlage als Hintergrund die Goldornamente der Krone effectvoller hervortraten als dies heute auf dem drap d'or der Fall ist.

II.

Enveloppe in Form eines kleinen kreisförmigen Kastens in illuminirter Lederplastik zur Aufbewahrung der böhmischen Krone.

Dieses „futrum" stimmt in seinen Dimensionen ziemlich überein mit der „capsa", die auch zur Aufbewahrung der deutschen Reichskrone fast zur selben Zeit angefertigt worden ist.

Die zur Bewahrung und zum leichteren Transporte der böhmischen Krone dienende Enveloppe misst in ihrer grössten Höhe $25^1/_2$ Centimetres und beträgt der Durchmesser derselben 32 Centimetres. Dieses in Rede stehende Futteral besteht aus 2 Theilen, einem unteren Compartimente zur Aufnahme der Krone und einem oberen Theile als halbkreisförmigen Deckel; die untere Lade ist im Innern mit einer kopfförmigen Erhebung ausgefüllt und mit einem gerötheten Leder als Futterzeug belegt. Auf dem äusseren, 9 Centimetres hohen Rande des unteren Theiles zum Einsetzen der Krone sind in Lederplastik Laubornamente angebracht, in grüner Farbe illuminirt, durch welche sich roth gefärbte Adern ziehen, die Stengel der Blätter vortretend.

Von diesen Laubornamentationen umgeben, deren Contouren zur Abtrennung mit einer eingeritzten Vertiefung markirt sind, erblickt man auf dem unteren Theile, im rothen Wappenschild, die vordere Hälfte eines Pferdes in weisser Farbe. Auf der gegenüberstehenden analogen Seite zeigt sich, von ähnlichen Laubornamenten umgeben, ein zweites heraldisches Schild, das auf schwarzem Felde von einem gelben Querbalken horizontal durchzogen ist.

Die beiden Hälften bilden sich durch zwei gegenüberstehende Halter oder Ohren von Leder, durch welche ein starker Lederriemen in der Breite von $4^1/_2$ Centimetres sich durchzieht, der auch durch eine entsprechende ohrenförmige Öffnung auf dem oberen Deckel durchgezogen werden kann. Wir glauben nicht annehmen zu sollen, dass dieses „futrum" vornehmlich dazu diente die böhmische Krone aufzunehmen, wenn sie nach der Krönung eine bleibende Stelle unter den übrigen Kleinodien und Reliquien im „armarium" der reichen Schlosscapelle zu Karlstein eingenommen hatte, sondern es scheint dieser Tragriemen anzudeuten, dass sie angefertigt wurde, um die Krone auf Reisen und Umzügen leichter und sicherer transportiren zu können. Der obere, grössere Theil der „capsa" ist jedenfalls in formeller Beziehung reicher und interessanter, als die eben beschriebene untere Hälfte gehalten. Auch dieser Deckel ist durch den zu beiden Seiten durchgezogenen Tragriemen in 2 gleiche Hälften getheilt. In jeder dieser Abtheilungen liest man, in je 4 Reihen über einander geordnet, folgendes Legendarium in lateinischen Majuskelschriften, die bekannte Künstlerschrift, wie sie constant das XIII. und XIV. Jahrh. hindurch gebräuchlich war:

„Anno Domini MCCCXLVII (1347) Dominus Carolus, Romanorum Rex et Bohemiae Rex me fecit ad honorem Dei et beati Wenceslai martyris gloriosi."

Diese Spruchbänder sind mit schmalen Streifen abgegrenzt und sämmtliche Charaktere sind in siegellackrother Farbe auf schwarzgebeiztem Ledergrunde mit stumpfem Stichel derb eingeritzt. Auf der oberen Rundung des Deckels zeigen sich zwei Wappen von einem Kreise eingeschlossen, und zwar erblickt man an der Ehrenseite rechts ein gelbes Wappenschild mit der schön stylisirten Darstellung des einköpfigen deutschen Reichsadlers in schwarzer Farbe; in dem gleich grossen dabei befindlichen Schilde zeigt sich auf rothem Felde der aufrecht stehende gekrönte Löwe Böhmens in weisser Farbe mit gespaltenem Schweif. Die übrigen Flächen der Rundung sind ebenfalls wieder durch Laubverzierungen in grüner Farbe mit rothem Blattnerv ornamental ausgefüllt. Da der Inschrift gemäss im Jahre 1347 diese „bursa" ihr Entstehen gefunden hat, zu einer Zeit, wo Karl IV. noch nicht die Kaiserkrone in Rom empfangen hatte, so finden der einköpfige deutsche Reichsadler und der böhmische Löwe leicht ihre Deutung. Das oben bezeichnete Wappenschild auf dem Fusstheil der Enveloppe, ein weisses Pferd

[1]) Da in Gelegenheitsschriften dem böhmischen Gran immer ein bedeutend grösseres Gewicht beigelegt wurde, so sahen wir uns veranlasst, durch eine Goldwage das eben bezeichnete Gewicht mit Bestimmtheit ermitteln zu lassen.

auf rothem Grund, ist das heraldische Zeichen des edlen Geschlechtes der von Pardubiz, aus welcher Familie Arnestus, der erste Erzbischof der Prager Kirche, hervorgegangen war, welcher den erzbischöflichen Stuhl zierte vom Jahre 1343—1364. Da, wie bekannt, Blanka von Valois die Krone des heiligen Wenzel dazu verwandt hatte, um in Abwesenheit ihres Gemahls Karl's IV. beim Abgang des noch erforderlichen Goldes die böhmische Krone in ihrer jetzigen Gestalt anfertigen zu lassen und Karl IV bei seinem Zurückkommen, über das Verschwinden der Krone vom Haupte des heiligen Wenzel untröstlich, vom Erzbischof Arnestus den Rath erhielt, die neue Krone nach der jedesmaligen Krönung eines Königs zu den Reliquien des eben gedachten Landespatrons zurückzusenden, so erklärt es sich, wie der Künstler auf dem Futterale das eben gedachte Wappen des Erzbischofes und das andere des Prager Metropolitancapitels (nämlich ein goldener Balken in schwarzem Felde) anzubringen sich berechtigt hielt. Es erübrigt nur noch die Beantwortung der Frage, ob durch die angezogene Inschrift das Jahr 1347 als die Zeit der Anfertigung der böhmischen Krone soll betrachtet werden, oder ob das „me fecit" zunächst nur auf Anfertigung des „feretrum" bezogen werden solle, worauf dieselbe sich befindet. Wir unsererseits glauben, dass die besagte Inschrift sich auf den Inhalt der capsa (das ungleich Wichtigere), die Krone, beziehe und es jedenfalls als eine Unbescheidenheit dem schlichten Verfertiger der Enveloppe gedeutet werden könnte, wenn es weiter in der Inschrift heisst: er habe sein einfaches Kunstwerk von minderer Bedeutung dem höchsten Zwecke, nämlich: „ad honorem Dei et beati Wenceslai martyris gloriosi" gewidmet und die Krone, der es eigentlich als receptaculum dienen sollte, als Nebensache dabei betrachtet. Dank der Vorsorge und dem Kunstgeschmacke des grossen Luxemburgers, wie ihn das dankbare Böhmen nennen muss, hätten wir also von allen Kronen der Christenheit, die noch unversehrt auf unsere Tage gekommen sind, nur noch eine und zwar die böhmische, bei welcher eine glücklich erhaltene Inschrift uns nicht nur den Namen des Anfertigers, sondern auch das bestimmte Jahr der Entstehung deutlich erkennen liessen. In Betreff der frappanten Analogie, die diese Capsa mit dem „futrum" hat, worin die Krone des heiligen deutschen Reiches aufbewahrt war, und, die ebenfalls noch heute im Kaiserschatze zu Wien vorfindlich ist, so muss unbedingt zugegeben werden, dass, wie der Augenschein lehrt, auch dieses futrum der ähnlichen Vorsorge Karl's IV. für solche Kleinodien sein Entstehen zu verdanken hat und dass, wenn dieses Futterale nicht aus der Hand desselben Kunsthandwerkers hervorgegangen sein sollte, es doch in demselben Systeme und in verwandter, aber delicaterer Technik und mit grösserem Kunstfleisse gearbeitet worden ist.

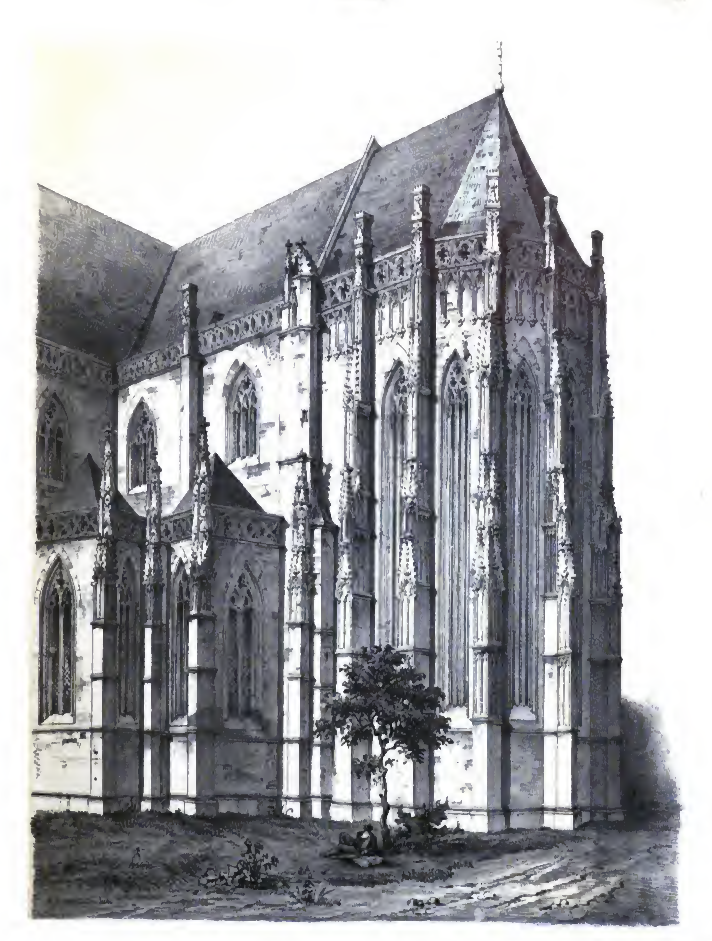
Der Elisabeth-Dom zu Kaschau in Ungarn.

(Mit zwei Tafeln.)

I.

Je weiter die kunstgeschichtlichen Forschungen auf dem Gebiete der mittelalterlichen Architectur bei uns vorschreiten, desto bestimmter wird die Wahrnehmung, dass wir in Österreich an bedeutenden kirchlichen Bauwerken, welche das Gepräge der ersten Blüthezeit der Gothik an sich tragen, eine verhältnissmässig geringe Anzahl aufzuweisen haben. Nach der ersten Hälfte des XIII. Jahrhunderts, mithin in jener Epoche, wo in Österreich noch oft rein romanische Stylformen in Anwendung kamen und der Spitzbogen nur in Verbindung mit älteren Bauformen anzutreffen ist, scheint im Allgemeinen die früher herrschende Bauthätigkeit nachgelassen und ein Stillstand eingetreten zu sein, welcher die eben erwähnte Lücke hervorrief.

Man kann wohl in Betracht ziehen, dass in dem Zeitraume, welcher die zweite Hälfte des XIII. Jahrhunderts und die erste Hälfte des XIV. Jahrhunderts umfasst, weder in den österreichischen Stammlanden, noch in Ungarn, Böhmen, Mähren u. s. w. so gesicherte politische und durch Raub- und Verwüstungszüge barbarischer Völker nicht berührte Verhältnisse wie im westlichen Deutschland bestanden. Das Aussterben der letzten Babenberger, die in Österreich das Signal zu neuen blutigen Kämpfen abgaben, die erbitterten Kriege zwischen Rudolf von Habsburg und Ottokar von Böhmen, die verheerenden Züge der Mongolen und die Zerstörungswuth der Kumanen, die an der Seite der Ungarn in Österreich erschienen, hatten zwar viel Furcht und Schrecken für jeden Besitzstand verbreitet und mehr Sorge für das Bestehende als Lust und Liebe zu neuen kostspieligen Schöpfungen wachgerufen, aber man kann diese Zerstörungen, weil sie nicht aus Glaubenskämpfen, wie später in Böhmen, hervorgegangen, doch vorzugsweise blos auf Profanbauten anwenden, und die geringe Anzahl bedeutender gottesdienstlicher Architecturwerke nach unserer Meinung aus diesen Verhältnissen allein nicht erklären. Es drängt sich uns vielmehr in dieser Hinsicht die Überzeugung auf, dass, weil nach den Kreuzzügen die ganze grossartige Erscheinung des Ritterthums sich in weltlichen Genüssen und Leidenschaften zu verflachen begann, auch die opferwillige Begeigeisterung desselben für religiöse Zwecke etwas nachgelassen hat. Es scheint uns ferner berücksichtigungswerth, dass bei uns die Gründung der meisten und grössten Klöster und Kirchenbauten erst ein oder zwei Jahrhundert früher (ungefähr zwischen 1050 — 1250) erfolgt und daher theils die Anlage neuer Abteien und Pfarren im Verhältnisse zu der vorschreitenden Vermehrung der Bevölkerung nicht vorhanden war, theils Neu- und Erweiterungsbauten — besondere Ereignisse ausgenommen — sich nicht als ein dringendes



Choransicht.

Bedürfniss herausgestellt hatten. In jenem Zeitraume endlich hielten weltliche und geistliche Fürsten ihre Blicke vorzugsweise auf Deutschland gerichtet, wo Macht, Einfluss und Reichthum zu suchen war, und sie dachten wenig daran, in dem fernen, von der neuen Cultur noch nicht ganz durchdrungenen Osten eigentliche Pracht- und Luxusbauten aufzuführen.

Um so wichtiger und interessanter für das Studium der Kunstgeschichte wird daher jedes einiger Massen bedeutende Bauwerk sein, dessen Entstehung, der Chronologie nach, in die Zeit fällt, welche bei uns die erste Blüthezeit der Gothik umfasst.

Ein solches Denkmal dürfte theilweise der Elisabethdom zu Kaschau sein, ein Bau, welcher bereits von den verschiedensten Seiten allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gelenkt und Anlass zu den interessantesten Beobachtungen gegeben hat.

Das Verdienst, zuerst von kunsthistorischem Standpunkte aus auf dieses schöne Bauwerk aufmerksam gemacht zu haben, gebührt dem begabten und in früheren Jahren auf dem Gebiete der ungarischen Kunst und Alterthumsforschung äusserst fleissigen Schriftsteller Dr. Henszlmann. Zu einer Zeit, wo in Österreich nur sehr vereinzelte Bestrebungen für die Pflege der mittelalterlichen Kunst Sorge trugen, wo man kaum über die Bedeutung und den Werth der christlichen Archäologie im Klaren war, hatte sich sein Geist und seine Phantasie schon ausgebildet in den Werken von Stieglitz, Moller, Boisserée u. s. w. und angezogen gefühlt von jenen herrlichen Schöpfungen des Mittelalters, welche uns zeigen, was die Kunst zu leisten im Stande ist, wenn sie grossen und erhabenen Zwecken dient und sich ihnen mit edler glaubensstarker Begeisterung anschliesst. Von seltener Liebe für die Wissenschaft erfüllt und zu nicht geringen Opfern für dieselbe bereit, begann er im J. 1846 ein Werk unter dem Titel: „Die Kirchen zu Kaschau,“ zu veröffentlichen [1]), das ein treffliches Zeugniss seines Kunstverständnisses abgibt und unter den uns bekannten und auf diesem Gebiete in Ungarn erschienenen Arbeiten vielleicht die einzige ist, welche noch jetzt als ein wirklicher Gewinn für das Studium der mittelalterlichen Archäologie angesehen werden kann.

Das Werk erschien — ohne jedoch vollendet zu werden — in ungarischer Sprache, es fand desshalb ausserhalb den Grenzen des Landes eine sehr geringe Verbreitung und bis zum heutigen Tage noch nicht die verdiente Beachtung. Aus Gründen, welche zu untersuchen hier nicht am Platze sein dürften, unterliess Henszlmann — wiewohl im vollständigen Besitze der Sprachkenntnisse — die Veranstaltung einer deutschen Übersetzung und daher kam es, dass sein Werk in der deutschen Kunstgeschichte nur dem Namen nach bekannt ist.

[1]) In ungarischer Sprache lautet der Titel: Kassa városának ó Német stylü templomai rajzolá és magyarázá Dr. Henszlmann Imre. Pesten. Landerer és Heckenast 1846.

Bei dem schon erwähnten grossen Interesse, das sich an den Elisabethdom zu Kaschau knüpft, veranlassten wir daher eine Übersetzung des Henszlmann'schen Textes, die Herr Professor Karl Schröer in Presburg so gefällig war zu übernehmen.

Die einfache Veröffentlichung der Übersetzung schien uns jedoch weder passend noch zweckmässig. Passend aus dem Grunde nicht, weil es uns ungerecht scheint, die Anschauungen und Hypothesen eines Schriftstellers nach zehn Jahren erst unter ein sachverständiges Publicum zu bringen, welches durch die rasch vorgeschrittenen Resultate der Wissenschaft in der Hauptsache nicht mehr auf leere Vermuthungen und gewagte Hypothesen angewiesen ist; zweckmässig desshalb nicht, weil Manche unserer Freunde, welche aus diesen Blättern sichere und bestimmte Resultate schöpfen wollen, durch Henszlmann's archäologische Excurse leicht zu irrigen Deutungen veranlasst werden könnten. Wir haben daher eine Bearbeitung des Textes mit Rücksicht auf den gegenwärtigen Stand der Geschichts- und Alterthumsforschung unternommen, und werden die Ansichten Henszlmann's nicht verschweigen, wo sie für die Begründung einer Thatsache charakteristisch erscheinen. Wir verhehlen uns aber hiebei nicht die Schwierigkeit des Unternehmens. Einerseits können wir nicht unmittelbar aus dem Originale die Bearbeitung des Textes schöpfen, anderseits fordert man in unsern Tagen, und zwar mit Recht, die möglichst detaillirte und genaue Beschreibung eines Objectes. Jeder aufmerksame Beobachter will nicht nur aus der Zeichnung, sondern auch aus der Beschreibung ein lebendiges Bild des Gegenstandes gewinnen, um selbst Vergleiche anstellen und die Stichhältigkeit oft vager Behauptungen prüfen zu können. Dies sind wir jedoch nach dem Henszlmann'schen Texte höchst unvollkommen zu liefern im Stande, und wir können uns nur auf einzelne Ergänzungen beschränken. Aus diesem Grunde halten wir auch die Beschreibung und Würdigung des Kaschauer Domes mit der nachfolgenden Darstellung nicht zum Abschlusse gebracht und sind gerne bereit, auf dieses Object zurückzukommen, wenn eine sachkundige Feder es unternimmt durch an Ort und Stelle gewonnene Überzeugungen ein erschöpfendes Bild dieses herrlichen Kunstdenkmals zu liefern und allfällige Irrthümer zu berichtigen.

II.

Die fromme und mildthätige Landgräfin Elisabeth, Gemahlin des auf einem Kreuzzuge zu Otranto 1227 mit Tode abgegangenen Landgrafen Ludwig IV. von Thüringen und Hessen, starb nach zahlreichen Leiden und Verfolgungen im J. 1231 zu Marburg und wurde auf Verwendung ihres Schwagers, des Herzogs Konrad, Hochmeisters des deutschen Ordens zu Marburg, der sie im Leben eben am heftigsten verfolgt hatte, im J. 1235 zu Perugia feierlich heilig gesprochen.

Die Sühne desselben Fürsten ging noch weiter, indem er zu Ehren der eben heilig gesprochenen Elisabeth im August desselben Jahres den Grund zu einem ihr geweihten Dome in Marburg legte, der, in der verhältnissmässig kurzen Zeit von 48 Jahren vollendet, noch heute besteht und zu den schönsten und merkwürdigsten Kirchenbauten von Deutschland gezählt wird.

Die hohe Verehrung, deren sich die heilig gesprochene Fürstin im ganzen Lande erfreute, und die engen Bande der Blutsverwandtschaft, worin dieselbe zu den Arpaden-Königen in Ungarn stand [1]), machen es Henszlmann wahrscheinlich, dass die unter Béla IV. nach Kaschau eingewanderten Deutschen aus Thüringen und König Stephan, dessen Grosstante die Heilige war, sich vereinigten, zur Verherrlichung der heil. Elisabeth den Kaschauer Dom zu erbauen [2]). Die Gründung der Kirche würde daher nach dieser Annahme in die Jahre 1265 — 1271 zu setzen sein.

Mit dieser Behauptung geräth aber Henszlmann in Widerspruch mit den Angaben aller bisherigen Geschichtschreiber, welche die Entstehung der Kirche der Königin Elisabeth, Gemahlin Karl Robert's von Ungarn, zuschreiben und annehmen, dass der Grund zu dieser Kirche um das Jahr 1324 gelegt worden sei [3]).

Gestützt auf zwei Urkunden aus dem Kaschauer Stadtarchive sucht jedoch Henszlmann die Glaubwürdigkeit seiner Behauptung ausser Zweifel zu setzen und zu folgern, dass zu Ende des XIII. Jahrhunderts ein Theil der Kirche schon vollendet war.

Die eine Urkunde, eine Anordnung des Bischofs Martin vom J. 1283 betreffend, enthält folgende Stelle:

„Conquestus est nobis Arnoldus Rector Ecclesiae St. Elisabethae de Cassa, quod commendator et Fratres hospitalis St. Joannis de Jerosolymitani, de regali Alba Vesprimiensis Dioecesis, super hospitali pauperum villae de Cassa, eidem ecclesiae ab antique adnexo, quibusdam reditibus et rebus alliis injuriantur eidem, ideoque discretioni vestrae de utriusque partis Procuratorum assensu per apostolica scripta mandamus quatenus partibus convocatis audiatis causam et appelatione remota fine debito decidatis, facientes quod decrevistis per censuram Ecclesiasticam obtemperari etc.“

Aus derselben geht nun allerdings hervor, dass im J. 1283 schon eine Kirche der h. Elisabeth bestanden, dass diese bereits einen Rector besass und der Kirche das Armenspital der Stadt Kaschau von Alters her angefügt war *(ab antiquo adnexo)*. Die Vereinigung einer Kirche, welche zur Verherrlichung der h. Elisabeth bestimmt war, mit einem Krankenhause ist ferner um so mehr angemessen, als diese Heilige sich durch die Pflege von Kranken besonders verdient gemacht hatte. Die Bestätigung des gewonnenen Resultates liefert nach der Ansicht Henszelmann's die zweite Urkunde, ausgefertigt von dem Bischofe Andreas v. Erlau im J. 1292, dadurch, dass sie von demselben plebanus Arnold spricht und bezeugt, dass die Kaschauer gegen das Ende des XIII. Jahrhunderts sich schon so kräftig fühlten, um vom Zehent befreit zu werden, welchen sie dem Erlauer Domcapitel zu zahlen verpflichtet waren, von welchem Rechte aber der Erlauer Bischof weder gern noch freiwillig abstehen wollte.

Wir glauben indess, dass Henszlmann aus diesen Urkunden eine falsche Folgerung zieht. Nach unserer Überzeugung geht daraus nur hervor, dass im Jahre 1283 schon eine Kirche der heiligen Elisabeth bestanden hat; es ist aber desshalb nicht gerechtfertigt anzunehmen, dass unter dieser Kirche der gegenwärtige Dom zu verstehen ist. Bei der später folgenden Baubeschreibung werden wir im Gegentheile als sehr wahrscheinlich ersehen, dass an der Stelle der jetzige Kirche eine ältere bestanden hat.

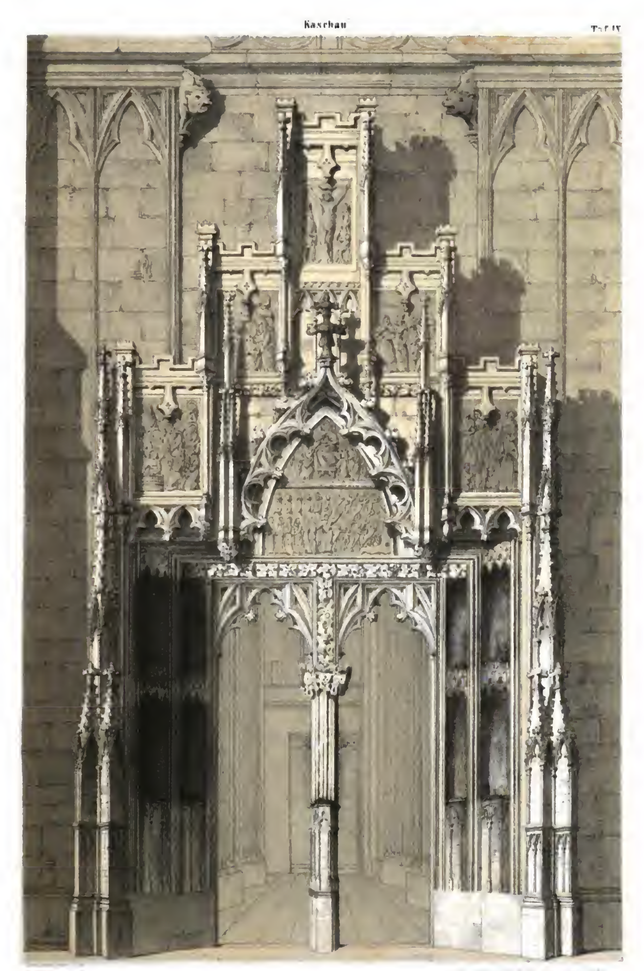
Da Neubauten von mittelalterlichen Kirchen, den Gesetzen der Liturgie entsprechend, gewöhnlich in der Richtung von Osten nach Westen begonnen wurden, so schien es auch Henszlmann gerechtfertigt anzunehmen, dass in Kaschau mit dem Bau des Chores begonnen und derselbe mithin noch im XIII. Jahrhundert vollendet wurde, indem sonst in den beiden Urkunden nicht von einem Gotteshause die Rede sein könnte, welches bereits im Gebrauch stand. Als eine Bestätigung derselben, weist er auf die unter dem nördlich vorspringenden Doppelgebäude, das jetzt die Stephanscapelle heisst, befindliche Unterkirche, „denn Unterkirchen wurden gegen Ende des XIII. Jahrhunderts schon selten, aber noch seltener im XIV. Jahrhundert erbaut.“

---

[1]) Sie war die Tochter König Andreas' II. und die Schwester des Königs Béla IV.

[2]) Wie übrigens einer Urkunde der Monumental-Statistik der Insel Schütt — verfasst von Conservator Arnold v. Ipolyi-Stummer, welche der k. k. Central-Commission im Manuscripte vorliegt — zu entnehmen ist, so wurde schon 1244 die erste Elisabethkirche in Ungarn errichtet, und zwar durch zwei aus Thüringen zurückkehrende Diener der heiligen Elisabeth, zwei Ungarn mit Namen Farkas und David.

[3]) Die von uns näher untersuchten historischen Quellen sind: Cassovia nova et vetus. Chronologice proposita. Cassoviae 1732. Herausgegeben von dem Jesuiten Timon. Derselbe bemerkt in dem Abschnitte, welcher der Elisabethkirche gewidmet ist: „Haec igitur vivente etiamnum Carolo marito annum circiter MCCCXXIV proprie cumprimis pietate tum et precibus civium quibus angustum nimis erat vetus Divi Michaelis templum, impulsa, primo celeberrimae fabricae jecit fundamenta, multum promovente insignem conjugis pietatem Rege viro.“ In dieselbe Zeit und zwar wie es scheint nach dieser Quelle, ist die Entstehung dieses Domes datirt in Bombardi Topographia Hungariae. Szepesházy und Thiele: Merkwürdigkeiten des Königreiches Ungarn 1825. I, 107. Korabinsky Geog. hist. Lexikon von Ungarn, Presburg 1786. Die Urkundenwerke: Wagner, Analecta Scepusii, Viennae 1774 und Fejér Codex diplomaticus enthalten zwar einen grossen Theil der Urkunden aus dem Kaschauer Stadtarchive, wir haben in denselben jedoch über die Gründungszeit der Kirche keinerlei genügende Aufschlüsse finden können. Wie wir ferner einer brieflichen Mittheilung aus Leutschau entnehmen, ist der grössere Theil der Urkunden im Kaschauer Stadtarchiv noch ungedruckt. Bei dem Fleisse und eifrigen Studium Henszlmann ist jedoch wieder nicht anzunehmen, dass er keine derselben unbenützt gelassen hat, welche für den Bau von entscheidender Wichtigkeit gewesen wäre.



Nördliches Portal.

Nach dem Altarraum und den nördlich vorspringenden Theilen folgen dem Alter nach, wie H. bemerkt, das westliche und nördliche Thor. „Urkundlich ist über ihre Entstehung nichts aufzuweisen, doch lässt sich aus verschiedenen Gründen beweisen, dass insbesonders das nördliche Thor auf Kosten der Gemahlin Karl Robert's, Elisabeth von Polen, in der ersten Hälfte des XIV. Jahrhunderts erbaut worden sei.“ Er schreibt daher dieser Fürstin, welche nach der Behauptung der übrigen Geschichtschreiber um das Jahr 1324 den Grundstein zu der Kirche gelegt hat, nur die Erbauung eines Theiles an dem schon weit vorgeschrittenen Dome zu. „Wiewohl die Urkunden nichts melden,“ schreibt er, „so nennen doch schon die ältesten Geschichtschreiber diese Elisabeth die Erbauerin der ganzen Kirche, die als Polin, wenn sie in ihre Heimath ging, oft in Kaschau ausgeruht und der Heiligen ihres Namens den Dom gewidmet habe. Wenn wir die Wahrheit dieser Annahme auch nicht ganz hinnehmen können, indem die Bauart und zwei Urkunden ein höheres Alter der Kirche bezeugen (?), so lässt sich diese Aussage doch daraus erklären, dass Elisabeth am Ausbau des Domes Theil habe. Kaschau, die bedeutendste Stadt Oberungarns in jener Zeit, hielt anfänglich mit Matthäus von Treutsin gegen Karl Robert. Endlich deutet auch das Stadtwappen, welches Kaschau seit der Zeit des König Wladislaw (1440 bis 1444) zu führen berechtigt und über der Thür zum Treppenhaus am oberen Theile des nördlichen Thurmes angebracht war, darauf hin, dass ein Theil des Thurmes durch die Stadt erst nach der ersten Hälfte des XV. Jahrhunderts gebaut worden ist.“

Nebst diesen muthmasslichen Angaben, welche nur unklar die Bauentwickelung des Domes erläutern, ist H. auch in der Lage, hiezu einige urkundliche Nachrichten, wiewohl nur aus dürftigen im Stadtarchive zu Kaschau aufbewahrten Rechnungen, zu liefern.

Diese Rechnungen, welche der unermüdliche Schwarzenbach, einstiger Stadtnotär von Kaschau, geordnet hat, beginnen im Jahre 1430; dort geschieht die erste Erwähnung des Dombaues und der Meister und Gesellen, die daran arbeiteten.

1436 werden erwähnt „*Fratres lapidum*,“ welche für ihre Arbeit 36 fl. erhalten, was für jene Zeit immerhin ein Betrag war, der auf eine grössere Bauunternehmung schliessen lässt.

1446 erhält Stephan Crom zum Bau des Oberthurmes 80 fl. aus der Stadtcassa, woraus geschlossen werden darf, dass bis 1460 ein beträchtlicher Theil des Thurmes fertig gewesen sein musste.

1480 heisst es: *Item Sabbatho post lucie* abgerechnet mit Stephan Steinmetz von wegen der Kirchenarbeit Sand Elisabeth hat er von der Stadt empfangen an der Kirchenschult f. XXIII. Derselbe Stephan hat mit einem Meister Namens August 1480 die „Rathhausstube“ eingewölbt.

Von der Unterstützung des Königs Matthias zur Vollendung des Dombaues gibt eine Urkunde vom Jahre 1472 deutlichen Aufschluss. In derselben heisst es:

Nos Mathias . . . . civibus et communitati dictae civitatis nostrae Cassoviensis illa munera strennalia, quae singulis annis, circa festum circumscisionis Domini e medio ipsorum Civium provenire debent, a die datarum praesentium, intra spatium decem integrorum annorum post se consequenter affuturorum computando, remisimus et relaxavimus, imo remittimus et relaxamus praesentium per vigorem, ita tamen, quod ipsi Cives hujusmodi munera strenalia, quae nobis intra ipsos decem annos dare et solvere deberent, ad fabricam ecclesiae ipsorum exponere et dispensare debeant et teneantur etc.

König Matthias Corvinus enthob daher, wie daraus zu ersehen ist, die Bürger und die Stadt innerhalb eines Zeitraumes von zehn vollen Jahren von der Zahlung der Strenalgeschenke, welche sie ihm jährlich zu geben verpflichtet waren, zu dem Zwecke, dass dieselben die Strenalien innerhalb des Zeitraumes zum Baue der Kirche verwenden sollen und durch diese wahrhaft königliche Unterstützung wurde diese Arbeit ohne Zweifel mit doppelter Kraft fortgesetzt und über das Jahr 1482 hinaus gefördert.

Frägt man nun, bemerkt H., welche Theile der Kirche von diesem Gelde gebaut sind, so geben die angemerkten Jahreszahlen und Wappen das folgende Resultat:

„Auf dem niedereren südlichen Thurm über dem hohen Fenster sieht man eine grosse Wappentafel, auf derem Mittelschilde die vier Flüsse Ungarns und darüber die königliche Krone vorkommen. Dieser grössere Schild ist von sechs kleineren umgeben, von denen eines das Corvinische Hauswappen, die andern die Wappen von den Ländern des Königs Matthias darstellen. Es spricht nichts dagegen, anzunehmen, dass der oberste Theil des Thurmes von dem Gelde gebaut und als Zeichen der Dankbarkeit des Königs Wappen angebracht worden seien.“

„Ferner wurden in der Zeit des Königs Matthias der Vollendung nahe gebracht des südlichen Thores äussere Zierden, indem die in der Höhe der mittleren Scheidewand (választék?) angebrachte Jahrzahl 1498 sich wohl auf die Beendigungszeit derselben bezieht. Dass die Façade über der Thoröffnung damals schon vollendet war, das bezeugt eine an der innern Wand des Einganges befindliche schön geschriebene alte Inschrift: „*Anno Domini Millesimo Quadringentesimo Quadragesimo in die Cathedrae Beati Petri Apostoli circa auroram in castro Comaron ex praeclarissima Regum prosapia, videlicet Domino Alberto Romanorum, Ungariae, Dalmatiae, Croatiae rege et Domina Elisabetha Vidua, eorundem Regum Regina, olim filia invictissimi Principis, ac Domini Domini Sigismundi Romanorum Imperatoris natus est Princeps gloriosissimus. Dominus Ladislaus, verus Rex ac haeres in successionem horum Regnorum, et Ducatuum haereditarie possidendorum.*

Eodem etiam anno in festo Pentecostes Sacra Regni Hungariae corona omni cum solennitate in Alba Regali legitime coronatus." Diese Aufschrift ist sichtbar auf der Zeichnung des nördlichen Thores. — Auch später noch, scheint es, haben die Kaschauer das Andenken von Matthias verewigen wollen, indem sie an der Seite der, der Mitte des XVI. Jahrhunderts angehörigen Vorhalle des südlichen Thores ein kleines aus Säulen und Fialen bestehendes Gebäude errichtet haben, dessen Giebel auf einer Seite das Wappen des Reiches, auf der andern des Königs Matthias, auf der dritten aber zwei auf einem Schilde sich kreuzende Pfeile zeigt, welch letztere Einige für das Zeichen des Meisters halten. An der Wand der Capelle (jetzt des h. Johann v. Nep.), welche sich an die Westseite der Vorhalle stützt, sieht man eine Sonnenuhr mit der Jahrzahl 1477. Eine Aufschrift, welche unten angeführt werden soll, spricht nun von einer 1497 verfertigten Sonnenuhr, jene Sonnenuhr aber ist erneuert, und es ist möglich, dass bei der stattgefundenen Erneuerung aus der Neun eine Sieben gemacht wurde. Über der Thoröffnung der Vorhalle neben der Nepomukcapelle befindet sich gleichfalls eine Sonnenuhr mit der Jahreszahl 1541 oder 47; andererseits findet man auf der Westseite der Capelle das Jahr 1585 aufgeschrieben. Dies gibt zur Vermuthung Anlass, dass die Sonnenuhr der Capelle von einen andern Platze hierher versetzt wurde, z. B. von dem Platze unter dem grossen Fenster des älteren südlichen Flügels, der für eine Sonnenuhr der geeignetste gewesen wäre bevor die Vorhalle ausgebaut ward."

„Endlich scheint das Sacramenthäuschen im Innern der Kirche, von welcher später die Rede sein wird, das Hauptbauwerk zu sein unter denjenigen, welche von dem Gelde des König Matthias gebaut wurden."

„Wie die Nepomukcapelle, so kann auch die Capelle, welche östlich an die Halle angebaut ist, früher gebaut sein als die Halle selbst, indem der östliche Pfeiler derselben die Westwand dieser Sacristei bildet. Alle diese späteren Theile sind auf den Grundriss nur angedeutet, indem blos die wesentlicheren ausgeführt sind."

„Aus dem Gesagten erhellt, dass unter Karl Robert und Ludwig wahrscheinlich mit Hilfe von Elisabeth, der Bau der Kirche, wie er jetzt ist, bis zur ersten Gallerie (Karzat?), d. i. 46′ hoch aufgeführt worden ist, und höchstens noch auf der westlichen Seite die erste Gallerie vollendet ward; die Gallerie der nördlichen Seite zeigt schon spätere Formen, wie deren im XV. Jahrhundert üblich waren. Die Wand der südlichen Façade endlich hat, wegen der vorgebauten Halle weder grosse Fenster noch eine Gallerie. Die Verzierungen der Bogenfenster der erwähnten beiden andern Seiten zeigen deutlich den sinkenden Geschmack des XV. Jahrhunderts."

„Die Giebel der zwei Seiten-Façaden von der südlichen Seite sind grösstentheils gegen Ende des XV. Jahrhunderts erneuert worden, nachdem nämlich der jüngere Bruder Wladislaus, der polnische Albert, Kaschau längere Zeit belagernd, die Giebel mit seinen Kanonen beschädigt hatte. Eine Kanonenkugel wird noch auf der Nordseite zum Andenken aufbewahrt."

„Ein Andenken an diese Belagerung bewahrt auch eine Aufschrift unter der Gallerie (?) der Westseite. Man findet mit rother Farbe auf der untersten Stelle des Simses aufgemalt: „*Anno 1491 obsidio erat urbis Kassa per annum.*"

Ausser dieser Inschrift findet sich noch eine längere, welche gleichfalls dieser Belagerung und auch der darauf erfolgten Erneuerung der Kirche Erwähnung thut und in die Hohlkehle des erwähnten Simses eingegraben ist. Sie folgt hier: „*Anno 1497. Christi Ecclesiae Nicolaus Crompholtz de Nissa reedificavi turim superiorem ac clipeos tectales omnes tres, quae omnia destructa erant per obsidionem civitatis per Albertum Poloniae Regem, addo horale* * * * *tempore plebani Joannis Crom Doctoris Vitrici Joannis Czimermann d'Olzna.*"

An jenen Stellen dieser vier Zeilen, wo dieselben von den Fugen des Simses durchschnitten wurden, sind die Buchstaben schlecht zu lesen, so dass die Worte Nissa, das hinter horale und Olzna zweifelhaft sind. Feil, dem Henszlmann eine Nachbildung der Aufschrift mittheilte, hält den Baumeister Crompholtz und den vitricus (Kirchenmeister) Czimmermann beide für Schlesier aus den schlesischen Orten Nissa und Olzna und setzte hinter das Wort horale in die Lücke: civile. „Das Zeichen des Baumeisters Crompholz besteht aus dem schon erwähnten ältern Zeichen, das einem F ähnlich ist, indem auf dem Punkt hinter dem die Mitte des Stammes durchschneidenden Strich ein schiefes Kreuz gesetzt wird (F?). Dadurch wurde eines jener selbstredenden Zeichen gewonnen, wie sie gegen das Ende des XV. Jahrhunderts sehr zahlreich sind, indem das schiefe Kreuz oder Holz Krummes Holz (Crompholz) heissen soll."

„Dass aber das schiefe Holz zu einem dem F gleichenden älteren Meisterwerke hinzugefügt wurde, lässt sich desshalb vermuthen, weil der Eigenthümer dieses Zeichens einem Krompholz im Kirchenbau vorangegangen ist. Es war ein bedeutsames Zeichen, z. B. des Meisters des schönen Sacramenthäuschen, welchen man in jenem Stefan Crom erkennen könnte, der so oft in den alten Rechnungen erwähnt wird und dessen Name, so oft wie dessen Meisterzeichen einen Theil ausmacht, von dem Namen und Zeichen des spätern Krompholz."

Ob nun die Muthmassungen Feil's und Henszlmann's gerechtfertigt sind oder nicht, soviel ist gewiss, dass die Familie Crompholz in Kaschau als einheimisch nicht nachweisbar ist.

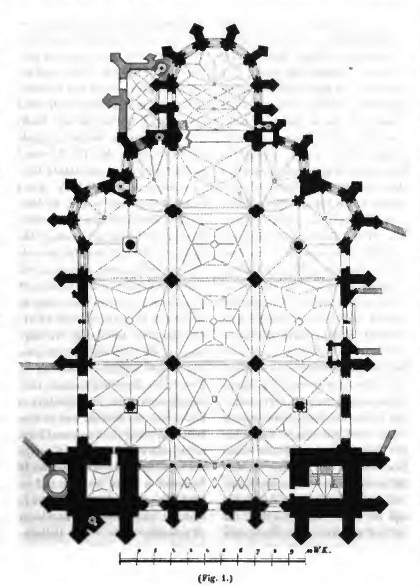
Bei alledem ist Henszlmann nicht geneigt, die Inschrift buchstäblich so zu verstehen, als ob nach der Belagerung von der ältern Façade nichts übrig geblieben wäre; im Gegentheil sollen einige Bögen, obwohl von einer nur um ein Geringes reinern Form, besonders die erwähnten drei Bildsäulen des nördlichen Bogens, gewiss durch Krompholz von den ältern Bögen in die erneuerten herübergenommen worden sein.

Die oben erwähnten Rechnungen erwähnen endlich unter dem J. 1483 der Summe von 90 fl., welche aus dem Weinertrage der Stadt gespendet wurden. Und zwischen den Jahren 1490 — 1500 des XV. Jahrhunderts findet man verschiedene Namen: Schwarz, Jurgh, Benedict, Plotzel, Peter Kewl, Paul Gross, Pfuhlschussel als „Steinbrecher," dann Simon und Johann Platfuss als „Steinmetze." In derselben Zeit wird mit dem Titel „Meister" noch ausser Stephan und August, ein gewisser Niclas Tyma beehrt, der jedoch nicht bei dem Dombau beschäftigt war, und eine Verrechnung von grösserem Betrage für Kalk und „Szwrdoker" Steine angeführt, aus welchen letzteren auch die grosse Kirche gebaut ist. Derselbe Stein wird noch heute bei dem 4 — 5 Stunden von Kaschau entfernten Orte Surdock gefunden.

Die äusseren Schicksale der Kirche vom XVI. Jahrhundert angefangen sind folgende: 1554 unter Zápolya wurde die Kirche protestantisch. 1556 brannte das Dach ab. 1603 kam sie wieder in Besitz der Katholiken. 1604 unter Bocskay ward sie wieder protestantisch bis 1618. 1620 verlieh Bethlen sie wieder den Protestanten. Nach seinem Tode wurde sie wieder auf kurze Zeit von den Katholiken behauptet. Georg Rákótzy verlieh sie jedoch alsbald wieder den Protestanten, die bis zum Jahre 1671 im Besitze blieben. Von da an war sie bis 1682 in den Händen der Katholiken, wurde jedoch von Tököly wieder für die Protestanten in Beschlag genommen und bis 1687 behauptet. Seit der Zeit blieb sie ununterbrochen den Katholiken. 1690 erhielt der nördliche Thurm ein Kupferdach. 1775 brannte die Kirche ab und erhielt seine abgesckmackte Bedachung.

III.

Wenn man den Grundriss des Domes nach der beigefügten Zeichnung (Fig. 1) ins Auge fasst, so überrascht vor Allem die Eigenthümlichkeit der Anlage, die kunstgeübte und complicirte Entwicklung der constructiven Verhältnisse, welche eine tüchtige Schule und fleissige architektonische Studien verrathen. Anderseits lässt sich aber an den Unregelmässigkeiten einzelner Theile im Schiffe erkennen, dass nur im Allgemeinen an dem Plane des ersten Meisters festgehalten, und von späteren Architekten, welche den Bau leiteten, an demselben willkürliche Unregelmässigkeiten vorgenommen wurden.



(Fig. 1.)

An dem verhältnissmässig schmalen und kurzen Chor, bestehend aus einem halben Quadrate und dem fünfseitig aus dem Zehneck gebildeten Abschlusse schliesst sich in ungewöhnlicher Breite das Langschiff, an dessen mittlern Theil sich zu beiden Seiten die bedeutend niedrigeren Nebenschiffe anschliessen. Letztere besitzen die Besonderheit, dass sie sich an den Chor nicht rechtwinklig, sondern zu beiden Seiten, vermittelst zweier aus vier Seiten des Achtecks gebildeten und diagonal gestellter Capellen anschliessen, dadurch in symmetrischer Abstufung die Verbindung herstellen und den unangenehmen Eindruck mildern, welchen sonst die unterschiedliche Breite zwischen Langschiff und Chor hervorgerufen hätte. Diese konchenartigen Ausbauten treten dadurch zugleich an die Stelle

eines Querschiffes und haben, wie wir weiter unten darauf zurückkommen werden, zu der Vermuthung geführt, dass der erste Baumeister des Kaschauer Domes aus Frankreich stammt, oder doch wenigstens aus einer der französischen Bauschulen des 13. Jahrhunderts hervorgegangen ist, weil eine Reihe von Kirchenbauten des nördlichen Frankreichs, die jener Epoche und einer bestimmten Bauschule angehören, ähnliche Capellenanbauten theils im Chore, theils an den Verbindungspunkten zwischen Langschiff und Chor aufweisen.

Der Chor, in einer Länge von 4°, in einer Breite von 3° 5′ und einer Höhe von ungefähr 12°, zeichnet sich im Innern durch seine schlanke Gliederung, seine Leichtigkeit und zierlichen Aufbau, nach aussen durch den reichen Schmuck seiner Pfeiler, die durchdachte Belebung der äusseren Wandflächen, dann durch die kunstvolle Bekrönung der Gesimse aus. Die Rippen der Gewölbe, von denen jenes im Chorabschlusse sternförmig und das im Quadrate netzförmig gebildet ist, stützen sich auf die auch nach innen vortretenden Pfeiler, ohne dass jedoch, wie es wenigstens nach den Grundrissen den Anschein hat, sich besondere Stützglieder wie Halbsäulen oder Dienste anlegen. Es gibt im Texte Henszlmann hierüber keine Aufschlüsse, sondern wir finden nur über das Äussere des Altarraumes folgende Schilderung (vergl. dazu Taf. VIII): „Die Grossartigkeit und der Schmuck des Ganzen entspringt besonders aus den Verhältnissen der einzelnen Theile. Indem der Raum zwischen den Pfeilern ungefähr 8′ ausmacht, haben sie eine Höhe von 76′, so das die Breite zur Höhe in einem Verhältnisse wie 1 zu 9½ steht. Dadurch wird die grösstmöglichste Schlankheit der Pfeiler erreicht, welche durch die hohen Fenster über 50 Fuss noch erhöht wird. Die Steinwand wird darüber so schmächtig, dass sie gar keines Zieraths bedarf. Dadurch entstand eben so viel unverzierter Zwischenraum als nöthig ist, die Verzierungen gehörig hervorzuheben. Unten, wo die Kraft der undurchbrochenen Grundmauer hervorgehoben werden soll, sind nur einige wagrechte Simse angebracht. Auf der Mauer über dem Fenster sehen wir halberhabene Zierathen, die mit der Gallerie darüber und den Spitzen der Pfeiler zusammengenommen eine Krone des Ganzen bilden, bei welcher die Pfeilerspitzen den Saum, das Sims den um das Haupt der Krone laufenden Reif, die erhabenen Zierathen aber von der Krone herabhängende Bänder bilden. Der Altarraum wird mit fünf Seiten des Zehnecks abgeschlossen, darum finden wir auch auf den Pfeilern fünf Fialenreifen über einander, welche, je höher sie sind, um so mehr zurückstehen, so dass die obersten aus dem Sims kaum mehr hervorragen. Diese tactvolle Anordnung des einfachen Schmuckes der Fialen, aber noch mehr die consequent diagonale Übereinanderstellung derselben — eine besondere Eigenthümlichkeit des Kaschauer Domes — geben den Pfeilern eine so ausserordentliche Leichtigkeit, dass in dieser Hinsicht der Altarraum mit Recht unter die ausgezeichnetsten gezählt werden muss.“ — Wie schon aus dieser etwas gezierten Darstellung zu entnehmen ist, beanspruchen an dem Chore die durchgebildeten Strebepfeiler ein besonderes Interesse, und da Henszlmann die Erbauung des Chores noch dem ersten Baumeister des Domes zuschreibt, so müssen wir eben bedauern, dass er in seinem Werke so geringen Werth auf das Detail gelegt und weder über die Rippenprofile und die Anordnung der Pfeiler im Innern des Altarraumes, noch über die hohen prachtvollen Chorfenster und den detaillirten Aufbau der Strebepfeiler geometrische Details noch auch Durchschnitte geliefert hat, die von so grosser Bedeutung für die Beurtheilung des Bauwerkes sein würden.

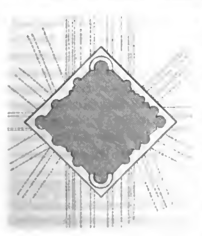
Denn aus dem ungewöhnlich hohen und leichten Aufbau der ganzen Anlage, aus den dadurch bedingten mehrfach abgeschrägten, mit Fialen und Stabwerk reich verzierten Strebepfeilern und aus den Verzierungen an den Strebepfeilern selbst erkennt man die Gesetze einer schon vollständig entwickelten Gothik, die alle Traditionen der vorausgegangenen Stylgattung längst aufgegeben und am Schlusse der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts in Deutschland und Frankreich sich zu entwickeln begann. Aus diesem Grunde ist es sogar sehr zweifelhaft, ob in Kaschau gerade mit dem Chorbau begonnen wurde, da derselbe in der ersten Hälfte des XIV. Jahrhunderts (1324) vollendet worden sein musste. Dagegen bildet der zinnenartige Abschluss der Strebepfeiler über der Dachgallerie eine Besonderheit des Kaschauer Domes, welche an anderen Kirchen selten in Anwendung gekommen ist und die sich nach unserem Wissen nur an der, mit Kaschau auch in anderer Beziehung auffallend ähnlichen Stiftskirche zu Xanten wiederholt. Es ist übrigens nicht glaubwürdig, dass diese Anordnung, wie ungarische Schriftsteller behaupten, die Vertheidigungsfähigkeit der Kirche gegen äussere Feinde andeuten sollte. An einem ernsten bestimmten Zweck, wie denselben ähnliche Constructionen bei den Vertheidigungskirchen in Siebenbürgen gehabt haben, ist wohl hiebei nicht zu denken, weil in diesem Falle auch die ganze Dachbekrönung einen anderen Charakter besitzen müsste. Der ungarische und dacianische Simplicissimus, eine Nachbildung des deutschen Simplicissimus, der 1683 von einem anonymen Verfasser in Druck erschien und erst kürzlich bei Otto Wigand (Leipzig 1854) von Dr. Seiz herausgegeben wurde, bemerkt zwar von der Kaschauer Kirche, dass auf der „Kirchaltan,“ wie er die Gallerie bezeichnet, etliche hundert Mann oder wohl gar tausend mit bewehrter Hand, als mit Doppelhaken stehen können, und im Nothfalle mögen auch die Bürger von Kaschau in den zahlreichen Kämpfen, welche die Stadt zu bestehen hatte, davon Gebrauch gemacht haben; aber diese „Altan“ ist nichts anderes als der bei vielen anderen gothischen Kirchen, wie z. B. bei der Stephanskirche in Wien, angebrachte Umgang der Gallerie. Was endlich der Spitzbogenfries unter dem Gesimse anbelangt, so ist dies eine einfache Verzierung, wie sie auch an sächsischen und rheinischen Bauten der gothischen Periode

zuweilen vorkommt und nur eine Reminiscenz des romanischen Rundbogenfrieses. Dass der lesenenartige Stab zwischen den Spitzbogen, welcher nach unten in Kleeblattform abschiesst, an dem Kaschauer Chore ungewöhnlich lang herabreicht, ist eine Anordnung, wozu der Architekt ohne Zweifel dazu veranlasst wurde, um die breite Mauerfläche zwischen den Fenstern und den Dachgesimsen zu beleben. Wir sehen an der Seitenfaçade des Schiffes, dass diese Verzierung fehlt, weil hier die Fenster höher gestellt, beinahe bis an das Gesimse reichen.

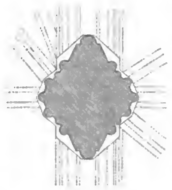
Von dem Langhanse ist das mittlere Schiff — mit Einschluss der Vorhalle — aus fünf Quadraten gebildet, die jedoch nicht von vollkommen gleicher Grösse sind; insbesondere ist das mittlere um fünf Fuss im Quadrat grösser als die übrigen. Getrennt wird das Mittelschiff von den Seitenschiffen durch vier verschiedenartig construirte Pfeilerpaare und durch ziemlich niedrige Spitzbögen, welche dieselben mit einander verbinden. Die Spitzbogen-Gewölbe des Mittelschiffes, welche von den Pfeilern getragen werden, sind auffallend gedrückt und erhalten nur den Charakter der Zierlichkeit und Leichtigkeit durch die mannigfachen und kunstvollen Rippenbildungen.

Eine besondere Aufmerksamkeit verdient im Mittelschiffe die Anlage und Stellung der Pfeiler. Vorerst ist es auffallend, dass die Pfeiler des mittleren Quadrates bedeutend stärker als jene der übrigen sind, dann weicht aber vorzugsweise die Grundform der freistehenden Pfeiler des ersten und fünften von jenen des mittleren Quadrates auf ganz eigenthümliche Weise ab.

Betrachten wir einen der letzteren (Fig. 2), so sehen wir, dass derselbe ein regelmässiges über Eck gestelltes Quadrat von mehr als 6' bildet. An den Kern desselben legen sich im Mittelschiffe gleichmässig angeordnet und als Fortsetzung der Gewölbsrippen mehrere Dienste an, deren Auflösung wir jedoch nach den Angaben Henszlmann's nicht zu bestimmen im Stande sind. An den beiden Seiten, wo die starken Scheidebögen einen kräftigen Stützpunkt benöthigten, ist der Pfeiler durch bedeutend hervortretende Halbsäulen verstärkt. In der Richtung gegen das Seitenschiff legen sich dagegen wieder an den Pfeiler die zur Stütze der Gewölbsrippen erforderlichen Dienste an; die gleichmässige Anordnung hat jedoch durch den Umstand eine Änderung erlitten, dass das Gewölbe des Seitenschiffes sehr unregelmässig gebildet ist und daher die Stützglieder dort angebracht werden mussten, wo der bizarre Geschmack des Baumeisters die Rippen auslaufen liess.


(Fig. 2.)

Ganz verschieden von diesem Pfeiler sind, wie schon bemerkt, jene des ersten und fünften Quadrates. Wir geben hier den Grundriss eines dieser eigenthümlichen Glieder (Fig. 3). Der Pfeiler hat anscheinend eine ovale Form; bei näherer Betrachtung ergibt sich jedoch, dass derselbe gleichfalls eine rautenförmige Gestalt besitzt. Henszlmann ist sich dieses Umstandes nicht vollkommen klar geworden, indem er bemerkt, dass die Gestalt des Pfeilers nicht viereckig ist; aber im Nachsatze, wo er sagt „dass alle Viertel des Schaftes sich gleich sind, d. i. dass der Pfeiler symmetrisch ist", liegt schon indirect eine Bestätigung der obigen Anschauung. In der Symmeterie des Pfeilers findet aber Henszlmann zugleich den Beweis, dass derselbe schon dem ursprünglichen Bauplane angehörte und dass der Meister hier ein Beispiel der „verwegensten Baukunst" aufstellen wollte. „Nirgends wandte er", wie es weiter heisst, in den stützenden und tragenden Theilen eine grössere Dicke an als unumgänglich nothwendig ist. Dies sehen wir an den sehr schwachen und schlanken Pfeilern des Altarraumes, in den verhältnissmässig zur Höhe sehr dünnen Schlussmauern, aber am meisten in jenem Pfeiler. Indem sich auf den Scheidebögen zwischen dem Mittel- und dem Seitenschiffe eine hohe Mauer erhebt, musste nach dieser Seite hin auch der Pfeiler stärker sein, daher der Längendurchschnitt grösser ist, als der Breitendurchmesser, auf welch' letzterem nur ein niederes Gewölbe ruht. Dann müssen wir bemerken, dass, indem der Breitendurchmesser kürzer ist, viele Punkte gewonnen werden, von denen aus man den Altarraum sieht. Dass der Meister dies nicht ohne Bewusstsein so eingerichtet, zeigt sich zum Theil auch daran, dass er hier keine Hohlkehlen anwendete, wodurch der Schaft massiver wird, sowie daraus, dass die Pfeiler nicht zu nahe zu einander stehen als sonst in solchen Kirchen, sondern so weit von einander als nur immer gestattet ist." Diese Motivirung Henszlmann's in Bezug auf die schwächere Gestaltung des Pfeilers scheint uns jedoch nicht ganz erschöpfend und zum Theil auch unrichtig zu sein. Richtig ist es, dass die Pfeilerstellung schon in dem ursprünglichen Bauplan einbezogen war, und der Baumeister in den stützenden und tragenden Gliedern überall Ökonomie bewährt hat. Wenn wir aber bei den Pfeilerpaaren des ersten und fünften Quadrates ins Auge fassen, dass sie die meiste Stützkraft für die in diagonaler


(Fig. 3.)

Richtung auslaufenden Gewölbsrippen benöthigten und den Druck so starker und breiter Gewölbe, wie jene des mittleren Quadrates nicht auszuhalten hatten, so scheint es uns, dass gar nicht die Nothwendigkeit zu stärkeren Pfeilern vorhanden war und der Architekt auch solchen auf geschickte Weise dadurch auswich, dass er die breiteren Seitenflächen in jene Richtung stellte, woher der verhältnissmässig intensivste Druck kam. Dadurch geschah es aber auch, dass die quadrate Anlage dieser Pfeiler eine verschobene Anordnung erhielt. Überdies müssen wir hiebei noch wiederholen, dass jene Gewölbe, welche auf den schwächeren Pfeilern ruhen, die kleineren des Mittelschiffes sind, und dadurch ebenfalls die Spannkraft vermindert wurde. Aus ökonomischen Rücksichten aber wurde der Baumeister gewiss nicht bestimmt, schwächere Pfeiler anzulegen.

Was ferner die grösseren quadraten Pfeiler im mittleren Theile des Hauptschiffes anbelangt, so ist die massive Anlage allerdings durch die ungewöhnlich starken Gewölbe des Haupt- und der Nebenschiffe gerechtfertiget. Es drängt sich aber hiebei unwillkürlich die Frage auf, wie es gekommen, dass das mittlere Quadrat eine so grosse Ausdehnung erhielt, wodurch die Pfeileranlage auch eine stärkere werden musste. Welche Motive könnten bei dieser Verschiedenheit der Raumeintheilung massgebend gewesen sein? Wir wissen kein Anderes anzugeben, als dass man von der älteren Kirche die an der Stelle der gegenwärtigen gestanden haben mag, die vorhandene Pfeilerstellung benützte, ohne Rücksicht auf die dadurch entstehende Ungleichheit der Quadrate. Dass an dieser Stelle eine ältere Kirche bestanden hat, schliessen wir eben aus den beiden Urkunden, welche wir nach Angabe Henszlmann's früher citirt haben und woraus letzterer — freilich ohne Grund — den Schluss zieht, dass der gegenwärtige Dom bereits in dem siebenten Decennium des 13. Jahrhunderts erbaut worden sei. Würde dies der Fall sein, so müsste man annehmen, dass in Kaschau die Gothik zu einer früheren Entwicklung gelangt ist, als in den Rheinlanden und selbst in Frankreich.

Indem wir noch bemerken, dass die Construction der Gewölbe des Mittelschiffes bereits das Gepräge einer vollständig entwickelten Gothik, und nur eine etwas gedrückte Spannung besitzen, gehen wir auf die Besprechung der Seitenschiffe über, die leider, was die Constructionsverhältnisse anbelangt, keinen günstigen Eindruck machen, und in späterer Zeit bedeutende Verunstaltungen erlitten haben dürften.

Wir haben bereits bemerkt, dass die konchen- oder capellenartigen Abschlüsse der Seitenschiffe zu der Vermuthung geführt haben, dass der erste Baumeister des Kaschauer Domes aus Frankreich stammt, oder doch wenigstens aus einer der französischen Bauschulen des 13. Jahrhunderts hervorgegangen ist. In neuester Zeit war es insbesondere Lenoir[1]), welcher bei dem Anlasse, wo er die nordfranzösische Bauschule der Frühgothik und die an den Chören der Kirchen in der Isle-de-France auffallend entwickelten Capellenkränze charakterisirt, den Kaschauer Dom mit der Abteikirche von Lagny in Parallele zieht und hiebei bemerkt, dass man die Erbauung des Elisabeth-Domes dem Architekten der Picardie Villars de Honecourt zuschreibt und in der Composition seines Planes alle Charaktere der Schule in der Isle-de-France erkennt. Wir schicken dieser Behauptung des französischen Gelehrten die Thatsache voraus, dass Henszlmann über den ersten Baumeister des Kaschauer Domes nicht die geringste Vermuthung ausspricht und uns daher unbekannt ist, woher Lenoir zu der Annahme kommt, dass die Erbauung des Kaschauer Domes dem Architekten Vilars de Honnecourt zugeschrieben werde[1]).

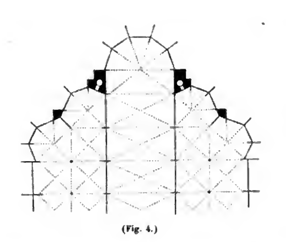
Nach unserer Überzeugung ist übrigens ein Vergleich der Abteikirche von Lagny mit Kaschau nicht statthaft. Das Hervortreten der Capellennischen an sich genügt nicht, um einen directen Einfluss der französischen Bauschulen geltend zu machen, weil zur Zeit der Gründung des Kaschauer Domes das System der östlich gelegenen Capellenausbauten nicht blos in Frankreich angenommen, sondern bereits in Deutschland stark verbreitet war. Das erste Beispiel in Deutschland, wo der Anbau von Capellen im Chor in Anwendung gebracht wurde, ist der Dom zu Magdeburg (1208) und jenes von geschlossenen Capellenkränzen die Liebfrauenkirche zu Trier (1227), eine Art Rotunde mit einer Chorvorlage im Osten, die rings mit polygonförmigen Nischen abgeschlossen ist, und deren Anordnung gegen den Chor zu beinahe vollständig mit jenem der Kaschauer Kirche übereinstimmt. Dagegen kennen wir unter den französischen Kirchen nur jene von St. Yved in Braine, welche mit dem Grundrisse des Kaschauer Domes wirklich Ähnlichkeit besitzt. Zwischen der Erbauung von St. Yved und dem Kaschauer Dome liegt aber mehr als ein volles Jahrhundert, innerhalb welchem am Rhein die Stiftskirche zu Xanten, die Marienkirche zu Lübeck, die Kirchen zu Ahrweiler und Oppenheim, in Belgien die Kirche St. Caro zu Gent, und in Lothringen St. Gengoul in Toul entstanden sind. Beispielsweise lassen wir hier eine Skizze des Grundrisses des Chores der Kirche St. Victor zu Xanten (Fig. 4), dann jenen von Sct. Martin zu Ypern in Belgien (Fig. 5) folgen[2]). Wir sehen daraus,

[1]) Architecture monastique (Paris 1856). II. 207.

[1]) Es lässt sich dies höchstens dadurch erklären, dass Lenoir, wahrscheinlich übereinstimmend mit Henszlmann, annimmt, der Grund zum Kaschauer Dom sei im J. 1283 gelegt worden. Wir haben schon bei Besprechung der Kirchenruine Zsambeck (Mittheilungen II, 105) erwähnt, dass Vilars de Honnecourt in der Mitte des 13. Jahrhunderts nach Ungarn berufen und an dem Bau der Tsambecker Kirche mitgewirkt haben soll. Nun ist es aber bereits festgestellt, dass Vilars den Grundriss der Kirche von Cambray (1230—1251) gemeinschaftlich mit Peter v. Corbie erfunden hat. Würde er den Grundriss von Kaschau entworfen haben, so müsste er jedenfalls ein sehr hohes Alter erreicht haben — vorausgesetzt, dass der Neubau von Kaschau wirklich in das XIII. Jahrhundert fallen würde, was aber gar nicht wahrscheinlich ist.

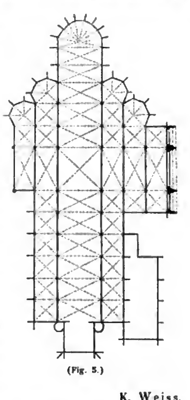
[2]) Über Xanten, dessen östlicher Chorbau 1236 begonnen wurde, vergleiche Schnaase, Geschichte der bildenden Künste V, 347 u. ff.; über Ypern in Belgien, dessen Chorbau 1221 begann, findet man Näheres in

dass die Anordnung von Chor und Schiff bei den genannten Kirchen mit den — beide Theile verbindenden Capellenausbauten dieselbe ist und ziehen wir bei Xanten die Bekrönung der



(Fig. 4.)

Strebepfeiler an der Vorderfaçade insbesonders in Betracht, von welcher wir bereits erwähnt haben, dass dieselbe mit jener der Strebepfeiler des Chores zu Kaschau im Einklang steht, so liegt die Vermuthung weit näher, dass dem Erbauer des Kaschauer Chores die Stiftskirche zu Xanten nicht unbekannt war. Nicht unerwähnt können wir aber hiebei auch lassen, dass in Frankreich die Choranlage von St. Yved, welche keinen Capellenkranz besitzt, sondern zu deren beiden Seiten Nischen angebaut sind, ohne Nachahmung blieb. Man wandte zwar häufig geschlossene Capellenkränze um den Chor an, es ist aber sehr selten der Fall, dass der letztere freistehend angetroffen und an die Vorlage sich erst in radianter Einziehung die Poligonnischen anschliessen. **Schnaase** erblickt auch desshalb in letzterer Anordnung eine Vermischung deutscher und französischer Elemente und kommt aus diesem Grunde zu der nicht ungegründeten Annahme, dass St. Yved das Werk eines deutschen aber in französischer Schule gebildeten Meisters gewesen ist.



(Fig. 5.)

K. Weiss.

(Der Schluss folgt im nächsten Hefte.)

Die archäologischen Publicationen ungarischer Zeitschriften.

(Schluss.)

XIII. (Nr. 36.) „**Die Domkirche zu Szepesvárallya**" in der **Zips**, sonst deutsch auch **Kirchdorf** genannt; der Sitz des Zipser Bisthums. Wie aus der Abbildung zu ersehen, besteht der Dom aus zwei, verschiedenen Bauperioden angehörenden Theilen. Der vordere, nämlich die Front mit den zwei Thürmen und dem angebauten niederen Schiff, hat ausgesprochene romanische Formen; an den Thürmen gewahrt man die gekuppelten rundbogigen Fenster und Rundbogenfriese; über den fünften Stock setzen die viereckigen Thürme in dem pyramidalen achtseitigen Helm über. Dagegen ist der höhere, später zugebaute Chor durchaus in dem reinsten gothischen Style aufgeführt. Von der Seiten-Ansicht werden uns die reich gegliederten Strebepfeiler und mit Masswerk gefüllten, die ganze Länge der Wand einnehmenden, spitzbogigen Fenster dargestellt. Der Dom wurde im Jahre 1189 von dem Könige **Béla** III. gestiftet, und soll, nach der Beschreibung, ursprünglich eine dreischiffige romanische Basilica gewesen sein, die eine Ähnlichkeit mit der **Freiburger**, **Naumburger** und **Magdeburger** Kirche hatte, nach deren Vorbild sie von den eingewanderten Zipser Sachsen damals errichtet wurde. Aus diesem ältesten romanischen Baue ist, wie gesagt, nunmehr nur der vordere Theil der Kirche zurückgeblieben. Der spätere gothische Bau des Chores wurde in den Jahren 1462 und 1478 vollendet, wie die darauf bezüglichen, in der Kirche ersichtlichen Inschriften beurkunden. Im Innern sollen die Chorstühle ein ausgezeichnetes Schnitzwerk sein, von dem Künstler Thomas **Késmárky** im Jahre 1478 angefertigt. Ebenso sind auch Altäre mit Schnitzwerken vorhanden, wie auch alterthümliche Kirchengeräthe: Kelche, Bischofstab, aus Silber getriebene Statuen der Apostel, der Mutter Gottes, des heiligen Martin. Auch sind viele Grabdenkmale der berühmtesten Männer Ungarns aus dem XV. und XVI. Jahrhundert erhalten; wie die der Grafen **Szápolyai**, **Thurzó**, **Rákóczy**, **Erdödy**. — Unweit

---

A. G. B. **Schayes**: *Histoire de l'architecture en Belgique* II, 58. Charakteristische Beispiele über diese Capellenausbauten enthält auch das Werk von A. **Essenwein**: „Norddeutschlands Backsteinbau im Mittelalter". **Kallenbachs**: „Chronologie der deutschen Baukunst" u. s. w. Wir konnten darauf nicht näher eingehen, um nicht die Gränzen dieser Darstellung zu überschreiten.

von dem Orte erheben sich die grossartigen Ruinen der ehemaligen Zipserburg (Szepesvár) auf einer Anhöhe.

XIV. (Nr. 38.) „Die Kirche zu Donnersmark in der Zips.“ Ein kleiner ausgezeichneter gothischer Capellenbau aus dem XV. Jahrhundert, von Isabella und ihrer Tochter Hedwig Szápolyay erbaut. Man sieht von aussen die reich mit Giebel, Masswerk, Baldachinen gegliederten Strebepfeiler, und die mit 3 Pfosten in sechs Felder getheilten, und mit prächtigem Masswerk gefüllten Fenster. Der Chorschluss erscheint dreiseitig. Eben so reich soll der Bau inwendig, mit dem vollen Schmucke der Gothik, mit Diensten, Gurten u. s. w. ausgestattet sein. Das Merkwürdigste ist aber, dass dieser spätgothische Bau, wie auch sonst noch einige uns in Ungarn bekannte Bauten dieser Zeit eine Ausnahme ist von der sonst fast ausnahmlosen Regel, welche bei einer gothischen Kirche keine Krypta oder Unterkirche zulässt. Die Donnersmarker Capelle hat ihrer sogar zwei; äusserlich zeigt sie schon zwei Stockwerke, der untere niedere erhält die Beleuchtung durch spitzbogige gekuppelte Fenster, die knapp von dem Boden aufsteigen. Unter dieser Unterkirche befindet sich eine dritte, wir glauben die eigentliche Gruft, welche ihr Licht nur von oben erhält.

XV. In derselben Nummer ist auch eine Ansicht der Stadt Kesmark, mit der berühmten Tököly'schen Burg mitgetheilt. Die letztere, welche einst prächtig ausgestattet war, wenn auch bis jetzt erhalten, doch bereits baufällig, geht ihrem nahen Untergange entgegen. Grösstentheils wurde sie zwar schon in dem Geschmacke des XVII. Jahrhunderts, im Jahre 1628 von Stephan Tököly, restaurirt, doch bietet sie noch manches Berücksichtigungswerthe, wie die Capelle, die Gruft u. s. w. Jetzt werden alle diese Räumlichkeiten zu den profansten Zwecken benützt.

Ein zweites Baudenkmal allhier ist die gothische Kirche, vom Grafen Szápolyay in Jahren 1444—1486 erbaut. Bemerkenswerth ist darin ein aufgezeichnetes Sacramentshäuschen, ein Flügelaltar mit Goldgrund-Gemälden, und andere Schnitzwerke, Statuen und Malereien. Doch soll sich auch hier alles im beklagenswerthen verwahrlosten Zustande befinden, indem es an den nöthigen Mitteln zur Bestreitung der Restaurationskosten fehlt.

XVI. (Nr. 44.) „Die St. Stephanskirche zu Miskolcz.“ Ein, dem Bilde nach schon, verwahrlost scheinender, spätgothischer Bau, mit ziemlich rohen (wenn nicht die späteren Umgestaltungen daran die Schuld tragen) Formen. Flache, jeden Schmuck entbehrende Strebepfeiler erheben sich ohne Giebel, mit schräger Abdachung und einmaliger Gliederung. Auch die Mauermassen sind zwischen den Strebepfeilern und Fenstern stark vorherrschend; und die letzteren scheinen auch ohne Masswerk zu sein. Auch fehlt jetzt der Thurm; anstatt dessen dient als Glockenhaus ein eigenthümlicher Holzbau. Übrigens erwähnt die Beschreibung nicht einmal das, wie viele Schiffe die Kirche hat, und wie sie im Inneren aussieht oder erhalten ist; nach ihrer Angabe soll aber die Kirche aus dem XIII. Jahrhundert herrühren. Richtiger scheint uns, selbst nach der einfachen Ansicht der oben beschriebenen Abbildung, dass es ein spätgothischer Bau des XV. Jahrhunderts sei. Und daher dürfte die Stelle einer Urkunde Sigmund's vom Jahre 1411, welche die Miskolczer Kirche als einer uralten und seit lange bestehenden gedenkt, sich auf einen vormaligen älteren, vielleicht romanischen Bau beziehen, an deren Stelle im XV. oder XVI. Jahrhundert der jetzige, wie es scheint auch nicht ausgeführte gothische Bau errichtet wurde. Seit dem Jahre 1554 ist die Kirche im Besitze der reformirten helvetischen Confession.

XVII. (Nr. 46.) „Die Kirchenruine von Zsámbók.“ Eine gute Ansicht dieses ausgezeichneten Baues. Indem aber der Gegenstand bereits vielfach beschrieben und im Bilde dargestellt ist (wie von Vahot: Magyarföld, und neuestens in dem III. Heft der „Mitteralterlichen Kunstdenkmale“ von Professor von Eitelberger) und auch die „Mittheilungen“ dessen Besprechung von dem Redacteur dieser Blätter gebracht haben, so wollen wir es hier übergehen, und bemerken nur, dass der interessante Gegenstand mit der bisherigen Berührung doch kaum als gänzlich erschöpft betrachtet werden kann.

XVIII. (Nr. 51.) „Das Schloss Nagy-Vázsony“ von Scréby. Eine alte Zwingfeste, welche bereits grösstentheils in Ruinen niederliegt und nur ein mächtiger Thurm, etwa das Berchfrit der Burg, steht noch unversehrt unter dem Dache. Die plattüberdeckten Kleeblattbogenwölbungen der Thüröffnungen scheinen die Zeit der letzten Bauthätigkeit an der Burg zu verkünden; die also in die spätgothische Periode fällt. Eben in dieser Zeit, nämlich in der zweiten Hälfte des XV. Jahrhunderts, hatte auch das Schloss eine seiner bekanntesten Glanzperioden, indem es damals der Sitz des berühmten Türkenbesiegers Paul Kinizsi war. Er soll auch das angrenzende Kloster gestiftet haben; wo noch sein verstümmeltes Epitaphium — ergänzt — wie folgt, zu lesen ist:

„Erexit Vasonia Claustra Kinisius heros,
Illius hac urna marmoris ossa cubant.“

Das Kloster ist gegenwärtig auch eine Ruine. Es soll aber noch unweit eine kleine alte Kirche bestehen, die angeblich auch aus der nämlichen Zeit mit dem Kloster herrühren soll. Sie würde also auch ein gothischer Bau sein, doch fehlen alle nähere Angaben.

XIX. In den letzten Nummern folgt noch ein guter Grundriss der ehemaligen berühmten Königsburg Ungarns Visegrád, sammt einem Situationsplan und anderen hier noch befindlichen Denkmalen und Inschriften. Wir verweisen aber in Betreff dieses Gegenstandes auf die in ungarischer und deutscher Sprache herausgegebene treffliche historische

und archäologische Monographie Häuflers: „Visegrádi Album“.

XX. Obwohl nicht als Baudenkmal, doch immerhin als ein sehr erfreuliches Zeichen der vaterländischen höheren Monumental-Baukunst und des kunstgeschichtlichen Verständnisses wollen wir erwähnen die Kirche zu Kaplony im Szathmárer Comitat, unweit von Nagy-Károly, deren Abbildung die Nummer 7 dieser Zeitschrift bringt. Es ist dieser Monumentalbau, auf die Veranlassung der Grafen Károlyi, von dem rühmlichst bekannten Architekten der im romanischen Basiliken-Style errichteten Kirche zu Fót, Herrn Ybl, ausgeführt worden, und zwar in den charakteristischen Formen des Übergangsstyles. Die zweithürmige Kirche zeigt von aussen den Spitzbogenfries des Übergangsstyles; darnach bestehen auch die Fensteröffnungen im Schiffe aus je vier, am Chor aus je zwei schmalen Fenstergruppen; ihre Umrahmung und die Aneinanderkuppelung wird von Säulchen gebildet, die sich dann als Bogen fortsetzen, und mit dieser Spitzwölbung schliessen. An den Chor schliesst sich unmittelbar ein prächtiges Mausoleum, eigentlich eine dreischiffige Säulenhalle, mit etwas erhöhter Mitte und niederen Abseiten. An der Seite überragt das Gebäude eine erhöhte Façade, unter dem Giebelgesims mit den eigenen länglichen Formen des Rundbogenfrieses des Übergangsstyles, und in der Mitte mit einem grossen spitzbogigen und mit Masswerk gefüllten Prachtfenster geziert. In diesem Mausoleum sind die metallenen, kunstvoll gezierten Särge der verstorbenen Mitglieder der gräflichen Familie Károlyi aufgestellt. Kaplony ist nämlich der Stammort dieses Geschlechtes, dessen Namen früher die Familie geführt hat. Das an die neue Kirche anstossende Kloster der Franciscaner ist eine ältere Stiftung der Familie. Dem hier beschriebenen Äusseren soll, nach der Beschreibung, auch das Innere der mit Fresken und dem Style entsprechenden architectonischen Schmuck gezierten Kirche würdig entsprechen.

XXI. Zuletzt wünschen wir noch die Aufmerksamkeit der Archäologen und besonders der Epigraphiker auf den folgenden, in der Nr. 38 dieses Blattes enthaltenen Aufruf zu lenken. Im Jahre 1854 wurde bei den Fortifications-Arbeiten zu Karlsburg in Siebenbürgen eine kleine 2" lange und 1" 6''' breite Steinplatte ausgegraben; an den vier Seiten hat sie die folgende Randschrift, überall zwei Zeilen unter einander gestellt:

I. Seite: Θ° AIDIT XIVIGITTAT
II — IΊ MIT ƧOꟼƧƎAꓤIM
II. Seite: ꓤATATXIVGIT TAT
ITTEMID AMVVPIH
III. Seite: IMAID. ITXIVIG. ITATI.
ƆIƆ ƧƎꓤƎTVGA . ƧVƧ
IV. Seite: AIGTXIVIG . ITTAT
VoXƎ e MIDAVNAIBII.

Der Gegenstand kam in das Besitzthum des Dr. Ötvös in Karlsburg (er ist bekannt als ein tüchtiger Paläograph und Entzifferer der von ihm herausgegebenen in Geheimzeichen zurückgebliebenen Schriften des Rákóczy). Bis jetzt sind alle seine Bemühungen, die Inschrift zu enträthseln, ohne Erfolg geblieben; er theilte sie auch anderen, ihm befreundeten und bekannten Archäologen ohne Erfolg mit. Er richtet nun einen Aufruf an alle Fachmänner, und bietet demjenigen, dem die Inschrift zu lösen gelingt, als Gegendienst eine gut erhaltene Corvininische Goldmünze.

In den Folgenden werden wir das Bemerkenswertheste aus dem vergangenen Jahrgange des „Vasárnapi Ujság“ mittheilen. H.

Der Tassilokelch nebst Leuchter zu Kremsmünster.

Auf der Rückkehr an den Rhein begriffen, unterliessen wir es nicht, bei der Durchreise durch Linz die in der Nähe befindliche, altehrwürdige Stiftung des bekannten Bavarenherzogs Tassilo, Kremsmünster, zu besuchen. Der entgegenkommenden, gastfreundlichen Aufnahme von Seite des hochwürdigsten Herrn Prälaten daselbst hatten wie er zu verdanken, dass uns sofort noch jene kostbaren Kunstreliquien aus der Frühzeit der Stiftung mit grösster Liberalität vorgezeigt wurden, die sich unstreitig als die ältesten kirchlichen Gefässe in Deutschland aus den Säcularisationsstürmen der letzten Jahrhunderte in diesem allberühmten Sitze der Cultur und Wissenschaft gerettet haben. Es ist das nämlich ein vollständiger *„apparatus altaris“*, wie er vom Herzog Tassilo seiner Lieblingsstiftung *Cremifanum* zum Geschenke gemacht wurde, und gehören zu dieser Ausstellung des Altares der Messkelch, zwei Leuchter *(ceroferalia)* und der Evangeliencodex *(plenarium)*. Diese drei grossartigen, reich ausgestatteten Kunstwerke aus den Tagen des Tassilo haben sich in der Abtei Kremsmünster als die einzigen Ueberreste der Kunst einer grossen Vergangenheit ziemlich unverletzt und primitiv erhalten. Vor allem verdient eine besondere Beachtung jener interessante *„calix abbatialis“*, der eigenthümlicher Weise heute nur noch bekannt ist unter dem Namen „der Stifterbecher“, und dessen ehemalige liturgische Bestimmung, wahrscheinlich seiner eigenthümlichen, pocalartigen äussern Form wegen bis heute unbekannt geblieben ist. Dieser seltene Messkelch des 8. Jahrhunderts erinnert noch deutlich an die traditionelle Form der Trinkschalen und Becher, wie sie in der classischen Cäsarenzeit im alten Rom in Gebrauch waren, und die für die Bildung der frühchristlichen Kelche in Glas und Metall massgebend geworden ist. Nicht nur aus der wohlerhaltenen primitiven Inschrift, sondern mehr noch aus der biblisch gehaltenen, reichen Ausstattung geht zur Genüge hervor, dass der sogenannte „Stifterbecher“ ursprünglich als Kelch in kirchlichem Gebrauche war, wie sich das auch deutlich

erhärten lässt durch die vielen Analogien, die sich als Zeichnungen von ähnlichen frühchristlichen Kelchen in Bildwerken bei älteren Schriftstellern, vollkommen übereinstimmend mit dem humpenartigen, pocalförmigen äussern Aufriss des Tassilokelches, heute noch vielfach vorfinden. Was die ornamentale Ausstattung und technische Ausführung dieses merkwürdigen Gefässes betrifft, so kann mit grösster Sicherheit behauptet werden, dass auch, abgesehen von der deutlich erhaltenen Inschrift, aus diesen beiden Factoren des Kelches sein hohes Alter sich constatiren liesse. Es tragen nämlich die Ornamentationen, sowohl an dem Kelche, als auch an den beiden dazugehörigen Leuchtern vollständig das Gepräge der Kleinkunst, wie sie in Grossgriechenland, dem früheren byzantinischen Exarchat in Italien im karolingischen Zeitalter geübt wurde. Das Material, woraus Kelch und Leuchter angefertigt sind, besteht aus Rothkupfer, in welchem eine Menge Thier- und Pflanzenornamente äusserst tief und energisch eingravirt und ausgestochen und darauf stark in Feuer vergoldet worden sind. Stellenweise hat der Künstler nun sowohl an dem Kelch, als an den Leuchtern den Raum für kleinere und grössere figurale Darstellungen aus dem Rothkupfer vertieft ausgegraben und mit dünnen Silberplatten ausgelegt, die durch Feuers Gewalt auf dem Rothkupfer aufgeschweisst worden sind. In diesen Silberblechen hat der *aurifex* alsdann sämmtliche Umrisse von Menschen- und Thierfiguren *en niello* kunstreich eingelassen. Diese Verbindung des Rothkupfers mit Silber und Niello und starker Vergoldung fanden wir auch an einigen ähnlichen Überresten aus der karolingischen Zeit. Was die Form der Leuchter *(cerostati)* betrifft, so lässt sich mit Grund behaupten, dass sich von diesem Alter, von dieser Grösse und reichen formellen Ausbildung nicht leicht im österreichischen Kaiserstaate ein ähnliches Exemplar mehr vorfinden dürfte, und bieten diese beiden Leuchter in artistisch-formeller Beziehung ein grösseres Interesse als selbst die bekannten merkwürdigen *ceroferalia* aus der romanischen Kunstepoche in Le Mans und im Dome zu Hildesheim. Leider hat das zu diesem Altarsapparate des Herzogs Tassilo gehörige *plenarium*, ein kostbarer *codex membranaceus* mit vielen Initialen, seinen ehemaligen, reichverzierten Einband mit dem kostbaren *frontale*, wahrscheinlich in derselben kunstreichen Ausführung, wie wir dieselbe an Kelch und Leuchtern bewundern, bereits im 16. Jahrhundert verloren.

Die Deckelverzierung an diesem *evangelistarium* ist bereits aus der Spätzeit des 16. Jahrhunderts und hat keinen besonderen Kunstwerth, desto mehr aber das darin enthaltene Manuscript, das mit den Charakteren, den Initialen und den Ornamenten des bekannten karolingischen *codex* in der k. k. Hofbibliothek zu Wien, dem bekannten *evangeliarium* Karl's des Grossen im k. k. Schatze zu Wien (integrirender Theil der deutschen Reichskleinodien), sowie mit den übrigen uns zu Gesichte gekommenen karolingischen Handschriften vollkommen identisch ist. Beweisführend für die gleiche Zeit der Entstehung dieses seltenen „*codex millenarius*", mit dem Tassilokelch und den Leuchtern ist der Umstand, dass dieselben Ornamente, wie sie an den Initialen desselben vorkommen, vollkommen übereinstimmend auch an einzelnen Ornamenten des Kelches und der Leuchter gefunden werden. Wir freuen uns zugleich der Redaction die angenehme Mittheilung machen zu können, dass der Hochwürdigste Herr Prälat von Kremsmünster bei seinem grossen Interesse für kirchlich-mittelalterliche Kunst uns alle erwünschten Erleichterungen gewährt hat, um eine möglichst detaillirte Beschreibung des fraglichen Tassilokelches und der Leuchter im Beisein der altehrwürdigen Originale mit Musse vornehmen zu können. Auch äusserte der Herr Prälat, dass er auf Wunsch der k. k. Central-Commission zur Erhaltung und Erforschung der Baudenkmale nicht abgeneigt sei, behufs der Abzeichnung und Abformung Kelch und Leuchter durch einen Capitular des Stiftes nach Wien zu senden, damit eine Photographie in Naturgrösse von diesen höchst merkwürdigen Kunstgegenständen genommen werden könnte[1]). Nach diesen Photographien liesse sich dann mit wissenschaftlich archäologischer Genauigkeit von geschickter Hand eine Abzeichnung[2]) entnehmen und würde durch die Veröffentlichung derselben in den „Mittheilungen" der Kunstliteratur des Mittelalters ein höchst dankenswerther Beitrag gegeben werden. Wir sind gern bereit die ausführlichere, vergleichende Beschreibung dieser beiden liturgischen Utensilien, die wir in Kremsmünster anzufertigen erwünschte Gelegenheit fanden, der k. k. Central-Commission behufs der Publication in diesen Blättern zur Verfügung zu stellen.

Kremsmünster, den 10. August 1857.

F. Bock.

---

[1]) Der Präses der k. k. Central-Commission und Sectionschef Freiherr von Czoernig hat sich bereits an den hochwürdigen Herrn Abt von Kremsmünster mit dem Ersuchen gewendet, diese interessanten Gegenstände nach Wien transportiren zu lassen, um eine Abformung und Zeichnung derselben bewerkstelligen zu können. A. d. Red.

[2]) Gegen Anfang dieses Jahrhunderts erschien eine Abzeichnung des sogenannten „Stifterbechers" in natürlicher Grösse. Diese Copie jedoch hat nicht den mindesten kritischen Werth und möchte eher als eine Carricatur (?) statt eines Facsimiles des fraglichen, höchst merkwürdigen Originales anzusehen sein.

Notiz.

(Fund eines römischen Meilensteines im Krappfelde Kärnthens.) Nicht ohne Interesse für die Kunde römischer Strassenzüge durch Kärnthen ist der im Frühlinge des vorigen Jahres im Krappfelde (zwischen St. Veit und Friesach) im Dorfe Krumfelden gemachte Fund eines römischen Meilensteines. Es ist ein roh bearbeiteter, grobkörniger fünf Fuss hoher Sandstein, welcher wegen seiner vielen Vertiefungen und Einhöhlungen sowohl dem Meissel als auch der Erzielung eines Abklatsches nicht wenige Schwierigkeiten verursachte. Die durch letzteren controlirte Leseart der Inschrift am Obertheile des Steines ist folgende:

IMP. CAES. M.
IVLIVS PHILIPPVS
P. EINVICTVS AV
PONT. MAX. TRIB. POT
P. P. PROCOS
XV.

Um den wissenschaftlichen Werth dieses Fundes beurtheilen zu können, müssen die Lage des Fundortes, die in dessen Nachbarschaft früher gemachten Funde und die bisherige Annahme für den Standort der in der Peutinger'schen Strassenkarte verzeichneten Station Matucajum berücksichtiget werden.

Krumfelden liegt von der Gewerkschaft Treibach nordöstlich ungefähr eine Viertel-Stunde entfernt, nordöstlich in einer beiläufig halbstündigen Entfernung liegt Althofen, nordwestlich von Krumfelden aber in einer Entfernung von ungefähr einer halben Stunde die Gewerkschaft Zwischenwässern oder Pöckstein. In Treibach befanden sich seit unvordenklicher Zeit zwei Meilensteine am dortigen gewerkschaftlichen Meierschafts-Gebäude, welche später zur Rechten und Linken des Hauptthores des gewerkschaftlichen Schlosses aufgestellt, vor ungefähr dreissig Jahren dem Medicin-Doctor Johann Kumpf in Klagenfurt überlassen und von diesem in neuester Zeit dem kärnthnerischen Geschichtsvereine abgetreten wurden. Der eine dieser Meilensteine ist sehr beschädigt und lässt nur mehr die Schriftcharaktere: IMP. CAESAR ELVS und MAX deutlicher erkennen und hieraus und aus seiner Form auf einen Meilenstein schliessen. Der zweite ist besser erhalten und lässt folgende Inschrift entnehmen:

IMP. CAESAR . . . . .
ELIVS. SEVER . . .
PI . . . E . . . . . .
PONT. MAX. TRIB.
POTESTATI II P. P. COS
PROCOS. E. M. OPELVS.
DIADVMENIANVS
NOBILISSIMVS. CAES
PRINCEPS IVVENTVTIS
AVGG. FECERVNT
A. VIRVNI. M. P.
XV.

Wenn es keinem Zweifel unterliegen kann, dass der Krumfeldner Meilenstein an seinem ursprünglichen Standorte aufgefunden wurde, so ist dieses in Bezug auf die Treibacher Meilensteine nicht so ausgemacht, ob sie in Treibache aufgefunden oder zum dortigen Meierschafts-Gebäude anderswoher, vielleicht von dem nahen Krumfelden gebracht worden seien. Die Zahl XV auf dem Krumfeldner Steine ist offenbar eine Distanzangabe, und da der zweite Treibacher Stein die Distanz von Virunum ebenfalls mit M.P. XV. angibt, so ist es wenigstens sehr wahrscheinlich, dass auch für die Treibacher Steine Krumfelden der ursprüngliche Standort gewesen ist.

In Pöckstein oder Zwischenwässern wird die Stelle gesucht, an welcher die römische Station Matucajum gestanden, welche nach der Peutinger'schen Karte M. P. IIII. von Virnnum entfernt angegeben wird [1]). Zwischenwässern ist von Krumfelden, wie bereits bemerkt wurde, eine halbe Stunde, somit von Treibach drei Viertelstunden entfernt. Schon der Fund der Treibacher Meilensteine leitete auf die Vermuthung, dass die Station Matucajum in der Nähe von Treibach zu suchen sei. Der Fund des Krumfeldner Meilensteines dürfte eine genauere Bestimmung zulassen und zur Annahme leiten, dass die Station Matucajum an der Stelle des heutigen Krumfelden gestanden habe.

Dieser Annahme könnte nicht wohl entgegenstehen dass die Peutinger'sche Karte die Distanz der Station Matucajum von Virunum mit M. P. IIII. angibt, während auf den Treibacher und Krumfeldner Meilensteinen nur eine Distanzangabe von M. P. XV. zu lesen ist. Denn die unter dem Namen der Peutinger'schen Strassenkarte bekannte mittelalterliche Copie einer älteren Strassenkarte ist namentlich in den Distanzangaben ungenau [2]). Der Ansicht, dass die Treibacher Meilensteine und der von Krumfelden demselben Standorte, nämlich Krumfelden angehören, dürfte auch nicht entgegenstehen, dass sie verschiedenen Zeiten angehören. Der eine der beiden Treibacher Meilensteine gehört in die Zeit des Kaisers M. Opelius Macrinus und zwar in Folge der Angabe Trib. Pot. II. in das Jahr V. C. 971, nach Chr. Geb. 218, wogegen der Krumfeldner Meilenstein der Zeit des Kaisers M. Julius Philippus, vielleicht dem Jahre nach Chr. 244 angehört. Diese Verschiedenheit lässt sich nämlich dadurch erklären, dass unter Kaiser Philipp bei Gelegenheit einer, nach einem Zeitraume von 27 Jahren leicht erklärbaren Strassenausbesserung auch eine neue Meilensteinsetzung ohne Distanzen-Änderung statt gehabt haben dürfte. Für die Annahme, dass der Standort des römischen Matucajum in dem heutigen Krumfelden zu suchen sei, dürfte noch eine weitere Erwägung sprechen.

[1]) Siehe mein Handbuch der Geschichte Kärnthens. I. S. 360. n. c.
[2]) Forbiger's Handbuch der alten Geographie I. S. 472. n. 78.

Das sogenannte Antoninische Reisebuch verzeichnet die Stationen auf der Reiseroute von Aquileja bis Ovilabis mit Via Belojo (Wolfsberg), Lavix (bei Tarvis), Santicum (bei Tillach), Virunum (im Zollfelde), Candalicae (bei Hüttenberg) u. s. w. [1]). Ist die angeführte Bestimmung der Standorte der in dem Antoninischen Reisebuche angegebenen Stationen richtig, so war die Strasse, deren Stationen das Reisebuch verzeichnet, wenigstens bis Virunum, wahrscheinlich aber noch bis über dasselbe hinaus dieselbe Strasse, deren Stationen auch die Peutinger'sche Karte verzeichnet. Der Umstand, dass die Karte mit Ausschluss von Virunum andere Stationen verzeichnet, als das Reisebuch, dürfte sich, abgesehen davon, dass die Karte gerade auf der Route von Aquileja bis Virunum mehrere Stationen unbestimmt liess, sich auch dadurch erklären lassen, dass die Peutinger'sche Karte als eine Postkarte die Stationen, an welchen ein Pferdewechsel statt hatte, die Mutationen verzeichnet, wogegen das Reisebuch als ein Handbuch für reisende Staatsbeamte nur die Nachtquartierstationen, d. h. die Mansionen verzeichnet. Auch noch über Virunum hinaus mag die Strasse, deren Mansionen das Reisebuch verzeichnet, dieselbe gewesen sein, deren Mutationen die Peutinger'sche Karte angibt, und erst bei Matucajum, wo sie von der nach Noreza und Beleandrum abgewichen, die nordöstliche Richtung gegen Candalicae (Hüttenberg) genommen haben. Eine solche Abzweigung lässt sich aber mit Rücksicht auf die Örtlichkeit viel natürlicher erklären, wenn der Standort für die Mutation Matucajum in Krumfelden gesucht würde, als wenn man selben in Zwischenwässern annimmt, weil die Strasse von Krumfelden in beinahe gerader Richtung nach Althofen und von dort nördlich über Guttaring nach Hüttenberg führt, wogegen der Weg von Zwischenwässern nach Hüttenberg erst zurück nach Krumfelden, und von dort über Althofen weiter gemacht werden müsste [1]).

[1]) Siehe mein Handbuch. S. 546 — 566.

[1]) Das 16. Blatt der Generalstabs-Karte von Steiermark und Illyrien.

Correspondenzen.

Wien. Der Architekt J. Lippert, welcher im Auftrage der k. k. Central-Commission eine Reise nach Kärnthen unternommen hat, ist vor Kurzem zurückgekehrt und hat derselben die detaillirtesten Aufnahmen des Domes von Gurk, und der Kirchen zu Set. Paul, Friesach und Millstatt vorgelegt. Diese Objecte, welche sehr viel Neues und kunstgeschichtlich sehr Interessantes bieten dürften, sind zur Veröffentlichung in den Publicationen der Commission bestimmt und werden von dem Herrn Conservator Freiherrn von Ankershofen mit dem entsprechenden historisch-archäologischen Texte versehen werden.

Aus dem Pongau in Salzburg. Das Interesse für Erhaltung und Restauration alter Baudenkmale und ein besserer Geschmack in Aufführung von Neubauten bricht sich nach und nach auch in unserem verborgenen Gebirgslande Bahn. Es ist dieses wohl zunächst der Aufmerksamkeit zu danken, welche der kunstsinnige Fürsterzbischof Maximilian von Salzburg und der unermüdliche Domcapitular Stolz der Sache zuwenden, und seit etwa 5 Jahren ist Erhebliches geschehen. Wir wollen diesmal auf eine Restauration näher eingehen.

Im fürstlich Schwarzenberg'schen Bergschlosse Schermberg, wo gegenwärtig der Cardinal-Erzbischof von Prag eine wohlthätige Versorgungsanstalt für alte, gebrechliche Leute aus der Umgegend unterhält, befindet sich eine gothisch gebaute Capelle von mittlerer Grösse. Sie wird um die Mitte des XV. Jahrhunderts das erstemal urkundlich genannt und war das erste mittelalterliche Gebäude im Pongau, das neuester Zeit einer gründlichen Restauration unterzogen wurde. — Zwei zopfige Altäre, eine nachträglich angebrachte Empore und schwerfällige Betstühle verunzierten sie, wie auch die ursprünglich spitzen Fenster den Rundbogen, und eine uralte als Gnadenbild verehrte Muttergottes-Statue über die geschnitzten Kleider noch einen unförmlichen Sack von Stoff und Borden hatten annehmen müssen. Die Capelle ist nun von jeder fremden Zuthat gereinigt, besitzt einen niedlichen gothischen Flügelaltar, entsprechende Fenster, Thüren und Betstühle, eine einfach schöne gothische Monstranze und überhaupt durchaus stylgerechte Einrichtung. Die Altarflügeln (vorne Basrelifs: Mariä Verkündigung, Christi Geburt, Anbetung der Weisen und Tod Mariä, rückwärts Temperagemälde: Christus am Ölberg, Geisselung, Krönung und Tod des Herrn) hingen vormals getrennt im Glockenhause der Kirche Werfenweng und dienten den Bauern, um ihre Gabeln hineinzustecken und während des Gottesdienstes die Hüte daran zu hängen. Die Monstranze lag unter verschiedenem Gerümpel in Vagrain und der Messner hielt das Ding für ein altes sonderbares Lampengefäss. Sie ist nun vergoldet und gehört, nach der Constructionsähnlichkeit mit der prächtigen Taxenbacher Monstranze zu schliessen, der ersten Hälfte des XIV. Jahrhunderts an. Ein liebliches Basrelief: die Kreuzerfindung vorstellend, lag in Stücken am Dachboden zu Schermberg und ziert nun in einem entsprechenden Rahmen die Rückwand der Capelle. Der Bildhauer Scheidel in Salzburg, der Maler Stief, Steinmetz Haslauer und Vergolder Ettl daselbst, dann der wackere in Baiern gebildete Tischlermeister Obermayer von St. Veit hatten sich in die Arbeit getheilt und die vollste Zufriedenheit des kunstliebenden Cardinals sowohl als des Herrn Fürsterzbischofs dafür geerntet. Die Capelle, zu der einst fleissig gewallfahrtet wurde, besitzt hinreichend eigenes Vermögen, um den Kostenaufwand der Restauration, der sich auf etwas mehr als 3000 fl. belief, selbst leicht zu bestreiten. Übrigens blieb, wie Eingangs bemerkt, das Beispiel Schermberg's nicht ohne Wirkung. Die Restauration der Pfarrkirche St. Cyriak nächst Werfen trat die nächste in die Reihe. In wenig Wochen wird dieselbe vollendet sein und Anlass zu einem neuen Berichte geben.

S. Biltersam.

Prag. Ich habe zu berichten, dass die Restaurirung der Tumba der heil. Ludmila in der St. Georgskirche durch den Bildhauer Camill Böhm und den Steinmetz Swoboda im verflossenen Monate vollendet wurde und allgemeinen Beifall findet. Wenige Tage nach Vollendung dieser Arbeit starb der würdige Pater Krbec, der die Restaurirung dieses Kunstdenkmals in der archäologischen Section angeregt, und sodann mit aufopferndem Eifer geleitet und gefördert hatte.

Die in der St. Ludmila-Capelle aufgedeckten Wandmalereien sind geeignet, die Aufmerksamkeit der Freunde vaterländischer Kunstdenkmale im hohen Grade zu fesseln. In der Deckenwölbung sind die vier Evangelisten und vier Kirchenlehrer, ferner Christus und ihm zur Seite zwei Apostel (?) dargestellt. Die Seitenwände enthalten die Figuren einiger Landespatrone. Die Wand an der Westseite ist durch eine bedeutende Composition, welche wahrscheinlich die Übertragung der leiblichen Reste der heil. Ludmila darstellt, geschmückt. Schade dass ein Theil dieser Darstellung durch einen neueren Kalkanwurf verdeckt, und ein anderer durch eine in dieselbe durchgebrochene Fensteröffnung vernichtet ist. Im Bogen, der sich gegen das Presbyterium der St. Georgskirche öffnet, stellen sich die ziemlich wohlerhaltenen Figuren der heil. Ludmila und der ersten Äbtissin bei St. Georg, der seligen Mladu (Maria), Tochter Beleslav I., dar. Die Bilder sind à la tempera gemalt und wurden öfters übermalt; trotzdem ist es augenscheinlich, dass bei den späteren Übermalungen die ursprüngliche Zeichnung und Anlage geschont wurde. Die Erhaltung dieses interessanten Capellenschmuckes wäre allerdings höchst wünschenswerth; da aber die Grundlage dieser Malereien allzu locker und schadhaft ist, als dass auf dieselbe die neuen Farbenlagen fixirt werden könnten, so dürfte es wohl am zweckmässigsten sein, dass, im Falle es zu einer Renovirung der Capelle kommen sollte, die alten Gemälde sorgfältig copirt und nach diesen Copien die neuen Bildwerke möglichst genau ausgeführt werden. Doch würde allerdings die Art und Weise der Ausführung dieser Arbeit, wenn es überhaupt je dazu kommen sollte — von dem Gutachten competenter Fachmänner abhängen.

Die Restaurirung der Kirche zu Maria-Schnee auf der Neustadt schreitet rüstig vorwärts. Der eifrigen Bemühung des hochwürdigen Pfarrers zu Maria-Schnee ist es gelungen, die Mittel herbeizuschaffen, dass die Restaurirung nicht blos auf die Altäre, sondern auch auf die Frontseite der Kirche sich erstrecken dürfte. Derselbe theilte mir daher seine Absicht mit, das in artistischer Beziehung allerdings unbedeutende Renaissance-Portal der Kirche von dem verstellenden, rohen Verbaue frei zu machen, und die Portiuncula-Capelle, welche die Mitte des Hofraumes vor der Façade einnimmt, abbrechen zu lassen, wodurch die Frontseite der Kirche allerdings gewinnen würde.

Diese nach dem Vorbilde der Capelle zu Assisi am Schlusse des XVII. Jahrhunderts erbaute Portiuncula-Capelle ist ein unbedeutendes Bauwerk, welches unbenützt und den Zugang zur Kirche verengend, dasteht. Ich konnte daher kein besonderes Bedenken gegen diesen Plan einwenden, dessen Ausführung übrigens von ferneren Commissions-Untersuchungen und meiner Ansicht nach auch von der Zustimmung der P. P. Franciscaner abhängen würde.

Der Prager Magistrat, durch dessen Patronatsfürsorge die Kirche zu Maria-Schnee im Innern neu ausgetüncht ward, hat an mich die Anfrage gestellt, ob die gothischen Fenster jener Kirche, die einer neuen Verglasung bedürfen, mit viereckigen oder sechseckigen Scheiben zu versehen sind; ich glaubte mich aus mehreren Gründen, vornämlich aber darum für die sechseckigen entscheiden zu müssen, weil bei gothischen Fenstern niemals viereckige Gläser verwendet wurden.

Ferner muss ich erwähnen, dass die Gedenktafel des Marmordenkmals der Karlsbrücke, an dessen Stelle die Statue des heil. Christophs aufgestellt werden soll, an der von mir vorgeschlagenen Stelle aus dem Grunde nicht angebracht werden konnte, weil dieselbe etwas breiter als die Seitenfläche des Brückenthurmes erscheint und über dieselbe vorragen würde. Auch der Vorschlag, dass die Tafel im Inneren der Thoröffnung des Thurmes aufgestellt werde, stiess auf mehrfache Hindernisse. Da nun Seine Excellenz der Herr Statthalter, dessen Wohlmeinung über diesen Gegenstand ich einholte, dem früheren Antrage des Herrn Bürgermeisters, dass man nämlich die Gedenktafel an der Aussenseite des Brückenthurmes, dem Kreuzherrnkloster gegenüber, anbringen möge, sich anschloss, so blieb nichts übrig, als diesen Platz zum künftigen Standorte derselben zu bestimmen. Ich sprach mich jedoch in meiner Zuschrift an den Magistrat dahin aus, dass die Marmorplatte etwas über eine Klafter vom Boden erhöht angebracht und das Gesträuch unter derselben entfernt werden möge.

Ich brachte ferner eine lateinische Inschrift in Vorschlag, in welcher der Ort, wo das Monument früher gestanden und die Veranlassung der Übersetzung desselben verzeichnet ist, und die unter die monumentale Aufschrift der Tafel hinzuzusetzen wäre.

Über mehrere Vorschläge, die ich in Betreff einiger dringender Reparaturen an der Teynkirche dem Magistrate gemacht, gedenke ich später ausführlicher zu berichten, bis die anderweitigen, mit den meinigen zusammenhängenden Anträge des hochwürdigen Herrn Pfarrers am Teyn, über welche die Verhandlung gegenwärtig im Zuge ist, erledigt sein werden. Dr. E. Wocel.

Klagenfurt. Im Jahre 1855 wurden von einer Dilettantengesellschaft Ausgrabungen im Zollfelde begonnen, welche im Sommer 1856 an derselben Stelle, nämlich in der Nähe des Schlosses Töltschach, im Sommer des vorigen Jahres fortgesetzt wurden. Die Aufgabe war, die halbkreisige Einhöhlung hinter der obersten, mit einer Reihe von kammerartigen Nischen bekrönten Terrasse zu untersuchen. Es stellte sich ein halbkreisiger Raum heraus, welcher mit einer dünnen Mauer umfangen war, die jedoch nicht geeignet sein konnte, irgend eine Last zu tragen. Der innere Raum war in gerader Richtung von Nord nach Süd mit Mauern durchzogen, welche rundbogig überwölbt gewesen sein müssen, und in den Zwischenräumen scheinbar unterirdische Gänge bildeten. Die Gewölbe sind sämmtlich eingestürzt und man konnte den Rundbogen derselben nur an den Spuren desselben bemerken, die sich an der halbkreisigen Umfangsmauer, von welcher die Durchschnittsmauern ausgingen und an welche sie sich wieder auf entgegengesetzter Seite anschlossen. Die Durchschnittsmauern waren unverkennbar ein gewölbter Unterbau, auf welchem sich, die Nischen der zweiten Terrasse überragend, Wohngebäude erhoben haben dürften, und zwar in derselben Weise, wie sie an der in Overbek's Pompeji S. 248 abgebildeten Villa suburbana zu entnehmen ist. Unter dem Fussboden des Unterbaues zog sich ebenfalls von Nord nach Süd ein zweigeschossiger, theilweise im rohen Spitzbogen überwölbter Abzugscanal, welcher sich in den Niederungen der Glan ausgemündet haben mag und welchem mehrere andere Abzugscanäle das Wasser aus den noch höher gelegenen Gebäuden Virunums zugeführt hatten. Von den über dem erwähnten Unterbaue aufgebauten Wohngebäuden ist keine Spur mehr vorhanden und selbst der Unterbau ist, offenbar von den Unternehmern der benachbarten Neubauten, alles noch brauchbaren Materials in der Art beraubt worden, dass sich, ausser den Mauerresten und einigen schwer verführbaren massiven Steinwürfeln, weder an Wand- und Hohlziegeln, noch an einem sonstigen Baumaterial irgend etwas vorgefunden hat.

Da die Ausgrabungen weder das gewünschte noch das gehoffte Resultat ergaben, der Fond zu weiteren Versuchen und auch die Theilnahme für solche nicht weiter ausreichte, so wurde die Einhöhlung verschüttet und nur die kammerartigen Nischen wurden stehen gelassen. Diese eilen jedoch, nun den Einflüssen des Wetters ausgesetzt, in auffallender Weise dem Verfalle zu und in Kürze wird nur noch eine Ruine über Ruinen von dem verunglückten Unternehmen Zeugniss geben.

Der Erfolg dieser Ausgrabungen ist scheinbar ein sehr geringer und scheint nur in einigen Funden von Fragmenten römischer Wandmalereien, eines tossanischen Säulenfusses und einiger Reste des Architraves zu bestehen, welcher die mehrerwähnten Nischen bekrönte. Indessen glaube ich doch, dass das Unternehmen nicht ohne Gewinn für die Wissenschaft war. Vor Allem lernte der

Dilettantismus einsehen, dass zu einer systematischen, wissenschaftlichen Ausgrabung, als welches das Unternehmen angekündet wurde, ein grösserer Fond an Geld, wissenschaftlicher Vorbereitung und Erfahrung gehöre, als in Klagenfurt aufzutreiben ist. Weiters haben die fraglichen Ausgrabungen jedenfalls so viel ergeben, dass an der Stelle derselben ein in mehreren terrasseförmigen, stufenweise zurücktretenden, an der Westfront mit mehreren durch einen sculpirten Architrav gekrönten Nischen und theilweise auch mit einem Säulenporticus und zierlichen Wandmalereien ausgestatteter Bau gestanden habe, welcher auf einen hohen Grad von Kunstgeschmack und Wohlhabenheit des betreffenden Bauherrn schliessen lässt und daher im Rückblicke auf die älteren in den Ruinen Virunums gemachten archäologischen Funde einen neuen Beitrag liefert, um mit Beruhigung behaupten zu können, dass in Virunum auch die bildenden Künste eine würdige Pflege gefunden haben, und demselben daher auch in kunstarchäologischer Beziehung eine grössere Bedeutung zugesprochen werden müsse. Endlich haben die neuesten Ausgrabungen im Zollfelde die schon bei Gelegenheit der älteren, wenigstens durch archäologische Fonde mehr begünstigten Ausgrabungen gemachten Erfahrungen bestätigt, dass nämlich die Verwüstung Virunums nicht einem überraschenden Elementarereignisse und nicht einem unvorhergesehenen feindlichen Überfalle zuzuschreiben sei, sondern, dass die Bewohner Virunums, durch den seit dem V. Jahrhundert sich immer mehrenden Andrang der Völkerzüge eingeschüchtert, ihre Heimath mit Hinwegführung ihrer verführbaren Habe verlassen, gesichertere Wohnsitze im Süden gesucht und die Bauten und Baudenkmale Virunums dem Muthwillen der Barbaren und den zerstörenden Folgen des Verlassenseins preisgegeben haben, wo dann endlich die diesen Übeln noch entgangenen Baureste seit der Zeit der ersten Ansiedlung der Slaven im VI. Jahrhunderte und bis herab in das XVI. Jahrhundert für die benachbarten Kirchen-, Häuser- und Schlösserbauten in der Art ausgebeutet wurden, dass selbst die Grundmauern nicht verschont blieben und das Baumaterial für die benachbarten Neubauten liefern mussten.

G. Freih. v. Ankershofen.

Literarische Anzeige.

Von den „Mittelalterlichen Kunstdenkmalen des österreichischen Kaiserstaates“, herausgegeben von Dr. G. Heider, Professor Rud. von Eitelberger und Architekten J. Hieser (Stuttgart Ebner und Seubert) ist im verflossenen Monate ein Doppelheft (4. und 5. Lieferung) erschienen. Dasselbe enthält die Darstellung „der Domkirche zu Parenzo in Istrien“ von Professor Rud. von Eitelberger mit 4 Tafeln und 15 Holzschnitten; jene „des Patriarchensitzes und der Kanzel zu Grado und des Baptisterium zu Aquileja“, gleichfalls von Professor Rud. von Eitelberger mit 2 Tafeln und 13 Holzschnitten; eine Abhandlung über Flügelaltäre mit der Beschreibung und Abbildung (1 Tafel) des Flügelaltars zu Set. Wolfgang in Oberösterreich von Dr. Ed. Freiherrn von Sacken und eine Abbildung des Reliquienschreines zu Salzburg, wozu der Text aus der Feder des Domcaplan F. Bock aus Köln im nächsten Hefte nachfolgen wird. Die beiden gediegenen und sehr lebendig geschriebenen Abhandlungen des Herrn von Eitelberger führen uns diesmal an die Küste des adriatischen Meeres, und bringen Beispiele jener Kunstentwicklungen, die ihren Ausgangspunkt vorzugsweise in Ravenna und Venedig hatten. In der Einleitung zur Domkirche zu Parenzo berichtigt der Herr Verfasser, welchem es wiederholt gegönnt war einen Theil dieser Küstenpunkte genauer zu durchforschen, die irrigen Anschauungen, welche bisher über das Kunstleben Istriens im ersten Jahrtausend verbreitet waren; er weist nach, dass es unrichtig sei die ganze Kunstbewegung jener Epoche als eine rein byzantinische zu betrachten, die den Künstlern jener Gegend gewisser Massen nur von aussen aufgedrungen worden sei, und die Impulse ganz und gar zu ignoriren, die von den Orten, an welchen sich die Monumente befinden, selbst ausgegangen sind. Hierauf folgt eine Geschichte der mannigfachen Schicksale der Stadt und des Episcopates von Parenzo unter vorzugsweiser Berücksichtigung jener Monumente, die auf den Dom Einfluss gewonnen haben. Am ausführlichsten ist, wie begreiflich, die archäologische Würdigung dieses hervorragenden kirchlichen Monumentes. Der Dom besteht aus einem achteckigen Baptisterium mit dem Brunnen zum Untertauchen in der Mitte, einem Atrium und der eigentlichen Basilica, welche dreischiffig ist und mit einer nach innen runden, nach aussen zu polygonen Apsis geschlossen ist. Sehr anziehend und belehrend ist die Beschreibung des Patriarchensitzes und der Kanzel zu Grado, so wie des Baptisteriums zu Aquileja, da sie uns mit einigen Specialitäten der frühchristlichen Kunst vertraut macht, welche diesseits der Alpen sehr selten anzutreffen sind. — Ein nicht geringeres Interesse nimmt die ausgezeichnete und kenntnissreiche Beschreibung des prachtvollen Flügelaltars zu St. Wolfgang von Dr. Freiherrn von Sacken in Anspruch, da sie zugleich eine historisch-archäologische Entwicklung des Altars in der christlichen Kirche überhaupt enthält und daher einen besonderen Nutzen gewährt. Der Reliquienschrein zu Salzburg bildet dagegen ein ganz eigenthümliches Werk dieser Gattung, wovon in Deutschland kaum viele Beispiele aufzuweisen sind und ist unzweifelhaft von bedeutendem Kunstwerthe. Von den Tafeln und Holzschnitten — worunter auch eine Mosaik aus Parenzo in Farbendruck sich befindet — sind alle wirklich mit seltenem Geschmacke und dem genauesten Verständnisse gezeichnet und die Mehrzahl derselben auch so vorzüglich ausgeführt, wie sie kaum ein zweites Werk in Deutschland aufzuweisen im Stande sind. Mit Vergnügen wird gewiss Jedermann die Tafeln mit den herrlichen Capitälen von Parenzo (gezeichnet von J. Hieser, gestochen von P. Ritter), mit der Kanzel von Grado (gezeichnet im Atelier Hieser, gestochen von C. Polts), mit dem Innern von Parenzo (gezeichnet von Hieser, gestochen von L. Ritter), mit dem Reliquienschrein zu Salzburg (gezeichnet im Atelier Hieser, gestochen von P. Ritter) und mit dem Flügelaltar (gezeichnet von Lippert und gestochen von P. Ritter) betrachten. Bei solchem Zusammenwirken vorzüglicher Kräfte ist wohl die lebhafte Theilnahme des kunstliebenden Publicums eine verdiente.

Aus der k. k. Hof- und Staatsdruckerei.

Jeden Monat erscheint 1 Heft zu 1 bis 2 Druckbogen mit Abbildungen.
Der Pränumerationspreis ist für einen Jahrgang oder zwölf Hefte nebst Register sowohl für Wien als die Kronländer und das Ausland 4 fl. C. M., bei portofreier Zusendung in die Kronländer der österr. Monarchie 4 fl. 20 kr. C. M.

MITTHEILUNGEN

DER K. K. CENTRAL-COMMISSION

Pränumerationen übernehmen halb- oder ganzjährig alle k. k. Postämter der Monarchie, welche auch die portofreie Zusendung der einzelnen Hefte besorgen. — Im Wege des Buchhandels sind alle Pränumerationen und zwar nur zu dem Preise von 4 fl. an den k. k. Hofbuchhändler W. Braumüller in Wien zu richten.

ZUR ERFORSCHUNG UND ERHALTUNG DER BAUDENKMALE.

Herausgegeben unter der Leitung des k. k. Sections-Chefs und Präses der k. k. Central-Commission **Karl Freiherrn v. Czoernig.**

Redacteur: **Karl Weiss.**

№ 10. **II. Jahrgang.** **October 1857.**

Von dem Einflusse der Pflanzen auf die Zerstörung der Ruinen.

Von J. Scheiger, k. k. Conservator in Steiermark [1]).

Wenn man die feindselige Vorsicht betrachtet, mit der im gemeinen Leben die Pflanzenwelt beinahe überall ausgerottet wird, wo sie ungerufen auf Erzeugnissen der menschlichen Arbeit erscheint — so z. B. das Moos auf Dachrinnen, der Schimmel und Schwamm vom Holzwerke überhaupt, ja gar das zwischen den Ritzen des oft ziemlich kunstlosen Pflasters entspriessende Gras — so möchte man glauben, der Vorwurf dieser Zeilen sei ein ziemlich müssiger und betreffe eine res judicata.

Wenn wir dagegen die Sorgfalt sehen, mit der an manchen Landhäusern, Gartengebäuden u. s. w. Pflanzen grösserer Art, namentlich Wein und Epheu, so nahe als möglich an der Mauer liebreich gepflegt werden, so kann wohl ein leiser Zweifel entstehen, ob die gedachte Feindseligkeit auch gerechtfertigt erscheine.

Wenn wir endlich in unsern älteren, verlassenen Bauten, namentlich in und auf unsern Burg- und Kirchenruinen undurchdringliches Gewirre von Sträuchern und Schlingpflanzen, ganze kleine Wäldchen und zum Theile hochstämmige Bäume finden, und bemerken, dass diese üppige Vegetation selbst bei sogenannten „Erhaltungs- und Restaurationsarbeiten“ sorgfältig geschont wird, so dürfte der Gegenstand um so weniger als gänzlich ausgemacht, sondern einer kleinen Erörterung werth erscheinen.

Mit den modernen Land- und Gartenhäusern u. s. w. habe ich es hier durchaus nicht zu thun. Es ist Sache des Besitzers sich durch Weinhecken oder was immer für Pflanzen Licht und Luft mehr oder weniger rauben zu lassen, allerlei Insecten zum häufigeren Besuche einzuladen, dem Gemäuer mehr oder weniger gedeihliche Feuchtigkeit zuzuführen, und an die Verbesserung der Gesundheit in so ausgestatteten Wohnungen zu glauben.

Neueren Gebäuden, welche nicht zu Wohnungen bestimmt sind, namentlich den künstlichen Ruinen (unschätzbare Erfindung der Neuzeit) gönne ich sogar ganz unbedenklich diesen malerischen Schmuck, besonders den letzteren, welche gerade nur die Pflanzenwelt am sichersten und schnellsten der verdienten Vollendung, d. i. der gänzlichen Zerstörung und Unsichtbarkeit zuführt.

Ich widme diese Zeilen bloss den Ruinen. Nahe an ein halbes Jahrhundert habe ich mit Liebe und Aufmerksamkeit diese ehrwürdigen Denkmale betrachtet; schon in früher Jugend hat sich zu dieser Liebe der Wunsch gesellt, nach Kräften zu ihrer Erhaltung mitzuwirken, daher wenigstens durch Veröffentlichung meiner einschlägigen Erfahrungen. So entstand bereits vor mehr als dreissig Jahren in Hormayr's Archiv mein Aufsatz über Ausbesserung und Herstellung alter Baudenkmale, so auf der Basis weiterer, beinahe durchaus trauriger Erfahrungen im Jahre 1853 die Broschüre: „Andeutungen über Erhaltung und Herstellung alter Burgen und Schlösser [2]). Ich habe über diese beiden Aufsätze manches billigende und freundliche Wort gehört und gelesen, aber was mir lieber gewesen wäre, eine praktische Wirkung derselben, namentlich in der Richtung auf die Entfernung der verderblichen Pflanzen aus den Ruinen, ist mir nicht bekannt geworden. Wahrscheinlich werden diese vorliegenden Blätter ebenfalls wenig wirken, aber veröffentlicht sollen sie dennoch werden,

[1]) Aus den Berichten und Mittheilungen des Alterthumsvereines zu Wien. Bd. II, Abth. I. (Wien, in Commission bei Prandel und Meyer.

[2]) Gratz bei Aug. Hesse.

damit sich der grüne Vandalismus wenigstens nicht gar zu behaglich und ungestört breit mache.

Die Pflanzenwelt schadet den Ruinen 1. durch Feuchtigkeit, 2. durch Auseinanderdrängen der noch zusammenhängenden Theile, endlich 3. durch Verhinderung ihrer Ansicht, der Erkenntniss derselben, theilweise auch der Aussicht.

1. Von den mikroskopischen Moosen an bis zu dem hochstämmigen Baume lebt jede Pflanze zum grossen Theile von Feuchtigkeit, die ihm durch Luft und Boden zugeführt wird, und nimmt und gibt fortwährend Feuchtigkeit ab. Die Stelle daher, auf oder an welcher Pflanzen wachsen, wird bei übrigens gleichen Umständen schon feuchter sein, als eine von Pflanzen entblösste. Dazu bildet sich unter den meisten Pflanzen, seien sie auch dem dürrsten Gestein entwachsen, schon durch ihr theilweises oder gänzliches Verwelken, die abgeworfenen Blätter u. s. w. fruchtbare Erde, die ebenfalls Feuchtigkeit begierig anzieht und länger behält. Die Pflanzen geben Schatten und wehren dem freien Luftzuge, zwei Umstände, welche dem schnelleren Auftrocknen der vom Thau, Regen oder Schnee herrührenden Nässe durch Sonne und Wind hindernd und verzögernd entgegentreten. An den Wurzeln der auf den Mauern wachsenden Pflanzen dringt das von den Stengeln oder Stämmen derselben herabrinnende Wasser in das Innere des Gemäuers oder Holzwerkes, erzeugt dort Mauer- und Holzschwamm und löst besonders durch das Gefrieren die festesten Verbindungen. Pflanzenwuchs überwuchert und verstopft Rinnen und Canäle, ändert durch den unter ihm entstehenden Humus die auf den regelmässigen Wasserablauf berechneten alten Horizonte der inneren Räume, stört daher diesen geregelten Ablauf und führt Pfützen, oder — in die Grundmauern, Gewölbe u. s. w. dringende unregelmässige Abläufe herbei.

So erzeugen und erhalten die Pflanzen die den alten und rissigen Mauern weit mehr als den neuen glatten Wänden schädliche Feuchtigkeit.

2. Noch grösser, noch leichter erkennbar ist der Schaden, welchen die Vegetation durch das Auseinanderdrängen der Mauertheile herbeiführt. Mit scheinbar bescheidener Genügsamkeit entspringt in der feinsten Mauerritze ein kümmerliches, auf die Entfernung weniger Schritte kaum dem Auge erkennbares Pflänzchen. Betrachten wir den so harmlosen Eindringling in einigen Jahren, er hat sich zu einem ganz hübschen Stämmchen ausgebildet, seine Wurzel hat mit stiller aber unwiderstehlicher Kraft die feine Ritze zur tüchtigen Spalte erweitert, in die sich zum Überflusse Regen- und Schneewasser festsetzt, angesogen von einer Lage selbsterzeugten Humus, der sich wieder mit einem Walde kleiner Gräser bedeckt. Noch ein paar Jahre, es ist nun aus dem kleinen Pflänzchen ein Baum geworden mit einer tüchtigen Krone. Gegen diese stürmen die Winde, die den Stamm in die heftigste Bewegung versetzen; er und die Wurzel wirken nun als mächtige Brechstange mit unwiderstehlicher Hebelkraft, der nächste Sturm erweitert die Spalte, der Baum stürzt, zerreisst die gespaltene Mauer, zertrümmert vielleicht noch im Falle ein Paar nahe Bautheile. So zerstört ein anfänglich ärmliches Pflänzchen eine Mauer, die Jahrhunderten getrotzt hat, so kämpft die Natur siegreich gegen das Menschenwerk.

Die im Innern der Gebäude anwachsenden Bäume treiben ihre Wurzeln unter die Grundmauern und sprengen dieselben mit jener unwiderstehlichen Kraft, der auch der stärkste Fels weicht, selbst einzelne Äste werden so kräftig, um im Wege stehende schwächere oder beschädigte Mauern umzuwerfen. Und diese Bäume wachsen um so schneller und kräftiger, weil sie gegen Winde und gegen die heftigste Kälte geschützt sind, weil ihre abgefallenen Blätter, gewöhnlich von Niemandem benützt, liegen bleiben und gut düngen.

3. Nur wer die Versuche wiederholt hat, Ausdehnung, Gestalt und Bestimmung der Theile unserer Ruinen zu erforschen, wenn diese so recht gründlich mit malerischem Gestrüppe, Schlingpflanzen und Bäumen durch- und überwachsen und in Wald eingehüllt sind, gelangt zur Kenntniss, in welch unglaublichem Grade ein üppiger Pflanzenwuchs Ansicht und Verständniss einer Ruine und ihrer Theile zu hemmen vermag. Es gibt viele bedeutende Ruinen, die man durchaus nicht sieht, bis man unmittelbar vor ihnen steht, noch mehr die klein und unbedeutend erscheinen, ohne es zu sein, von denen man aber nur theilweise oft ärmliche Ansichten gewinnen kann. Es gibt solche Ruinen, in deren Innern mit Beschwerde und sogar Gefahr herumzuirren ganz ohne lohnenden Erfolg bleibt, da man fortwährend über Wurzeln strauchelt, ober sich ein dichtes Laubdach, neben sich ritzende Dornen und verwachsenes Gestrüpp und vor sich die Aussicht auf Dickicht oder Schlingpflanzenteppiche hat, nebenbei auch die erfreuliche Möglichkeit, durch einen zurückgebogenen Zweig einen Steinhagel auf sich zu ziehen, oder in einen vom malerischen Gesträuch verhüllten Brunnen oder Keller zu stürzen.

Und all diese Freude verdanken wir der an unrechter Stelle wuchernden Vegetation, sowohl der gegenwärtigen, als den früheren, in Dammerde verwandelten Generationen derselben.

Dass ein solches Chaos von Bäumen und Gesträuchen oft auch die schönsten Aussichten aus den meist weitaus schauenden Ruinen verschleiert, ist der mindere Schaden, aber doch bedauerlich genug.

Eines Nachtheils der Pflanzenwelt in Ruinen muss ich hier noch gelegentlich erwähnen. Fresken, Wappen, Inschriften und selbst erhabene Steingebilde werden entweder von Steinmoosen verdorben, oder die an ihnen anliegenden Äste scheuern dieselben bis zur Unkenntlichkeit ab, bei Regen auf nassem Wege, im Winter aber, wo sie trocken und härter sind, als scharfe Besen.

Das wären nun Gründe genug, die Pflanzenwelt aus unseren Ruinen zu entfernen, besonders da die diesfällige

Arbeit, seltene Fälle ausgenommen, in der prosaischen aber wichtigen Richtung des Kostenpunktes eine nicht sehr bedeutende wäre und unseren Ruinen ein paar Jahrhunderte mehr garantiren würde.

Und gegen alle diese Gründe erhebt sich nur eine einzige bemerkenswerthe Frage: Wo bleibt dann das Malerische?

Wer vermag es zu läugnen, dass die Mischung der Natur mit der Kunst, der Pflanze mit dem Gemäuer eine den Schönheitssinn angenehm aufregende Wirkung habe? Wer mag verkennen, dass eine Ruine, zwischen welcher Gebüsch und Baumpartien hervorblicken, die zum Theile mit einem Teppiche von üppigen Schlingpflanzen bekleidet ist, angenehmer aussehe als ein nacktes altes Gemäuer?

Die Engländer, denen man Geschmack in Beziehung auf Naturschönheiten nicht absprechen kann, erhalten in ihren Ruinen die oft kolossalen Epheuwände mit wahrer Pietät; bei mehreren allgemein gepriesenen Restaurationen an den schönsten Ruinen der Rheinufer hat man die gleiche Pietät beobachtet.

Aber sind die Engländer bisweilen nicht zu weit gegangen? Sollte nicht die Überschrift so mancher Abbildung englischer Ruinen statt „Ansicht der Abteiruine N. N.“ heissen: „Ansicht des Epheu in der Abteiruine N. N.?“

Auch jene rheinländischen Restaurationen haben in dieser (vielleicht auch in mancher anderen) Hinsicht nicht immer das schicklichste Maass eingehalten.

Meine Absicht ist nicht, aus unseren Ruinen alle Vegetation zu verbannen. Ich habe in meinen „Andeutungen“ [1]) nicht unterlassen, darauf hinzuweisen, wann und wo man sie schonen müsse, und wie man z. B. jene Prachtexemplare alter schöner Bäume vor den Burgen oder in weiten Höfen derselben, wo sie nicht schaden können, erhalten solle.

Aber diese Fälle ausgenommen erkläre ich, selbst englischen und rheinländischen Autoritäten gegenüber, aller Vegetation auf, in und um den Ruinen Krieg bis zum Messer nebst Säge, Axt und ähnlichen Zerstörungswerkzeugen. Man muss sich entscheiden, ob man die Ruinen sehen, verstehen und erhalten wolle, oder Gartenanlagen, oder eigentlich Gartentöpfe im riesigen Maassstabe aus ihnen zu machen beabsichtige. — Und darüber muss man sich bald entscheiden, wenn man in einem Jahrhunderte noch Ruinen haben will, denn das Menschenwerk unterliegt im Kampfe mit der still aber furchtbar mächtig und in besorglicher Progression fortschreitenden Natur.

Ich habe die Frage über das „Malerische“ die einzige bemerkenswerthe genannt, muss aber dennoch eine zweite Einwendung berühren, welche, so paradox sie ist und so leicht sie lächerlich gemacht werden könnte, dennoch Achtung und Erörterung verdient, weil sie wohlgemeint ist, ferner weil sie in einem speciellen Falle, wo es sich um die Ausführung der Reinigung einer Ruine von dem Unrathe [1]) der Vegetation handelte, zur ämtlichen Sprache gekommen ist, endlich weil an derselben ein ebenfalls nicht zu verachtendes Corollarium sicherheitspolizeilicher Art klebt.

Man hat nämlich ausnahmsweise dem Epheu *(hedera helix)* die dankenswerthe Eigenschaft zugeschrieben, die Mauern zu erhalten, welche er bedeckt, man hat sich gegen das Aushauen der eine hochgelegene Burgruine umgebenden Bäume aus dem Grunde ausgesprochen, weil diese die tiefer liegenden Gebäude, Gärten und Wege und die sich daselbst bewegenden Menschen gegen das Abrollen der Steine aus den Ruinen schützen.

Ich will vorläufig dem Epheu, diesem pittoresken Vandalen, zu Leibe gehen. Man behauptet, dass diese zähe kräftige Pflanze mit ihren zahllosen, netzartig sich ausbreitenden und fest anklebenden Verschlingungen die von ihr bedeckten Wände zusammenhalte und vor dem Zerfallen bewahre. Dieser Gedanke sieht von ferne nicht übel aus. Aber wer wird glauben, dass ein Gemäuer, welches der grösstentheils anerkannt treffliche Mörtel unserer Vorfahren nicht zusammenzuhalten vermag, das sich mit der ganzen Wucht der schweren Masse zum Einsturze neigt, von einer wenngleich zähen, aber doch in ihren dünneren Ästen schwachen Pflanze werde aufgehalten werden?

Alles was ich zugeben kann, ist: dass ein Epheugewebe einer starken, noch gut erhaltenen Quadermauer wenig und äusserst langsam schadet, dass sogar ein recht dichter und starker Epheuteppich ein Stück zerbröckelndes Mauerwerk, wenn es nicht zu ausgedehnt und daher zu schwer, und noch nicht zu sehr auf der Seite des Epheus aus dem Lothe gewichen ist, einige Zeit vor dem gänzlichen Zerfallen schützen könne. Von eigentlicher Erhaltung ist aber auch nicht die leiseste Spur.

Wäre diese Pflanze aus in Gestalt und Ausdehnung unveränderlichem Stoffe gebildet, daher eine beständige und feste Netzwand, so könnte sie günstiger wirken. So aber ist sie gegen barometrische und hygrometrische Einwirkungen empfindlich, ändert Gestalt und Ausdehnung besonders beim Wechsel der Jahreszeiten, und äussert daher gegen die Mauern, mit denen sie durch ihre tausend ansaugenden Haftwurzeln fest verbunden ist, ein (sit venia verbo) Bestreben, diese Mauern wechselweise anzuziehen und abzustossen, d. h. zu erschüttern. Dieses Schütteln wird weder bei dem bekannten Epheu an der Pyramide des Cajus Cestius in Rom, noch bei dem leider weniger bekannten Epheu [2]) in den Ruinen von Sebenstein in Niederösterreich oder jenem am Friedrichsthurm der Burg Alt-Cilli viel und

[1]) Man möge mich entschuldigen, dass ich mich selbst citire, da mir in der vaterländischen und der mir zugänglichen ausländischen Literatur keine andere und aus diesem Grunde keine bessere Schrift über diesen Gegenstand bekannt ist.

[1]) Kaffee auf einem Kleide, sagt Lichtenberg, ist nicht mehr Kaffee, sondern Fleck.

[2]) Ad quae noscenda iter ingredi, transmittere maria solemus, ea sub oculis posita negligimus.

baldige Gefahr bringen, da das Materiale und die Masse der Bauwerke dies verhindern. Aber betrachten wir die Wirkung des Epheu an einer Wand, welche keinen ausgezeichneten Mörtel, oder denselben durch die Unbilden der Zeit zum Theil eingebüsst hat. Wir werden da unter dem Epheu am Boden besonders im Frühjahre eine Menge von abgebröckeltem Mörtel und Mauerstücken finden; welchen die angesaugten Zweige durch ihre Bewegung abgelöst haben. Und diese Ablösung setzen sie ununterbrochen fort, und langsam, aber sicher verringern sie die Dicke der Mauer! Feinere Steinzierathen, namentlich Fensterrosen, werden bisweilen durch das Gewicht der an ihnen hängenden Epheumasse, besonders wenn diese nass ist, und durch ihr Zusammenziehen bei Temperaturwechsel im eigentlichen Sinne zerbrochen. Übrigens hat auch der Epheu Wurzeln und zwar recht kräftige, und diese bedürfen Raum, und wenn sie ihn nicht finden, schaffen sie sich denselben mit Gewalt. — Da nun solche Gewalt dem alten Gemäuer Gefahr bringt, da der Epheu die Feuchtigkeit an den Mauern sehr nährt, die Tünche oder Bemalung derselben und ihre Verzierungen zerstört, weniger guten Mörtel ganz abbröckelt, überdies aber oft sehr interessante Gebäudetheile, Verzierungen u. s. w. der Ansicht entzieht, so kann ich ihn von der, über die Pflanzenwelt in den Ruinen ausgesprochenen Verbannung nur in höchst seltenen Fällen ausnehmen, wenn er nämlich in naturhistorischer Beziehung eine ganz besondere Merkwürdigkeit bildet, und auch dann nur dort, wo er wenig und sehr langsam schadet, oder wo das hinter ihm verborgene, ein bereits dem Untergange verfallenes, bedeutungsloses Gemäuer ist.

Das Bedenken wegen der abrollenden Steine schein ein wesentlicheres, beirrt jedoch meine Wünsche keineswegs empfindlich. Grösstentheils wird für die Sicherheit der unter den Ruinen liegenden Objecte gegen Steingeröll hinreichend gesorgt, indem man in gehöriger Entfernung von den Ruinen, daher ohne ihre Ansicht zu verhüllen, einen Baum- oder Waldgürtel, oder Gesträuche stehen lässt, und da die Steine nicht gleich ursprünglich von den Ruinen weg durch die Lüfte fliegen, sondern anfänglich blos niederfallen und dann erst crescendo Sprünge machen so genügt zur Deckung näherer Gegenstände auch ein Zaun, eine Hecke, eine Steinmauer, oder selbst ein Graben.

Wer sich übrigens von der Wahrheit des in diesen Zeilen Gesagten, und wie sogar keine Übertreibung in der Schilderung des zerstörenden und überhaupt nachtheiligen Einflusses der Pflanzenwelt vorhanden sei, überzeugen will, der besteige die nächst beste unserer Burgruinen, und er wird bei nur geringer Aufmerksamkeit sehen, dass dieser Einfluss schädlicher als jener von Regen, Schnee und Stürmen sei, den er übrigens, wie oben gezeigt wurde, auch bedeutend unterstützt.

Ob übrigens nicht bisweilen unter dem Mantel des gutgemeinten pittoresken Vandalismus auch die Unlust ihr Spiel treibe, selbst die geringsten Kosten für die Erhaltung der Denkmale unserer Vorfahren aufzuwenden, oder gar der Wunsch, unter der schönen grünen Pflanzenhülle desto unbemerkter gewinnreiche Steinbrecherei treiben, oder das nutzlose Gebäude möglich bald in Trümmern zu sehen, und das Materiale in kürzester Zeit zu ökonomischen Zwecken abführen zu können, ist mir nicht bekannt.

Der Bischofstab, dessen liturgisch-symbolische Bedeutung und allmähliche Entwickelung seiner Gestalt.

Mit einer Abbildung und Beschreibung des Pastorale im Benedictiner-Stifte zu Raigern in Mähren.

Von Adolph Leopold Ritter v. Wolfskron.

So weit uns die Geschichte zurückführt, ja selbst im Bereiche der Mythe begegnen wir dem Stabe als symbolischem Abzeichen der Kraft, Macht und Herrschaft. So finden wir den alles befruchtenden und belebenden Sonnenstrahl als Stab verkörpert in der Hand des Osiris.

Hiemit übereinstimmend sinnbildern die zwölf Stäbe in der Bundeslade der Israeliten eben so viele Stammfürsten derselben (Moses IV, 17, 2 und 8), und Aron's Stab wird sogar zum blühenden Mandelbaume, als Zeichen, dass ihm der Herr das segenverbreitende Priesteramt übertragen habe.

Die Götter Griechenlands: Jupiter, Mercur, Juno, Ceres u. A. tragen Stäbe als Abzeichen ihrer überirdischen Macht; — Könige und Fürsten erscheinen in ältester Zeit mit dem einfachen Stabe, dem Scepter, welches später eine zierlichere Gestalt annimmt, aber seine Grundform durchgehends beibehält [1]).

Und wieder tritt uns der Stab in der Hand des Feldherrn, Richters [1]), Heroldes und Gesandten, ja selbst bis zum Frohnboten herab entgegen als Abzeichen ihrer Gewalt und Sendung.

Vergleichen wir nun die verschiedenen Anwendungen dieses Symbols, so lassen sie sich sowohl in rechtshistorischer [2]) als sonstiger Hinsicht auf zwei Ideen zurückführen, auf die des Besitzes oder Aufgebens der Gewalt. Werden

[1]) Hefner: „Trachten d. christl. Mittelalters" I, Taf. 7, 15, 19, 23, 25, 29, 76, 89, 95. — J. Grimm's „Rechtsalthm." 134, 3.

[1]) Grimm „R. A." 761 f. — Vgl. Wolfskron: „Die Bilder der Hedwigslegende" (Wien und Leipzig 1846, Fol.) pag. 106 Taf. 37. — „Brünner Stadtrecht vom Jahre 1353" Fol. b. a.; dasselbe vom J. 1446, Fol. 2 a, 15 a, 57 a. Basilius II. erhält von einem schwebenden Engel den Stab *(sceptrum)*, während ein zweiter ihm die Krone aufs Haupt setzt. Miniature eines Psalters aus der „Marc. Bibl. z. Venedig" X. Scl. d'Agincourt, Taf. 42, 45.

[2]) Grimm „R. A." 137, ibid. 133—135: *„Dux Tassilo reddit ei (Carolo) ipsam patriam cum baculo"*. Ann. guelferb. et nazar. a. a. 787 Pertz. — *„Landgravius Thuringiae baculum in manu sua dextra gestans, et ut judex sedens ad sententiandum"*. Legn. Bonifacii. — „ein geschworener Frohne soll so frei sein, dass er soll tragen einen weissen stock und thuen gebot und verbot" Bochum's „Landrecht" §. 19.

Lith. v. H. Kaltemeyer

Lith. u. gedr. i. d. k. k. Hof- u. Staatsdruckerei

Stock hält, trägt, übt Gewalt aus, wer ihn hingibt, lässt seine Gewalt fahren — oder überträgt sie an Andere.

Alle jene Beziehungen vereinigen sich aber in dem Stabe des Bischofs *(baculus episcopalis, pastoralis)* [1]).

Wie der Herr zu Moses sprach: „Gehe vor dem Volke her und nimm die Ältesten Israels, und den Stab, womit du den Fluss geschlagen, nimm in die Hand“ (Moses II, 4, 17 und 16, 5), und wie Christus den Aposteln die priesterliche Gewalt ertheilte als er sie aussandte um zu lehren und ihnen befahl Stäbe [2]) zu tragen, eben so tritt der Bischof, Kraft der ihm von Gott übertragenen Gewalt, umgeben von den helfenden und berathenden Ministerialen mit dem Hirtenstabe in der Hand sein hohes Amt an als Führer und Richter der Gläubigen [3]), als Herr der ihm zugewiesenen Priesterschaft.

Die über das Irdische weit erhabenen Rechte, so wie die heiligen Pflichten des Bischofs sind in den Worten klar dargelegt, nach denen der zu Weihende den Stab mit der Lehre empfängt „mit frommem Eifer zu bessern, ohne Zorn und Vorurtheil Gericht zu halten, die Zuhörer durch einschmeichelnde Gewalt der Rede zur Tugend zu erwecken und den Ernst und die Strenge der heiligen Würde nie zu verläugnen“ [4]).

Die ursprüngliche Form des Pedums stimmt mit jener des gewöhnlichen, oben gekrümmten Hirtenstabes überein, und so wie dieser „soll er mit der Spitze die Trägen stacheln, durch die gerade Mitte die Schwachen schirmen und mit dem oberen Haken die Abirrenden zurückziehen und sammeln“ [5]).

Mit Absicht wurde der Bischofstab aus Bein und Holz zusammengesetzt, welche beiden Theile mit einem Knopfe verbunden waren, welcher oft durch reiche Vergoldung und Krystalle (Fig. 1) verziert wurde. Das zurückgebogene Bein sollte die Strenge des Gesetzes, das Holz die Milde des Evangeliums andeuten, welche beiden verbunden sind durch den Knoten (sphaerula) der Göttlichkeit Jesu Christi. Dessgleichen wurde das Bein für die Härte, Strenge, das Holz für die Milde des Bischofs gedeutet, welche er bei seinem Urtheile mit der Nächstenliebe verbinden soll.



(Fig. 1.)

Zuweilen wurde auf den Knopf das Wort „homo“ geschrieben, auf dass sich der Bischof erinnere, „wie auch er ein schwacher irrender Mensch sei, sonach von seiner kirchlichen Gewalt keinen Missbrauch machen möge. In eben diesem Sinne wurde auf den unteren Beschlag des Stabes „parce“ gesetzt, damit der Bischof seine Untergebenen schone und gegen sie Mitleid übe. (Durandus a. O.)

Diese Andeutungen dürften hinreichen, um Aufschluss zu geben über das durchgängig erkennbare Bestreben der mittelalterlichen Kunsttechnik, welche sich darin concentrirt, das Pastorale durch symbolische Ornamente, Inschriften und andere Zuthuten als ein Attribut der hochpriesterlichen Gewalt zu kennzeichnen und damit verschiedene biblische und dogmatische Begriffe harmonisch zu verbinden. Mit welchem Geschicke, mit welcher religiösen Weihe dieses durchgeführt wurde, davon geben uns die noch vorhandenen, dem X. bis XVI. Jahrhunderte angehörigen Originalstäbe, so wie deren überkommene Nachbildungen ein glänzendes Zeugniss, und es ist Zweck dieser Abhandlung, ein derartiges Kunstwerk unseres Vaterlandes zur Kenntniss der Alterthumsforscher zu bringen, welches beide Richtungen deutlich und in einer sehr glücklichen Conception wahrnehmen lässt. Bevor wir jedoch darauf weiter eingehen, wollen wir die ursprüngliche Gestalt des Pedums und die allmählichen späteren Abweichungen davon auf Grundlage der Denkmale betrachten. So bringt uns ein Missale des XI. Jahrhunderts zu St. Peter in Salzburg die eigentliche Type des Hirtenstabes [1]), welche mit der eines lateinischen langen f zusammenfällt (Fig. 2) und völlig mit der Beschreibung des Durandus übereinstimmt, wo er zugleich von der mystischen Bedeutung der drei Bestandtheile (Bein, Holz, Knopf) desselben spricht. Jene Form wiederholt sich auf zahlreichen Siegeln des XII. und XIII. Jahrhunderts [2]), dessgleichen



(Fig. 2.)

---

[1]) Von den Kirchenvätern und den Theologen des Mittelalters auch *pedum, virga, ferula, sambuca* genannt.

[2]) Vgl. „Durandus rationale divinorum officiorum“ lib. III, 13, auf welches Hauptwerk diese Abhandlung durchaus gegründet ist. Auch die Engel als Himmelsboten tragen Stäbe; hieher gehört auch der Lilienstengel des Erzengels auf den Darstellungen seiner Sendung an Maria die Gottgebärerin.

[3]) *„Quid vultis? in virga veniam ad vos, an in charitate et spiritu mansuetudinis?“* Paulus ad Chor. I, 4, 21.

[4]) *„Accipe baculum pastoralis officii, et sis in corrigendis vitiis pie saeviens, judicium sine ira tenens, in fovendis virtutibus auditorum animos demulcens, in tranquillitate severitatis censuram non deserens“* vgl. Kreuser „Kirchenbau“ II, 154 ff.

[5]) Der Schäfer zieht das entlaufene Thier mit dem Krummstabe am Beine *(pes)* zurück, wovon der Name *pedum* abgeleitet wird. — *„Collige, sustenta, stimula, vaga, morbida, lenta. — Collige per summum, medio rege, punge per imum.“* Inschrift auf dem Stabe Herward's zu Hildesheim. — *„Sterne resistentes, stantes rege, tolle jacentes.“* Stab Godehard's.

[1]) Hefner: „Trachten“ I, 36. — Vgl. Müller's „Beiträge zur teutschen Kunst und Geschichtskunde“ Taf. VI. Das Grabmonument des Erzbisch. Siegfried III. im Dome zu Mainz 1249, — die Bilder des *„hortus deliciarum“* der Herrad von Landsperg; herausgegeben durch Engelhardt, Taf. V, VII.

[2]) Hergott: „Monument. aug. dom. Austriacae“ Tom. I: *„Sigilla et insignia.“* Viennae 1750, Fol.

auf Grabsteinen, anderen Sculpturen, Wand- und Tafelgemälden jener Zeit [1]).

Wiewohl mit einiger Verzierung, sonst aber ohiger Zeichnung entsprechend stylisirt, ist ein Pedum, welches nach einer Miniature des Sachsenrechtes in der Heidelberger Handschrift (XIV. Jahrhundert) von einem Papste geführt wird. Diese in mehreren Werken aufgenommene Darstellung [2]) ist auch in anderer Hinsicht hervorzuheben, da das eigentliche Mittelalter kein päpstliches Pedum kennt [3]).

Statt diesem wird dem Papste, jedoch kaum früher als im XIV. Jahrhunderte, der Stab mit dem dreifachen Kreuz vorgetragen, so wie die Patriarchen das doppelte, die Erzbischöfe das einfache Kreuz führen; den Äbten und Äbtissinnen kömmt eben sowohl das Pedum zu, nur wurde es von diesen mittelst eines schmalen Tuches, „sudarium“ auch „orarium“ genannt, ergriffen, welches am oder unter dem Kopfe des Stabes befestiget war [4]).



(Fig. 3.)

Hierzu diente eine eigene Vorrichtung. So bemerken wir auf dem Stabe des Abtes Günther von Lubyn in den Bildern der Hedwigslegende vom Jahre 1353 [5]) an der Stelle des Knopfes einen kronenartigen Ring, welcher ohne Zweifel dazu diente, um das sudarium zu halten (Fig. 3). Eben diese Handschrift enthält auch mehrere Stäbe von Bischöfen und Äbtissinnen, doch fehlt an den letzteren, gleichwie bei jenem Günther's, das orarium selbst [6]).

Auf einem Ölgemälde aus Dürer's Schule in Hefner's Besitz (vergl. dessen Trachtenwerke III, 55) ist das Schweisstuch an einem dreieckigen Ansatze des Stabes befestiget (Fig. 4). Ein Bild in der Gallerie zu Aschaffenburg [7]) stellt Albrecht II., Kurfürsten von Mainz als St. Erasmus dar. Dort ist das Tuch in eine rautenförmige Metallzwinge geklemmt (Fig. 5). Hiemit stimmt eine Miniature des Behami'schen Gebetbuches vom Jahre 1531 aus der Hofbibliothek zu Aschaffenburg überein [8]) (Fig. 6).

[1]) Hefner I, 9. „Das Siegel von Aschaffenburg“ Ibid. 10, und II, 43. — „Die Grabsteine zu Freisingen“ I, 28. — „Temperagemälde zu Marna“. — „Glasgemälde zu Heiligenkreuz“, dargestellt in den „Mittl. Kunstdenkmalen des österreich. Kaiserstaates“, herausgegeb. von Heider, Eitelberger und Hieser. I. Lief., Taf. V.

[2]) Kopp: „Bilder und Schriften“. — „Teutsche Denkmäler von Batt Babo und And“ (1820, Heidelberg) Taf. XXIV, 6. Hefner I, 41. — „Über das Alter der Handschrift“ vgl. Homeyr's „Sachsenrecht“ XXII, 8.

[3]) Durand III, 15, 6 und Kreuser l. c. über die Sage von der Wiederbelebung des „*Maternus*“, nicht zu übersehender Zusammenhang mit Aron's Stab.

[4]) „*Adde quod baculo Episcopali non sit addendum, sudarium vel orarium, sed Abbatiali*“. Molanus, cap. 41.

[5]) Vgl. meine Herausgabe Taf. 23.

[6]) Taf. 1, 4, 13, 31, 50, 51, 58, 60 a. a. O. — Vgl. den Grabstein der Äbtissin Agnes von Himmelskron im II. Bde., 3. Hft. des „Archivs f. Gesch. und Alterth.“ von Ostfranken.

[7]) Hefner III, 97, XVI. Secl.

[8]) Merkel: „Die Miniaturen und Manuscripte der Bibl. zu Aschaffenburg“ (4°, 1836), Taf. V.

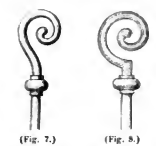
Ein Holzschnitt aus dem Beginne des XV. Jahrhunderts in der Kirchenbibliothek zu St. Jakob in Brünn, den



(Fig. 4.) (Fig. 5.) (Fig. 6.)

heil. Wolfgang als Abt von Mondsee darstellend, zeigt ein Pastorale mit eben jenem Tüchlein, doch ist die Art seiner Befestigung nicht ersichtlich gemacht [1]).

Eine chronologische Zusammenstellung der hier angeführten Kunstdenkmäler belehrt uns, dass sich die Grundform der Bischofstäbe (ſ) bis in das XIV. Jahrhundert erhalten habe, von da angefangen jedoch schmiegt sich die volutenförmige Windung durch eine leichte entgegengesetzte Krümmung an den Stab und geht später zur eigentlichen Sichelform über, nach welcher sich die Curve rechtwinkelig an den Stab fügt. Besonders zahlreich in allen hier gedachten Formabstufungen sind die Bischofstäbe in der schon erwähnten Heidelberger Handschrift des Sachsenrechtes vertreten [2]) (Fig. 7 und 8).



(Fig. 7.) (Fig. 8.)

Nicht selten, und zwar schon im XI. Jahrhunderte kommen an den Pastoralen kunstvolle figuralische Darstellungen vor, welche regelmässig innerhalb der Windung des Stabes angebracht sind. Später, vom XV. Jahrhundert angefangen, verschwindet jener Schmuck an dieser Stelle und wechselt mit einer oft schwer überladenen architectonischen, zuweilen noch mit Figuren ausgestatteten Ornamentik am oberen Schafte des Stabes, von wo sich, wie früher aus dem einfach gegliederten Knopfe, die Krümmung emporschwingt.

[1]) Facsimile nebst einem Berichte von Wolfskron in den „Quellen und Forschungen zur vaterländischen Geschichte, Literatur und Kunst“ Wien, 1848, 4°.

[2]) „Teutsche Denkmäler“ Taf. XII, 3; XX, 4, 8; XXIII, 4; XXIV, 4, 5, 6.

Um auf obige Bildwerke zurückzukommen, machen wir auf die beiden Stäbe in dem Kloster Göttweih und Altenburg in Österreich aufmerksam, welche durch Dr. Heider und Häufler im II. Bande des Archivs der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften beschrieben und hier im Holzschnitte (Fig. 9 und 10) dargestellt sind. Beide


(Fig. 9.)


(Fig. 10.)

gehören etwa dem X. bis XI. Jahrhunderte an, sind aus Elfenbein geschnitzt und bilden die kreisrunde Windung durch eine Schlange, in deren Mitte je zwei Vögel erscheinen, welche das von der Schlange bedrohte Kreuz zu schützen bestrebt sind.

Ein Pedum im Dome zu Mainz aus dem XI. Jahrhunderte, welches aus Bronze gearbeitet, reich vergoldet, mit Schmelzwerk und eingesetzten Rheinkieseln verziert ist, zeigt dagegen in seiner Volute einen Mann, der auf einem Drachen reitet [1]).

Mit der symbolischen Bedeutung des Stabes übereinstimmend, versinnlichen jene Darstellungen den Sieg des Glaubens über die Macht der Hölle, und entsprechen den Worten der Offenbarung (XII, 9), in welcher es heisst: „es wird hinabgeworfen jener grosse Drache, die alte Schlange, welche genannt wird: der Teufel und Satan [2]).

Ein Bischofstab, welcher Otto dem Heiligen († 1139) zugeschrieben wird und sich im Domschatze zu Bamberg befindet [3]), hat ungefähr die gleiche äussere Form wie jener zu Mainz. Die Krümmung wird hier von einer Schlange gebildet, die in einen Zweig des Lebensbaumes beisst, der sich vom Schafte ausgehend in die Mitte des so gebildeten Ringes hineinbiegt, innerhalb welchen der englische Gruss erscheint. Die Jungfrau Maria tritt die Schlange mit Füssen (Moses I, 3, 15) und ist von einem Rundbogen überwölbt, welcher sich auf eine Säule stützt, deren Deckplatte ein kleines Thürmchen trägt, um eine Kirchenpforte anzudeuten. Der Erzengel, welcher mit dem Lilienstabe [4]) in der Hand als Himmelsbote erscheint, eilt in gut bewegter, rasch vorschreitender Stellung auf Marien zu, welche im Gegensatze völlig ruhig gehalten ist. Hier ist insbesondere die glückliche Idee des Künstlers hervorzuheben, nach welcher der Schaft des Pedums den Paradiesesbaum symbolisirt, um welchen sich die Schlange, durch den aus der Jungfrau Geborenen überwältigt, ohnmächtig windet. Nach der gesammten Conception wird hier dem Sündenfalle Eva's die rein himmlische Unschuld im Bilde Mariens entgegen gestellt [1]) und zugleich auf die Kirche hingedeutet, die durch ihre Glaubenslehre und die von Gott übertragene Macht (Symbol des Stabes) die Sünde bekämpft.

Ein Pastorale im Chorherrenstifte zu Klosterneuburg, angeblich vom Abte Babo (1280) herstammend, wiederholt jene Darstellung, welche dort in niedlichem Elfenbeinschnitzwerke mit Gold und Malerei verziert und der Inschrift: „Ave maria gracia plena“ erscheint, ober welcher Gruppe das Bildniss des Herrn angebracht ist [2]).

Die chronologische Reihenfolge weiter beobachtend, gelangen wir nun zu dem Hauptobjecte dieser Abhandlung und legen den Freunden und Forschern der christlich mittelalterlichen Kunst in der beigefügten Abbildung ein höchst interessantes Pedum aus dem uralten Benedictiner-Stifte zu Raigern in Mähren vor (Taf. X).

Über den Ursprung desselben kann urkundlich leider nichts Näheres berichtet werden, eben so wenig ob es für jenes Kloster angefertigt, dahin geschenkt worden, oder überhaupt jemals von einem seiner früheren Äbte benützt worden sei. Ist es doch erst vor etwa neun Jahren von dem damaligen Abte Victor Schlossar entdeckt worden, worauf es von dem eben so gelehrten als kunstsinnigen Superior Dr. Gregor Wolny gewürdigt und über seine und Schreiber dieses vereinte Anregung vollkommen renovirt und gebrauchsfähig gemacht wurde, so zwar dass es gegenwärtig bei allen hohen Kirchenfesten benützt wird [3]).

Die ursprüngliche Gestalt dieses Stabes, von welchem jedoch bei seiner Auffindung nur der obere Theil, nämlich die Windung mit dem schönen Elfenbeinschnitzwerke und dem oktogenen Knaufe vorhanden war, an welches sich

[1]) Hefner: „Trachten“ I, Taf. 8.

[2]) Vgl. Heider: „Die romanische Kirche zu Schöngrabern“ S. 173 ff., — und Wolfskron: „Die Bilder der Hedwigslegende“ pag. 84.

[3]) Hefner: „Trachten“ I, 39. — Waagen: „Künstler und Kunstwerke in Deutschland“ I, 85.

[4]) Vgl. Note 3.

[1]) Menzel's „Symbolik“ II, 328.

[2]) Schmidt in seinen „Umgebungen Wiens“ I, 239 bezeichnet Letzteres als ein Christusbild; wenn jedoch nicht ganz unzweifelhafte Merkmale dafür sprechen, dürfte die Annahme der Darstellung für Gottvater hier passender sein, und auch anderen ähnlichen Bildern entsprechen. Man vergleiche ein Glasgemälde aus dem XVI. Jahrhunderte, abgebildet in den „Kunstdenkmälern Deutschlands“, herausgegeben von Bechstein, Bibra u. A. (Schweinfurth 1844, 4°), — desgleichen eine Miniature in einem Psalter im Dome zu Mainz XV. Secl. — Müller's „Beiträge zur Kunst und Geschichtskunde“ Taf. XVI. Wir beabsichtigten ursprünglich das Klosterneuburger Pedum hier in einer Abbildung und Beschreibung jenem aus Raigern gegenüber zu stellen, da jedoch die Publication des ersteren durch die uns befreundeten Herausgeber der „Mittelalterlichen Kunstdenkmale des österreich. Kaiserstaates“ vorbereitet ist, so kann vorläufig nur auf die zu erwartende Folge jenes Werkes hingewiesen werden.

[3]) Der besonderen Güte des gegenwärtigen, für Kunst und Wissenschaft gleich begeisterten Herrn Abtes Günther Kaliwoda, welcher den Stab eigens nach Wien bringen liess, um in der k. k. Staatsdruckerei eine Photographie davon nehmen zu lassen, verdanken wir die Genauigkeit der hier vorliegenden Abbildung.

ein gleichfalls achteckiges Glied mit halb durchbrochener gothischer Verzierung [1]) anschloss, lässt vermuthen, dass unterhalb dieses letzteren Theiles ein zweiter Knopf angebracht gewesen sein dürfte, wodurch das Ganze harmonisch abgeschlossen und vorbereitet war in den hölzernen Schaft überzugehen, der nach der Sitte des Mittelalters etwa roth lackirt und durch Vergoldung verziert gewesen sein dürfte.

Wie das Rohr zeigte, welches zur Aufnahme des Holzstabes diente, und ganz roh ausgearbeitet belassen wurde, da es durch jenen (angenommenen) zweiten Knauf gedeckt war, ist die gesammte Metallarbeit aus Kupfer hergestellt, dessen reiche Vergoldung sich noch wohl erhalten hatte.

Die aus dem Knopfe in schön geschwungener Form emporsteigende Windung zeigt uns zwei gegenüberstehende emaillirte Platten, welche von einem schmalen Rundstabe begränzt, zu beiden Seiten in eine sich zurückziehende Hohlkehle übergehen, wodurch das Ganze, im Durchschnitte betrachtet, ein gedrücktes Sechseck bildet. Die Kanten der Windung sind mit Schnörkeln (Krabben) kammartig besetzt, deren schneidige Ränder wellenförmig eingekerbt sind, ein Ornament, welches unter verschiedenen kleinen Abweichungen, aber doch in der Grundidee übereinstimmend, schon im XIII. Jahrhunderte Eingang fand, jedoch erst im folgenden, neben den sogenannten Bossen und Knorren als ein Mittelding zwischen den geometrischen und vegetabilischen Zierwerken, allgemeiner angewendet wurde. So begegnen wir einem ähnlichen Ornamente am Dome zu Magdeburg (1220), ferner am Domchor zu Cöln (1299) [2]).

Endlich im Heimathlande unseres Pedums selbst, zu Brünn am Giebelfelde des ehemaligen Cistercienser Nonnenklosters Maria Saal, im Jahre 1338 gestiftet [3]), gegenwärtig im Besitze der P. P. Augustiner.

Hiemit wäre auch die Abbildung eines Bischofstabes nach einer französischen Miniature des XIII. Sec. in der Vaticanischen Bibliothek zu vergleichen, welche in D'Agincourt's „Sammlung von Denkmälern der Malerei" Taf. 70, 1 aufgenommen ist und dasselbe Motiv zeigt.

Jenes Ornament unseres Stabes darf jedoch nicht verleiten, denselben für ein früheres als das XIV. Jahrhundert zu vindiciren, eine auf alle Einzelheiten eingehende Untersuchung wird sogar zeigen, dass es dem Ausgange jenes Säculums angehöre. Für letzteres spricht sowohl die ganze Combination unseres Kunstdenkmales als auch seine Gliederung, die Verzierung auf den emaillirten Platten (Ringen) und am entschiedensten der Charakter der beiden Inschriften — gothische Minuskel — auf eben diesen, endlich auch der Styl und die Auffassung des eingefügten Elfenbeinschnitzwerkes. Indem wir bezüglich der beiden ersteren Punkte auf ähnliche Paramente und selbst auf den Baustyl zwischen dem XIV. und XV. Jahrhunderte hinweisen, heben wir hier noch die goldenen nielloartigen Laubverzierungen und die Zeichnung der beiden Engel besonders hervor, welche zwischen der Inschrift: „xpo vincit· xpo regnat· xpo imperat" auf dem blauschwarzen Emailgrunde angebracht sind. Die Durchbildung der Köpfe, das weiche fliessende Gefälte der Gewandung, ja selbst die Form der Laute, welche einer der Engel im Arme hält, verbürgen jene Zeitstellung.

Noch auffälliger tritt aber der Charakter jener Blüthenepoche der abendländischen Kunstentwickelung in dem erwähnten Doppelrelief hervor. Die eine Seite desselben, die von jener Inschrift und den Engeln umgeben ist, stellt die gekrönte Gottesmutter in edler majestätischer Haltung mit dem Jesuskinde auf dem Arme vor, zu deren Seiten zwei Cherubim stehen, grünbemalte Stäbe in den Händen tragend, welche wohl Fackeln darstellen sollen [1]). Die Kehrseite zeigt den gekreuzigten Erlöser zwischen den gut motivirten Gestalten der trauernden Mutter Maria und des Apostels Johannes, die zarten Lineamente der Gesichter, zumal am Madonnenbilde, die wohlgebildeten Extremitäten, die durchdachte Drapperie der langen und weiten Gewänder, deren Säume mit leichten Goldrändern verziert sind, kennzeichnen unsere Zeitbestimmung, und gemahnen zugleich lebhaft an die unter Karl IV. gegründete Prager Malerschule, welche ausser Böhmen an verschiedenen Orten Mährens [2]), inshesonders glücklich aber durch mehrere wohlerhaltene Ölgemälde in der Kunstsammlung des Stiftes Raigern, so wie in zahlreichen Miniaturen der Stadt Rechtsbücher von Brünn und Iglau von den Jahren 1353 und 1389 vertreten ist [3]).

Jenes zweite Bild ist von einem rothen Emailringe umgeben, auf dem die Worte: „ipse autem transiens per medium illorum ibat" (Lucas III, 4, 30) zu lesen sind, zwischen denen — gerade über dem Gekreuzigten — ein Vogel erscheint, welcher jedoch von der Fassung des einen der 8 Steine verdeckt ist, womit auch diese Seite der Stabwindung gleich der andern verziert war. Es lässt sich daher, besonders da der Kopf nicht sichtbar ist, nicht mit Bestimmtheit angeben, ob ein Phönix, Adler oder eine

---

[1]) Je zwei gekuppelte Spitzbogenfenster; leider wurde dieser Theil des Stabes, an welchem auch das Meisterzeichen zu sehen war, bei der Renovation unberufen beseitigt.

[2]) Kallenbach: „Chronologie der Baukunst des deutschen Mittelalters" Taf. 37, 3—40, 1.

[3]) Von der Königin Elisabeth, Witwe nach Wenzel von Böhmen und Rudolph von Österreich, daher auch allgemein Königinkloster genannt. — Vgl. Wolny: „Kirchliche Topographie" II. Abtheil. 1, 152 ff. — D'Elvert: „Geschichte Brünns" 37 f.

[1]) Man vergleiche ein Glasgemälde des XIV. Jahrhunderts aus der Laurentiuskirche zu Ahrweiler, aufgenommen in Müller's „Beiträgen zur Kunst und Geschichtskunde" Taf. 20.

[2]) Vergl. im Februarhefte 1856 dieser „Mittheilungen" meine Anzeige über die Gemälde in der Spitalscapelle und der Niklaskirche in Znaim — über die Prager Schule. — Kugler: „Geschichte der Malerei" II, §. 70, — dessen: „Kleinere Schriften" II, 496. — Wocel: „Böhmische Alterthumskunde" S. 136—156.

[3]) Die eigenhändig ausgeführten Copien derselben, so wie vieler anderer in Mähren aufgefundener älterer Miniaturen sollen in einer Monographie publicirt werden. Wolfskron.

Taube damit gemeint sei, welche Symbole sämmtlich auf den Opfertod des Erlösers passen, und deren ersteres am häufigsten Anwendung fand [1]).

Für den noch allgemeiner vorkommenden Pelikan können wir uns desshalb nicht erklären, weil die Jungen desselben fehlen, welche durch das selbst vergossene Blut der Mutter belebt werden [2]). Dagegen konnte der Künstler mit der Taube die vom sterbenden Christus scheidende Seele haben darstellen wollen [3]).

Auf das Passionsbild zurückzukommen, so stimmt das dort erscheinende Crucifix mit jenem in der Hedwigslegende zu Schlackenwerth [4]) und zweien anderen in der Heidelberger Handschrift des Sachsenrechtes [5]), sämmtlich dem XIV. Jahrhunderte angehörig, beinahe völlig überein. Auf allen ist Jesus mit 3 Nägeln ans Kreuz geheftet, durch ein grosses, bis über die Knie reichendes Schamtuch verhüllt und trägt keine Dornenkrone, welche jedoch auf unserem Bilde durch eine um den Kopf gewundene dicke Schnur ersetzt ist.

Es handelt sich nun darum, den Zusammenhang der beiden Reliefdarstellungen mit den sie umgebenden Inschriften und Figuren, so wie die Beziehungen auf die symbolische Bedeutung des Pastorale nachzuweisen. Das von der Gottesmutter getragene Christuskind mit der goldenen Weltkugel [6]) in der Hand, verehrt von dem umgebenden Cherubim, harmonirt vortrefflich mit den beiden Engeln auf der Schriftplatte und der Legende; „xps vincit, xps regnat, xps imperat", die gleichmässig auf die siegende Kirche und den Beruf ihrer Häupter (der Bischöfe) hindeuten und mit der Symbolik des Stabes übereinstimmt. Die Worte aber „iesus autem transiens per medium illorum ibat" sind, wie schon angedeutet wurde, dem Evangelisten Lucas entnommen, welcher erzählt „wie Jesus in der Synagoge zu Nazareth lehrte und die Anwesenden durch die Gewalt seiner Worte getroffen in Zorn entbrannten, so dass sie ihn aus der Stadt hinausstiessen und von einem Berge herabstürzen wollten, er aber mitten durch die Empörten unverletzt dahin schritt und von dannen ging". Gleichermassen sollen sich die wahren Diener der Kirche weder durch Verfolgung noch durch den voraussichtlichen Tod abhalten lassen für ihren Glauben einzustehen, die Irrthümer zu bekämpfen und die Sünde streng zu ahnden. Es vereinigen sich sonach an unserem Stabe Bild und Wort, um in schöner gegenseitiger Beziehung und Unterstützung ein Wahrzeichen zu bilden, wohlgeeignet in der Hand eines gottbegeisterten Führers im Kampfe der stets ringenden Kirche glorreich vorzuleuchten.

Beiläufig muss noch bemerkt werden, dass an dem Knopfe unseres Pastorale mehrere viereckige Ösen angebracht waren, welche ohne Zweifel dazu dienten, um das vorne erwähnte Sudarium daran zu befestigen, daher der Stab offenbar für einen **Abt** bestimmt war und nach seinem Fundorte wohl einem des altehrwürdigen Benedictiner-Stiftes Raigern gedient haben mag, welche Bestimmung es gegenwärtig nach Verlauf von vielen Jahrhunderten wieder erfüllt.

Um den Cyklus der verschiedenen Phasen zu schliessen, die das Pastorale nach seiner Gestaltung vom X. bis ins XVI. Jahrhundert durchmachte, kommen wir endlich auf die schon früher angedeutete Anordnung und Verzierung desselben zurück, in welcher sich insbesondere das XVI. Säculum gefiel und das Bestreben, die möglichste Fülle von Reichthum und Pracht zu vereinen, wahrhaft auf die Spitze trieb. Die vermittelnden Knöpfe zwischen der Windung und dem Schafte des Stabes gehen nämlich in eine bald mehr bald minder reich gegliederte vier- bis achtkantige Säule über, welche oft mit gothischen Giebeln gekrönt war und sich nach unten consolenartig abschloss. Beispiele hiervon bringt **Hefner** in seinem Trachtenwerke II, 56 und III, 55 (s. obigen Holzschnitt Fig. 3).

Mehr ausgebildet ist dieses Motiv an einem Pastorale auf einem Flügelaltare zu Hernsbruck bei Nürnberg, welcher dem berühmten Veit **Stoss** zugeschrieben wird. Es ist in den Kunstdenkmälern von Deutschland Taf. XV. abgebildet und zeigt zwischen Fialen zwei Heiligenstatuetten in Blenden gestellt, welche durch gothische Giebel gedeckt sind. Eine bis zur Unförmlichkeit übertriebene Durchführung jenes Principes weiset der Bischofstab des New-College zu Oxford nach, welcher in **Hochwind's** mittelalterlichen Verzierungen Englands und Frankreichs (Hft. VI, Taf. 1) aufgenommen ist und eine vierfache Bilderreihe theils am Schafte, theils an einem reich ornamentirten Thürmchen vertheilt zeigt, aus welchem letzteren sich die Schnecke entwickelt, die gleichfalls mit einem dichten Bilderschmucke in erhabener Arbeit bedeckt ist.

Wir glauben die Gränzen unseres Programmes nicht zu überschreiten, wenn wir zum Schlusse dieser Abhandlung auf die Bischofstäbe der **griechischen Kirche** übergehen. Sie unterscheiden sich wesentlich von denen der Lateiner sowohl nach ihrer Form als mit Rücksicht auf ihre symbolische und attributive Bedeutendheit. Das Pastorale der griechischen Bischöfe dient ihnen weniger zum Prunke oder als unerlässliches Abzeichen, viel mehr zur wirklichen Stütze während des Gottesdienstes, wobei der Pontificirende oft und lange zu stehen genöthiget

[1]) Vergl. **Piper**: „Mythologie der christl. Kunst" I, 463 f., — desgleichen den Physiologus zu Göttweih, Ms. XI. Secl., aufgenommen in den „Arch. Notizen" von Dr. **Heider** und **Häufler** (Arch. der k. Akademie, II, I. Hft. 185); — **Menzel's** „Symbolik" I, 31 ff.; II, 443 und **Kreuser's** „Kirchenbau" II, 45.

[2]) **Piper** a. a. O. 466. — **Menzel** II, 206. — **Münter**: „Sinnbilder" I, 90 und 94. — „Physiologus der Klagenfurter Handschr." XII. Secl., herausgegeben durch **Karajan** in den „Deutschen Sprachdenkmalen" Wien 1846, pag. 99 f.

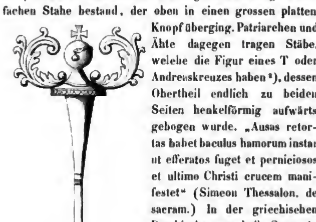
[3]) **Menzel**: „Symbolik" II, 443. — Die „Hedwigslegende" pag. 83 f.

[4]) Vgl. meine Herausgabe, Taf. 16, so wie den Abschnitt über die „Christusbilder" pag. 71—76.

[5]) Herausgegeben von **Hahn**, **Batt**, **Mone** u. A. Taf. XII, 3; XX. 7.

[6]) Deren Bedeutung und über den Zusammenhang mit dem Paradiesesapfel vgl. **Menzel** I, 96 ff.

ist [1]), daher es auch besonders anfänglich in einem ganz einfachen Stabe bestand, der oben in einen grossen platten Knopf überging. Patriarchen und Äbte dagegen tragen Stäbe, welche die Figur eines T oder Andreaskreuzes haben [2]), dessen Obertheil endlich zu beiden Seiten henkelförmig aufwärts gebogen wurde. „Ausas retortas habet baculus hamorum instar ut efferatos fuget et perniciosos et ultimo Christi crucem manifestet" (Simeon Thessalon. de sacram.) In der griechischen Domkirche zum heil. Georg in Lemberg wird ein altes Pedum verwahrt, auf dessen abgeplattetem Knopfe eine Weltkugel mit dem Kreuze angebracht ist, um welche sich eine Schlange windet, die den Paradiesesapfel im Maule trägt; die beiden Curven sind durch Akanthusblätter gebildet (Fig. 11).



(Fig. 11.)

Diese symbolische Hindeutung auf die Erbsünde und deren Einfluss auf die Völker der ganzen Erde dürfte sich nur an wenigen griechischen Bischofstäben wieder finden, dagegen sind solche, um die sich zwei Schlangen winden, welche, wie am Mercursstabe, oben gegen einander gekrümmt sind, allgemein verbreitet und findet sich auch ein solches Exemplar im gedachten Domschatze (Fig. 12). Auch an diesem ist oben am Knopfe eine Weltkugel mit dem Kreuze angebracht, gegen welche die beiden Schlangen, die sich im Bogen zurückbäumen, ihre Häupter richten. Die Symbolik dieser Conception weicht von der letzteren eben erwähnten wesentlich ab und stützt sich auf den Spruch des Evangelisten Matthäus 10, 4: „Seid klug wie die Schlange und ohne Falsch wie die Tauben", deutet sonach auf die Verpflichtung der Kirche und ihrer Fürsten hin, die geistliche Weltherrschaft durch kluges Walten und die Weisheit der Lehre zu wahren und immer fester zu begründen.



(Fig. 12.)

Als Schlusswort dieser kunsthistorischen Studie sprechen wir die Hoffnung aus, durch dieselbe eine Anregung zur weiteren Bekanntmachung ähnlicher Paramente gegeben zu haben, woran unser grosses Österreich gewiss nicht minder reich ist wie an anderen Kunstschätzen der Vorzeit, welche, Dank den Bestrebungen unserer jüngeren Fachgenossen und Landsleute, nun rüstig zu Tage gefördert werden, die allgemeinste Anerkennung und Bewunderung hervorrufen und das glänzendste Zeugniss geben, auf welcher bedeutenden Kunststufe unser Vaterland im Mittelalter gestanden ist [1]).

[1]) Heineccius: „Abbildung der alten und neuen griechischen Kirche". Leipzig 1711. 4°.

[2]) Montfaucon: „Diar. Ital." pag. 46.

[1]) Zur weiteren Orientirung über die formelle Entwickelung der Bischofstäbe verweisen wir übrigens auch auf die ausführliche Abhandlung über Bischofstäbe, die in den „Melanges" von Martene und Cahier enthalten ist. D. Red.

Die Vertheidigungskirchen in Siebenbürgen.

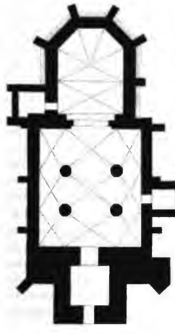
Ein Beitrag zur Provinzial-Kunstgeschichte vom Conservator Friedrich Müller. Illustrirt vom Gymnasiallehrer Johann Orendi in Schässburg.

(Schluss.)

Als Vermittlung dieser Gruppe mit der folgenden wird hier schliesslich die evangelische Kirche von Trapold (Bez. Schässburg) angeführt (Fig. 6). Auf einem Hügel mitten im Dorfe gelegen, erhebt sich dieselbe zwischen theilweise doppelten Ringmauern und mehreren Thürmen malerisch zu einer nicht unbedeutenden Höhe. An dem dreiseitig geschlossenen, durch sechs Strebepfeiler gestützten, 23′ breiten und 36′ 6″ langen Chor schliesst sich merklich vortretend das 40′ lange und 37′ breite Schiff, welches durch zwei Paar achteckiger Pfeiler in ein Mittelschiff und zwei eben so hohe Seitenschiffe getheilt wird (Fig. 7). Jenes ist gegen die gewöhnliche Erscheinung viel enger als der Chor; doch wird der dadurch erzeugte störende Eindruck etwas modificirt, indem, wo Chor und Schiff zusammenstossen, massige Wandpfeiler als Träger des flach profilirten Triumphbogens 5′ hoch aus der Wandfläche hervortreten und die Öffnung auf 13′ verengen. An der Nordseite

(Fig. 6.)

des Chores ist eine kleine Sacristei angebaut, während an die westliche Fronte ein massenhafter, 27′ in Quadrat messender Thurm mit 7 starken Mauern, die demnach auch keine Strebepfeiler benöthigen, sich anlegt. Fünf theils spitzbogig, theils rund überwölbte Fenster von ungleichen Dimensionen ohne Masswerk öffnen sich in den Chor und verleihen demselben eine grössere Helligkeit, als sonst bei unsern Dorfkirchen älterer Zeit gewöhnlich ist. Ein Portal im Westen und eines im Süden gewähren den Zutritt in die Kirche. Nach aussen erscheinen Schiff und Chor nicht gleich gehalten, obwohl ein gemeinsames, mit sechs- und achteckigen Flachziegeln gedecktes Dach darüber sich legt, dessen First über dem Chor nur unmerklich ansteigt. Dagegen gehen die Umfassungsmauern des Chores um mehrere Fuss über die des Schiffes hinaus und zeigen oben über den die Strebepfeiler verbindenden Bögen die gewöhnliche, von engen Schiessscharten durchbrochene Mauerfläche. Am Schiff fehlen diese Bögen, dagegen finden sich auch dort die Schiessscharten über dem Gewölbe; der Thurm endlich hat in der Höhe des Firstes des Kirchendaches einen hölzernen Umlauf, über welchem das viereckige Dach zum Wetterhahne ansteigt; Schiff und Chor werden von einfachen und ziemlich niedrigen Kreuzgewölben überspannt. Im Innern ist eine eigenthümlich ausgeführte Sacramentsnische auf der Evangelienseite im Chor bemerkenswerth. Die Orgel ist wie bei vielen unserer Kirchen über dem Altare angebracht. Zum letzten gehören einige Kelche von 1642 und eine Patene von 1614. Von den drei Glocken ist die mittlere neu; die grösste, gegen die Mitte des XVI. Jahrhunderts gegossen, trägt in später Mönchsminuskel die Umschrift: *„o rex glorie ihesu christe veni cum pace.“* Die kleinste (bereits in Capitalmajuskel) „O RX GLORIE VENI IN PACE 1554.“



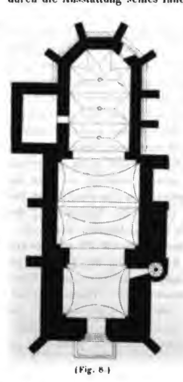
(Fig. 7.)

Diese Kirche, deren Erbauung wohl um 1522 zu setzen ist[1]), erscheint am Schlusse dieser Gruppe, weil Schiff und Chor von dem Principe der Vertheidigungsfähigkeit aus behandelt sind, obschon dasselbe nur hier in den charakteristischen Bögen, und dort in blosser Durchbrechung der Mauern durch Schiessscharten sich ausspricht[1]). Mit dem gänzlichen Aufgeben der Befestigung des Schiffes erst betreten wir den Kreis der folgenden Gruppe der im Vertheidigungsstyle erbauten Kirchen.

III.

Vielleicht älter ihrer Entstehung nach, aber zu viel allgemeinerer Anwendung gekommen und länger im Gebrauche, daher hier auch erst in zweiter Reihe behandelt, ist diejenige Gruppe im Vertheidigungsstyle erbauter Kirchen, deren charakteristisches Merkmal, die bezeichnenden Bögen, bloss am Chore sich findet, der zugleich im Durchschnitt äusserlich merklich höher erscheint als das Schiff. Manche der hier zu erwähnenden Kirchen knüpfen unvermittelt an den Romanismus an, so dass man ganze Theile oder Bruchstücke der älteren, diesem Baustyle angehörigen Gebäude stehen liess und in mehr oder minder roher Weise mit gothischen Neubauten verband. Während die erste Gruppe uns fast örtlich gebunden begegnete, findet sich diese über das ganze Gebiet der sogenannten sieben und zwei Stühle verbreitet, ein Zeichen ihrer einstigen Zweckmässigkeit. Ihre äussere Erscheinung ist überraschend.

Der Chor erhält seine Bedeutsamkeit nicht mehr bloss durch die Ausstattung seines Innern mit heiligen Geräthen (Altar, Taufstein, Chorstühle etc.), sondern in eben demselben Masse durch seine äussere, über das Schiff hervorragende Massenhaftigkeit. Im Grundriss ist diese Neuerung unmerklich und der Thurm behält seine gewöhnliche Stellung am Westende der Kirche und bildet hier, da das Schiff selbst die Absendung von Projectilen vom Chor aus nach dieser Seite hindert, ein zur Vollständigkeit nothwendiges Bollwerk. Wir stellen auch hier eine Kirche voran, welche durch ihre Grösse geeignet ist, das eben in wenigen Umrissen gezeichnete Bild klarer zu machen: die evangelische Kirche von **Denndorf** (Bezirk Schässburg) (Fig. 8). Die 4′ starken Umfassungsmauern des dreiseitig aus dem Achteck geschlossenen Chores, an welchen sich



(Fig. 8.)

---

[1]) Ich schliesse diesen aus der ganzen Anlage, obwohl das sonst so charakterisirende Masswerk fehlt. Auch die Sacramentsnische deutet darauf. Die an der rechten Seite des Chores angebrachte Jahrzahl 1611 kann nur auf eine Restauration bezogen werden. An dem Deckstein eines Thurmfensters glaube ich die Jahrzahl 1529 gelesen zu haben.

[1]) Hierher gehört auch die evangelische Kirche von **Bodendorf** (Bez. Schässburg), deren genauere Untersuchung noch nicht erfolgt ist.

nördlich die geräumige Sacristei anschliesst, sind 4′ höher getrieben als die eben so starken des Schiffes und werden von drei spitzbogig gewölbten und mit Masswerk ausgefüllten Fenster durchbrochen, deren eines gegenwärtig zugleich als Thüre zu der dort angebrachten Orgel führt. Die am Chore angebrachten Strebepfeiler verjüngen sich in vier Absätzen; in einer dem obersten Absatze gleichen Höhe setzen die bekannten Bögen so an, dass sie unmittelbar an der äusseren Kante des Strebepfeilers hervorspringen (Fig. 9) und die bei der Kaisder Kirche erst durch eine Verjüngung der Umfassungsmauer entstandene Pechscharte hier sich von selbst ergibt. Viereckige Schiessscharten durchbrechen die 7′ über die Chormauer steigende Bogenwand, welche wie dort durch ein doppeltes Gesimse gegliedert ist. Das Schiff, welches nur mit 4′ auf beiden Seiten über dem Chor ausladet, zeigt von all diesen Erscheinungen gar nichts und gewährt mit seinen, an einer Stelle bis 10′ ausgefüllten, bloss von zwei Spitzbogenfenstern durchbrochenen — ein nördliches ist vermauert worden — Umfassungsmauern einen plumpen Anblick im Gegensatze zu dem schlanken ziemlich reich gegliederten Chore. Der Thurm endlich, dessen unterer Theil in das Kirchenschiff einbezogen ist, hat bis zur Höhe der Schiffsmauer abgetragen werden müssen, und wird gegenwärtig mit diesem von einem gemeinsamen Dache überdeckt. Auch das alte Gewölbe hat im Schiffe einem neuen („preussische Platzeln") weichen müssen, während im Chor ein älteres Tonnengewölbe mit Schildern sich erhalten hat. Die Massverhältnisse endlich (Länge des Chores 39′, des Schiffes sammt dem Thurme 57′ — demnach wie 2:3 — Breite des Chores 21′ 6″, des Schiffes 29′ 7″) sind der Art, dass sie der Vermuthung Raum geben, der Chor sei als Neubau zu dem älteren Schiffe hinzugetreten, oder dieses nur eine Ausfüllung des Raumes zwischen Thurm und Chor. Von Details ist bloss das von einer Halle umgebene, im niedrigen Spitzbogen geschlossene und reich durch Halbsäulen, Kanten und Hohlkehlen gegliederte Westportal zu erwähnen, das leider jetzt wie die ganze Kirche schief gestellt ist; im Masswerke der Fensterfüllungen treffen wir bereits die Fischblase an; die Gurtträger im Chore sind theilweise von eigenthümlicher, gesimsartig aus Platten, Hohlkehlen und Schmiegen in Verbindung mit Würfeln zusammengesetzter Construction. Die Kirche selbst, welche, wie wir aus dem Testamente des 1370 gestorbenen Denndorfer Pfarrers Antonius Schwarz erfahren, der heil. Jungfrau geweiht war [1]), ist um 1451 erbaut worden, oder hat damals mindestens ihre jetzige Gestalt erhalten. Diese Jahrzahl ist an einem schönen Schlusssteine des Chorgewölbes zu lesen. Ausser dem Pfarrer waren 1370 daran noch zwei Prediger (ministri) und ein Schullehrer (scholasticus) angestellt [2]). Auch hier verdienen unter den zur Kirche gehörigen Geräthen einige hervorgehoben zu werden, namentlich das schöne metallene Taufbecken mit Blumenverzierung und der auf die erste Hälfte des XV. Jahrhunderts deutenden Inschrift: „a Johanne . Christos . Baptisari . Volvit . Vt . Saluaret nos". nach Form und Ausführung vielleicht von demselben Jacobus fusor campanarum, der 1411 das Schässburger Taufbecken goss, sowie ein bei der Seltenheit ähnlicher Arbeiten in Siebenbürgen äusserst interessanter, aus Holz geschnitzter Leuchter, dessen Fuss einen knieenden Geistlichen darstellt, welcher den Lichthalter, auf der rechten Seite auf ein Knie gestützt, mit beiden Händen hält, nach Stellung und Faltenwurf nicht ohne Kunstwerth.

(Fig. 9.)

Der kriegerische Charakter der Denndorfer Kirche wird nicht auffallen in einer Zeit, wo wir im Nachlasse des Pfarrers neben Kelch und Casul auch der *toga militaris*, vulgo ein „Harnisch" und der *pixida bombardica* begegnen [3]), und der Geistliche selbst hinter den Mauern des Hauptortes dem gewaltsamen Tode durch Feindeshand nicht entgehen konnte [4]). Über die späteren Schicksale dieses Gotteshauses ist uns wenig bekannt geworden; gegenwärtig ist dasselbe durch die Ungunst des Terrains in baufälligem Zustande und sammt der sie umgebenden Ringmauer vielfach beschädigt.

Unter den übrigen Kirchen, welche zu dieser Gruppe gehören, führen wir zunächst einige an, welche nicht

---

[1]) Veröffentlicht von Teutsch im Vereinsarchive. Neue Folge I, 363. f. *„Item Ecclesiae meae Dalienzi in honore Virginis gloriosae S. Mariae fundatae lego pro structura. I. Sedecimale Decimarum. Item Casulam, Calicem argenteum cum attinenciis, duas ampullas attinentias, et libros meos omnes. Caeterum promptam pecuniam ipse vivus dedi"* p. 365.

[2]) *„Item Domino Johanni Ministro meo lego f. 2. Item Domino Stefano Ministro meo relaxo f. 2."*

„Item Demetrio meo Scholastico lego Dimidium Sedecimale Decimarum pro fidelibus suis servitiis"

[3]) Ebendaselbst.

[4]) Der Pfarrer Lucas Wisthius wurde 1601 in Schässburg durch die Szekler erschlagen, welche sich der Burg durch List bemächtigt hatten. Lief. der Capitularmatrik.

eigentlich einen Fortschritt in der Ausbildung des Styles bezeichnen, wohl aber wegen ihres Alters vorangestellt werden müssen. Dahin gehören:

a) Die evangel. Kirche in Martinsberg (Bezirk Grossschenk), eine Anlage mit deutlich trennbarem Chor und Schiff; der erstere dreiseitig geschlossen, mit schmalen Spitzbogenfenstern, mit Hohlziegeln gedeckt, zeigt die charakteristischen Bögen mit den Schiessscharten, letzteres wird durch viereckige Pfeiler in ein Mittelschiff und zwei eben so hohe Seitenschiffe getrennt und zeigt unter dem viereckigen Thurme am Westende ein gegenwärtig durch eine Halle verbautes Rundbogenportal von sehr einfacher Profilirung, welches noch in die Zeit der älteren Kirche zurückweist, an deren Stelle die gegenwärtige trat. Gegen die Annahme, dass das Schiff älter als das Chor sei und noch der früheren Kirche angehöre, streitet die gleiche Höhe der Seitenschiffe mit dem Mittelschiffe. Von den inneren Einrichtungsstücken der Kirche ist nur etwa der hölzerne Taufständer von 1640 zu erwähnen; die Glocken sind sämmtlich jünger (1652, 1708 und 1844).

b) die evangel. Kirche in Grossscheuern (Bez. Hermannstadt), die ihrer Anlage nach fast ganz dem Romanismus angehört [1]). Darauf deuten der bei genauerer Besichtigung trotz seiner Verbauung noch erkennbare halbkreisförmige Chorschluss, die in Nischen von ähnlicher Form auslaufenden niedrigen Seitenschiffe, welche mit ihren Arcaden merklich gegen die aus Säulenbündeln gebildeten gothischen Pfeiler und das von diesen getragene gemalte Gurtgewölbe abstechen, und endlich der alte Thurm, in dessen unterem Theile sich die Steinwölbung noch erhalten hat. Wahrscheinlich deutet demnach die Inschrift: „Alte Zahl 1497" bloss auf diejenige Renovation, welche mit Beibehaltung aller wesentlichen Theile des früheren Baues die Kirche im Innern durch das Gurtgewölbe, im Äusseren mindestens den Chor durch Anfügung von Strebepfeilern und darauf ruhenden Bögen mit Schiessscharten etc. erhöht und erweitert. Auf eine spätere Ausbesserung weist die Inschrift: „Vernevert 1740". Der Altar ist von 1712, das vasenförmige marmorne Taufbecken von 1758, die Glocken gehören der jüngsten Zeit an (1826, 1829, 1839).

c) Die evang. Kirche von Roseln (Bez. Agnetheln): ein dreiseitig geschlossener Chor mit ganz engen, spitzbogig überwölbten Fenstern, über denen die bekannten Bögen die Füllmauern verbinden, darüber die über die Höhe des Schiffes ansteigende Mauer mit den Schiessscharten; das Schiff ohne Strebepfeiler, anlehnend an einen ungemein massiven zweistöckigen Thurm mit gemauertem Umlaufe.

d) Die evang. Kirche von Neustatt (Bez. Agnetheln), ein grosses aber baufälliges Gebäude, dessen Chor die bezeichnende Construction hat.

[1]) Ich verdanke einen Theil der darauf bezüglichen Mittheilungen meinem Freunde G. D. Teutsch.

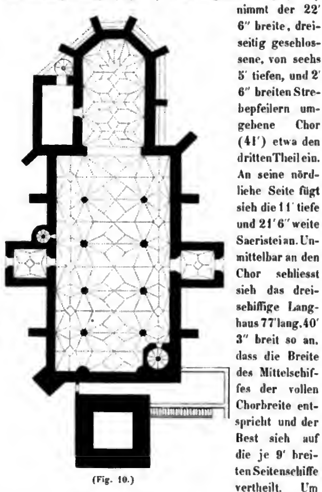
Dagegen kann die evang. Kirche von Meschen (Bez. Mediasch) ihrer ganzen Anlage nach als Höhepunkt dieser Richtung des kirchlichen Vertheidigungsstyles bezeichnet werden, wie die Kaisder dieselbe Stelle nach einer andern Richtung hin einnimmt. Meschen gehörte mit Birthälm und Reichesdorf zu jenen Orten, welche bis ins XVI. Jahrhundert hinein mit Mediasch um die Wartschaft stritten, und wurde, wie Kaisd durch Schässburg, durch die im Kokelthale gelegene Ansiedlung verdrängt, obwohl es Reste seiner in gewissen Beziehungen exemten Stellung bis 1848 bewahrte. Es ist nicht sicher, aber wahrscheinlich, dass die um 1477 bereits vollendete Erbauung der Mediascher evang. Pfarrkirche St. Margarethä die Eifersucht der auch auf anderen Gebieten rivalisirenden Nachbarn rege gemacht habe, deren Kirchenvermögen zu derselben Zeit durch die Theilung des Gebietes und Zehentes von Fukaschdorf zwischen Mediasch und Meschen einen ansehnlichen Zuwachs erhalten hatte [1]). Da nun die Kräfte der Ortsgemeinde nicht stark genug gewesen sein mochten, um ausser der Kiesenburg noch andere Vertheidigungswerke — wie Mediasch gleichzeitig seine Ringmauern — [2]) aufzuführen, so concentrirte sie alle Mittel, um jene und die darin neu zu erbauende Kirche selbst möglichst solid und nach beiden Gesichtspunkten, des Gottesdienstes und der Vertheidigungsfähigkeit, hin entsprechend darzustellen. Ohne daher die ältere, auch schon der Gothik angehörende Kirche (dreiseitiger Chorschluss, Strebepfeiler etc.) gänzlich abzutragen, die vielmehr als ein Theil der Ringmauer nördlich

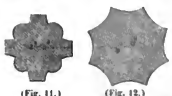
[1]) Fukeschdorf war durch die Türkeneinfälle so verwüstet worden, dass es von seinen Bewohnern aufgelassen und seine Feldmark durch die „zwei Stühle" 1475 zwischen Mediasch und Meschen getheilt wurde, wozu König Matthias 1477 seine Einwilligung gab (Mediascher Stadtarchiv Nr. 48, 49). Da nun der Pfarrer von Lukeschdorf Andreas zuletzt mit bischöflicher Einwilligung seine Kirche (St. Nikolaus) ebenfalls verliess und nach Meschen übersiedelte und die heiligen Geräthe von dort dem in der Meschener Pfarrkirche gestifteten St. Nikolaus-Altare einverleibte, so traf unter dem 17. Nov. 1481 der siebenbürgische Bischof Ladislaus Gerab die Verfügung, dass die gesammte Dotation der Fukeschdorfer Pfarre an liegenden Gründen so wie der Zehenten von den an Meschen gekommenen Gebietstheilen au den, an jenem Altare durch das Meschener Amt anzustellenden Geistlichen überzugehen habe, der dafür den halben, bisher vom Fukeschdorfer Pfarrer gezahlten Kathedralzins entrichten solle (Meschener Archiv Nr. 7). Jedoch mischte sich bald darauf auch der König in diese Angelegenheit und schenkte 1487 einen Theil des Fukeschdorfer Zehentes an das Hospital in Mediasch (Med. Arch. Nr. 53), einen anderen an die Pfarrkirche der heil. Jungfrau in Meschen (Mesch. Arch. Nr. 9, bestätigt durch König Wladislaus die domini Invoc. 1492). Der daraus zwischen den Pfarrern von Meschen und Mediasch entstandene Streit wurde am Feste Laurencij pontif. 1492 dahin geschlichtet, dass der Zehent von dem an Meschen gefallenen Gebiete sammt den darauf gelegenen Kirchengründen an dem Pfarrer dieses Ortes, der Zehent des an Mediasch gekommenen Gebietes an dem Pfarrer von Mediasch fallen, dass Letzterer für die Erhaltung der Fukeschdorfer Kirche sammt deren Befestigungswerken Sorge tragen und dafür den Ertrag der auf Mediascher Gebiete gelegenen Kirchengrundstücke beziehen solle. An Kathedralzins soll der Meschener Pfarrer 4, der Mediascher 3 fertones argenti zahlen, in die entfallenden Capitularbeiträge sollen sie sich gleichmässig theilen (Meschen. Arch. Nr. X).

[2]) A. Gräser im „Arch. des Vereines für siebenb. Landeskunde". Neue Folge I. 197.

von der jetzigen Kirche in ihren Umfassungsmauern stehen blieb, wurde der Plan des neuen Gotteshauses entworfen und ausgeführt. Das System der Vertheidigungskirchen, welches in anderen Gegenden des Landes bereits mannigfach versucht worden, erhielt in diesem Baue eine freiere Entwickelung und Ausbildung, wie aus der Beschreibung desselben hervorgehen wird.

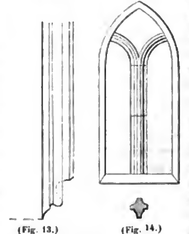
Die Meschener Kirche zeigt eine im Ganzen sehr regelmässige Anlage (Fig. 10); von der ganzen Länge (118') nimmt der 22' 6" breite, dreiseitig geschlossene, von sechs 5' tiefen, und 2' 6" breiten Strebepfeilern umgebene Chor (41') etwa den dritten Theil ein. An seine nördliche Seite fügt sich die 11' tiefe und 21' 6" weite Sacristei an. Unmittelbar an den Chor schliesst sich das dreischiffige Langhaus 77' lang, 40' 3" breit so an, dass die Breite des Mittelschiffes der vollen Chorbreite entspricht und der Rest sich auf die je 9' breiten Seitenschiffe vertheilt. Um eben so viel tritt demnach auch das ganze, durch Strebepfeiler gestützte Schiff über den Chor im Grundrisse zu beiden Seiten hinaus. Die Gliederung des Schiffes wird durch vier Pfeilerpaare vermittelt. Das erste, dem Chor am nächsten stehende Paar, von quadratischer Grundform, 2' 5" stark, und eigenthümlicher Profilirung (Fig. 11), sticht gegen die drei übrigen, von achtseitiger Grundform mit Cannellirung (Fig. 12), das dritte Paar mit einer halben Windung um die Axe — 3' stark — merklich ab. Die ganze Anlage derselben erscheint gekünstelt, und sonderbar nimmt


(Fig. 10.)

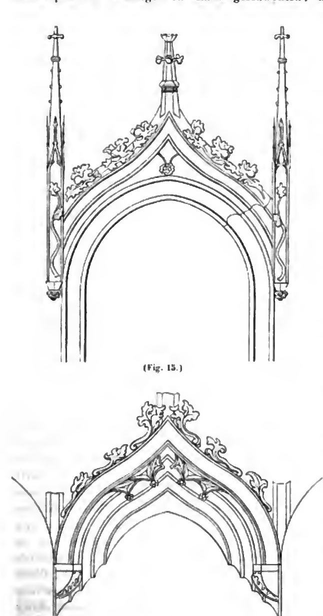

(Fig. 11.) (Fig. 12.)

sich auch die schiefe, gegen die Umfassungsmauer geneigte Stellung der Pfeiler aus, welche durch Widerlagen an die Hauptwand gestützt werden, was nicht etwa als Folge einer natürlichen Senkung sich darstellt. In der südwestlichen Ecke führt eine Wendeltreppe auf den Orgelchor. Schiff und Chor werden von einem ungleich entworfenen, hier recht hübschen Sterngewölbe überspannt, welches in seinen Schlusssteinen im Mittelschiff 40' 6" Höhe erreicht; eben so hoch sind die Seitenschiffe, wenig niedriger der Chor getrieben. Die Gurten setzen in letzteren auf Wandpfeilern an, welche 8' über dem Boden auf einem aus Rundstab, Hohlkehle und Schmiege combinirten Gesimse aufruhen. Eine eigenthümliche Erscheinung sind die starken viereckigen Thürme, welche über den vor dem Nord- und Südthore aufgeführten Hallen sich zu einer, dem Kirchendache ungefähr gleichen Höhe erheben, auf drei Seiten des Umlaufes Schiessscharten und darunter Pechscharten tragen, sich also recht eigentlich als Bollwerke für das sonst zur Vertheidigung nicht eingerichtete Schiff darstellen. Denn der Chor zeigt in den die Strebepfeiler verbindenden Bogen vollständig das charakteristische Merkmal dieses Styles. Der im Westen der Kirche sich erhebende hohe Glockenthurm steht in keiner unmittelbaren Verbindung mit der Kirche und besitzt einen eigenen Aufgang vom Kirchhofe her. Das Kirchendach selbst trägt dagegen einen kleinen Dachreiter.

Dieselbe bunte Anwendung verschiedenartiger Motive finden wir auch bei den Details: eilf hohe dreilichtige Fenster — fünf im Chor, sechs im Schiffe — im gewöhnlichen Spitzbogen überwölbt, mit nicht ungefällig profilirten Schmiegen (Fig. 13) enthalten in der Krönung in reichster Abwechslung gothisches Masswerk von verschiedener Construction, worin die Fischblase eine vorwiegende Rolle spielt, ein Sacristeifenster ist mit Astwerk geschmückt, anderes hat Reste eines älteren, zweilichtigen Rundbogenfensters aufbewahrt (Fig. 15), eine dreisitzige, leider nicht unbeschädigt gebliebene Nische im Chor zeigt in ihrer Überwölbung den Eselsrücken mit Nasen und Blattornamenten (Fig. 16), die kunstreich aus gelbem Sandstein gearbeitete Sacristeithüre — platter Kleeblattbogen — über deren ähnlicher Wölbung eine baldachingekrönte Nische sich befindet, vorwiegend Stabwerk als Einfassungsornament. Zu den am schönsten ausgeführten Details der Kirche gehört endlich das südliche Portal, im gedrückten Spitzbogen

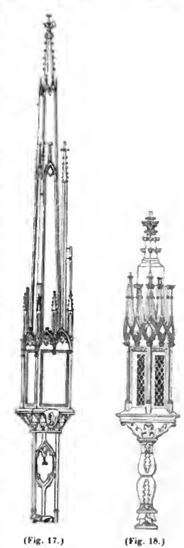

(Fig. 13.) (Fig. 14.)

überwölbt, dessen gefällig durch Rundstäbe und Hohlkehlen profilirte Schmiege von einem geschweiften, in


(Fig. 15.)

(Fig. 16.)

eine nach gutem Muster gearbeitete Kreuzblume ausgehenden Spitzbogen übersetzt wird, zu dessen beiden Seiten auf Tragsteinen ansetzende Spitzsäulen angebracht sind. Auch das aus demselben Sandsteine wie die Sacristeithüre gehauene 32′ hohe, in drei Stockwerken emporsteigende Sacramentshäuschen, dessen dreiseitig aus der Wand vorspringender Untersatz auf einer Thiergestalt (Löwe oder Hund?) ruht, verdient noch besonderer Erwähnung, obwohl der Verlust seiner meisten Fialen dasselbe gegenwärtig übermässig schlank erscheinen lässt und auch die Details zum Theile wie die Kreuzblume, in ihrer Überkünstelung bereits den Verfall der Gothik (Fig. 17) beweisen. (Erwähnenswerth ist übrigens auch das Sacramentshäuschen in der Kirche von Grossprobstdorf, dessen unterer Theil allerdings erneuert wurde, dessen obere Hälfte aber ziemlich reine Formen der Gothik aufweist.) (Fig. 18.)


(Fig. 17.) (Fig. 18.)

So verschiedenartig aber auch alle diese Detailbildungen erscheinen, so beweisen sie doch zweierlei unwidersprechlich: einmal die nicht gewöhnliche technische Fertigkeit für den Baumeister, dann den Sinn der Beharrlichkeit für die Kirchengemeinde, welche nach der raschen Aufführung der Umfassungsmauern mit solcher Liebe an die würdige Ausschmückung des Innern ging. In dieser Beziehung übertrifft die Kirche von Meschen manche Stadtkirche. Ja es ist hier gerade dieser Schmuck zu gehäuft, nach zu verschiedenen Systemen gehalten, zu gesucht und theilweise — die Pfeiler — durch Künstelei verschroben, um den Totaleindruck des Innern für ein feineres Auge befriedigend ausfallen zu lassen. Jede Forderung wird befriedigt, nur die der ruhigen Schönheit nicht, welche den Eindruck des Erhabenen hervorbringt. Der plebanus Johannes, unter welchem die Kirche erbaut wurde, mochte sich trotz seiner mehrfachen Betheiligung an Kirchenbauten den Sinn für diese Forderung nicht angebildet und Meister Andreas, der Steinmetz von Hermannstadt, den Plan nicht selbst erfunden haben. Wenigstens enthält die darauf bezügliche äusserst interessante Urkunde von 1498 nichts, was darauf deuten könnte. Jener Pfarrer Johannes, damals zugleich Domherr, stellt darin ein Zeugniss aus, dass bei dem Vertrage mit Meister Andreas bezüglich der Erhöhung, Wölbung und Verkleidung der Grossauer S. Servatiuskirche, wofür demselben 400 Gulden versprochen worden, von der Wölbung und Ausschmückung der Fenster mit

[1]) Er erscheint als Mitcontrahent in einem die Grossauer St. Servatiuskirche betreffenden Bauvertrage (Stät. Arch. Nr. 627).

Steinarbeit keine Rede gewesen sei und sie es auch bei Erhebung der Kirche in Meschen so gehalten hätten, wo demselben Meister für die Arbeit an den Fenstern ebenfalls 100 Gulden abgesondert gegeben worden [1]). Die Erbauung der letzteren fällt demnach nicht lange vor 1489: Sacramentshäuschen und Sacristeithüre mögen erst nachträglich im XVI. Jahrhunderte hinzugekommen sein, da das Gesimse zu diesem Zwecke gewaltsam abgeschlagen worden ist. 1561 wurde in den Rand des ersten eingemeisselt und gleichzeitig auch das daran befindliche Wappen — wahrscheinlich der Zapolyä'sche Wolf — hinzugefügt. 1525 wurde der Chor als Begräbnissstätte für verstorbene Pfarrer benützt, ein Grabstein mit MDXXV befindet sich noch jetzt hinter dem Altare, ein zweiter trägt die verstümmelte Inschrift: „Conditus hoc tamve — — plebanus olim ac decanus. Suscipe nil tvvm corpvs de corpore svmptvm Sps (spiritus) astra petat fac Christe pie redemptor A. D. MCCCCC." — Die erste Renovation ist 1658, die zweite 1824 bezeugt [2]); beide änderten nichts an dem früheren Charakter des Gebäudes. Sogar von den heiligen Geräthen der vor-reformatorischen Zeit hat sich noch Manches erhalten, so zwei Glocken, von denen die Umschrift der älteren (Mönchsminuskel): „O rex glorie veni cum pace", die der jüngern (Capitalmajuskel): „da pacem dominvs in diebvs nostris 1548" lautet. Auf die zweite Glocke (der Grösse nach) hat der Meister Johann Baumgartner bei dem Umgusse von 1789 die Inschrift der früheren: „O rex glorie Jesu Christe veni cum pace" herübergenommen; die grösste ist 1852 gegossen worden. Besondere Aufmerksamkeit verdient endlich auch ein alter Kelch, nicht wegen seiner Form, welche die gewöhnliche des XV. Jahrhunderts ist, sondern wegen der Umschrift (schöne Mönchsminuskel): „hoc opvs fecit fieri Fr. Hermans de erfordia ord p.". Wie dieser Kelch des Dominicanerbruders Hermann von Erfurt an die Kirche von Meschen gekommen, wird kaum zu entscheiden sein; doch deutet derselbe, wie manches Andere, auf die besonders durch den Besuch der Universitäten vielfach vermittelte Verbindung der sächsischen Kirchen jener Zeit mit Deutschland.

Erscheint die Meschener Kirche schon an sich mit ihren Thürmen und Schiessscharten burgartig genug, so steigert sich dieser Charakter noch durch die Umgebung derselben mit einer doppelten, von vier Thürmen und zwei kühn aus der Mauer herausgebauten Flankirungsthürmchen besetzten Ringmauer, die bis auf einen Theil der nördlichen Aussenwerke noch steht. Die Thürme sind viereckig und mit Umläufen versehen, der eine durch die Jahrzahl 1580 markirt. An den Mauern deutet die Jahrzahl 1641 auf eine Renovation.

Am spätesten begegnen wir der Anwendung der hier charakteristischen Bögen — nach meinen bisherigen Erfahrungen — bei der evang. Kirche von Marktschelken (Bez. Marktschelken), deren zierliche Choranlage mit Spitzbogenwölbung an Thüren und Fenster dieselbe zeigt. Ihre Entstehung wird durch eine Inschrift in das Jahr 1562 gesetzt [1]), die Anlage selbst geht sicher in ältere Zeiten hinauf.

Als eine früher schon auftretende Ausartung desselben Styles bezeichnen wir die Anordnung jener Bögen am Schiffe statt am Chor, und führen als Beispiel davon die evang. Kirche von Radeln (Bez. Schässburg) hier an. Sie erhebt sich auf einem ziemlich steilen Hügel von einer doppelten Ringmauer mit fünf viereckigen Thürmen und vollständig erhaltenem gedecktem Umlaufe von den Schiessscharten umgeben. Die Länge des dreiseitig geschlossenen Chors verhält sich zu der des ziemlich stark vortretenden Schiffes wie 3 zu 4; die Strebepfeiler des letzteren werden von vier Bögen übersetzt, über denen die Umfassungsmauer von Schiessscharten durchbrochen wird. Von den theils spitz, theils (später) rund überwölbten Fenstern des Schiffes öffnen drei sich nach Süden, eines nach Norden, zwei viereckige finden sich am Chor. Letzterer wird von einem sehr einfachen Gurtgewölbe, das davon durch einen Triumphbogen von flacher Profilirung getrennte Schiff von einem Tonnengewölbe überdeckt. An dem Westende erhebt sich ein Thurm von eigenthümlicher Construction; um einen inneren älteren Kern ist nämlich später mit Belassung der älteren Mauer ein neuer mantelgleich emporgeführt worden, so dass die Stärke der verbundenen Mauern gegenwärtig unten 10' beträgt. Der ältere Thurm bildete früher unten eine von vier Spitzbogenöffnungen durchbrochene Halle vor dem westlichen jetzt vermauerten Portale. Dieses zeigt selbst in seiner Zerstörung eine reiche Profilirung, den sechsmal wiederholten spitzbogig sich abschliessenden bienenförmigen Rundstab in der Wandung und im Giebelfelde von reiner technischer Ausführung. Die nach einer Inschrift an der Sacristeithüre 1526 vollendete Kirche wurde um 1729 und 1819, der Thurm 1853 ausgebessert [2]). Aus ihrem Innern bemerken wir den noch der Gothik angehörigen Taufstein, einen Kelch von gewöhnlicher Form

[1]) „In Muschna similiter eodem modo Ecclesiam edificandam conduximus Sed parata et perfecta Ecclesia: tunc pro ornandis fenestris dedimus florenos Centum prefato magistro Andree" ebend.

[2]) Inschrift am äusseren Chor: „Antiquior renovationis aera 1658, circumactis ita jam multis annorum curriculis ex integro una cum aedibus curialibus renovatur A. R. S. H. 1824".

[1]) Die grösste dazu gehörige Glocke trägt zwischen Schildern mit Rittern, welche Falken auf der Faust tragen, und symbolischen Drachengestalten die Buchstaben M. a÷a in Mönchsminuskel, deren Sinn ich nicht zu enträthseln weiss, die kleinste oben nahe dem Helme die Inschrift: „dei gloria", unten: „mit gottes hilf mich gegossen hat Johannes Moltko in Hermanstadt fecit anno domini 1647". Dieselbe Kirche besitzt auch ein sehr altes Ciborium, dessen sechs Seiten in schöner neugothischer Majuskelschrift die Bezeichnung enthalten: „domvm domini nostri ie" (in), wohl noch aus dem XIV. Jahrhunderte.

[2]) Dahin ist die Inschrift an der äusseren Sacristeithüre „Benedict Melas MDCXXIX" zu verbessern, da 1729 nicht 1629 ein Pfarrer dieses Namens in Radeln war. 1819 ist an der Nordseite des Schiffes, 1853 am Thurme zu lesen

mit der Umschrift: „Ave maria gracia plena dominos (!) te vm (!)“ (Mönchminuskel), die in einem Kirchengrabe gefundene, jetzt in eine Nische rechts vom Altar eingeschlossene Streitaxt und schliesslich den Flügelaltar. Als Mittelbild erscheint darauf eine Holzschnittarbeit: der bärtige Heiland mit einem Schaf zu seinen Füssen und einem Buch in der Linken, zu seiner Rechten Johannes mit dem Kelche. Um dasselbe gruppiren sich rechts zwei auf Johannes den Täufer, links eben so viele auf Johannes den Evangelisten bezügliche Gemälde, nämlich die Taufe Jesu und die Enthauptung des Täufers (Herodes mit einem Haarnetz und Bauschenärmeln in der deutschen Tracht des XVI. Jahrhunderts), dann die Abfassung des Evangeliums während einer Erscheinung Mariä mit dem Kinde und das Martyrthum Johannis im siedenden Öle. Die äusseren Seiten der Flügel enthalten acht Darstellungen aus der Leidensgeschichte, den Ölberg, die Gefangennehmung, das Verhör vor Pilatus, die Geisselung, die Dornenkrönung, das „Kreuzige ihn“, die Veronica und die Kreuzigung in Gegenwart Mariä und Johannis, darunter die Grablegung. Das Schnitzwerk zeigt, wie gewöhnlich in Siebenbürgen, wo die bildende Kunst besonders in der Holzsculptur die von den deutschen Ansiedlern aus der Stammheimath mitgebrachten Traditionen des XI. und XII. Jahrhundertes übermässig lange festgehalten hat, zu kurze Proportionen, während die Figuren in den Gemälden natürlichere Verhältnisse beobachten und trotz der hier etwas grellen Färbung nicht ohne Ausdruck sind. Alle Bilder haben die gewöhnliche Goldkrönung. Aus der vielfachen Beziehung dieser Bilder auf Johannes könnte auf das Patronat dieses Apostels über die Kirche geschlossen werden. Die Glocken sind von 1817, 1550, 1780 und 1790; die älteste trägt die Umschrift: O . REX . GLORIE . VENI . CVM . PACE 1 . 5 . 50.

IV.

Nicht jeder Ort besass die materiellen Mittel oder war überhaupt in der Lage, um in jener Periode, welcher die meisten im Vorhergehenden behandelten Kirchen angehören, nach dem damals mit solcher Entschiedenheit geltend gemachten Principe rein und hingebend zu bauen. Zwar die Nothwendigkeit der Rücksichtnahme auf die Vertheidigungsfähigkeit der Kirche leuchtete fast allgemein ein, aber während einige durch Thürme und Ringmauern genug gethan zu haben meinten, versuchten andere, ohne die mit der Aufführung jener Bögen über den Strebepfeilern verbundene Mühe auf sich zu nehmen, auch die einfache Erhöhung des Chores oder die Durchbrechung seiner Mauern mit Schiessscharten denselben Zweck zu erreichen. Es ist kein Zweifel, dass dieses auf dem letzten Wege weit unvollkommener möglich war, als wenn man an dem systematisch ausgebildeten Vertheidigungsstyle festhielt. Aber thatsächlich hat eine nicht geringe Anzahl sächsischer Kirchen sich jener Richtung zugewandt, und weil dieselbe noch immer eine Ausstrahlung desselben Principes ist, welches den Vertheidigungsstyl erzeugt hat, so dürfte schon der Vollständigkeit wegen auch darauf hier ein Blick geworfen werden müssen.

Hieher gehören die indessen genauer noch nicht untersuchten evang. Kirchen von Jakobsdorf (Bez. Agnathale) mit zwei Thürmen und Pretai (Bez. Mediasch). In der letztgenannten ist der erhöhte, dreiseitig geschlossene Chor erst bei einer späteren Renovirung zum Theil unter Beibehaltung romanischer Motive entstanden. Darauf deutet das niedrige Seitenschiff auf der Nordseite mit Spuren alter Pfeiler (mit Halbsäulen), während das im Spitzbogen überwölbte Portal (Weinberg), der Flügelaltar mit den vier Evangelisten auf Goldgrund, die grösste Glocke mit ihrer Inschrift in Mönchminuskel (o rex etc.) [1]) u. a. m. auf das Ende des XV. Jahrhunderts als Mutationszeit deuten.

Einer ähnlichen Verbindung früherer und späterer gothischer Elemente begegnen wir in der Kirche von Gross-Kopisch (Bez. Mediasch). Die niedrigen von dem Mittelschiffe durch Spitzbogenarcaden getrennten Seitenschiffe deuten auch hier auf frühe Zeiten hinauf, während der höher als das Mittelschiff getriebene, dreiseitig geschlossene, mit Masswerkfenstern versehene Chor mit seinem Steingewölbe, dessen Gurten auf Tragsteinen angesetzen, die Anwendung des Eselsrückens an der Überhöhung der Nische im Chor und der Flügelaltar der späteren Gothik angehören. Der letztere zeigt den Heiland und die Marien als Mittelbild, unten den Leidensgang und rings zwölf der h. Geschichte entnommene bildliche Darstellungen, nicht schlecht gemalt, und könnte nach einer an seiner Rückenwand angebrachten Inschrift zu den jüngsten diessartigen Arbeiten in Siebenbürgen gehören. Diese Inschrift lautet: „p. C. h. f. 1558“ (post Christum hoc factum 1558). Eine andere an der Sacristeithüre: „A A Lazarus D. D. 1519 precrat“ bezeichnet die Zeit der Vollendung der Restauration, das Lamm mit der Fahne darüber deutet bereits auf die Zeiten nach Einführung der Reformation, ebenso die Umschrift der mittleren Glocke: „Werbum . Domini . manet . in . eternum . inviolatum . hoc opvs . factum . est . per . M . Sigis . tempore v . ihero . pie . 1550“. Die längliche Form der beiden anderen, welche keine Schrift oder bildliche Darstellung enthalten, lässt dieselben als noch älter erkennen.

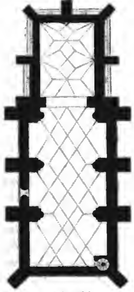
Durch die blosse Erhöhung des Chores suchten die drei letzterwähnten Kirchen ihre Vertheidigungsfähigkeit wenigstens nach einer Seite hin zu bewerkstelligen; entschiedener verfuhren dabei die Baumeister von drei anderen, welche den Chor geradezu als massenhaften Thurm ausbauten (?) und dadurch die Bedeutsamkeit der ganzen Anlage in diesem Punkte auch äusserlich concentrirten. Diese fast abenteuerlich aussehenden Kirchen haben sich meines

[1]) Die kleinere Glocke ohne Inschrift mit 4 Drachen wird auch durch ihre längliche Form als älter bezeichnet.

Wissens nur in einer einzigen Gruppe in Bulkesch, Bonesdorf und Baassen erhalten und bezeichnen die äusserste Consequenz des sie belebenden Principes. Statt der ebenmässigen Vertheilung der Massen und der Belebung derselben durch eine reiche Gliederung wie die Gothik sie fordert, findet sich hier der gesammte Eindruck auf ein einziges, meist unbelebtes starres Glied berechnet, in dessen Schiessscharten die letzten Reste der weit geöffneten gothischen Fenster zusammenschrumpfen.

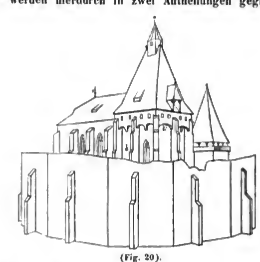
Die Kirche von Bulkesch [1]) (Bez. Blasendorf) ist vielfach modernisirt und wir knüpfen demnach die Charakterisirung dieser Richtung an die Beschreibung der beiden letztgenannten Baudenkmale.

Die evang. Kirche von Bonesdorf (Bez. Mediasch) stellt sich im Grundriss als eine im höchsten Grade einfache und regelmässige Anlage dar (Fig. 19); der geradlinig geschlossene Chor (30′ 6″ lang, 19′ 6″ breit) wird von sieben Strebepfeilern (5′ tief, 3″ breit) gestützt und durch ein sehr gefällig angeordnetes Gurtgewölbe (etwa 33′ hoch) überdeckt, dessen halbrunde Träger an den Wänden bis zum Boden herunterlaufen. Durch einen abgekanteten Triumphbogen davon geschieden, springt das Schiff beiderseits um 4′ 9″ vor, so dass dessen Gesammtbreite 28′ beträgt und dehnt sich in die Länge 57′ aus. Die 4′ 6″ starken und 5′ tiefen Strebepfeiler finden nach innen correspondirende Glieder in eben so massenhaften Wandpfeilern (ob ursprünglich?), auf deren Halbsäulen die Gurten des Gewölbes ansetzen, welche 42′ hoch in starken Schlusssteinen zusammenlaufen.



(Fig. 19.)

In der südwestlichen Ecke führt eine hölzerne Wendeltreppe unter das Dach. Ungleich reicher erscheint das Äussere der Kirche besonders von der Südseite aus (Fig. 20); schon die verhältnissmässig grosse Anzahl von Strebepfeilern, die in drei Absätzen ansteigen und die breiten und hohen spitzbogig geschlossenen Fenster mit dem gothischen Masswerke würden hier angenehm auffallen, wenn auch nicht am Chore die eigenthümlich gehaltenen Bögen hinzukämen. Der Chor ist nämlich in seinen Umfassungsmauern 4′ höher als das Schiff getrieben, doch hören die Strebepfeiler am Ansatzpunkte jener Bögen nicht auf, sondern setzen sich bis zur Gesimshöhe des Schiffes fort. Die Bögen selbst ruhen in der Mitte auf Tragsteinen und werden hierdurch in zwei Abtheilungen gegliedert,



(Fig. 20).

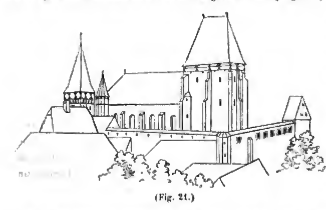
deren jede durch einen kleinen Tragstein wieder zwei Pechsteine bildet. Die darauf ruhende Mauer wird dann wie gewöhnlich von Schiessscharten durchbrochen. Schiff und Chor sind selbständig mit Hohlziegeln gedeckt und auf der Spitze des thurmartig ansteigenden Chordaches noch ein Dachreiter mit achtseitigem Dächlein angebracht. Kahl erscheint dagegen die nördliche Seite der Kirche, in welcher, wie im Osten, kein Fenster sich öffnet (ob ursprünglich?). Auch sonst finden sie sich nur spärlich, eines am Chor, zwei an der Südseite und eines an der Westseite des Schiffes. Das westliche und südliche Portal ist gegenwärtig vermauert, über dem schön profilirten (vier Hohlkehlen mit Halbsäulen und Pfeilerecken), im geschweiften Spitzbogen überwölbten nördlichen das Ortswappen — der Ochsenkopf mit Stern und Viertelmond — eingemeisselt. Diese Kirche kann nicht auf einmal entstanden gedacht werden. Schiessscharten und eine Thüre in der westlichen unter dem jetzigen Schiffsdache befindlichen Wand des Chors, die grosse Senkung des Chorgewölbes im Verhältniss zum Schiff, die selbständigen westlichen Strebepfeiler desselben und noch manches Andere deuten darauf hin, dass der Thurm und der jetzige Chor schon früher vorhanden gewesen und das Schiff später daran angebaut worden sei. Es hat sich am Triumphbogen die Collectivinschrift: „1402 gebaut, 1506 renovirt, 1766 renovirt, 1825 renovirt“ erhalten. Wir glauben nicht zu irren, wenn wir die erste Jahrzahl auf die Erbauung des Thurmes, die zweite auf die Einrichtung desselben als Chor, die Anlage der Bögen so wie die Zuthat des Schiffes beziehen und die letzteren als weniger bedeutende Ausbesserungen betreffend bezeichnen.

Der Zustand der Kirche, namentlich des Daches und der Fenster ist gegenwärtig sehr baufällig. Im Innern derselben hat sich der zierlich ausgeführte untere Theil des Sacramentshäuschens erhalten, welcher jetzt durch eine

[1]) Wir bemerken hier bloss die alten dortigen Glocken, die erste mit der Umschrift: „O rex glorie veni cum pace“, der ersten Hälfte des XVI. Jahrhunderts angehörig; die zweite ohne Schrift mit Sphinxen, Simson als Löwentödter, einem Reiter, gehl nach der Verwandtschaft der darauf angebrachten rosenförmigen Punkte mit denen auf der Bonesdorfer Glocke ins dritte Viertel des XV. Jahrhunderts hinauf.

rohe Pyramide mit der Kreuzblume verbunden ist und einen plumpen Eindruck macht (13′ 7″ hoch). Die halb erhaben geschnitzten Bilder von einem älteren Altare werden hinter dem jetzigen aufbewahrt. Über dem Chore hängt ein unzugängliches Sturmglöckchen, in einem Thurme der Ringmauer sind die Glocken untergebracht, die grösste mit der Inschrift: „O . rex . glorie . veni . cum . pace . anno . domini . MCCCCLXXVIIo“ (Mönchsminuskel), die zweite mit der sonst nur bei unitarischen Kirchen vorkommenden: „Soli deo gloria cibinii fudit Lorenz Schmidt anno 1744“ und ein kleines Glöckchen mit: „verbum domini manet in eternum 1644“.

Fast gleichzeitig mit der umgestaltenden Renovation der Bonesdorfer Kirche fand die vielfach verwandte von Baassen (Bez. Mediasch) ihre Entstehung. Doch bezeichnet sie bereits die vollständige Ablenkung vom kirchlichen Vertheidigungsstyle, indem sie die charakteristischen Bögen am Chore gänzlich aufgibt und diesen nach aussen rein als Thurm mit Schiessscharten und hölzernem Umlaufe behandelt, in welchem dem Kirchenchor nur ein niedriger und bescheidener Raum vergönnt wird (Fig. 21).



(Fig. 21.)

In den Dimensionen stimmt diese Kirche beinahe ganz mit der Bonesdorfer überein (Länge des Chores 30′ 6″, des Schiffes 60′, Breite des Chores 19′, des Schiffes 28′; auch das Gurtennetz im Schiffe ist sehr ähnlich, während der Chor hier bloss von zwei Kreuzgewölben einfachster Form und ohne Gürtung überdeckt ist. Die Abweichung liegt auch weniger in den modernisirten weiten, rund überwölbten Fenstern des Schiffes, als vielmehr darin, dass der Chor hier seine ältere Thurmgestalt noch reiner erhalten hat als dort und sogar des Schmuckes der Fenster entbehrt. Da diese Kirche, wie aus einer Inschrift an der wimbergartig geschlossenen, durch eine rohe Mannsgestalt im Giebelfelde ausgezeichneten Sacramentsnische im Chore hervorgeht, 1504 bereits auch ihre gegenwärtige Gestalt erhalten hatte [1]), so ist damit zugleich der Zeitpunct angedeutet, wo in den siebenbürgisch-sächsischen Dorfkirchen der bis dahin fast ein halbes Jahrhundert lang vorwiegende Vertheidigungsstyl, der nicht ohne künstlerische, in der Bonesdorfer am weitesten ausgebildete Motive war, obwohl das Nützlichkeitsprincip entschieden überwog, zu verschwinden und dahin zurückzukehren begann, woher derselbe seine Entstehung genommen, in die roh äusserliche Verbindung der Thürme mit dem dazwischen oder dazu gebauten Schiffe (vergl. oben über die Kirche von Homorod, Zied, Neithausen und Schweischer). Die Ausartung beginnt demnach in dem Augenblicke der weitesten Entfaltung und fällt das Ende principiell, wenn auch nicht formell, mit dem Anfange zusammen.

So haben wir in diesen Zeilen einen Kirchenbaustyl kennen gelernt, der wenigstens, was die Behandlung des Äussern anbelangt, Original genannt werden kann, ein organisches Product der speciellen Zeitverhältnisse und der Natur des Volkes, in dessen Mitte seine Repräsentanten noch so zahlreich sich finden. Es wäre nicht uninteressant zu erfahren, ob in irgend einem anderen Grenzlande mit deutscher Bevölkerung dieselbe Erscheinung sich finde und aus welcher Zeit. Die in Siebenbürgen jenem Style angehörigen Kirchen sind zwar insgesammt — wie bereits bemerkt worden — von keinem architektonischen Kunstwerthe, weder was die Anordnung der Massen, noch was die Auffassung der Details anbelangt, obwohl die bewundenrungswürdige Hingebung und Ausdauer anerkannt werden muss, womit durch die Ausstattung des Innern mit vielerlei heiligen Geräthen für die oft kahle Armuth des Äussern entschädigt werden sollte; aber die Geschichte der siebenbürgischen Baukunst wird nicht theilnahmlos an einer Thätigkeit vorüber gehen dürfen, welche, wenn von nichts sonst, doch davon Zeugniss ablegt, dass die bürgerlich freien Bewohner selbst kleinerer sächsischer Orte den sittlichen Muth besassen, die Erbauung eines, in der Regel verhältnissmässig grossen Gotteshauses ohne fremde Unterstützung in Angriff zu nehmen und dass unsere Baumeister ein selbstständig erfasstes Ziel mit klarem Bewusstsein verfolgten und — möchten wir hinzusetzen — in der Technik der Detailbehandlung den Mustern der Gothik wenigstens nicht ohne Erfolg nacheiferten. Die deutsche Culturgeschichte aber mag den auch durch die vorliegende Untersuchung von einer neuen Seite her geführten Beweis aufzeichnen, dass die Sachsen in Siebenbürgen, auch wo sie unter der zwingenden Gewalt der Umstände dem Äussern eine abweichende Erscheinung geben mussten, im Innern dem schönen Style des deutschen Mutterlandes treu geblieben sind. Der Thurm von St. Stephan in Wien und unsere Sacramentshäuschen sind Ausströmungen desselben innerlichst verwandten nationalen Bewusstseins.

[1]) Auch diese Kirche war höchst wahrscheinlich dem heil. Nikolaus gewidmet gewesen, darauf deutet die Umschrift der grössten Glocke: „honori sancti Nicolai Benedictus sit etc.“, die der kleineren: „O rex glorie veni“ in Mönchsmajuskel deutet noch an die Scheide des XIV. u. XV. Jahrhunderts. Als Kelch wird benützt ein nach Art der venetianischen des XVI. Jahrhunderts (vergl. „Kunst und Leben der Vorzeit“ von Dr. Eye und J. Falke, Hft. 3, Taf. 5) geformtes Spitzglas mit der Inschrift: „C. H. R. v. R. F. 1668.

Die Kroninsignien Böhmens.

Von Franz Bock, Conservator des erzbischöflichen Museums in Cöln.

(Schluss.)

III.

Das Scepter und der Reichsapfel.

Den älteren Matrikeln zu Folge, wie sie uns bei böhmischen Schriftstellern des XVI. Jahrhunderts angegeben werden (vgl. thesaurus ecclesiae pragensis descriptae anno domini MCCCLXVIII, siehe phosphorus septicornis von Johann Pešina, 1673, Seite 476), ist bei detaillirter Beschreibung der Krone Karl's IV. auch angeführt „item pomum aureum cum cruce, orbis terarum". Aus dieser Angabe eines Zeitgenossen Karl's IV. lässt sich mit Sicherheit der Schluss ziehen, dass Karl zu der Krone Böhmens auch das Reichsscepter und den Reichsapfel habe anfertigen lassen. Vielleicht mochte darauf bei den hussitischen Streitigkeiten Scepter und Reichsapfel in einer Weise Schaden genommen haben, dass Rudolph II. in seiner bekannten Vorliebe für derlei Pretiosen es für gut befand im Geschmacke der damaligen Zeit diese beiden Pieçen neu anfertigen zu lassen. Man erwarte von uns nicht, dass wir hierorts eine ausführliche detaillirte Beschreibung beider Stücke geben, zumal diese Blätter vorzugsweise der Beschreibung und Würdigung jener Kunstwerke gewidmet sind, die der bessern Periode der mittelalterlichen Kunst ihr Entstehen zu verdanken haben. Hinsichtlich der artistischen Conception und der technischen Ausführung bemerken wir noch, dass sich in dem Schatze der kaiserlichen Burg zu Wien, dessgleichen im grünen Gewölbe zu Dresden eine grosse Menge ähnlicher Kostbarkeiten befindet, deren Kunstwerth mehr in der netten, zierlichen, hin und wieder auch spielenden technischen Ausführung als in einer hohen künstlerischen Auffassung des Gegenstandes besteht.

Das im böhmischen Kronschatze befindliche rudolphinische Scepter misst in seiner grössten Längenausdehnung 67 Centimetres, ist vom feinsten Golde angefertigt und hat inclusive seines reichen Stein- und Perlschmuckes ein bedeutendes Gewicht. Das Scepter besteht aus zwei Hauptcompartimenten, der Röhre (fistula, stylus) und einem decorativen Aufsatze, der als Schluss dem Ganzen zur Zierde und Bekrönung gereicht. An dem Stabe selbst entwickeln sich eine Menge von zierlichen Ornamenten im Geschmacke der florentinischen Schule, theilweise im vielfarbigen Email (opera smalti), theilweise in getriebenen Laubornamentationen, die auf einem fein charirten Tiefgrunde künstlich aufgelöthet und eiselirt worden sind. Ein reicher Blätterschmuck von frei getriebenen ciselirten Laubornamenten entfaltet sich an dem oberen Kopftheile des Scepters, die in stylistischer Beziehung dem griechischen Akanthusblatt ähnlich sind. Das Scepter wird auf seiner höchsten Spitze überragt durch einen rechteckigen Rubis balais von regelmässiger Bildung und sehr klarem Wasser. Es will den Anschein gewinnen, dass sämmtliche, Edelsteine und orientalische Perlen, wie sie sich in ziemlicher Anzahl an dem Scepter vorfinden, von der älteren karolinischen „virga" herübergenommen worden sind. Namentlich kann dies mit Entschiedenheit behauptet werden von den vier blassen Rubinen und den vier Smaragden, die sich im rohen und ungeschliffenen Zustande auf der obern Bekrönung des Scepters heute noch vorfinden. Was nun das alte Scepter Karl's IV. betrifft, so scheint dasselbe analog mit der Krone höchst einfach gewesen zu sein, und dürfte nach Massstab jener „ferula", die man auf den grösseren Wachssiegeln Karl's IV. erblickt, wo er noch nicht römischer König war, bestanden haben aus einer einfachen Ruthe als Rundstab, abgetheilt durch einige ringförmige Knäufe, auf deren Spitze sich die gewöhnliche „francica", die sogenannte „fleur de lis" befand, wie sie in analoger Form an den vier Seiten der böhmischen Krone sich erhebt.

Was wir eben vom Scepter angeführt haben, kann mit demselben Rechte auch von dem Reichsapfel behauptet werden; auch dieser beansprucht mit dem böhmischen Scepter dieselbe Zeit der Entstehung und ist ebenfalls zur Zeit Rudolf's II. durch einen, wenn wir nicht irren, italienischen Künstler im Style der bereits ausgearteten Renaissance mit einem Aufwande von einer grossen Zahl von Perlen und Steinen höchst kunstgerecht und zierlich angefertigt worden. Derselbe ist ebenfalls aus gediegenem Golde und misst in seinem grössten Durchmesser 16½ Centimetres, bei einer grössten Höhe von 23 Centimeters. Der Apfel (pomellum) selbst wird durch einen glatten Metallstreifen, der durch ungeschliffene Edelsteine ornamentirt ist, in zwei Hälften getheilt. Auf der unteren Hälfte sind in äusserst künstlich getriebenen Basreliefs zur Darstellung gebracht verschiedene Scenen aus dem Paradies; auf der oberen Hälfte sind mit derselben manuellen Fertigkeit mehrere Darstellungen aus dem alten und neuen Testamente in derselben Technik bildlich gegeben. Um den Polarpunkt des pomellums herum ist ein kleinerer Ring herumgeführt im Durchmesser von 6 Centimetres, der in seiner Umrandung im schwarzen Emaille als Legendarium folgenden Spruch des Psalmes enthält in lateinischen Majuskelschriften: „Domine in virtute tua laetabitur rex et super salutare tuum exultavit".

Von diesem Spruchbande umgeben erhebt sich ein kleines Piedestal im Sechseck angelegt, dessen Basis auf 6 kleinciselirten Sphinxen ruht, welche einem lateinischen Kreuze als Sockel dient. Dieses Kreuz, das in seinen Detailformen schon

die Ornamentationsweise der ausgearteten Renaissance erkennen lässt, ist auf seiner vorderen Seite, latus frontalis, mit künstlich façettirten Edelsteinen geschmückt, dessgleichen in den vier Winkeln des Kreuzes, so wie auf den drei Kreuzbalken mit grossen, ziemlich regelmässig geformten orientalischen Perlen. Die hintere flache Seite des Kreuzes ist mit erhaben aufliegenden, sculptirten Laubornamenten verziert, die mit Emaille stellenweise in Farbe belebt sind. Im Medaillon des Durchkreuzungspunktes der Balken liest man den sinnigen Spruch: „Deus coelum regnat et reges terrae".

Auch der ältere Reichsapfel, der noch aus den Zeiten Karl's IV. herrühren mochte, ist wahrscheinlich analog mit der Krone sehr einfach und glatt gehalten gewesen und mündete zweifelsohne auf der Spitze der drei Querbalken in kleinern Lilien aus, gleichförmig mit den Lilien der Krone und den Ausmündungen kleinerer Reliquien und Pectoralkreuze, wie man sie noch heute in den Schatzkammern der Kathedralen des XIV. Jahrhunderts häufig antrifft. Die Fassung (lectulum) an sämmtlichen Saphiren und Rubine in mittelalterlicher Form gehalten, sind deutliche Belege dafür, das der Steinschmuck des älteren pomum cruciferum zur Decoration des gegenwärtigen, modernen Reichsapfels eine Übertragung und Verwendung gefunden habe, dessgleichen auch die vollständig mittelalterlich gefassten ungeschliffenen Steine auf dem glatten Reifen, womit die Peripherie des pomum umzogen ist.

IV.

Krönungsmantel und Stole.

Der ehemalige Krönungsmantel, der vielleicht noch von den älteren böhmischen Königen aus dem Geschlechte der Přemysliden herrühren mochte, scheint in den Augen des XVI. Jahrhunderts, als unter der glanzvollen Regierung Rudolf's II. die italienische Renaissance, wie früher schon bemerkt, auf allen Gebieten der Kunst ihre Triumphe feierte, keine Gnade gefunden zu haben. So wird denn wol in jenen Tagen, wo auch die ältere „virgula" und der „orbis terrarum" die moderne Form annehmen musste, der ehemalige Krönungsmantel leider allzusehr antik befunden und durch einen stattlichen und neu glänzenden ersetzt worden sein. Nicht nur allein spricht dieser Annahme das Wort der Schnitt des heutigen „palludamentum regale", sondern auch das kleine Dessin, das in dem reichen drap d'or des Gewandes sich geltend macht. Der Schnitt der älteren Krönungsmäntel war, wie wir das bei dem der deutschen Kaiser gesehen haben, vollständig übereinstimmend mit der mittelalterlichen Form der bischöflichen pluviale. Dieselbe bildete regelmässig einen Halbkreis; nur war in der Mitte ein kleiner Ausschnitt für den Hals, damit das Gewand bequemer getragen werden konnte. Das heutige Krönungsgewand ist mehr mantelartig und modern gehalten, was die Form betrifft, und sind auch um den Halsausschnitt einzelne kleinere Falten gelegt. Und da in der späteren Renaissance der königliche Mantel kein liturgisches Gewand mehr war, nach dem Vorbilde der bischöflichen pluviale, sondern bereits als ein Hofgewand modificirt wurde, so durfte die grosse Schleppe nicht fehlen, und finden wir desswegen auch den heutigen böhmischen Krönungsmantel in der Form so gehalten, dass der Goldstoff auch unten hin sich zu einer weiten Schleppe verengert, die von Pagen getragen werden musste. An der Stelle der früheren cappa oder des caputium, wie es sich heute noch an mittelalterlichen Pluvialen befindet, ist hier ein weiter Kragen von Hermelin um den Halsausschnitt gelegt, und läuft auch diese Verbrämung mit Hermelin an dem vorderen Ausschnitte des Mantels nach beiden Seiten herunter. Dass Dessin selbst, das als ein sehr kleines Muster den Goldstoff durchzieht, erinnert deutlich an reichere Goldgewebe, wie sie in ähnlichen Mustern in der letzten Hälfte des XVI. Jahrhunderts in florentinischen und mailändischen Fabriken angefertigt zu werden pflegten. Die Bindungen, wodurch das Muster in dem drapd'or zum Ausdrucke kommt, sind in karmoisinrother Farbe ausgeführt. Der Futterstoff besteht aus einem glatten karmoisinrothen, ziemlich schweren Seidentaffet. Zu diesem Krönungsmantel, der offenbar mit dem Scepter und dem Reichsapfel eine Zeit der Entstehung, gegen Schluss des XVI. Jahrhunderts beansprucht, finden sich auch noch als integrirende Theile vor, eine ziemlich breite und kurze Stole, die aus demselben Stoffe gearbeitet und nach beiden Seiten hin durch eine schmale mit Goldfäden durchzogene Franze garnirt ist. Auch diese Stole nebst dem dabei befindlichen „cingulum" aus demselben Stoffe haben in ihrem Äussern so wie in ihrer ornamentalen Ausstattung wenig mehr gerettet von der entsprechenden kirchlichen Form, die den analogen älteren Krönungsgewändern eigenthümlich ist. Obschon der heute noch vorfindliche Gürtel mit silbervergoldeter Schnalle auch noch das Vorhandensein einer Albe voraussetzt, so scheint doch bei den böhmischen Königskrönungen in den zwei letzten Jahrhunderten keine Albe mehr nebst Sandalen und Chirotheken in Gebrauch gewesen zu sein.

V.

Die Krönungsschwerter.

Das heutige böhmische Krönungsschwert, das als Reliquie nicht bei den Kroninsignien, sondern bei den übrigen Reliquien im Schatz des Doms von St. Veit aufbewahrt wird, bietet in seiner heutigen Form wenige Anhaltspunkte für sein hohes Alter. Die Parirstange mit Handhabe, ein Kreuz bildend, von älteren Schriftstellern „manubrium" genannt, ist oben von einem rundgeschliffenen Krystallknopf überragt, der in seiner Form vollständig identisch ist mit dem silbervergoldeten Knopfe des Schwertes des heiligen Mauritius bei den deutschen Reichskleinodien, an welchem die Wappen Karl's IV. der deutsche Adler und der böhmische Löwe es deutlich

besagen, dass Karl IV. diesen Knauf hinzugefügt habe, als er nach Übereinkunft mit Ludwig von Brandenburg, dem Sohne Ludwig's des Baiern, in Besitz der Reichskleinodien gelangte. Der Griff des sogenannten Schwertes vom heiligen Wenzeslaus ist heute mit einem modernen rothen Sammet und Silberstickereien und Palleten des verflossenen Jahrhunderts umnäht. Unter diesem modernen Überzuge erblickt man einen sehr alten Seidenstoff mit Dessins, der früher purpurfarbig gewesen zu sein scheint. Die Parirstange selbst bietet für eine chronologische Bestimmung nicht die geringsten Anhaltspunkte, da sie sehr einfach von Eisen angefertigt ist ohne alle Ornamente. Das Schwert selbst als Waffe mit einer Blutrinne, an welchem man unbegreiflicher Weise die Rostflecken durch einen Ausschnitt in Form eines Kreuzes entfernt hat, ist auch am allerwenigsten geeignet, dem Beschauer die Überzeugung beizubringen, dass diese Waffe, wie sie sich heute präsentirt, aus dem X. Jahrhunderte herrühre. Auch geben uns Schatzverzeichnisse aus der Zeit Karl's IV., und zwar das eine vom Jahre 1354 und das andere vom Jahre 1368, ausführlich unter der Rubrik „Inventarium armorum ecclesiae sancti Viti“ an: „primo cassis ferrea beati Wenceslai“, dann folgt: „item gladius ipsius cum vagina, quae in parte inferiori est fracta, auro, gemmis et perlis ornata“. Diese Beschreibung, die wir in mehreren älteren Inventarien fanden, kann unmöglich auf das heutige Schwert ihre Anwendung finden; denn von dieser kostbaren Ausstattung in Gold, Edelstein und Perlen ist keine Spur mehr zu sehen. Nur das alte gemusterte Seidenzeug, das unter dem bestickten Griff des sogenannten Schwertes des heiligen Wenzel sich, wie oben bemerkt, noch befindet, ist geeignet einen etwaigen Begriff von seinem Alter zu geben, so wie auch der Knauf in Bergkrystall, der an die Ausstattung mit Bergkrystall erinnert, wie sie an Gefässen aus der früh romanischen Zeit häufig angewandt werden. Die Scheide selbst, mit rothem Sammt überzogen, ist auf beiden Seiten mit silbernen Ornamenten aus der Spätzeit des XV. Jahrhunderts eingefasst. An dies sogenannte Schwert des Herzogs und Protomartyrs von Böhmen, des heiligen Wenzeslaus, reiht sich im Schatze des St. Veit-Domes ein anderes an, das unverkennbar die Spuren des höchsten Alterthums zu erkennen gibt. In den älteren, höchst merkwürdigen Schatzinventaren des XIV. Jahrhunderts, deren ausgedehnte Benützung uns vom hochwürdigsten Metropolitan-Domcapitel zuvorkommend gestattet wurde, liest man deutlich unter der Rubrik de inventione armorum: „item Gladius sancti Stephani, regis Hungariae cum manubrio eburneo.“ Dieser elfenbeinerne Handgriff (manubrium) findet sich heute noch an dem merkwürdigen Schwerte vor und ist das Elfenbein durch die aerugo nobilis und durch die Länge der Zeit der Art abgenützt, dass nicht nur hiedurch, sondern auch durch die ornamentale Sculptur in den bekannten Bandverschlingungen und mit den phantastischen Thiergestalten, die deutlich an die arabeskenartigen historisch figurirten Capitäle des XI. Jahrhunderts erinnern, das hohe Alter sich kenntlich macht. Der Griff selbst, sehr einfach von Eichenholz, scheint in späterer Zeit abwechselnd mit einem Eisen- und Messingdrath umsponnen worden zu sein. Der Knauf, der den geringelten Griff bekrönt, ist ebenfalls wie die breite Parirstange von Elfenbein und zeigt romanische Laubornamentationen, wie sie in der Frühzeit des XI. Jahrhunderts gang und gebe waren. Auf der Klinge selbst, die in Form eines Dolches gehalten, noch die Biegsamkeit der älteren Damascener-Klingen bewahrt hat, zeigten sich zu unserer nicht geringen Verwunderung noch deutliche Spuren von Inschriften in römischen Capitalbuchstaben; leider hat die durch den Rost der Jahrhunderte sehr angefressene Klinge durch die Unachtsamkeit und Unkenntniss derjenigen, denen die blanke Glätte und Schärfe des Schwertes mehr werth war als eine damascirte Inschrift, im vorigen Jahrhunderte ihre authentische Beglaubigung verloren. Mit grosser Mühe und nur sehr undeutlich glauben wir auf der einen Seite der primitiven Klinge folgende Buchstaben zu lesen, die in ihrer Verstümmelung heute schwerlich noch einen Sinn zulassen dürften: „N I B E R H I“; auf der andern Seite scheint in der Damascirung früher eine Jahresziffer ausgedrückt gewesen zu sein. Dunkel ersieht man heute in Folge der leidlichen Schleifung und Polirung nur noch die Zahlen III. XII. Die Matrikeln, die uns im Original vorliegen, deuten nicht an, ob eine Scheide früher sich vorfand und von welcher formellen Beschaffenheit dieselbe gewesen sei. Die heutige kunstlose und platte Scheide ist aus jener kalten Zeit, die für einen Gegenstand von so grossem kunsthistorischen Werthe kein Opfer mehr bringen wollte. Dieselbe ist sehr platt und kunstlos gemacht, aus der Zeit des Nihilismus und zeigt eine Inschrift auf versilbertem Kupfer: St. Stephani Reg. Ungar. renov. ann. 1791. Der Schluss dieser Inschrift deutet an, dass also gegen Ende des XVIII. Jahrhunderts eine, wie es die Form zeigt, unglückliche kunstlose Umgestaltung der Scheide des Schwertes vom heil. Stephan vorgenommen wurde, wobei wahrscheinlich die alte primitive Scheide, die formell zu dem beschriebenen Schwerte passte, aus Unkenntniss beseitigt wurde. Wir befinden uns vollständig auf dem Felde der Hypothese, wenn wir, da die gleichzeitigen Quellen schweigen, Vermuthungen aufstellen sollten, wann und wie das in Rede stehende Schwert des heil. Stephan in den Domschatz von St. Veit gekommen ist. Wahrscheinlich ist es, dass, da Karl IV. im guten Einvernehmen mit dem damaligen Könige von Ungarn lebte, er als begeisterter Reliquien-Sammler dieses merkwürdige Schwert von dem befreundeten Könige erhielt. Ob dieses Schwert bei den Krönungen der ungarischen Könige in Gebrauch war, wagen wir aus mehr als einem Grunde nicht zu behaupten, jedoch stände dieser Annahme am allerwenigsten jenes Schwert im Wege, das als Krönungswaffe sich heute noch im Kronarchive zu Ofen vorfindet, indem dasselbe nach seiner Form (vergleiche unsere vorhergegangene Beschreibung) im XV. Jahrhundert entstanden sein dürfte.

Der vorstehenden flüchtigen Beschreibung der Kroninsignien des alten Böhmens lassen wir schliesslich noch eine Notiz folgen über eine kleine Büchse von Krystall, die sich heute noch unter den Reliquiengefässen des reich gefüllten Schatzes von St. Veit vorfindet[1]). Wir glauben, da die Form mit der silbervergoldeten Fassung vollständig für die Entstehung zur Zeit Karl's IV. Zeugniss ablegt, mit Grund annehmen zu dürfen, dass in diesem im Sechseck geschliffenen Gefässe, bestehend aus einem ausgebohrten sehr reinen Bergkrystall, jenes Gefäss zu suchen ist, worin bei den älteren Krönungen das Salböl aufbewahrt wurde und worauf eine Stelle des uns vorliegenden Inventars der Kirchenschätze von St. Veit von 1368 Bezug hat, worin es wörtlich heisst: „Item vasculum crystallinum admodum pixis, in quo portatur chrisma ad ungendos reges, per praefatum dominum imperatorem (sc. Carolum) donatum“.

Daselbst ist auch unter der Überschrift „rubrica insignorum et primo regalium“ deutlich zu ersehen, nachdem die vorherbeschriebenen Kleinodien namentlich angeführt und ihrem Metallwerthe nach näher fixirt worden sind: „et annulus aureus cum balasso“; dieser goldene Ring mit einem rubis balais findet sich heute unter den Kroninsignien Böhmens nicht mehr vor, und es scheint der nunmehr auf der Spitze des Scepters befindliche ausgezeichnete prachtvolle Rubin, den auch die eben citirte Stelle namentlich hervorhebt, ehemals dem Krönungsring zur grössten Zierde gereicht zu haben; derselbe ist vom hellsten Wasser ohne den geringsten Fehler und stellt derselbe auf der einen Seite sich als Capuchon dar, auf der andern Seite ist er einfach mit sechs Facetten versehen.

Nach Urtheil eines gewiegten Sachkenners soll dieser „ballassus“, der als einzig in seiner Art betrachtet werden dürfte, einen Werth von mindestens 30.000 Gulden besitzen.

[1]) Die ausführliche und von zahlreichen Zeichnungen begleitete Beschreibung des Prager Domschatzes, welche Herr Domcaplan F. Bock auf Einladung der k. k. Central-Commission und mit huldvoller Genehmigung Sr. Eminenz des Herrn Cardinal-Erzbischofes von Prag Fürsten Schwarzenberg sowie des hochwürdigsten Domcapitels vor Kurzem unternommen hat, liegt der Ersteren bereits vollendet vor und dürfte wahrscheinlich im III. Bande des Jahrbuches zur Veröffentlichung gelangen. D. R.

Der Elisabeth-Dom zu Kaschau in Ungarn.

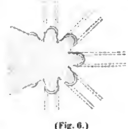
(Schluss.)

Die Eintheilung der Nebenschiffe des Kaschauer Domes hat ebenfalls verschiedene Ansichten hervorgerufen. Nach der einen Ansicht besitzt derselbe nur zwei, während Henszlmann vier Seitenschiffe annimmt, und zwar letzterer aus dem Grunde, weil zwei Quadrate der Nebenschiffe Doppelgewölbe besitzen und die fünffache Eintheilung des Domes an der Hauptfaçade erkennbar sei.

Nach der ersteren Ansicht würden die Nebenschiffe gleiche Breite mit dem Hauptschiffe besitzen — eine Anordnung die allerdings ungewöhnlich, aber nicht ohne Beispiel ist, wie diess der Münster von Ulm beweist; nach der Ansicht Henszlmann's dagegen könnten nur einzelne Theile der Nebenschiffe auf eine Untertheilung in vier Schiffe Anspruch machen, während andere wie die mit dem mittleren Quadrate correspondirenden, nur auf zwei Seitenschiffe hinweisen.

Die verschiedenen unregelmässigen Wölbungen die Henszlmann als Doppelwölbungen bezeichnet, dürften aber kaum die ersten sein, sondern in Folge der wiederholten Brände, denen die Kirche preisgegeben war, von ungeschickten Händen erneuert worden sein. Aus denselben einen Schluss auf einen fünfschiffigen Bau zu ziehen scheint uns nicht gerechtfertigt. Eben so wenig können nach unserer Ansicht zu dieser Behauptung die Mittelpfeiler der Seitenschiffe veranlassen, weil dieselben einerseits nicht vollständig durchgeführt sind, anderseits aber bedingt scheinen durch die Spannung der später eingebauten Gewölbe, welche eine Mittelstütze benöthigten.

Über die Profile der Gewölberippen und der Pfeiler und Säulenauflösung in den Seitenschiffen hat Henszlmann gleichfalls ungenügende Anhaltspunkte gegeben. Nach den Andeutungen des Grundrisses lässt sich nur die Vermuthung aussprechen, dass an den vorspringenden Pfeilern der Abschlussmauer die Gewölbstuzen sich an denselben bis auf den Boden herab fortsetzten und die Breite der Fenster so wie der beiden Seitenportale nur wenig Raum für Mauerflächen übrig liessen. Den Grundriss eines der vorspringenden Wandpfeiler zwischen den beiden Capellenausbauten den Henszlmann aufgenommen, lassen wir übrigens hier im Holzschnitte (Fig. 6) folgen. Dagegen sind wir nicht im Stande über die Construction der Mittelsäulen Näheres anzugeben, sondern aus dem Grundrisse geht nur hervor, dass dieselben auf ungewöhnlich breiten Sockeln ruhen und die Schäfte der östlich gelegenen eine runde, die gegen Westen zu stehenden eine polygone Gestalt besitzen.



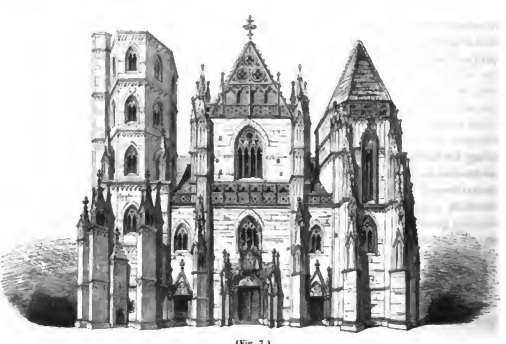
(Fig. 6.)

An den nördlich gelegenen conchenartigen Ausbauten ist eine Capelle angebracht, die gegenwärtig dem heil. Stephan geweiht ist und mit einer „Unterkirche“ versehen ist. Unterkirchen, bemerkt Henszlmann, wurden gegen Ende des XIII. Jahrhunderts schon selten, noch seltener im XIV. Jahrhundert erbaut. Dieselbe wurde seither als Gruft gebraucht, wie einige Särge an den Wänden noch gegenwärtig beweisen. Die Spitzbogen der Unterkirche sind nicht

sehr zugespitzt und die Stephanscapelle um drei Stufen erhöhter gelegen als die Kirche, um Raum für die Wölbung des Unterbaues zu gewinnen. Diese wenigen Andeutungen von Henszlmann über die Gestalt derselben sind, wie leicht begreiflich, zu ungenügend, um zu entscheiden, ob wir es hier wirklich mit einer Krypta oder nur einer gewöhnlichen Gruft zu thun haben, wie sie in gothischen Kirchen und Capellen des XIV. und XV. Jahrhunderts nicht allzu selten angetroffen werden [1]), weil im ersteren Falle wir dann abermals annehmen müssten, dass diese Krypta noch dem Baue angehören könnte, der vor der gegenwärtigen Kirche

Am westlichen Abschluss der Kirche befinden sich die beiden Thürme und zwischen denselben das Hauptportal mit zwei kleineren Portalen, welche den Eingang in die Seitenschiffe vermitteln. Im Innern sind die beiden Thurmanlagen durch einen Musikchor verbunden.

Wir geben hier im Holzschnitte (Fig. 7) eine Ansicht der Hauptfaçade nach der Zeichnung Henszelmann's. Aus derselben wird man ersehen, dass es ihr zwar nicht an einer imposanten Anlage und einer besonders reichen Gliederung, aber desto mehr an der Einheit in der Ausführung und einer harmonisch schönen Durchbildung der einzelnen



(Fig. 7.)

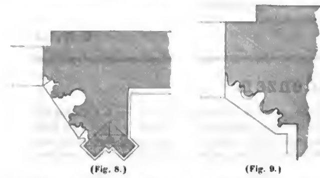
bestanden haben mag. Nicht unerwähnt können wir aber die Gründe lassen, welche Henszlmann anführt, warum diese „Unterkirche" nicht wie gewöhnlich unter dem Altarraume des Chores, sondern an der Seite des Schiffes angebracht ist. Die grosse Kirche ist nämlich zwischen zwei Bächen aufgebaut, deren einer östlich vom Altarraume kaum einige Fuss weit vorbeifliesst, so dass er die Unterkirche, wenn man sie dort angebracht hätte, mit seinem Wasser bedroht haben würde, anderseits gestatteten wohl die jenseitigen Häuser nicht, dass der Bach anders wohin geleitet würde; es blieb nichts übrig, als die Unterkirche an einem entfernten Platze anzubringen, ein Umstand, dem vielleicht auch die anderen Abweichungen vom Gewöhnlichen, die neue Schönheiten hervorgebracht haben, zu danken ist.

Theile mangelt. Die totale Verschiedenheit des Aufbaues der beiden unvollendet gebliebenen Thürme, das vorwaltend rein decorative Zierwerk und die hie und da bemerkbare Entartung des Styles sind Mängel, welche dem Eindrucke des Ganzen nachtheilig sind und desshalb doppelt bedauern lassen, dass der Bau des Domes mehr als 150 Jahre in Anspruch nahm und die Stadt Kaschau im XV. Jahrhundert bei der Wahl ihrer Baumeister nicht immer sehr glücklich war.

Die folgenden Holzschnitte (Fig. 8 und 9) zeigen die Gliederung und reiche Profilirung der Portale, von denen der erstere Grundriss dem Hauptportale und der zweite den gleich gestalteten Seitenportalen angehört. Die Anordnung des mittleren Theiles der Hauptfaçade mit den beiden stark vortretenden und nach unten zu verdoppelten Strebepfeilern, dann dem giebelförmigen Abschlusse erinnert übrigens wieder an ältere ungarische Kirchenbauten, wie an Zsambeek, Borsöny, Lebény u. s. w., nur dass die Anlage breiter und die Strebepfeiler entwickelter sind.

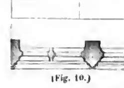
[1]) Eine solche Gruft besitzt beispielsweise auch die Johannescapelle der Franciscaner-Kirche in Pressburg.

Von den Seitenfaçaden sind nur einzelne Theile freigestellt, und der grössere Theil mit späteren Zubauten theilweise bedeckt, wie diess an dem Grundrisse durch die



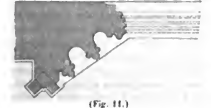
(Fig. 8.) (Fig. 9.)

in Straffirung auslaufenden Linien angedeutet ist. Die Strebepfeiler, kräftig hervortretend, sind wie im Chore mit einem zinnenartigen Abschlusse gekrönt, und der Abschluss des Daches besitzt gleichfalls eine zierliche mit Masswerk durchbrochene Gallerie in einer Breite von 1′ 10″. Doch fehlt unter der Gallerie des Langhauses der eigenthümlich gestaltete Fries des Chores, welcher, wie schon erwähnt, leicht entfallen konnte, weil zwischen den Fenstern und der Gallerie keine so breite unbedeckte Mauerfläche störend auf das Auge einwirkt. Zur Erklärung des unteren Theiles der nördlichen Façade mit einem der Fenster mag der beifolgende Grundriss Fig. 10, wie ihn Henszlmann aufgenommen hat, dienen.



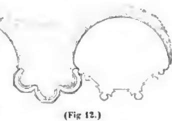
(Fig. 10.)

Einen hervorragenden Schmuck besitzt die nördliche Seitenfaçade an dem Portale, wovon wir auf der Taf. IX eine Abbildung gegeben haben und das zu den interessantesten Werken der Gothik gerechnet werden dürfte. Sowohl der eigenthümliche, reich mit Strebepfeilern, Fialen und Wimbergen verzierte Aufbau, welcher von den meisten Portalen sich gänzlich unterscheidet, als auch der reiche Schmuck der Sculpturen in den einzelnen Feldern, weisen darauf hin, dass das Portal — zudem als dasselbe einen Seiteneingang bildet, einer besonderen Widmung seine Entstehung verdankt. Ob dasselbe aber gerade durch die Munificenz der Gemahlin Karl Robert's, Elisabeth von Polen — mithin in der ersten Hälfte des XIV. Jahrhunderts erbaut wurde, wie Henszlmann annimmt, scheint uns ungeachtet des Umstandes, dass das Wappen mit einer Lilie auf die Zeit vor Ludwig den Grossen hinweist, noch nicht festzustehen, weil die daran bemerkbaren Bauformen und insbesonders einzelne Motive an den ausserordentlich reichen Details weit mehr für das Ende des XIV. Jahrhunderts sprechen. Auffallend



(Fig. 11.)

ist es ferner, dass das nördliche Portal im Grundrisse (vergl. Fig. 11) Ähnlichkeit mit jenem des westlichen Hauptportales (vergl. Fig. 8) besitzt. Doch berechtigt diese Erscheinung gleichfalls nicht anzunehmen, dass beide in einer und derselben Zeit erbaut wurden. Vielmehr glauben wir, dass das Westportal früher als das nördliche Portal erbaut wurde. Ebenso reich wie das Äussere ist auch das Innere des nördlichen Thores angelegt und über die interessante Profilirung der Einschrägung mag sowohl Fig. 11 als die im vergrösserten Massstabe folgende Hohlkehle (Fig. 12) näheren Aufschluss geben.



(Fig 12.)

Nur die Figuren fehlen in den Nischen, welche aber auch niemals angefertigt wurden. Was die figuralischen Darstellungen in den fünf Feldern des Portals anbelangt, so wissen wir, dass die vier unteren Bilder Züge aus dem Leben der heil. Elisabeth und das oberste Feld den Heiland am Kreuze darstellt, eine nähere Bezeichnung der einzelnen Figuren war Henszlmann nicht in der Lage zu geben, weil dieselben theils zu hoch angebracht, theils nicht mehr unverletzt sind.

Auch auf der Südseite der Kirche ist ein Portal sammt einer Vorhalle angebracht, welches aber der Mitte des XVI. Jahrhunderts angehören dürfte. Dasselbe ist im Spitzbogen erbaut, der Eingang durch einen breiten profilirten Pfosten in zwei Theile geschieden und das Bogenfeld mit Giebeln, kleineren Spitzbögen und Fialen als decorativer Schmuck ausgefüllt. Das ganze Werk trägt den Charakter der Verfallszeit der Gothik, die durch Überladenheit und unorganische Entwickelung den Mangel an constructiver Gestaltung zu ersetzen suchte.

Was die innere Einrichtung der Kirche anbelangt, so hat Henszlmann hierüber unvollständige Angaben gemacht. Er geht nämlich nur auf das prachtvolle Sacramentshäuschen ein, das durch den schönen Aufbau mit jenem der Nürnberger Sebalduskirche in Vergleich gestellt werden kann. Wir würden eine Beschreibung und Zeichnung dieses interessanten Denkmals liefern, wenn beides nicht schon wiederholt in deutscher Sprache durch Henszlmann selbst versucht worden wäre, daher vorläufig es genügen dürfte, auf Dr. A. Schmidl's „Österreichische Blätter für Literatur und Kunst" und auf das erste Heft des Werkes „Kunst und Alterthum in Österreich", herausgegeben von Dr. A. Schmidl, zu verweisen.

Noch einen anderen sehr werthvollen Schmuck besitzt die Kirche an den Flügelaltären, woran die Kirchen Oberungarns überhaupt besonders reich ausgestattet sind.

Eine Beschreibung des Hauptaltars hat Henszlmann im Jahre 1847 in der von der Kisfaludy-Gesellschaft herausgegebenen Zeitschrift *„Magyar szépirodalmi Szemle"*

unternommen und zwar als die Stadt Kaschau denselben bei Gelegenheit der Versammlung mehrerer Ärzte und Naturforscher im Jahre 1846 auf Anregung derselben reinigen und renoviren liess. Einer gründlichen kunstgeschichtlichen Untersuchung wäre dieses Werk schon aus dem Grunde würdig, weil der Altar in Nürnberg angefertigt und die Gemälde von Wohlgemuth, dem Lehrer Albrecht Dürer's, und einige sogar von Dürer selbst herrühren sollen. Diese von Henszlmann ausgesprochene Vermuthung genügt wohl allein, diesem Kunstwerke eine besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden.

K. Weiss.

Correspondenzen.

Wien. Seine kais. Hoheit der durchlauchtigste Herr Erzherzog Karl Ludwig, Statthalter von Tirol und Vorarlberg, übersandte der k. k. Central-Commission im Jahre 1855 ein Gesuch der Gemeinde Kundl, worin dieselbe um den Erlass einer an den Religionsfond abzutragenden Schuld und zugleich um einen Beitrag zur Herstellung der unverschiebbaren Baureparaturen an der nächst Kundl gelegenen Leonhardskirche bat. Da dieses Gotteshaus ein sehr interessantes, dem Mittelalter angehöriges Baudenkmal [1]) ist, so wurde die k. k. Landesbau-Direction in Innsbruck zur Verfassung von Kostenüberschlägen der nothwendigen Herstellungen aufgefordert und das Gesuch der Gemeinde dem k. k. Ministerium für Cultus und Unterricht zur Entscheidung vorgelegt. Mit Erlass vom 13. Juli d. J. wurde die k. k. Central-Commission in die Kenntniss gesetzt, dass der Bitte der Gemeinde Kundl willfahrt und von den, für die Herstellung der nothwendigen Reparaturen an der St. Leonhardskirche veranschlagten Kostensumme per 2797 fl. $10^{5}/_{6}$ kr. nach Ausscheidung der Hand- und Fuhrfrohnen, welche von der Gemeinde zu leisten sind, die baren Kosten auf den Religionsfond zu übernehmen sind.

Wien. Mit schmerzlicher Überraschung erhielten wir aus Rom die Nachricht, dass am 23. August d. J. in Albano Alois Messmer, Professor der Theologie in Brixen und Correspondent der k. k. Central-Commission, einem längeren Lungenleiden erlegen und in der Blüthe männlichen Alters gestorben ist. Nebst seinen theologischen Studien widmete sich Messmer mit ausserordentlicher Liebe der Archäologie und Kunstgeschichte und besass darin umfassende Kenntnisse. In literarischen Kreisen erwarb sich Messmer den ersten Ruf durch seine „Reiseblätter aus Venedig und Amsterdam"; auch als Dichter versuchte er sich mit Glück und ein frisches, in ganz Tirol gesungenes Schützenlied verschaffte ihm in seiner Heimath zahlreiche Freunde. Nach seiner Ernennung zum Correspondenten der k. k. Central-Commission schenkte Messmer sein besonderes Augenmerk den monumentalen Kunstschätzen seines Landes und sein lebendig geschriebener Aufsatz „Alte Kunstdenkmale in Botzen und seiner Umgebung" [2]) liefert den Beweis, dass er sich hiefür ein grosses Verständniss, eine feine Beobachtungsgabe erworben hatte. Sein Brustleiden entzog ihn aber leider bereits in der Mitte des Jahres 1856 nicht bloss seiner Professur an der theologischen Anstalt in Brixen, sondern auch seiner Thätigkeit als Organ der k. k. Central-Commission. Er eilte hoffnungsvoll nach Italien, um dort einer Besserung seiner körperlichen Leiden entgegenzusehen, übersiedelte sodann im Winter nach Florenz und im Frühlinge dieses Jahres nach Rom, wie wir aber aus seinen an uns gerichteten Briefen entnehmen — schon in trüber Ahnung seines nahen Todes. Seinen Aufenthalt in der Lombardie benutzte noch Messmer, um Studien an den dortigen Bauwerken anzustellen. Er fasste dieselben in einem längeren, äusserst anregend geschriebenen Aufsatze: „Über einige mittelalterliche Kunstwerke der Lombardie" zusammen, welchen er uns zugesandt und der in den ersten Heften des nächsten Jahrganges dieser Blätter veröffentlicht werden wird. Wir beklagen an ihm tief den Verlust eines edlen reichbegabten Mannes, einer viel versprechenden geistigen Kraft auf dem Gebiete der Kunstgeschichte Österreichs; wir werden ihm daher immer ein freundliches Andenken bewahren.

K. Weiss.

Wien. Wie uns der hochwürdige Herr Domcaplan F. Bock brieflich mitgetheilt, hat er im königlichen Hausschatze zu München drei prachtvolle alte Kronen aufgefunden, die er in natürlicher Grösse als Parallele in seinem Werke über die „Romanisch-deutschen Reichskleinodien" zu veröffentlichen gedenkt. Seine Majestät der König von Baiern, dem der Herr Domcaplan in einer besonderen Audienz vorgestellt wurde, hat bereits gnädigst die Erlaubniss ertheilt, nicht nur die Kronen, sondern auch den prachtvollen Kaisermantel Heinrich's II., welcher letzterem von einem Herzoge von Apulien geschenkt wurde, zeichnen zu lassen.

Der Architekt Lippert wurde von dem hochwürdigsten Bischofe von Raab beauftragt, die Hauscapelle der bischöflichen Residenz im gothischen Style zu restauriren.

Der Ingenieur des k. k. Handelsministeriums, F Kierschner, hat über Auftrag der k. k. Central-Commission im verflossenen Monate September sehr ausführliche Aufnahmen der merkwürdigen Kirchen zu Tischnowitz und Trebitsch in Mähren gemacht, welche — mit einem archäologischen Texte des Professors und Conservators Dr. E. Woeel begleitet — im nächsten Jahre zur Veröffentlichung gelangen werden.

Prag. Die Marienkirche in der Burg Karlstein ist bekanntlich mit Wandmalereien geziert, von denen einige zu den interessantesten gehören, welche sich aus der Periode Karl's IV. erhalten haben; bei weitem die Mehrzahl der übrigen Gemälde rührt aber aus späteren Restaurationsperioden her. Die Darstellungen der ersten Art sind an der Südseite zur rechten Hand des Altars: Karl IV., der das aus Rom mitgebrachte Kreuz seiner Gemahlin Blanca reicht, ferner Karl, seinem Sohne Wenzel einen Ring reichend, und sodann derselbe Monarch in vollem kaiserlichen Ornate, sein Gebet verrichtend. Diese Tempera-Bilder sind ziemlich gut in ihrem ursprünglichen Typus erhalten. Dagegen ist links vom Eingange in die Capelle der schöne

[1]) J. J. Staffler in seiner topographischen Beschreibung von Tirol und Vorarlberg setzt die Gründung der Kirche auf Grund einer im Innern derselben befindlichen Aufschrift in das Jahr 1019 und bemerkt, dass sie einem Gelübde des Kaisers Heinrich II. ihre Entstehung verdankt und von Papst Benedict VIII. im Jahre 1020 consecrirt worden sei. Beide Thatsachen mögen historisch richtig sein, jedoch ein Irrthum ist es, wie Staffler annimmt, dass die Kirche, „sowie sie heute noch steht" aus dieser Periode herrührt. Soviel wir den uns vorliegenden Aufnahmen entnehmen können, gehören höchstens die Fundamente oder Umfassungsmauern des Schiffes dem XI. Jahrhundert, wogegen der Chor und die Details des Schiffes und Chores frühestens dem XIV. und XV. Jahrhundert angehören und auf wiederholte Erneuerungen und Renovationen hinweisen.

D. R.

[2]) Vergl. Mittheilungen II, 57 u. ff.

imposante Christuskopf, dessen Nimbus Seraphine umgaben, bei Gelegenheit der im verflossenen Jahre vorgenommenen Deckenlegung durch Unachtsamkeit der Arbeiter zerstört. An der Westseite der Capelle gewahrt man das lebensgrosse Bild der Mutter des Hailands mit dem Jesuskinde, das sich gleichfalls als ein bedeutendes, wohlerhaltenes Kunstwerk der Karolingischen Periode darstellt. Den grössten Theil der übrigen Wandflächen nehmen Darstellungen aus der Apokalypse ein, welche aber wahrscheinlich bei der durchgreifenden Restaurirung der Burg unter Rudolph II. übermalt wurden, ohne dass man dabei den ursprünglichen Typus derselben geschont hätte. Ebenso wurden damals die Aufschriften, welche die betreffenden Stellen der Apokalypse enthalten, erneuert; und wiewohl der Ductus dieser Schrift ein viel neuerer ist, so hatte man doch die alten Abbreviaturen und die alte Orthographie, z. B. *e* statt *ae* beibehalten. Ausserdem wurden an mehreren Stellen neue Gemälde über ältere Darstellungen hingemalt, so z. B. in der Fensternische neben dem Eingange in die St. Katharinacapelle, wo man unter abgefallenen Partien neuerer Malerei die Spuren viel älterer Bildwerke ganz andern Inhalts gewahrt.

Ausser diesen Rudolphinischen Übermalungen bemerkt man daselbst Malereien, die im vorigen Jahrhunderte verfertigt sein mochten, wie namentlich an der östlichen Wand, wo Zeichnung, Ornament und Technik den Ausdruck des Zopfstyles nicht verkennen lassen.

An der linken Seitenwand des Altars ist ein zierlich aus Sandstein ausgeführtes gothisches Tabernakel in die Wand eingefügt, welches aber — nach dem Berichte des erwähnten Burgwächters bei der letzten Restaurirung — bedeutend beschädigt wurde.

Die Collegiat-Kirche zu Mariä-Himmelfahrt war ursprünglich gewölbt (vgl. Riegger's Materialien zur Statistik, 378). Es scheint, dass bei der Rudolphinischen Restaurirung das Gewölbe abgetragen und eine flache Decke an dessen Stelle angebracht wurde. Diese Decke war, wie Balbin in seinen Miscellan. Dec. I, L. VIII. erwähnt, noch im XVII. Jahrhundert mit Wolken und Engeln geziert. Dass im vorigen Jahrhundert eine abermalige Restaurirung der Decke vorgenommen ward, ersieht man aus einer Bemerkung in Riegger's Materialien, wo bei der Erwähnung, dass Wolken und Engel die Decke zu Balbin's Zeiten zierten, die Bemerkung steht: „Nach der Renovation sieht man nichts mehr davon". — Die abgeschnittenen Verzierungen von Innen an der Decke beweisen, dass die Kirche ehemals höher war. Der baufällige Zustand der Decke, der dem Eindringen vom Regenwasser in den innern Raum der Kirche nicht wehrte, mochte wohl die gräuliche Verwüstung der Malereien, wie sie dem Auge bis auf diesen Tag sich darstellt, veranlasst haben. Höchst wahrscheinlich rühren die zahllosen Striemen und Streife, welche die Malereien der Wände von oben herab durchfurchen, aus jener Periode her. Doch auch diese Decke musste im Jahre 1826 erneuert werden. Bei dieser dritten Reparatur nahm man sich ebenso wenig, wie bei der zweiten die Mühe, die Malereien durch eine schützende Vorkehrung vor den Kalkspritzern zu bewahren; erst bei der letzten, im Jahre 1855 bewerkstelligten Deckenlegung regte sich — wiewohl schwach — der Sinn für die Schonung des malerischen Schmuckes des ehrwürdigen Kirchenraumes, indem man, nach dem Berichte des alten Burgwächters, den ich darüber einvernommen habe, einen etwa 1½ Ellen breiten Leinwandstreif am oberen Rande der Wandfläche anbrachte. Trotz dieser Vorsicht wurde die Malerei mehrfach beschädigt. Allerdings liess sich eine solche Beschädigung nicht leicht vermeiden, indem man die Decke abermals niedriger setzte und dabei nothwendig den oberen Mauerrand durch Mörtelanwurf mit der Decke verbinden und sodann verputzen musste. An einigen Stellen, namentlich an der Ost- und Westseite, senkt sich aber die Verputzung in Gestalt grosser Flecken ziemlich tief hinab. Um nun dieser Flecken sowohl, als auch den obern, durch den Kalkanwurf beschädigten Partien der Wände die weisse Kalkfarbe zu benehmen, hatte man dieselben grün angestrichen, so dass sich gegenwärtig um die ganze Capelle ein etwa 1' breiter hellgrüner Streifen unter der Decke herumzieht, aus welchen sich an einigen Stellen Flecken von derselben Farbe tiefer heruntersenken. Ausserdem wurde rechts vom Eingange rund um den Weihkessel durch Unachtsamkeit der Arbeiter die Malerei abgeschlagen und die Beschädigung mit Mörtel verputzt, wodurch ein Fleck von etwa 2½' im Durchmesser entstand, den man aber grün anzustreichen unterliess.

Es ist überaus schwer anzugeben, auf welche Weise die beschädigte Marienkirche, dem Wunsche des hochwürdigen Karlsteiner Dechants entsprechend, zu restauriren wäre. Man denke sich die vier Wände des Kirchenraumes mit Malereien von ungleichem Werthe und Alter bedeckt, die grossentheils bis zur Unkenntlichkeit verwüstet und stellenweise von der Mauer losgelöst sind, und unter der weissen Decke eine breite lauchgrüne Bordure, welche die Zerstörungen der letzten Reparatur markiren soll. Der Antrag des Herrn Capitular-Dechants bezieht sich hauptsächlich auf die Restaurirung dieser durch die jüngst geschehene Deckenlegung verursachten Beschädigungen. Wie soll nun diese Restaurirung geschehen? Die durch den Kalkanwurf verdeckten Malereien lassen sich nicht wiederherstellen, weil man nicht einmal weiss, wie jene zerstörten Gemälde aussahen. Aber abgesehen davon, erscheint ein neuer Gemäldeschmuck an jenen Stellen nicht zulässig, weil derselbe von den altergrauen verwüsteten Malereien der übrigen Wandflächen grell abstehen würde. Meiner Ansicht nach wäre es am besten, wenn man den hellgrünen Streifen einen dunklen, mit dem Grundtone der Wandmalerei harmonirenden Anstrich geben und dadurch den das Auge beleidigenden Contrast zwischen dem leichten Grün und der dunklen Gesammtfärbung der Wände neutralisiren würde.

Anders wäre es allerdings, wenn eine durchgreifende Restaurirung sämmtlicher Malereien der Kirche stattfinden sollen. Seine Excellenz der Herr Statthalter, den ich auf einige bedenkliche Übelstände, welche nach den mir an Ort und Stelle mitgetheilten Angaben bei der letzten Restaurirung der Decke vorgekommen sein sollen, aufmerksam zu machen für meine Pflicht erachtet, stellte eine mögliche Restaurirung sämmtlicher Malereien der Marienkirche in Aussicht, und geruhte anzudeuten, dass es die Aufgabe einer aus Fachmännern zusammengesetzten Commission sein würde, sich über die Art und Weise einer zweckmässigen Herstellung des malerischen Schmuckes dieser historisch wichtigen, geweihten Stätte zu berathen.

Dr. J. E. Wocel.

Grossprobstdorf. (Siebenbürgen.) Den 8. und 9. Juni habe ich wieder in und bei Kleinschelk Folgendes aufgefunden:

1. Den Griff von einem römischen Schwerte.

2. Sieben Stück thönerne Säulchen von derselben Grösse und Form, wie die in meinem Berichte vom 18. März l. J. erwähnten 23 Stück.

3. In einer Umfassung von flachen Sandsteinen ein altes 3½ Zoll (am Bauche) weites, 4½ Zoll hohes, irdenes Gefäss voll Asche, Kohlen und Knochen, mit einer flachen, 1¼ Zoll hohen, 7½ Zoll breiten, horizontal darüber liegenden Schüssel.

4. Eine fast fingerdicke, etwas schadhafte, 1 Fuss 1 Zoll hohe (in der Mitte 2 Zoll, oben 4 Zoll, unten 7 Zoll im Durchmesser weite) irdene gebrannte Röhre.

5. Einen Stein mit gut erhaltener Sculptur.

Das fehlende Stück hat vor den sogenannten „Bertlefen Dau" auf demselben Platze, wo ich diessmal habe graben lassen, der Kleinschelker Insasse, Stephan Draser, vor einigen Jahren gefunden, nach Hause gebracht und über das Fenster seines Kellers einmauern

lassen; doch hoffe ich dasselbe auch zu erhalten, obgleich Stephan Draser jetzt nicht geneigt ist, diesen Stein — auf welchem eine weibliche Figur zu sehen sein soll — aus der Mauer herausnehmen zu lassen.

Von den 80 bis 100 Stück Ducaten, die seit etwa 18 Monaten am linken Ufer der grossen Kokel, bei Kleinschelk, Feigendorf gegenüber, an einem vom Wasser unterminirten und eingestürzten Hügel gefunden worden sind, habe ich 4 Stück in Händen gehabt.

Literarische Anzeigen.

Dass die Thätigkeit der Provinzial-Vereine auf archäologischem Gebiete einen sehr wesentlichen Factor jener wissenschaftlichen Bestrebungen bildet, die sich in den letzten Jahren unter den Auspicien der k. k. Central-Commission Bahn gebrochen, wurde in diesen Blättern schon wiederholt hervorgehoben. Mit Vergnügen haben wir im Juli-Hefte auf das „Archiv des Vereines für siebenbürgische Landeskunde" hingewiesen, welches die Kenntniss der Monumental-Schätze dieses Kronlandes mit immer neuen werthvollen Beiträgen erweitert, und machen heute auf das kürzlich erschienene VII. Heft der „Mittheilungen des historischen Vereines für Steiermark" aufmerksam. Aus dem reichen Inhalte desselben beschränken wir uns für heute, auf den, von dem Landesarchäologen Karl Haas erstatteten „Bericht über die mittelalterlichen Kunstdenkmale in Steiermark" und die von ihm entworfene mittelalterliche Architectur-Karte, welche in dem genannten Hefte enthalten sind und uns in einem besonderen Abdrucke vorliegen, aufmerksam zu machen. Dieser Bericht ist das Resultat der ersten Reise, welche Haas im Sinne seiner als Landesarchäolog erhaltenen Instruction im Jahre 1856 durch Steiermark zu unternehmen berufen war. Bei dem Umstande, dass Haas eine Doppel-Aufgabe zu erfüllen, dass er nicht nur die Kunstdenkmale kennen zu lernen, sondern auch die Quellen historischer Forschung aufzusuchen und zu bereichern hatte, musste er wohl auf dieser ersten Reise verzichten eine eingehende Monumentalstatistik Steiermarks zu liefern, und konnte sich nur darauf beschränken, ein einigermassen klares Bild der verschiedenen Landestheile zu gewinnen. Überdiess hatte ihn auch seine Instruction in dem genannten Jahre nur die übersichtliche Bereisung des späterhin in Detail zu durchforschenden Landes zur Pflicht gemacht. Der Erfolg dieser Bereisung ist aber immerhin als bedeutend anzusehen, und wenn uns auch die Charakteristik einiger Objecte gar zu mager und unbedeutend scheint, so besitzen wir nun doch eine ganz treffliche Übersicht der bedeutendsten Kunstdenkmale Steiermarks, die uns ziemlich verlässlich mit dem Gange der kunstgeschichtlichen Entwickelung des Landes vertraut macht. Die ersten Monumental-Spuren Steiermarks sind im vollen Mittelalter zu suchen. Es haben sich jedoch aus der romanischen Periode verhältnissmässig wenige Denkmale erhalten. Das bedeutendste Werk dieser Stylgattung ist die grossartige Basilica zu Seckau, kleinere romanische Kirchen bestehen noch zu Piber, Spitalitsch, Oberburg, und Rund und Polygonbauten (Karner oder Friedhofcapellen) zu Hartberg, St. Lambrecht, St. Georgen, Gaisthal. Zahlreicher sind die Kirchen der gothischen Periode erhalten. Ein Muster der ersten Blüthezeit bietet der Chor der Minoritenkirche zu Pettau; die Denkmale der späteren Blüthezeit theilen sich in die zwei grossen constructiv geschiedenen Hauptgruppen der Hallenkirchen und der Kirchen mit überwölbtem Mittelschiffe. Einzelne derselben wie Strassengel, St. Lambrecht, Neustift, Murau sind von grosser Formenschönheit oder zierlicher Anlage. Städtebefestigungen und Burgenbauten hat Haas bisher wenig berücksichtigt. Einen trefflichen Überblick gewährt die Architectur-Karte Deutschlands. Dieselbe ist mit dem erfreulichsten Sachverständnisse entworfen, zweckmässig in den Bezeichnungen und mit Fleiss und Aufmerksamkeit ausgeführt. Wir freuen uns doppelt dieses glücklichen Versuches, weil derselbe hoffentlich in späterer Zeit nicht ohne Nachahmung bleiben und seiner Zeit eine sehr wünschenswerthe Architectur-Karte des Kaiserstaates anbahnen wird.

Ein sehr eifriger und gründlicher Kenner der reichen polnischen Kunstschätze, Herr von Lepkowski, hat vor Kurzem in der „Krakauer Zeitung" (Nr. 128 bis 134) eine Abhandlung unter dem Titel: „Krakau und Nürnberg" veröffentlicht, worin die lebhaften künstlerischen Wechselbeziehungen der beiden Städte erörtert werden. Es ist eine Arbeit, die nicht nur dadurch sehr interessant und werthvoll ist, weil sie eine Reihe Notizen über das Kunstleben der alten Königsstadt im XV. und XVI. Jahrhundert in die deutsche Literatur bringt, sondern auch weil sie den Versuch macht eine Reihe von Irrthümern aufzudecken, die sich mit Hartnäckigkeit in die Kunstgeschichte eingeschlichen haben. Wie leicht erklärlich bilden Veit Stoss und seine Werke — jene Glanzpunkte der Krakauer Kunstbewegung — einen hervorragenden Gegenstand der Darstellung. Bisher war man eben nicht vorsichtig in der Zuerkennung der Autorschaft der Veit Stoss'schen Werke. Viele Arbeiten in Krakau und Nürnberg, dann in mehreren Städten Oberungarns wurden dem Meister zugeschrieben, während sie ohne Zweifel seinem Sohne oder einem seiner Schüler angehören. Von den Veit Stoss'schen Werken, welche in Nürnberg gezeigt werden, hält Herr von Lepkowski nur sieben für echt. Die Schnitzarbeit in Rudowa (Krakauer Gebiet) betrachtet er nur als Copie des Krakauer Ölbergs. Einem ähnlichen Vorwurfe unterliegen nach seinem Dafürhalten die Bilderarbeiten zu Anklum, Kolberg und Bothwil. Ebenso wenig will er einräumen, dass die Altäre in der heil. Kreuz-Capelle der Krakauer Kathedrale aus seiner Hand hervorgegangen sind. Als einen etwas groben und leichtsinnigen Verstoss in Bezug auf die Werke von Veit Stoss bezeichnet Herr von Lepkowski den Holzschnitt einer Grabplatte, den der kürzlich ausgegebene Prospect der „Bildwerke aus dem Mittelalter" [1]) als Probe enthält. Derselbe ist mit der Unterschrift: „Grabmahl des Kaisers Sigmund aus dem XV. Jahrhundert" abgedruckt, während er ganz genau die Denkmal-Gestalt Kasimir's des Jagelloniden vorstellt. Zu wünschen ist es nur, dass die Herausgeber des Werkes diesen Irrthum nicht auch in das Werk selbst aufnehmen, um nicht ein gerechtes Misstrauen in die Sorgfalt der Herausgeber setzen zu müssen. Bei Besprechung dieser Thatsache macht übrigens Herr von Lepkowski den Nürnberger Archäologen den Vorschlag zur Herausgabe eines alle Werke des Veit Stoss umfassenden Albums, das in deutscher und polnischer Sprache erscheinen soll. Gewiss würde ein solches Unternehmen, wenn es mit Umsicht geführt wird, die wärmste Unterstützung aller Kunstfreunde finden. — Von den anderen Künstlern, deren Namen für Krakau und Nürnberg eine gemeinschaftliche Bedeutung hat, bezeichnet Herr von Lepkowski den Maler Joh. Sues, einen Nürnberger, zu Anfang des XVI. Jahrhunderts in Krakau ansässig; den Maler Hanns Dürer, des Schülers und jüngeren Bruders Albrecht, den Maler Jakob Troschel, den Maler Johann Kopelzki, des berühmten Goldschmiedes Georg Schultes und den Glockengiesser Johannes Bohemus. Wir bedauern, wegen Mangel an Raum, auf die Abhandlung des Herrn von Lepkowski nicht ausführlicher eingehen zu können und müssen desshalb den Wunsch aussprechen, dass dieselbe, in einer noch sorgfältigeren Übersetzung als die vorliegende ist, besonders abgedruckt erscheint, um sie in jenen Kreisen zu verbreiten, die hiefür besonders interessirt sind.

K. W.

[1]) Vergleiche „Mittheilungen" II.

Aus der k. k. Hof- und Staatsdruckerei.

Jeden Monat erscheint 1 Heft zu 1 bis 2 Druckbogen mit Abbildungen.
Der Pränumerationspreis ist für einen Jahrgang oder zwölf Hefte nebst Register sowohl für Wien als die Kronländer und das Ausland 4 fl. C. M., bei portofreier Zusendung in die Kronländer der österr. Monarchie 4 fl. 20 kr. C. M.

MITTHEILUNGEN

DER K. K. CENTRAL-COMMISSION

Pränumerationen übernehmen halb- oder ganzjährig alle k. k. Postämter der Monarchie, welche auch die portofreie Zusendung der einzelnen Hefte besorgen. — Im Wege des Buchhandels sind alle Pränumerationen und zwar nur zu dem Preise von 4 fl. an den k. k. Hofbuchhändler W. Braumüller in Wien zu richten.

ZUR ERFORSCHUNG UND ERHALTUNG DER BAUDENKMALE.

Herausgegeben unter der Leitung des k. k. Sections-Chefs und Präses der k. k. Central-Commission Karl Freiherrn v. Czoernig.

Redacteur: Karl Weiss.

№ 11. | II. Jahrgang. | November 1857.

Die römischen Bäder in Alt-Ofen.

Von Dr. Ed. Freiherrn v. Sacken.

Es ist ausser allem Zweifel, dass an der Stelle des heutigen Alt-Ofen die römische Colonie Aquincum stand; nicht nur zahlreiche daselbst aufgefundene Überreste bezeugen die ehemalige Römerstadt, sondern auch schriftliche Zeugnisse: Ptolemaeus, das Antoninische Itinerar und die Peutinger'sche Tafel so wie an mehreren entfernten Punkten aufgefundene Meilensteine [1]) mit der genau zutreffenden Distanzangabe beweisen klar, dass diese Stadt keine andere als das feste Aquincum sei.

Die Schreibart des Namens ist verschieden, Ptolemaeus mit der ganz richtigen Angabe von 47°30 Breite, der hier wahrscheinlich eine genauere Messung zu Grunde liegt, hat 'Ακούϊγκον, die Peutinger'sche Tafel und alle Inschriften haben Aquincum, dagegen Ammianus Marcellinus, das Antoninische Itinerar und die Notitia dignitatum: *Acincum*. Dass der Name von *Aquae quinque* herstamme, hat eine schlagende Wahrscheinlichkeit für sich durch den Umstand, dass wirklich fünf sehr bedeutende Mineralquellen dem Boden entspringen, nämlich bei Krotendorf, bei der Pulverstampfe, dem Kaiserbad, der Krempelmühle und am Blocksberg.

Drei Strassen liefen von hier aus: nämlich nach Bregetio (O'Szöny), nach Sabaria (Steinamanger) und nach Sopianae (Soppian bei Fünfkirchen); ausserdem war die Stadt von der längs der Donau sich hinziehenden Strasse durchschnitten. Die Stadt, welche zufolge der Notitia imperii eine Schildfabrik besass, erhielt von Septimius Severus den Titel einer Colonie, daher sie auch in Inschriften als *Septimia Aquincensis* vorkommt, und ein Stein nennt uns den Cl. Pompejus Faustus als *Decurio coloniae Aquinci* zugleich *Aedilis duumviralis* und *praefectus collegii fabrorum* (Orelli Nr. 4138). Zwar bildeten nach dem Systeme der römischen Colonien die Bürger nach alter Sitte die Besatzung, aber die vorzüglicheren Waffenplätze hatten doch — wie auch *Carnuntum* (Petronell) — eine Garnison von römischen Linientruppen. Zu *Aquincum* war, wie uns das Itinerar und zahlreiche Inschriften belehren, die zweite Legion *Legio II. adjutrix* stationirt, ferner, wie aus Ziegelstempeln hervorgeht die siebente Cohorte der Breuker — eines an der Save sesshaften pannonischen Volksstammes, und eine Abtheilung dalmatinischer Reiter. Die Besatzung zählte zu dem Heere oder Armeecorps von Niederpannonien, welches auch auf Ziegeln genannt wird.

Aquincum war nach dem Zeugnisse des Ammianus Marcellinus unter Kaiser Valentinian der Ausgangspunct für die Kriegsoperationen gegen die jenseits der Donau wohnenden Quaden; auf einer Schiffbrücke führte der Kaiser die Truppen in das feindliche Land, drang siegreich vor, züchtigte die Barbaren wegen ihrer zahlreichen Einfälle und kehrte mit seinem unversehrten Heere wieder nach *Aquincum* zurück. Der römische Befehlshaber von *Pannonia Valeria* ging von dem bisherigen Systeme ab und begann auch am jenseitigen Donauufer in *solo barbarico*

[1]) So ein Meilenstein von Alexander Severus v. J. 230 n. Chr. (Orelli Inscript. lat. Nr. 959), ein zu Essek gefundener von Maximinus und Maximus v. J. 236 (ib. 963) und einer von Promontor von Philippus und Ottacilia mit der Distanzangabe: *Ab Aquinco millia passuum VIII* (Orelli, 5532, l.).

Befestigungen anzulegen, welche durch Brücken mit den grösseren Colonien verbunden wurden. So entstand *Aquincum* gegenüber das von der Notitia Imperii erwähnte *Contra-Acincum trans in barbarico*, das aber bei dem grossen Aufstande und Einfall der Quaden in das römische Gebiet zerstört wurde. Man soll auch im J. 1812 am linken Donauufer Reste von Mauerwerk entdeckt haben, welche diesen Umstand bestätigen und wahrscheinlich von einem Brückenkopfe herrühren. Die Ausdehnung der Colonie scheint nach den gefundenen Überresten und noch sichtbaren Spuren eine ziemlich bedeutende gewesen zu sein und erstreckte sich von der Mitte Alt-Ofens in nördlicher Richtung; auf den Wiesen und Hutweiden gegen die Pulverstampfe (neben der nach St. Andre führenden Strasse) sieht man deutlich die unter dem Boden laufenden Mauern, man erkennt die Abtheilungen der einzelnen Gebäude und wo man in den Grund gräbt, trifft man auf Schutt, dessen Ziegel und Mörtel, mit Ziegelstückchen gemischt, unverkennbar römischen Ursprung verrathen. Ein ungefähr 6 Fuss erhobenes ziemlich regelmässiges Viereck dürfte das ehemalige Lager, von einem Graben umgeben, bezeichnen.

Sehr bemerkenswerth sind die Reste der römischen Wasserleitung, welche von der Pulverstampfe über 1000 Klafter lang in die Mitte von Alt-Ofen führte. Die Quelle kömmt in ausserordentlicher Reichhaltigkeit, in vielen mitunter armdicken Sprudeln, mit einer Temperatur von 24° R. und bedeutenden mineralischen Bestandtheilen, namentlich Schwefel, aus dem Boden herauf und sammelt sich in einem grossen Bassin, in welchem ebenfalls Spuren römischen Mauerwerkes, mit festem Wassercement überzogen, entdeckt wurden. Die Römer stauten den Wasserspiegel wenigstens bis zu einer Höhe von 15—18 Fuss, um für den Aquäduct das nöthige Gefäll zu erhalten. Dieser bestand aus viereckigen Pfeilern von Bruchsteinen mit ausserordentlich festem Mörtel gemauert, die Pfeiler waren durch Bogen verbunden, auf denen das Wasser von steinernen Rinnen eingefasst lief. Man sieht noch die lange, fast ununterbrochene Reihe von Pfeilern, freilich in äusserst ruinenhaftem Zustande, so dass sich die ursprüngliche Grundform kaum mehr erkennen lässt; mit Flechten überwachsen und mit Kalksinter von dem Wasser, welches nach Zerstörung der Leitung und vor der gegenwärtigen Eindämmung vielleicht Jahrhunderte lang regellos hinfloss, incrustirt, sehen sie mehr Felsblöcken als Mauerwerk ähnlich. An einigen erkennt man noch sehr deutlich beiderseits die Bogenanläufe; diese so wie die ziemlich regelmässige Distanz der Pfeiler zeigt, dass die Spannweite der Bogen ungefähr 15 Fuss betrug, daher im Ganzen wohl über 400 Pfeiler waren. Dieser Aquäduct leitete das warme Mineralwasser der Quelle, welche gegenwärtig einen ziemlichen Bach bildet, der die Pulverstampfe und eine Mühle treibt, in die Bäder von *Aquincum*, wenigstens geht die Richtung gerade gegen den Florianiplatz, wo im J. 1778 ein sehr grosses Hypocaustum, unzweifelhaft von einer Bade-Einrichtung herrührend, aufgefunden wurde[1]).

Die Römer hielten ausserordentlich viel auf das Baden; jeder nur einigermassen bemittelte Privatmann hatte in seinem Hause eine wohl eingerichtete Badestube und bei dem steigenden Wohlleben in der Kaiserzeit wurde nicht nur einmal des Tags gebadet, sondern vier bis sechs Mal; Commodus, Gordianus, Gallienus badeten sieben bis acht Mal des Tags, ersterer nahm sogar die Mahlzeit im Bade ein. Der verfeinerte Luxus machte aus den grossartigen Thermen in Rom und anderen grossen Städten Vergnügungsorte, wo die müssigen Reichen, in dem raffinirtesten Comfort schwelgend, den grössten Theil des Tages zubrachten und wo nicht blos für alle Arten des Badens nach dem verschiedenen Geschmacke und Behagen gesorgt war, sondern überhaupt für die angenehmste Pflege des theuren Leibes in allen Beziehungen. Es waren daher nebst den eigentlichen Badelocalitäten noch eine Menge Räume angebracht, um Gymnastik zu treiben, sich zu salben und Toilette zu machen, Hallen zum Auf- und Niederwandeln und zum Ausruhen etc.

Diese luxuriösen Einrichtungen der Hauptstädte, deren für die verschiedenen Zwecke und Bedürfnisse bestimmten Theile noch manches Räthselhafte haben, dürfen wir freilich in den kleineren Provinzial-Örtern, besonders in unserem Norden, nicht suchen, sondern hier hatten die Bäder, am meisten die militärischen, welche sich häufig in den Stationen der Legionen finden, den rein praktischen Zweck des Badens und auch hierbei ist ein Unterschied zu machen zwischen denen, die mit natürlichem Wasser gespeist wurden und den mineralischen, indem die letzteren meist noch einfacher in ihren Einrichtungen gewesen zu sein scheinen.

Das erwähnte mitten in Alt-Ofen im J. 1778 aufgedeckte Hypocaustum bildet im Grundrisse ein Rechteck mit halbkreisförmigem Abschluss am östlichen Ende, von der bedeutenden Länge von 47 Fuss bei 24½ Fuss Breite. Der Boden besteht aus quadratischen Ziegeln, auf welche eine dicke mit Ziegelbrocken vermischte Mörtellage aufgetragen ist, die mit einem aus rothen, grauen und weissen Steinchen in einfachen Ornamenten zusammengesetzten Mosaik bedeckt war. Der ganze Boden, welcher gegen die rund geschlossene Seite eine geringe Neigung von 2 Zoll hat, ist hohl und wird von 3 Fuss 8 Zoll hohen regelmässig in Reihen gestellten Stützen getragen. Diese sind zweierlei Art; die an der westlichen Seite sind runde Säulchen aus Trachyt mit ungegliederten, einfach ausladenden Capitälen

[1]) Ein Bauer, der eine Kalkgrube machen wollte, stiess zuerst darauf. Die Kaiserin Maria Theresia, welche davon erfuhr, ertheilte den Befehl, dass auf Kosten der Universität weitere, vorsichtige Nachgrabungen vorgenommen werden sollten unter Leitung des Professors Stephan Schönvisner, der ein eigenes Werk darüber herausgab unter dem Titel: De ruderibus Laconici caldariique romani in solo budensi repertis Auctore Stephano Schönvisner. Budae (1778).

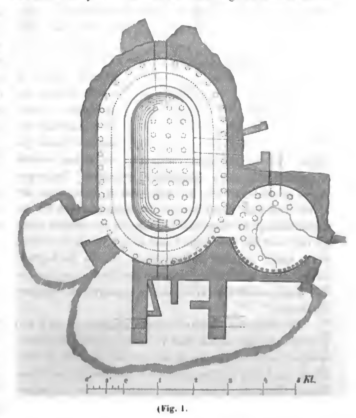
und ähnlichen Basen; solche stehen immer zu 13 in einer Reihe, 2 Fuss von einander entfernt. Ursprünglich waren der Länge des Raumes nach 15 Reihen solcher Säulchen, also im Ganzen 192, allein schon gleich nach der Aufdeckung wurden viele verschleppt und gegenwärtig sind nur mehr ungefähr 120 vorhanden. Der östlichere Theil des Raumes hat statt dieser Säulchen viereckige, regelmässig aus Ziegeln aufgebaute Pfeiler, die gegen die Seitenwände zu enger beisammen stehen als in der Mitte, an der Ausrundung unregelmässig an die Umfassungsmauer angelehnt sind; es sind ihrer im Ganzen 105, also in allem 297 Stützen, welche den Fussboden dieses Raumes trugen. In den hohlen Raum wurde durch einen an der Westseite befindlichen Canal, den Schönvisner noch sah, die erhitzte Luft aus der Heizkamer, dem praefurnium, geleitet und erwärmte so den Fussboden; an den Wänden aber standen viereckige Thonröhren, deren unterer Theil in den hohlen Boden hineinreichte, so dass die heisse Luft in dieselben einströmen konnte und so, indem mehrere Reihen solcher Heizröhren übereinander standen und auch untereinander communicirten, die Wände des Gemaches durch diese Luftheizung erwärmt wurden, — das bei den Römern übliche Heizsystem, welches in den nördlichen Gegenden nicht nur bei Bädern sondern auch in Wohnhäusern angewendet erscheint [1]).

Welcher Theil des Bades dieser grosse Raum gewesen sei, ist schwer zu ermitteln, da die jedenfalls dabei befindlichen Nebenräume nicht aufgedeckt wurden, was auch jetzt wegen der in der Nähe stehenden Häuser wohl nicht auf eine weitere Ausdehnung geschehen könnte, aber doch in der unmittelbaren Nähe dieses Hypocaustums und wobei gewiss manche nicht unerhebliche Resultate gewonnen werden könnten. Freilich wären bei der ziemlich bedeutenden Tiefe unter dem Niveau des gegenwärtigen, stark aufgeschwemmten Bodens die dazu erforderlichen Kosten nicht unbedeutend [2]).

Ein ganzer Complex von Badegebäuden wurde in den Jahren 1854 bis 1856 auf der von Alt-Ofen durch einen schmalen Donauarm getrennten Werftinsel aufgedeckt. Es ist evident, dass die Insel früher mit dem Festlande zusammenhing und das Strombett der Donau bedeutend weiter gegen Osten war, als jetzt. Erst später, nach der Zeit römischer Ansiedlung in dieser Gegend, brach der gegen Westen gedrängte Strom den Arm durch, der die Werftinsel bildet. Ein Beweis hiefür ist das römische Mauerwerk, welches vom Ufer zur Insel unter dem Wasserspiegel läuft, und bei sehr niedrigem Wasserstand noch zu sehen ist. Dem Anschein nach ist der nördliche Theil der Insel, oberhalb der weitläufigen Werkstätten der Donau-Dampfschifffahrts-Gesellschaft ganz bedeckt mit Trümmern römischer Gebäude, denn allenthalben wo man in den Boden gräbt, stösst man auf Mauerwerk oder Bruchstücke von Ziegeln und Mörtel; der hochaufgeschwemmte Boden und die vielen, mitunter grossen Bäume machen hier die Nachgrabungen schwierig und kostspielig, auch scheinen durch zahlreiche Überschwemmungen die Gebäude so zerstört worden zu sein, dass sich die Fundamente meist nur in sehr schadhaftem Zustande ans Licht bringen lassen.

Von den blossgelegten Gebäudemassen zieht vor allen die im J. 1854 entdeckte Gruppe die Aufmerksamkeit auf sich wegen ihres merkwürdigen Systems von unterirdischen Heizanlagen.

Hier treffen wir zunächst ein bedeutend grosses Gemach von elliptischer Form, 36 Fuss lang, 23 Fuss breit, in



(Fig. 1.

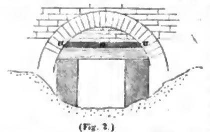
welchem sich ein grosses Bassin von 26 Fuss Länge und 13 Fuss Breite, 3 Fuss 3 Zoll Tiefe befindet, so dass um

1) Vgl. Schmidt, Baudenkmale der römischen Periode und des Mittelalters in Trier und seiner Umgebung, Heft I, S. 20 ff.; Heft II, S. 48. — Carniolia, Zeitschrift, Jahrgang 1840, Bl. 57, 58 — Collectanea antiqua by Charles Roach Smith. Vol. II. pag. 6 ff. — Leibnitz, die römischen Bäder bei Badenweiler im Schwarzwald, u. a.

2) Das Hypocaustum ist im Ganzen gut erhalten; die Höhe und Distanz der Säulchen gestattet es, ziemlich weit hinein zu kriechen: die vorderen Säulchen sind stark berusst. Der rückwärtige Theil, wo die Ziegelpfeiler stehen, ist auch ein Stück weit schliefbar, dann aber theilweise verschüttet, auch ist der auf ihnen ruhende Boden nicht überall so fest, dass man nicht bei der darauf lastenden Erdschichte einen Einsturz bei irgend einem Anstoss zu befürchten hätte. Über das Ganze ist ein steinernes Häuschen mit gutem, erst kürzlich ausgebessertem Schindeldach gebaut, so dass das Denkmal vor jeder weiteren Beschädigung geschützt ist. Die Thüre ist gesperrt und eine hölzerne Treppe führt zum Hypocaustum hinab, wo eine Laterne in Bereitschaft steht, um alles gut besehen zu können.

dasselbe nur ein 5 Fuss breiter Umgang bleibt. Das Bassin hat eine ringsum laufende, aus Ziegeln aufgemauerte, 2 Fuss hohe Sitzbank, welche mit Sockelplatten aus Kalkstein belegt war, die aber jetzt alle weggenommen sind; auf der Sohle des Bassins stösst an diese Stufe oder diesen Sitz ein fünfzölliger Viertelstab aus Cement, wahrscheinlich um die Füsse beim Sitzen darauf zu stellen. Der Boden besteht aus einem sehr festen, dem Wasser widerstehenden Cementguss, der mit einer darunter liegenden Schichte von groben, mit Ziegelbrocken vermengten Mörtel innig verbunden ist und auf denselben aufgetragem worden sein muss, als er noch nass war. Der Boden des Bassins ist eine sogenannte suspensura, d. h. er ruht auf einem System von 1 Fuss 10 Zoll hohen Säulchen aus Trachyt, von roher Form und wenig behauen, so dass ein hohler Raum entsteht, in welchen die heisse Luft geleitet wurde, um das in dem Bassin befindliche Wasser durch den Boden fortwährend gelinde zu erwärmen.

Diese Luftheizung wurde von drei Feuerplätzen aus durch 6 — 8 Fuss lange, bei 2 Fuss breite und ebenso hohe Canäle bewerkstelligt, welche mit grossen, aufrecht stehenden Trachytplatten ausgelegt und mit ähnlichen, auf diesen ruhenden bedeckt sind; über jeden Canal ist ein Gewölbe von 3 Fuss Breite gespannt, damit die Umfassungsmauern nicht mit ihrer Schwere auf den Deckplatten der Canäle lasten, ober dem Boden des Bassins sind diese Gewölbe mit Ziegeln verlegt. (Fig. 2.) Die drei Canäle befinden sich an den beiden Enden der Längenaxe des Beckens und fast in der Mitte an der Westseite. Die Heizplätze selbst sind natürlich bedeutend tiefer gelegen; sie wurden nicht vollständig von Schutt befreit. Die beiden einander gegenüber gelegenen Heizungen waren desshalb, weil in der Mitte des Hypocaustums der Quere nach eine Mauer gezogen ist, wahrscheinlich um die Luftströmung zu begrenzen, damit sich die Wärme nicht zu viel vertheile. Der dritte Canal an der Westseite scheint etwas später angelegt worden zu sein, da die ihn begrenzenden Mauern des Heizplatzes mit den Umfassungsmauern des Badegemaches nicht verbunden, sondern blos angebaut erscheinen.


(Fig. 2.)

Die Sohle des Bassins ist gegen die Südseite um 2 Zoll geneigt, um den Abfluss des Wassers zu bewerkstelligen; wirklich findet sich in der Mauer noch die bleierne Abflussröhre von 3 Zoll Durchmesser, wie gewöhnlich mit einem starken Grath, da sie aus langen Bleistreifen, die zusammengebogen und dann zugeschmolzen wurden, gemacht. Von der Zuflussröhre konnte ich keine Spur entdecken.

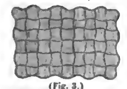
Der Fussboden des Gemaches, welchen das Bad-Bassin umgibt, ist mit Mosaik belegt aus gelblichen Kalksteinstückchen ohne Figuren; die Steinchen sind in die feine Kalk-Schichte eingesetzt, die auf der 3 Zoll dicken groben Mörtellage aufgetragen ist. Der innere Theil dieses Bodens, in einer Breite von 2 Fuss 6 Zoll, ruht auf massivem Mauerwerk, diesen umgibt ein ebenso breiter Umgang, der wieder hypocaustisch ist und auf einer Reihe von säulenartigen 3 Fuss 6 Zoll hohen Stützen ruht. In diesen Gang gelangte die erhitzte Luft von den Heizplätzen durch dieselben Canäle, wie in das Hypocaustum des Beckens, denn diese communiciren durch Seitengänge mit ihm und zwar ist beim nördlichen Canal beiderseits ein in den erwähnten Gang führender, gewölbter Schlauch angebracht, der südliche Canal aber mündet in den Gang und zugleich in den hohlen Raum unter dem Bassin. Dass ein Theil des Fussbodens keine suspensura ist, sondern massiv, geschah wahrscheinlich, damit die Badenden nicht auf den erhitzten Boden auftreten mussten, sondern auf dem kühleren um das Bad herumgehen konnten.

An den Wänden des Gemaches waren rings herum wieder thönerne Heizröhren von 9 — 10 Zoll Höhe, 6 — 7 Zoll Breite und 4 — 5 Zoll Dicke neben einander gestellt, mit ihren unteren Öffnungen in den hohlen Gang des Fussbodens reichend und durch Seitenöffnungen unter einander in Communication. Sie waren mit Nägeln in den Mörtel der verticalen Stossfugen der Mauern befestigt und in mehreren Reihen über einander angebracht; man erkennt an den Mörtelspuren noch sechs Reihen, wahrscheinlich aber reichten sie bis an die Decke. Die den Heizplätzen näheren sind innen ziemlich stark mit Russ belegt. Wenn nun von den Feuerungsstellen die erhitzte Luft in die hohlen Räume des Bodens geleitet wurde, so strömte sie durch diese Hohlziegel in den Wänden aufwärts, es entstand also ein strömender Luftzug, der das Eindringen der erwärmten Luft von den Heizplätzen aus beförderte. Das Feuer wurde wahrscheinlich, wie bei anderen ähnlichen Einrichtungen, durch Holzkohlen unterhalten, denn sonst müssten die Hypocausten und tubuli der Wände viel mehr berusst sein, als dies wirklich der Fall ist.

Die Wände sind mit Sockelplatten aus Schiefer belegt, ober diesen waren sie bemalt himmelblau mit ochergelben Querstreifen. Die Überreste sind zu wenig hoch, um zu entscheiden, wo sich Fenster befanden, eben so ob der Raum überwölbt oder flach bedeckt war; jedoch ist das letztere wahrscheinlicher, da sich im Schutte keinerlei Bruchstücke eines Gewölbes vorgefunden haben.

Aus diesem Raume führte eine Thüre, von der noch die quadratische 9 Zoll dicke Sockelplatte erhalten ist, am nordöstlichen Ende in ein kleines, nicht ganz vom Schutt befreites und in seinen Fundamenten blossgelegtes Gemach; es hat ebenfalls einen hohlen, auf Stützen ruhenden Boden, aber an den Wänden keine Heizröhren, es konnte daher nur mässig erwärmt werden. Eine zweite Thüre, der besprochenen gegenüber, führt in einen kleinen, kreisrunden

Raum von 15 Fuss Durchmesser, der mit einem Hypocaustum versehen war, das von dem Heizplatze, der in die Mitte des ovalen Gemaches führt, gespeist wurde. Die Trachytsäulen, 2 Fuss 9 Zoll hoch, sind durch die Hitze, welche hier sehr bedeutend gewesen sein muss, ganz ausgebrannt und theilweise mit Schlacken überzogen, daher auch sehr schadhaft. Der Boden, der jetzt grösstentheils eingestürzt ist, war mit einer Art von Ziegelmosaik aus



(Fig. 3.)

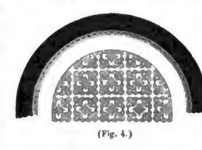
4 Zoll langen, eben so breiten, wirbelknochenförmigen Ziegeln, die abwechselnd der Länge und der Quere nach gelegt sind, belegt. Dieses Pflaster ruhte auf der dicken Mörtelschicht, welche auf die die Deckplatten der Säulenstützen bildenden Steinplatten aufgetragen ist. An den Wänden waren wieder Heizröhren angebracht, mit Mörtel verputzt, der unten mit Sockelplatten überkleidet, oberhalb gelb bemalt war. Dieser Raum scheint mit einer Kuppel überwölbt gewesen zu sein; er dürfte, da die Wärme, wie noch manche Spuren zeigen, auf einen sehr hohen Grad gebracht wurde, als Schwitzbad gedient haben, welches dem eigentlichen Bade in dem Bassin des anstossenden elliptischen Raumes vorherging. Eine Thüre führt zu einem kleinen, viereckigen Zimmer, dessen Boden ebenfalls hypocaustisch ist.

Der am nördlichen (oberen) Ende des Baderaumes befindliche Heizplatz mündet in drei Canäle, nämlich in den unter das Bassin führenden und in die zwei, welche unter die viereckigen Nebenräume gehen, jedenfalls weniger erwärmt wurden und vielleicht zum Auskleiden und zum Salben nach dem Bade dienten. Es ist sehr wahrscheinlich, dass diese Bäder ebenfalls von der grossen Quelle bei der Pulverstampfe, welche auf dem Aquäduct zum Bade auf dem Florianiplatze geleitet wurde und dasselbe speiste, ihr Wasser erhielten; es sollen sogar Reste einer von dort in der Richtung gegen die Werftinsel führenden unterirdischen Leitung entdeckt worden sein.

Leider sind diese gewiss interessanten Überreste römischer Cultur in einem äusserst ruinenhaften Zustande. Gewaltsame Zerstörung von den Barbaren, welche die Römerherrschaft vernichteten und in wilder Wuth alle Spuren derselben zu vertilgen suchten, dann Überschwemmungen und Witterungseinflüsse liessen wenig mehr als die unterirdischen Räume und den Grundriss der Mauern übrig und schon beim Aufgraben zeigte sich vieles eingestürzt und nur mehr in Spuren übrig, nach denen man die ursprüngliche Anlage und Einrichtung mehr errathen musste, als erkennen konnte. Auf Veranlassung der k. k. Central-Commission wurde zwar von Seite der Donau-Dampfschifffahrtsgesellschaft ein Dach über die aufgedeckten Räume gebaut, allein da sie von allen Seiten offen und zugänglich sind, so wurde vieles, was nur irgend Werth hatte, verschleppt, auch durch die Witterung, die auf alles, was lange Zeit mit Erde bedeckt war, ausserordentlich zerstörend einwirkt, noch schadhafter. Nachdem der Verfall einmal so weit gediehen, kann die grössere Sorgfalt, die auf die Erhaltung des noch Übrigen verwendet werden soll, leider wenig mehr helfen.

Etwa 20 Klafter östlich von dem beschriebenen Gebäudecomplexe ist ein ebenfalls hypocaustischer Raum, der als Eisgrube benützt wird, übrigens nichts bemerkenswerthes darbietet; der ganze dazwischen liegende Hügel scheint ähnliche Constructionen zu bergen. Hinter der Seilerei wurde ebenfalls ein achteckiges Gemach im Jahre 1854 aufgedeckt, dessen aus zwei Lagen von gröberem und feinerem Mörtel bestehender Fussboden eine Suspensura darstellt, auf rohen Säulchen von 7—10 Zoll Durchmesser ruhend, deren je vier die Steinplatten tragen, auf denen die Terrazza aufgetragen ist; an den Wänden waren wieder die gewöhnlichen Heizröhren herumgestellt.

Der am besten erhaltene und schönste Überrest ist ein 80 Klafter von den beschriebenen Bädern in südöstlicher Richtung gelegener halbkreisförmiger Raum (Fig. 4), der Schluss eines grossen Saales, von 27 Fuss Durchmesser, welcher im Jahre 1856 aufgedeckt wurde, als man die Fundamente für ein Grobschmiedehaus der Werfte grub.



(Fig. 4.)

Der auf einem Hypocaustum mit niedrigen, rohen Stützen ruhende Boden besteht aus mehreren Lagen, denn auf die von den Säulchen des Hypocaustums getragenen Trachytplatten ist eine 6 Zoll mächtige grobe, mit Steingries gemengte Mörtelschichte aufgetragen, dann eine 2 Zoll dicke feinere aus Kalk mit gestossenen Ziegeln, endlich die Kalklage, in welche die viereckigen, 6—7 Linien hohen Steinchen eines schönen Mosaiks eingesetzt sind.

Dieses ist aus gelblichen und grauen Kalkstückchen zusammengesetzt in eigenthümlichen geschmackvollen Figuren. Die Mauern sind wieder mit Heizröhren verkleidet, welche mit dem Hypocaustum communiciren sowie unter einander durch Seitenöffnungen; man erkennt die Spuren von sechs Reihen solcher tubuli über einander. Die Reihen alterniren hier, so dass die Fuge von je zweien einer Reihe auf die Mitte einer Heizröhre der vorhergehenden unteren Reihe trifft und so eine jede die heisse Luft von zwei der unteren Röhren erhält.



(Fig. 5.)

Es entstand dadurch eine eigenthümlich starke Ventilation und die Circulation der erwärmten Luft war eine sehr vollständige. Die oberen Reihen der tubuli, bei denen dieses System angewendet war, standen aber unter einander in keiner horizontalen Com-

munication durch Seitenöffnungen. Die Röhren reichten bis in das halbkuppelförmige Gewölbe, wie mehrere derselben durch die Curven ihrer Wände deutlich beweisen.

Die Umfassungsmauern sind aus plattenförmigen Bruchsteinen gebaut, deren Lagen zwischen den aus trefflichen Ziegeln gemachten horizontalen Mauergleichen in einem scharfen Winkel gegen einander geneigt sind. Die Ziegel sind wie die meisten römischen sehr gross (pentadora, welche die Soldaten bei ihren Bauten gebrauchten), 1 Fuss 8 Zoll lang, 10 Zoll breit und nur 2 Zoll dick, viele haben Stempel. Die Mauergleichen sind in Entfernungen von je 3 Fuss angelegt. Im Schutte fanden sich mehrere Ziegel mit Rändern, welche gegen einander gestellt wurden, wodurch man oben hohle, leichtere Mauern erhielt, jedoch scheint diess nur an den geraden Seitenwänden, nicht in der Wölbung der Fall gewesen zu sein. Die Bemalung der Wände war, nach kleinen gefundenen Stücken zu schliessen, schön kobaltblau mit braunen und lichten Streifen, theilweise auch zinnoberroth. Die Farben sind auf einem 8 Linien dicken Kalkputz aufgetragen, doch findet sich unter demselben eine ältere Malerei von braunrother Farbe mit gelb vor, welche also später cassirt wurde. Diese Überreste können nicht erhalten werden, nachdem der Platz für die Baulichkeiten der Dampfschifffahrtsgesellschaft benöthigt wird. Indess versprach der Werfte-Verwalter, Herr Pellegrini, den Mosaikboden mit möglichster Vorsicht im Ganzen, oder wenigstens in grossen Stücken ausheben zu lassen, und der k. k. Central-Commission zur Verfügung zu stellen, damit er erhalten werde [1]). Es ist hiermit der interessanteste Theil dieses Raumes gerettet.

Dass dieser ganze Complex von Bädern sammt jenem auf dem Floriani-Platze in Alt-Ofen Militärbäder waren, beweisen die Stempel der Ziegel. Bekanntlich drückten die Legionen und Cohorten der Hilfstruppen den Ziegeln, mit welchen die für ihren Gebrauch bestimmten Gebäude aufgeführt wurden, einen vertieft gravirten Stempel ein, welcher ihren Namen und Bezeichnung enthielt, während bei Civilbauten der Stempel des Fabrikanten gebraucht wurde. Die in unseren Bädern gefundenen Ziegel haben folgende, mitunter interessante Aufschriften:

1. LEG II AD—LEG II AD PF — LEG II HAD — LEG II AD ANT — d. i. Legio secunda adjutrix — legio secunda adjutrix pia fidelis — legio secunda Hadriana — legio secunda adjutrix Antoniniana. Diese Legion mit dem Beinamen Adjutrix (zum Unterschiede von der secunda Augusta) wurde von Vespasian aus Seesoldaten errichtet und kam bald nach Nieder-Pannonien, wo sie ihr Standquartier zu Aquincum fortwährend behielt (Dio Cass. LV, 24). Sie erhielt schon damals die Benennung: pia fidelis. Hadrian, nachmals Kaiser, diente als Tribun in derselben und wahrscheinlich zum Andenken daran legte er ihr den Titel Hadriana bei, der meines Wissens hier zum ersten Male vorkommt [1]). Die Legion machte unter Trajan den dacischen Krieg, unter Marc Aurel den gegen die Sueven und Sarmaten mit. Unter Caracalla, der gerne überall seinen Namen prunken sah, wie diess in der späteren Kaiserzeit immer mehr und mehr hervortritt, erhielt sie den Titel: Antoniniana, wie später Severiana, Gordiana und Constans Claudiana. Es existiren von ihr zahlreiche Inschriften, welche ihren langen Aufenthalt in Niederpannonien bezeugen.

2. COH VII BR — COH VII B R E — COH VII B R ANT, d. i. Cohortis septimae Breucorum, — Cohortis septimae Breucorum Antoninianae; auf Heizröhren kommt auch blos CHORTIS und COHORTIS vor. Gewöhnlich war den Legionen in den Provinzen eine oder mehrere Cohorten verbündeter Hilfsvölker, die von Rom in Sold genommen wurden, beigegeben. Hier finden wir bei der zweiten Legion die siebente Cohorte der Breuker, eines celtisch-pannonischen Volkes, das seinen Wohnsitz an der Save (um Brod) hatte. Von diesem Volke scheinen acht Cohorten gebildet gewesen zu sein, den Beinamen Antoniniana theilte die Abtheilung der Hilfstruppen wahrscheinlich mit der Legion.

3. COH IV P P, d. i. Cohors quarta peditata pia (?), oder Provinciae Pannoniae (?), wahrscheinlich ebenfalls der Legion zugetheilt.

4. EXER PAN INF., d. i. Exercitus Pannoniae inferioris. Es bestand nämlich eine Gruppirung des grossen römischen Heeres in einzelne Armeecorps, welche nach ihrem Aufstellungsorte benannt wurden [2]).

Aus diesen Inschriften, namentlich denen sub 1 scheint hervorzugehen, dass die Badeanlagen aus verschiedenen Zeiten herrühren und es lässt sich über dieselben wenigstens etwas vermuthen. Die Ziegel mit dem Stempel: legio secunda Hadriana kommen in dem letztbeschriebenen halbkreisförmigen Raume vor, dessen Erbauung sonach in die Zeit fallen dürfte, als die Legion diesen Namen führte, also in die Zeit der Regierung Hadrian's oder bald darnach (c. 130 n. Chr.). Dagegen wurden die Ziegel mit dem Legionsbeinamen Antoniniana bei den Räumen mit dem ovalen Bassin vorgefunden, muthmasslich entstanden diese daher unter oder nach Caracalla (c. 210), und es läge

[1]) Dies ist auch bereits geschehen und Theile des Mosaiks befinden sich im k. k. Antiken-Cabinete zu Wien und im Pester Museum.

[1]) Dass eine eigene Legio secunda Hadriana bestanden habe — wie es eine Augusta und Trajana gab — ist wohl nicht anzunehmen, da alle sonstigen Anhaltspunkte dafür fehlen. Eben so wenig ist es wahrscheinlich, dass die secunda Augusta oder Trajana von Hadrian mit seinem Namen belegt worden sei, da beide mit ihren ursprünglichen Beinamen noch in der spätesten Zeit vorkommen; auch kam keine von beiden je nach Pannonien, erstere war in Germanien, dann in Britannien stationirt, letztere in Ägypten.

[2]) So exercitus Germanicus, Noricus, Parthicus, Syriacus, Cappadocicus, Britannicus u. s. w., namentlich auf Münzen vorkommend.

zwischen beiden eine Zeit von ungefähr 80 Jahren. Die viel exactere Ausführung der Ziegel, des Mauerwerks, der Heizröhren, so wie der schöne Mosaikboden in ersterer Anlage spricht auch für eine frühere Zeit der Erbauung, als die viel roher und nachlässiger gebauten zweiten Bäder; ebenso der Umstand, dass die ursprüngliche Wandmalerei später durch eine neue ersetzt wurde. Doch sind diess, wie gesagt, blos Vermuthungen, da sich nicht genau ermitteln lässt, wie lange die Legion ihre verschiedenen Beinamen behielt. Warum auf manchen Ziegeln statt der bestimmten Bezeichnung der Legion oder Cohorte blos die allgemeine Angabe des Armeecorps erscheint, ist auch nicht klar. Übrigens kommen die Ziegel der zweiten Legion und der siebenten Cohorte der Breuker in denselben Räumen untermischt vor, daher es scheint, dass die Bäder beiden gemeinschaftlich waren und dass sie von beiden gebaut wurden.

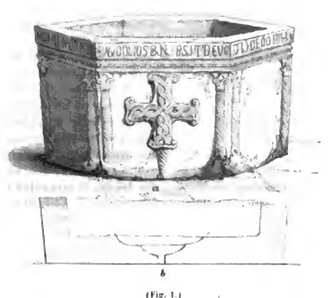
Weitere Aufgrabungen, die hoffentlich nach und nach den Grundriss der ganzen Badeanlagen blosslegen werden, dürften zu einem sichereren Resultate führen und genauere Aufschlüsse über den Zweck der einzelnen Theile, sowie über die Zeit ihrer Erbauung geben.

Der Taufbrunnen im Museo Correr zu Venedig.

Von Rudolph v. Eitelberger.

Im ebenerdigen Geschosse des Museo Correr in Venedig befindet sich ein Taufbrunnen, der sowohl seiner Form als seiner Inschrift wegen die Aufmerksamkeit der Alterthumsforscher auf sich zieht. Er befand sich früher in einem Hofe des Kapuzinerklosters al Redentore in Venedig. Von welchem Orte aber er in dieses Kloster gekommen, seine eigentliche Provenienz also, ist gegenwärtig nicht mehr zu eruiren.

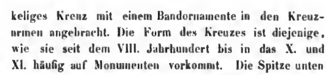
Er ist, wie die Abbildung (Fig. 1, *a* und *b*) zeigt, sechseckig, aus einem Stück Marmor gearbeitet; er hat im Innern eine Tiefe von 0·76 M., im Äussern eine Höhe von 0·88 M. jede Sechseckseite ist ungefähr 0·70 M. lang.



(Fig. 1.)

Die Ornamentik an diesem Taufbrunnen ist sehr einfach. Es läuft um denselben am obersten Rande eine Inschrift, auf die wir sogleich zurückkommen werden, unterhalb derselben zwei flache Hohlkehlen, zwischen welchen das antike Ornament der Perlenschnur angebracht ist. An jeder Seite einer jeden der sechs Flächen ist je ein Säulchen im Relief angebracht, dessen Capitälform wie den gerifften Stamm die vorausstehende Abbildung verdeutlicht; der untere Theil ist zerstört, es lässt sich daher die Form der Säulenfüsschen nicht mehr erkennen.

An der vorderen Wandfläche, d. h. jener, an der die umlaufende Inschrift anhebt, ist im Relief ein gleichschenkeliges Kreuz mit einem Bandornamente in den Kreuzarmen angebracht. Die Form des Kreuzes ist diejenige, wie sie seit dem VIII. Jahrhundert bis in das X. und XI. häufig auf Monumenten vorkommt. Die Spitze unten ist zum Einsetzen ähnlicher metallener Kreuze in dem Altartische bestimmt.



Auf den beiden Flächen an der Seite der eben beschriebenen mit dem Kreuze bezeichneten finden sich Inschriften; am Boden des Brunnens (Fig. 1 *b*) ist ein Loch zum Ablaufe des Wassers angebracht.

Dass dieser Taufbrunnen zu einer Art der Immersionstaufe gehört, ist aus der Form hinlänglich ersichtlich. Es wurde in demselben nicht ein förmliches Untertauchen vorgenommen, sondern der Täufling stand unbekleidet in dem Wasser und er wurde ausserdem mit dem Taufwasser getauft wie man es häufig auf Abbildungen des Taufactes, an Monumenten aus Aquileja und auch anderen Orten Oberitaliens, wo der Ritus patriarchinus und der ambrosianische Ritus an der Tagesordnung war, sieht. Solche Taufbrunnen standen in der Mitte der Baptisterien. An der Fläche des oberen Randes sind Löcher angebracht, die zur Anbringung des Festapparates beim Taufacte nothwendig waren.

Die Inschrift am oberen Rande lautet:

+ HECFONSNE̅PSVMITINFRMOSVREDDA̅
ILLVMINATOS · HIEXPIANTSCELERASVAQVOD
DEPRIMOSVMPSERVNTPAERNE · VTEFFICIANTV
RXPICOLESALVBRITERCONFITENDOTINV̅PER
ENNE · HOCIŌHPRBSVBTEPORWISSAS
CLAVODECIOPVSBNECOPSITDEVOTE

das heisst:

HEC FONS NEMPE SVMIT INFIRMOS VT REDDAT | ILLVMINATOS HIC EXPIANT SCELERA SUA QVOD | DE PRIMO SVMPSERVNT PARENTE. VT EFFICIANTV | R XRISTI COLE SALVBRITER CONFITENDO TRINVM PER ENNE. HOC JOHANNES PRESBYTER SVB TEMPORE WISSAS | CLAVO DVCI OPVS BENE COMPOSVIT DEVOTE.

Die Inschriften auf den beiden Flächen zur Seite des Kreuzes lauten:

auf der rechten Seite des Kreuzes:

INHŌNORVDLICETSTI

d. h. IN HONORE VIDELICET SANCTI

und auf der linken Seite:

IOHSRPTISTISTIEVTINEDTPEO
CLIENTVLOQESVO

IOHANIS PAPTISTI VT INTERCEDAT PRO EO | CLIENTVLOQVE SVO.

Diese Inschrift gehört sowohl der Form ihrer Buchstaben nach, als nach der barbarischen theilweise gräcisirten Latinität, z. B. ENNE den ersten Jahrhunderten des Mittelalters, d. h. der Zeit vom IX. bis XI. Jahrhundert an. Die langen gestreckten Buchstaben, insbesonder das [für G, die Verbindung mehrerer Buchstaben, besonders des A, E, L, R, deutet eher auf die Zeit vor dem Jahre 1000 als nach demselben. Auch die Ornamente, die umlaufende Perlenschnur, die gerifften Säulchen und das Bandornament im Kreuze sind Formen, welche der Zeit der Langobarden und der Karolinger geläufiger gewesen sind als der späteren Zeit.

Selbst das Vorkommen der Worte: fons, illuminatus, presbyter, clientulus und die ausdrückliche Hinweisung auf die Trinität (bekanntlich haben einige Häretiker in den Gegenden des oberen Italiens, Illyriens u. s. w. über diese häretische Ansichten gehabt), ist ein Zeichen höheren Alters. Ausdrücke, wie clientulus, fons, gleich mit (πηγή, κολυμβήθρα, piscina) bedürfen keiner Erläuterung. Der Ausdruck „illuminatus", wodurch der Täufling nach vollzogener Taufe bezeichnet wird, bezieht sich auf die tropische Bezeichnung der Taufe als „φωτισμός, φώτισμα, illuminatio, sacramentum illuminationis, des Taufortes baptisterium als „locus illuminationis, φωτιστήριον", und des Täuflings als „φωτισθεῖς. Dass diese Bezeichnung eine symbolische Bedeutung habe, ist eben so bekannt, als dass die Kirche, um dieser Bedeutung einen entsprechenden Ausdruck im Ritus zu geben, das Aufhängen von Lampen in den Arcaden, welche die piscina häufig umgaben und das Halten von brennenden Wachskerzen (cerei baptismales) in den Händen der Neophyten anordnete.

In der Randinschrift werden zwei Personen erwähnt, der Presbyter Johannes und der Dux Wissasclavus. Wer diese beiden Personen gewesen, wann und wo sie gelebt haben, wissen wir nicht. Wir wissen nicht ob dieser Presbyter ein Bischof (Landbischof) gewesen oder ein einfacher Presbyter, die als συλλειτουργοί consacerdotes, comministri, mit der Ausspendung der Sacramente von den Bischöfen beordert wurden. Eben so wenig wissen wir etwas über den dux Wissasclavus. Dass er einem slavischen Volksstamme angehört, ist ausser Zweifel und gewiss ist, dass die Form Wissasclavus eine altslavische Form ist, welche wohl dem Sprachgebiete, zu dem Krain, Istrien gehört, am nächsten verwandt ist. Wissasclav ist derselbe Name, der im Böhmischen Wšeslaw, im Altslavischen Vseslav (griechisch Παντοκλῆς) lautet.

In der „Gazz. uffiz. di Venezia" (Jahrgang 1853, Feuilleton von Nr. 102) ist zwar die Vermuthung ausgesprochen worden, dass dieser Wissasclav niemand Anderer wäre als der russische Fürst Izjaslav [1], der in der Geschichte Gregor VII. und Heinrich IV. eine unbedeutende Rolle spielt. Der Verfasser dieses Artikels hat aber vergessen, dass Izjaslav und Wissasclav zwei ganz verschiedene Namen sind, die mit einander ausser dem zweiten

[1]) S. Strahl's „Geschichte des russisch. Reiches" Bd. I, S. 180 und die dort citirten Stellen des Lambert von Aschaffenburg, — die „Annalen des Baronius" (XXI, p. 472), — und die „Epistolae Gregor" VII. L. II, p. 73.

Theile der Zusammensetzung „slav“, „sclav“ gar nichts zu thun haben. Es ist daher ganz unrichtig, wenn er den Namen Wissaselavus nur für ein latinisirtes Izjaslav hält und eben so unrichtig, wenn er die Sprachform mit der russischen Sprache in Verbindung bringt: der Name Jzjaslav (italienisirt Yscasla) würde latinisirt Isiaslavus oder Isasclavus lauten.

Wenn wir schon den Dux Wissaselav, zu dessen Zeiten der Presbyter Johannes den Taufbrunnen anfertigen liess, irgendwo aufsuchen wollten, so wäre es am natürlichsten ihn unter den altslavischen Stämmen des heutigen Krains und Istriens zu suchen, von denen bekannt ist, dass sie häufig mit den Fürsten des benachbarten Italiens in Verbindung gekommen (wie wir schon aus Paul. Diacon H. L. V, 23, VI, 51 u. a. m. wissen), und deren Gebiet später unter die Herrschaft der venetianischen Republik gekommen ist [1]).

„Warum in die Ferne schweifen
Sieh! das Gute liegt so nah!“

Die Wandgemälde der Kathedrale zu Gurk in Kärnthen.

I.

Beschreibung der Wandgemälde.

Von Gregor Schellander, Correspondenten der k. k. Central-Commission in Gurk.

Den kunstsinnigen Besucher der alten romanischen Kathedrale zu Gurk in Kärnthen fesselt schon bei seinem Eintritte durch das spätere gothische Portal, das in den alten romanischen Rundbogen eingefügt, jetzt den Eingang zur Vorhalle dieser merkwürdigen Basilica bildet, eine nicht geringe Fülle von Schönheiten. Nicht nur steht ihm das Hauptportal des Domes in seiner prachtvollen Ausführung gegenüber, oder es ziehen die mittelalterlichen Schnitzwerke an den beiden Seitenwänden dieser Halle seinen Blick auf sich, sondern bei näherer Beschauung treten in der durch die Glasmalereien des Eingangsthores angenehm gedämpften Beleuchtung an beiden Seiten des Tonnengewölbes dieser Vorhalle, sowie von dessen Höhe die alterthümlichen einfachen, aber noch zum Theile in hellen, frischen Farben prangenden Bilder eines Wandgemäldes hervor, das einer näheren Betrachtung wohl würdig ist.

Das erste Gefühl, das den Beschauer dieser Gemälde überkommt, ist, das des Bedauerns, dass dieselben zum grossen Theile von grossen Holztafeln mit gothischen Schnitzwerken verdeckt sind; jedoch weist sich dieser Übelstand gar bald als eine leider nothwendige Vorkehr aus, um die tiefen Schäden zu bedecken, an denen diese Wandgemälde dadurch leiden, dass ganze Felder derselben verwischt und unkenntlich, zum Theil durch das Herabfallen des Mauerverwurfes völlig entstellt sind, so dass die genannten Schnitzwerke wohl diese bedauerlichen Blössen, aber wenig von den noch vorhandenen Wandgemälden bedecken.

Diese nun, welche die beiden Seitenwände dieser Vorhalle von oben bis über die untere Hälfte derselben einnehmen, bilden sowohl an der Nord- als an der Südseite je drei Reihen, welche wieder in mehrere, nicht immer gleiche Felder eingetheilt sind, deren jedes ein oder auch zwei biblische Bilder in der Weise darbieten, dass an der nördlichen Wand der alte, an der südlichen der neue Bund seine Darstellung findet.

Indem ich nun eine Beschreibung dieser merkwürdigen Gemälde versuche, beginne ich dieselbe mit den alttestamentarischen Bildern an der nördlichen Wand und mit der ersten Reihe.

Das erste Feld enthält die Schöpfungsgeschichte. Gott der Schöpfer steht segnend da; eine erhabene Gestalt mit einem rothen Überwurfe über einer lichten Untergewandung bekleidet und mit herabwallendem goldgelben Haupthaare; vor ihm erheben sich Baum und Strauch und stehen die Thiere des Waldes und die Thiere des Feldes; da weidet das Ross und brüllt der Löwe, Eichhörnchen klimmen einen Baum hinan, Vögel durchstreichen die Lüfte und im Gewässer schwimmen die Fische und die Thiere des Meeres und über alles das streckt sich die Hand Gottes aus und segnet dieses junge Leben. Das Bild ist voll Leben und Bewegung.

Das zweite Feld theilt sich in zwei Abtheilungen. Die erste zeigt wieder Gott den Vater, die Rechte mit ausgestreckten Fingern zum Segnen erhoben; vor ihm steht Eva, die eben erschaffene, das Haupt demüthig und züchtig geneigt, indess Adam noch im Schlafe liegt, währenddem Gott die Rippe aus seiner Seite genommen hatte; vom Himmel aber schaut ein Engel hernieder und schwingt in seinen Händen ein Weihrauchfass. Das Bild ist bei seiner einfachen Anordnung voll innerer Wahrheit. Würdig schliesst sich an dasselbe die zweite Abtheilung mit der Darstellung des Sündenfalles an. Die Schlange windet sich um einen Baum, den verhängnissvollen Apfel im Maule.

[1]) In einer so eben erschienenen Broschüre: „Izvjestje o putovanju kroz Dalmaciju u Napulj i Rim“, Agram 1857, S. 87, hat Hr. J. Kukuljevic Sakcinski denselben Taufbrunnen besprochen und über Wissaslav eine andere Ansicht ausgesprochen als in dem früher angeführten Artikel der „Gazz. di Venezia“.

Er setzt nun viel richtiger den Taufbrunnen in das IX. und X. Jahrhundert und weist ihn einem Visaslav Zupan (dux bedeutet eben so gut Zupan als Gross-Zupan) von Zahulmien (bei Ragusa) zu, der der Vater des Michael Visevis (lebte um 914—926) gewesen ist und dessen Name von dem byzantinischen Constantinus Porphyrogenitus erwähnt, mit dem König Tomislaw von Croatien in Verbindung gebracht wird. Hr. J. Kukuljevic ist geneigt diesen Taufbrunnen für ein altserbisch-dalmatinisches Werk zu halten.

Adam und Eva stehen daneben, eben im Begriffe von der verbotenen Frucht zu essen, die sie in den Händen halten. Es ist das letzte Bild, über welches ein heller Farbenton wie ein lichter Schimmer liegt und das Glück der Unschuld, das noch auf der ganzen Schöpfung ruht, in einer Weise andeutet, die das Gemüth des Beschauers, auch unbewusst, wohlthuend anspricht.

Schon im dritten Felde sucht das Auge vergeblich darnach; es bietet sich ihm ein bewegtes, aber von den früheren sehr verschiedenes Bild; der Engel erhebt das flammende Schwert und treibt die sündigen Menschen vor sich her aus dem Paradiese. Mit Bangen gehorchen diese und schauen sehnsüchtig zu dem glücklichen Aufenthalte zurück, aus dem sie sich nur langsam und zagend entfernen; besonders scheint Eva zu widerstreben und wird desshalb von dem Engel, der sie mit der Linken an der Schulter berührt, gedrängt. Die zweite Abtheilung dieses Feldes stellt Abel's und Kain's Opfer dar. Abel hält sein Lamm und Kain seine Feldfrüchte in den Händen und beide bringen ihr Opfer Gott dar, dessen Hand sich aus den Wolken über Abel's Opfer segnend ausstreckt.

Das vierte und letzte Feld dieser Reihe versinnlicht den Brudermord. Kain, eine rüstige Gestalt mit einer blassgrünen Tunica bekleidet, schwingt eine rothe ästige Keile in seinen Händen; vor ihm liegt Abel sterbend, sein Haupt auf einen Felsen gestützt, in der Linken seinen Hirtenstab, die Rechte wie im Schmerze an die Brust drückend. In der zweiten Abtheilung dieses Feldes wird Kain zur Rechenschaft gezogen. Gott schaut vom Himmel herab und ruft ihm zu: „Ubi Kain"; die übrigen Worte des Spruchbandes fehlen. Kain hat seinerseits gleichfalls ein Spruchband in den Händen, das die Worte enthält: „Nescio Domine".

Die zweite Reihe dieser Bilder beginnt mit der Segnung Jakob's durch seinen Vater Isaak. Dieser, ein hochbetagter Greis sitzt auf einem Schemel und erhebt seine Hand segnend über seinen Sohn Jakob, einen zarten mädchenhaften Knaben, hinter welchem dessen Mutter Rebekka steht, zwar erfreut über das Gelingen ihrer List, aber wie es scheint auch erschrocken und verlegen, denn im Hintergrunde sieht man Esau, der eben von seiner Jagd heimkehrt und die Täuschung inne wird. Die zweite Abtheilung dieses Feldes zeigt wieder einen Greis in sitzender Stellung, die Hände vor sich ausgestreckt, und die Linke wie warnend oder abweisend erhoben; vor ihm steht etwas gebückt in rother Tunica ein Knabe, und hinter diesem eine Frauengestalt mit einer Krone am Haupte, die Hände gleichfalls wie verwundert vor sich hingestreckt. Die Scene überdeckt ein rothes Dach mit offenen Erkerfenstern. Da kein Spruchband noch sonst etwas mit Bestimmtheit auf die Bedeutung dieses Bildes schliessen lässt, so kann eine solche nur vermuthet werden und es scheint darin dargestellt zu sein, wie der Knabe Joseph seine Traumgeschichte erzählt und von seinem Vater Jakob darüber zurechtgewiesen wird. Diese Vermuthung erscheint auch desshalb wahrscheinlich, weil das nächste Bild die Geschichte Joseph's fortsetzt. Denn das sechste Feld, welches wieder in zwei Abtheilungen zerfällt, stellt die Traumdeutung Joseph's im Kerker und den Tod Jakob's vor. Eine Rebe rankt sich empor, von welcher volle Reben niederhängen, der Mundschenk hält eine davon in den Händen und presst sie in ein Gefäss aus; hinter ihm steht der Mundschenk einen vollen Korb mit Broden am Haupte, zu welchem zwei Raubvögel heranfliegen, um die Brode zu rauben; vor beiden Joseph, die Bedeutung der Träume deutend. In der zweiten Abtheilung liegt Jakob auf seinem Sterbelager; ihm zu Haupte steht Joseph, vor ihm, das Lager umringend, seine übrigen Söhne. Jakob erhebt nur wenig, gleichsam todesschwach seine Hand zum Segnen, während sein Mund die letzte Ansprache mit den durch ein Spruchband angedeuteten Worten beginnt: „Audite filii Israel". Das Feld enthält kräftig gezeichnete Figuren und ein gewisser Ernst ist darüber ausgebreitet.

Das siebente und zum Theil auch das achte Feld ist durch ein mit eisernen Klammern befestigtes grosses Schnitzwerk verdeckt. Auch die ferneren Bilder, insbesondere die dritte Reihe sind mehr oder weniger, einige bis zur völligen Unkenntlichkeit verwischt, und lassen nur noch aus wenigen halb leserlichen Worten der Spruchbänder schliessen, dass hier die Geschichte Jobb's, dann die Wiederherstellung des wahren Gottesdienstes durch den König Josias ihre Darstellung findet, die jedoch von den Figuren wenig mehr erkennen lässt.

Auch die südliche Wand, an welcher Bilder aus dem neuen Bunde, und zwar aus dem Leben unseres Herrn dargestellt sind, enthält Gemälde in drei, ursprünglich in vier Reihen, welche sich über einander hinziehen und wieder in Felder getheilt sind, deren auf jede Reihe sechs kommen, jene abgerechnet, welche sich an der westlichen Füllmauer befinden und noch erhalten und erkennbar sind.

Ich beginne mit der ersten oder obersten Reihe:

In dem ersten Felde stellt sich uns als der Anfang des Heiles die Verkündigung der Gnadenbotschaft durch den Erzengel Gabriel dar. In der Mitte des Bildes erhebt sich ein hoher Lilienstock mit neun Lilien, eine an jeder Seite und eine an der Spitze; vor und hinter demselben, ihr Angesicht den Lilien zugewendet, stehen der Erzengel Gabriel und Maria, jener mit einem rothen, grün gefütterten Oberkleide und einem Spruchbande mit den Worten: „Ave Maria"; die Jungfrau hingegen, das Haupt demuthsvoll geneigt, ist mit einem weissen, rothgefütterten Oberkleide bedeckt, und führt die Worte: „Ecce ancilla Domini fiat mihi" im Spruchbande. Dieses Bild übertrifft zwar weder an Technik noch an Farbenfrische die übrigen, sondern steht manchem derselben vielmehr nach und zeichnet sich überhaupt nur durch eine gewisse Einfalt aus, macht aber

dennoch auf den Beschauer einen sehr wohlthätigen Eindruck der Ruhe und des inneren Glückes und ist durch seine einfache Anordnung und seine tiefe Bedeutung (Engel und Jungfrau, geschieden durch einen Lilienstock) eines der anziehendsten Bilder.

An dieses reiht sich im zweiten Felde die Geburt des Herrn. Dieses obgleich sehr belebte Bild erreicht doch das erste nicht und steht ihm auch an Lieblichkeit nach. Fast in der Mitte befindet sich die Krippe, ein Binsengeflecht und in ihr mit dem Haupte gegen Osten das göttliche Kind rechts von der Krippe Maria in liegender Stellung, die Hände vor der Brust gefaltet; vor ihr sitzt Joseph mit einem weissen Unterkleide angethan, das ein rothes Oberkleid bedeckt. Links von der Krippe Ochs und Esel mit ihren Köpfen neugierig in die Krippe schauend, und hoch in den Wolken schwebende Engel, während an der Westseite des Aufenthaltes die Hirten eintreten. Auffallend und obwohl natürlich, dennoch dem Beschauer fremd scheinend, ist die meines Wissens bei Darstellungen der Geburt des Herrn nicht gewöhnliche liegende Stellung der Mutter Gottes, sie scheint auch gar zu natürlich und beleidigt dadurch fast das gläubige Auge, das sich gewöhnt hat, die Schmerzen der Geburt mit ihren Folgen von einem so gnadenvollen Geheimnisse fern zu halten.

Das dritte Feld versinnlicht die Anbetung der heil. drei Könige. Rechts vom Beschauer, also an der Westseite des Gemaches sitzt Maria in einem weissen Kleide auf einem — einem Thronsessel ähnlichen Sitze, das Kind Jesus auf ihrem Schoosse. Vor diesem kniet einer der heiligen Weisen, ein geöffnetes Kästchen, das er dem göttlichen Kinde darreicht, in seinen Händen, während das Kind zwei Finger seiner rechten Hand segnend über die Gabe und den Geber ausstreckt. Hinter dem knieenden Könige stehen die beiden andern, ihre Häupter mit den Kronen bedeckt. Der erste derselben ist mit einer weissen, rothgefütterten Tunica bekleidet, die ihm bis an die Knie reicht, und weist, halb gegen seinen hinter ihm befindlichen Begleiter gewendet, mit seiner Linken in die Höhe nach dem dort befindlichen Sterne, nach welchem noch eine vierte Figur, etwa der heil. Joseph, der sonst auf diesem Bilde nicht erscheint, seine rothe Kopfbedeckung gleich einem der in eine lichte Höhe schaut, über die Augen erhebend, ausblickt.

Im vierten Felde stellt sich die Beschneidung des Herrn dar. Maria, das heilige Kind zur Beschneidung darreichend, und hinter ihr Joseph mit den Tauben stehen an einem Altartische, vor welchem der Priester zur heiligen Handlung schon bereitet ist. Über diesen sammt den heiligen Figuren erhebt sich ein schön geformter auf Säulen ruhender Baldachin.

Das fünfte Feld enthält die Taufe und in seiner zweiten Abtheilung die Versuchung des Herrn. Diese Vorstellung erscheint in ihrer Ausführung am wenigsten genügend. Das Wasser erhebt sich wie ein grüner durchsichtiger Hügel um den Heiland, dem es bis an die Hüfte reicht; vor ihm steht Johannes, den Heiland an den Händen haltend, und über dem Heilande der heilige Geist in Gestalt einer weissen Taube. Ebenso befriedigt wenig die Darstellung des Versuches. Der Heiland erhebt drohend den Zeigefinger seiner rechten Hand gegen den Versucher, eine hässliche Missgestalt, von welcher wie vom Heilande — leider verlöschte Spruchbänder ausgehen.

Im sechsten Felde hält der Herr seine Rechte segnend gegen eine aus dem Hintergrunde hervortretende Figur ausgestreckt, welche sich auf einen Stab stützt und von der wegen des angeworfenen Mörtels nur noch die äussersten Umrisse bemerkbar sind; es ist wohl eine Krankenheilung.

Eine solche bietet uns auch das siebente Feld, welches sich schon an der westlichen Füllmauer befindet; es ist nämlich die Heilung des Gichtbrüchigen, den mitleidige Menschen durch das Dach des Hauses vor den Heiland bringen. Dieser erhebt segnend seine Hand über den Kranken, welcher sich in seinem Bette in sitzender Stellung vor dem Heilande befindet; von dem rothen Dache reichen die weissen Stricke nieder, auf welchen das Bett herabgelassen wurde, und über dem Dache werden die Arme der mitleidigen Freunde des Kranken sichtbar.

Die zweite Reihe dieser Bilder setzt die Darstellung der Wunder des Herrn fort und enthält:

Im achten Felde die Austreibung eines Teufels. Der Besessene, von einem Manne gehalten, steht gekrümmt, mit vorne gebundenen Händen vor dem Heilande, der seine Rechte segnend gegen den Unglücklichen erhebt, aus dessen Munde eine Teufelsgestalt ausfährt. Zwei Spruchbänder deuten das Bild; auf einem derselben stehen die Worte: „Libera me Dom. a spiritu“, das andere enthält die Beschwörung des Herrn: „Exi ab eo immunde spiritus“.

Diesem folgt im neunten Felde die Erweckung des Lazarus. Vor einem Sarge, dessen Deckel abgeworfen ist, steht der Herr, wieder seine rechte Hand zum Segnen ausgestreckt, in der Linken das Spruchband mit den Worten: „Lazare veni foras“. Aus dem Sarge erhebt sich ganz in Tücher eingehüllt, mit gefaltenen oder gebundenen Händen Lazarus, neben und hinter ihm seine Schwestern und Jünger des Herrn.

Im zehnten Felde treibt Christus die Käufer und Verkäufer aus dem Vorhofe des Tempels; in der Hand schwingt er eine Geisel, vor ihm umgestürzte Stühle und die erschreckten und fliehenden Wechsler. Das Übrige ist von einer grossen Tafel der Schnitzwerke verdeckt.

Das eilfte Feld scheint die Fusswaschung darzustellen. Die Jünger des Herrn sind in einem Saale versammelt; an ihrer Spitze Petrus mit bis an die Knie entblössten Füssen; mit der Rechten deutet er an das Haupt, gleichsam sprechend: „Herr, nicht blos die Füsse sondern auch das Haupt.“ Der Herr aber steht vor ihm, den ausgestreckten Finger der rechten Hand zur Lehre erhoben, gleichsam als

wollte er sagen: „Wenn ich dich nicht wasche, hast du keinen Theil an mir". Das Bild ist schon sehr verwischt und undeutlich. An der westlichen Füllmauer befindet sich im zwölften Felde noch die Verklärung Christi am Berge Tabor. Christus der Herr schwebt in der Mitte im weissen glänzenden Kleide, über ihm Gott der Vater; dem Heiland zur Rechten, kaum mehr erkennbar Moses oder Elias und zu seinen Füssen die Jünger Petrus, Jakobus und Johannes die mit Mühe, indem sie mit den Händen ihre Augen beschatten, in den ungewohnten Glanz schauen. Petrus hält ein Spruchband mit den Worten: „Domine faciam hic tria tabernacula, tibi unum moi —"; das übrige nicht mehr leserlich.

Die dritte Reihe dieser Gemälde ist fast ganz verlöscht; sie scheint im dreizehnten und vierzehnten Felde die Ölberg-Scene und die Gefangennehmung des Herrn vorzustellen. Die übrigen Felder sind durch Schnitzwerke bedeckt und schadhaft, oder sonst unkenntlich.

Von den beiden obersten Reihen dieser biblischen Gemälde spannt sich über das ganze Tonnengewölbe dieser Vorhalle das blaue Firmament mit goldenen Sternen-Reihen besät, welche jedoch nicht gemalt, sondern aus Metall reliefartig in das Gewölbe eingefügt sind. Dieses Sternenzelt wird von den biblischen Gemälden, sowie von der Füllmauer des westlichen Portals, dann vom Tympanon des Hauptportales durch gemalte breite Mosaikstreifen geschieden, die mit je fünf oder sechs kleinen runden Medaillons geziert sind, und das blaue Sterngewölbe vierseitig abgrenzen. Dieses ist innerhalb der Mosaikstreifen durch grüne und weisse Leisten wieder in zwei quadratische Felder, in ein nördliches und südliches getheilt, zwischen denen sich auf der Höhe des Gewölbes ein breiter Raum befindet, in welchem sich reiche Laub- und Blumenverzierungen hinziehen. Die Mitte dieses Raumes nimmt aber ein grosses, in vier rechte Winkel ausgezacktes und zwischen den Winkeln ausgebogenes Medaillon ein, von dessen Spitzen nach den vier Himmelsgegenden jener Blumenschmuck ausgeht, und so ein Kreuz bildet, dessen Mittelpunkt das in dem Medaillon stehende Lamm mit der rothen, wehenden Siegesfahne ist; durch das Medaillon, so wie durch den Blumenschmuck und das Laubgewinde leuchtet überall der blaue Sternenhimmel durch, der einstens, als diese Farben und die Sterne noch im frischen Glanze strahlten, in dieser durch die Glasgemälde des Portals mit angenehm temperirtem Lichte beleuchteten Halle von ergreifender Wirkung gewesen sein muss, da er noch jetzt nicht ohne Eindruck bleibt.

Noch muss ich der Figuren erwähnen, welche das Tympanon des Hauptportales in einem grossen Halbkreisbogen umgeben; es sind die zwölf Apostel mit dem Herrn in der Mitte, welch' sämmtliche Brustbilder in zwölf aneinander gereihten, grossen runden Medaillons mit ihren Abzeichen dargestellt sind; zu oberst, nicht in einem runden, sondern in einem eben so wie das oben beschriebene Medaillon des Lammes am Scheitel des Tonnengewölbes ausgezackten und ausgebogenen Medaillon, erscheint die Halbfigur des Herrn, wie es scheint, mit einem Buche in der linken Hand.

Der Gedanke, welcher diese Darstellungen belebt und dem Künstler bei ihrer Ausführung vorgeschwebt hat, ist unschwer erkennbar; es ist nämlich das Lamm, es ist Jesus Christus, auf den sich alles bezieht, durch welchen sowohl die Ereignisse des alten Bundes ihre Erklärung, als jene des neuen Bundes ihre Erfüllung und Vollendung finden, der über Allem schwebt und über Alles Wahrheit und Leben ausgiesst. Nach welcher Idee aber die einzelnen biblischen Bilder sowohl des älteren als des neueren Bundes aneinander gereiht sind, oder ob den Künstler überhaupt ein bestimmter Gedanke dabei geleitet habe, ist mir wenigstens nicht erkennbar und wage ich auch nicht zu entscheiden, indem ich keinen solchen verbindenden Faden zwischen jenen Darstellungen auffinden konnte. Was jedoch hier nicht zu erkennen ist, das findet sich im Nonnenchore in ergreifender Wahrheit und Tiefe.

Ober dieser Vorhalle nämlich in der von den beiden Thürmen gebildeten Zwischenhalle befindet sich der Nonnenchor, jener Raum, in welchem die ursprünglich hier befindlich gewesenen Nonnen ihrem kanonischen Stundengebete und dem Gottesdienste oblagen. Dieser Theil des Gotteshauses ist nicht nur wegen seiner Architectur, sondern auch wegen seiner Wandgemälde sehenswerth und enthält in jeder Beziehung eine Fülle alterthümlicher Schönheiten. Durch einen von Norden nach Süden gespannten, auf zwei Halbsäulen ruhenden Gurtbogen ist er in zwei gleiche Theile getheilt, welche wieder mit Kuppelgewölben überdeckt und sammt diesen zu Darstellungen voll tiefer apokalyptischer Bedeutung in sinnreichster Weise benützt sind. Jede der beiden Hälften dieses Chores enthält ausser ihrer Gewölbkuppel noch drei Wandflächen, indem die nördliche und südliche durch die den Gurtbogen stützenden Halbsäulen getheilt, mit dem oberen Theile der östlichen, mit dem unteren der westlichen Hälfte des Chores zu Gute kommen. Zudem ist auch das Gewölbe des östlichen Theiles wieder in vier Felder getheilt, welche sich auch oben hin verengern und einen Kreis tragen, welcher den Scheitel des Gewölbes einnimmt; die Gewölbefelder sind ihrerseits durch lange, von dem Scheitelkreise bis zur Tiefe reichende Streifen oder Canäle getrennt, und ihre Gemälde mit Ausnahme des nördlichen, welches so wie die nördliche und südliche Wandfläche dieses Theiles ganz verwischt ist, noch ziemlich gut erhalten und genügend, um die Idee des Meisters zu erkennen. Sie haben folgende Anordnung: im östlichen Gewölbfelde steht vor dem mit Früchten beladenen Baume des Lebens Gott der Herr mit leider unleserlich gewordenem Spruchbande in der Linken, die Rechte erhoben, ihm gegenüber Adam. Es scheint die

Schöpfung Adam's zu sein, der sich, kaum zum Leben erwacht, Gott gegenüber sieht, und dem der Besitz aller erschaffenen Dinge gegeben wird. Im südlichen Felde gibt Gott dem ersten Menschen das Gebot, nicht von der Frucht des Baumes der Erkenntniss zu essen, der vor ihnen steht. Das westliche Feld zeigt schon die Übertretung dieses Gebotes. Eva isst bereits von der verbotenen Frucht und reicht sie mit der Rechten Adam hin, der eben im Begriffe ist, die gleiche Sünde zu thun. Das nördliche jetzt ganz verwischte Feld enthielt wahrscheinlich das Strafgericht Gottes, die Austreibung aus dem Paradiese. Diese Strafgerichte sind aber auch in den apokalyptischen Figuren versinnlicht, welche diesen Bildern eine tiefe mystische Bedeutung geben. Dann oben im Kreise der Gewölbescheitel strahlet ein gleichschenkeliges, in der Mitte, wo sich die Balken durchschneiden, zu einer Rose eingetieftes Kreuz, in dessen durch die Kreuzbalken gebildeten vier Winkeln je ein Engel schwebt, beschäftigt ein Gefäss in die nach allen vier Weltgegenden herniederlaufenden Canäle auszugiessen, welche die vier Gewölbfelder von einander scheiden, unten aber in den vier Seitenzwickeln dieser Felder stehen vier andere Engel mit Posaunen in ihren Händen und mit Spruchbändern und Symbolen, welche auf die Strafgerichte deuten, die sie der Welt zu verkündigen haben.

Die Idee, welche diese herrlichen Bilder beseelt, ist die Geschichte des Sündenfalles und der darauf folgenden Strafe, also die Zerstörung des Reiches des Friedens und des Glückes, welches Gott für den Menschen auf Erden schuf, in welches er ihn einsetzte, da er ihm die Herrschaft aller geschaffenen Dinge gab, und dessen er sich durch Gehorsam und Beherrschung seiner selbst erst recht würdig machen sollte. Da naht die Versuchung, welcher der Mensch keinen Widerstand leistet, und die Sünde zerstört dieses Reich und stürzt ihn ins Elend. Dieses mannigfaltige Elend und die schweren Plagen der Strafgerichte Gottes sinnbilden die Engel, welche die Zornschalen Gottes über die Welt ausgiessen, und jene, welche mit Posaunenschall das vielfältige Weh in alle Weltgegenden rufen. Aber über all dem schwebt das Kreuz, das vorbildliche erst, an dem das göttliche Opferlamm noch nicht hängt, sondern dessen Stelle bedeutungsvoll eine Rose einnimmt; aber dieses Kreuz mildert nicht nur die zermalmende Schwere der Plagen, die nur unter seiner Ägyde ausgegossen werden, sondern bietet auch den unglücklichen Verstossenen die gewisse Hoffnung der Erlösung. Wenn, wie ich vermuthe, die beiden Wandflächen, die jetzt verwischt sind, mit Scenen der Erniedrigung und des Leidens aus der Lebensgeschichte Jesu bemalt waren, wie sich in der westlichen Hälfte an den entsprechenden Wänden Bilder seiner Herrlichkeit zeigen, so wäre damit ausgedrückt, dass sich dieser Zorn und das zermalmende Gericht zunächst vor allen auf ihn entlud, der das Opferlamm geworden, der unser Aller Sünden und ihre Strafe trug. Selbst das Bild der östlichen Wandfläche, das die Umgebung eines einstens hier aufgestellten Altares bildet, und Maria mit ihrem Kinde thronend und von Heiligen und Engeln umgeben darstellt, stört, obgleich etwas späteren Ursprungs, den Sinn dieser erhabenen Conception nicht, da ja die heiligste Jungfrau es ist, durch welche der sündigen und gesunkenen Menschheit das Heil vermittelt und den Armen des Erlösers entgegengehalten wird. Auch die Himmelsleiter, welche sich an der, den Chor in zwei Hälften scheidenden Gewölbgurte zu beiden Seiten derselben erhebt, und auf welcher Engel emporsteigen, passt wohl in dieses Bild, indem sie die zwar gestörte aber nie aufgehobene Verbindung versinnlicht, welche zwischen der sündigen Menschheit und dem Himmelreiche durch Engel und gottberufene Menschen immer unterhalten wurde, und es scheint mir nicht so fast (wie Herr v. Quast annimmt)[1]) naiv, sondern vielmehr ein sehr tiefer Gedanke, gerade hier an dem Scheidebogen der beiden Reiche, des Elends und der Herrlichkeit, die Himmelsleiter angebracht zu haben, welche die Verbindung beider symbolisirt.

Die westliche Hälfte des Chores stellt die Wiederherstellung des Reiches Gottes, das himmlische Jerusalem dar, und enthält somit den Gegensatz zu dem Bilde der östlichen Hälfte, und die Vollendung der im Chore zur Anschauung gebrachten grossen Wahrheiten. Zu unterst an den drei Wandflächen dieses Chortheiles treten uns drei grosse Bilder aus der Geschichte unseres Meisters entgegen, jedoch nur solche, in denen seine königliche und göttliche Würde hervortritt. So ziehen an der südlichen Wand die heiligen drei Könige zu Rosse dahin, um dem neugebornen königlichen Kinde ihre Huldigung darzubringen; die ganze westliche Wand, welche von zwei Rundbogen und einem Kreisfenster durchbrochen ist, welches letztere neu renovirte Glasmalereien schmücken, nimmt die Verklärung Christi ein, wo sich seine Herrlichkeit und Majestät im überirdischen Glanze zeigte, und der Vater ihn als seinen vielgeliebten Sohn bekannte, an welchem er sein Wohlgefallen hat. In der Mitte, gerade unter dem Kreisfenster schwebt Christus verklärt, über ihm sein himmlischer Vater an jeder Seite von einem Engel angebetet, weiter unten an den äussersten Seiten des Gemäldes schweben, rechts von dem Herrn Moses und links Elias, während unten, fast unkenntlich die drei Apostel liegen, nämlich Petrus zu den Füssen seines Meisters, Jakobus unter Moses und Johannes unter Elias. Noch einmal, kurz vor seinem Leiden, trat die königliche Würde des Herrn hervor, als er in Jerusalem einzog, und dieses ist an der nördlichen Seitenwand dargestellt, wo der Heiland auf einem Esel sitzend, von seinen Jüngern gefolgt, von den Juden freudig begrüsst, auf mit Kleidern und Zweigen bedeckten Wegen daherzieht und hier wohl auch den Einzug des Königs der Herrlichkeiten in das himmlische Jerusalem andeutet, das hier im Kuppel-

[1]) Otte, H.: Grundzüge der kirchlichen Kunstarchäologie des deutschen Mittelalters. Leipzig 1855 (bei T. O. Weigel). S. 69.

gewölbe zu schauen ist. Denn hier stehen, schon ober den Seitenflächen im unteren Theile des Gewölbes, in den vier Eckseiten desselben die vier grossen Propheten mit ihren Sinnbildern, als Ezechiel mit dem Doppelrade, Jeremias mit der wachsenden Gerte, dann mit Spruchbändern, die sich darauf beziehen, aber grossen Theils schon unkenntlich sind. Über ihnen erbaut sich das himmlische Jerusalem wie es Johannes — Offenb. 21 — schaute. Ringsherum zieht sich die grosse hohe Mauer aus kostbaren Steinen erbaut und mit vielfarbigen Edelsteinen geschmückt, zwölf Thore führen in die Stadt, in jeder der vier Weltgegenden je drei in dreifach gekuppelten Rundbogen an einander stehend, über den Thoren aber zeigen sich von einem thurmartigen Gebäude, wie von einer Feste überbaut, je drei Apostel, zu deren Seiten Engel mit emporstehenden Flügeln die Thore bewachen und sinnbildern so, den Gedanken des Apostels Ephes. 2, 20 andeutend, dass die Stadt Gottes erbaut sei, auf die Grundfeste der Apostel und Propheten, während Jesus Christus selbst der Eckstein ist. Zwischen den Thoren und den sie bewachenden Engeln endlich ragen aus der Mauer vier Thürme empor, die sich bis in die Höhe verengend fortsetzen und dort im Scheitel des Gewölbes einen Kreis tragen, dessen Mittelpunkt das Lamm Gottes ist, von welchem es Offenb. 21, 23 heisst: „Und ihre Leuchte ist das Lamm"; das Lamm aber umgeben die Zeichen der vier Evangelisten mit ihren Devisen, die auf den abgeplatteten Spitzen der vier Thürme ruhen.

Diese ganze Darstellung, deren sinnige Bedeutung unschwer erkennbar ist, wird von dem durch die Fenster der Westwand einfallenden Lichte mässig beleuchtet und macht im Gegensatze zu dem östlichen mehr im Dunkeln liegenden Chortheile einen feierlichen, erhebenden Eindruck, den die mitunter noch trefflich erhaltenen Farben merklich erhöhen.

II.

Über das Zeitalter der Wandmalereien in der Vorhalle und im Nonnenchore des Gurker Domes.

Von Gottlieb Freiherrn v. Ankershofen, k. k. Conservator in Klagenfurt.

Dem Gurker Dome gebührt nicht nur wegen seiner hundertsäuligen Krypta, und wegen seines Prachtportales, sondern auch wegen der, seine Vorhalle und den Nonnenchor sinnreich schmückenden Wandgemälde unstreitig der erste Platz unter den kirchlichen Baudenkmalen Kärnthens. Es unterliegt zwar keinem Zweifel, dass auch die hohe Wand des Mittelschiffes der Abteikirche von St. Paul im Lavantthale einst bemalt war; denn bei der letzten Restaurirung der Abteikirche haben sich unter der in einzelnen Bruchstücken abgefallenen Tünche deutliche Spuren von Wandmalereien gezeigt, allein die Folgen der oftmaligen Übertünchung haben das weitere Verfolgen der entdeckten Spuren und daher auch das Entdecken der bemalten Wand von der grösstentheils fest anklebenden Kruste unmöglich gemacht. Auch die Stiftskirche in Milstat hat wenigstens an ihrem Äusseren beachtenswerthe Wandmalerei aufzuweisen, allein abgesehen davon, dass sie einer viel späteren Kunstperiode angehören als die Wandmalereien im Gurker Dome, zeigen jene doch nur einen einzelnen Gegenstand, während diese deutlich zu erkennen geben, dass ihrem Entwurfe ein tief durchdachter, umfassender Gesammtplan zu Grunde liege. Indem die Seitenwände der Vorhalle mit den je zwölf Darstellungen der wichtigsten Momente aus der Geschichte des alten und neuen Bundes in schönster Weise die Stelle einer *biblia pauperum* vertreten, und in leichtverständlicher Behandlung die Geschichte des seit dem Sündenfalle vorbereiteten Erlösungswerkes vortragen, wird im Gewölbescheitel, im Schlusssteine des gestirnten Himmels durch das Symbol des Lammes mit der Siegesfahne an den Schlussstein des Erlösungswerkes, an die Hinwegnahme der Sünden der Welt, an den Sieg über die Sünde und den geistigen Tod erinnert und zugleich wieder auf den lehrenden und segnenden Christus und die Zwölfzahl der Apostel gewiesen, welche er ausgesendet hat um den Völkern der Erde seine seligmachende Lehre zu verkünden. Was hier durch einen gewählten Bilderkreis in einer jedem Eintretenden verständlichen Weise gelehrt wird, tritt uns in den Wandgemälden in dem über den Vorhallen aufgebauten Nonnenchore in einer höheren mysteriösen Fassung entgegen, ein Vortrag christlicher Ideen und Lehren, mit aller Fülle christlicher Symbolik, Allegorie und Typologie. Der Entwurf dieser Bilder ist einem tief religiösen Gemüthe entquollen und spricht daher wieder zum Gemüthe, er ist die Frucht des klaren Verständnisses der Aufgabe christlicher Kunst und die Wandgemälde im Gurker Dome sind daher wieder eine Fundgrube für das Verständniss christlicher Malerei [1]); sie sind ein schätzbares Zeugniss für den Werth der so oft übersehenen Kunstleistungen des verschmähten, weil nicht gekannten oder nicht verstandenen Mittelalters. Bei diesen Vorzügen der erwähnten Wandgemälde im Gurker Dome dürfte auch ein kleiner Beitrag zur Lösung der Frage, welcher Zeit

[1]) Dieses Verständniss muss in Gurk nicht immer zu finden gewesen sein, denn sonst hätte man unmöglich an die Seitenwände der Vorhalle die sechs Holztafeln mit den aus Holz im Hochrelief geschnitzten Darstellungen aus der Hemma-Legende (wahrscheinlich in der Renaissancezeit) nageln und dadurch einen Theil der Wandgemälde theils verdecken, theils beschädigen können. Dieses Sculpturwerk hat einen nicht zu leugnenden künstlerischen Werth, gehört aber nicht dahin, wo es sich befindet und von wo es so lange nicht entfernt werden kann, bis nicht die Zeit kommt, in welcher eine Restaurirung der Wandgemälde zu ermöglichen sein wird.

diese Kundgebung der christlichen Kunstleistung angehöre, eine freundliche Aufnahme finden.

Wenn man sich die Lösung dieser Frage an Ort und Stelle zur Aufgabe macht, so leitet schon der Augenschein zur Wahrnehmung, dass die Wandgemälde in der Vorhalle und im Nonnenchore nicht derselben Zeit, sondern zwei verschiedenen, weit von einander abstehenden Perioden angehören.

Die Vorhalle des Gurker Domes hat in unbekannter Zeit eine Veränderung erfahren, welche nicht ohne wesentlichen Einfluss auf das Innere der Vorhalle war. Nach der ursprünglichen Bauanlage war nämlich die Vorhalle eine nach Aussen offene und nur durch einen kräftigen, runden, auf zwei Halbpfeiler gestützten Portalbogen geschieden. Diese Details sind noch gegenwärtig leicht erkennbar. Dieser offene Portalbogen wurde in unbekannter Zeit durch eine Mauer ausgefüllt und in diese neue Füllmauer die spitzbogige, mit gothischem Masswerke verzierte, neue Portalthüre eingesetzt, wie auch zu beiden Seiten derselben spitzbogige, gestreckte Fenster angebracht wurden. In dieser nun angeschlossenen Vorhalle bemerkt man an dem Innern der Wände der Füllmauer Wandmalerei, welche sich in dem Wandtheile, der sich die südliche Seitenwand der Vorhalle anschliesst, als Fortsetzung der an dieser Wand bemerkbaren Wandmalerei erkennen lässt. Diese Beobachtung für sich allein würde noch keineswegs genügen, auf selbe den Schluss zu stützen, dass die Wandmalerei an den Seitenwänden der Vorhalle gleichzeitig sein müsse mit der am Innern der Füllmauer. Es könnte nämlich an dieser später fortgesetzt worden sein, was früher an den Seitenwänden der damals noch offenen Vorhalle begonnen wurde. Diesfalls muss es auffallen, dass die der Geschichte des alten Testamentes entnommene Bilderreihe mit der Schöpfungsscene an der nördlichen Seitenwand der Vorhalle beginnt, wo sie begonnen haben konnte, als die Vorhalle noch durch keine Füllmauer geschlossen, eine offene war, wogegen sich an der Wand der Füllmauer, wo sie sich der nördlichen Seitenwand anschliesst, Scenen gemalt erscheinen, welche zwar schwer zu deuten, jedoch kaum aus der Geschichte des alten Bundes erklärbar sind, und mehr der Heiligen-Legende angehören dürften, da wir auf dem noch erhaltenen Gemäldereste eine männliche Figur mit niederer, spitzer Mitra und der mit dem Vorderarme emporgehobenen, faltenreichen Casula bemerken.

Entschieden ist aber das jüngere Alter der Wandmalerei in der Vorhalle dadurch dargethan, dass die den einzelnen Bildern beigegebenen Spruchbänder durchaus die gothische Minuskel zeigen und in den architektonischen Beigaben der geschweifte Spitzbogen, der sogenannte Eselsrücken, seine Anwendung fand. Es dürfte also keinem Zweifel unterliegen, dass die Wandgemälde erst der Zeit angehören, welche der Ausfüllung des Portalbogens nachgefolgt ist.

Wann jene Füllmauer eingesetzt wurde, ist unbekannt, allein schon die gothischen Fenster und die Thüre mit dem gothischen Masswerke lassen auf die gothische Periode schliessen und die obenerwähnte Anwendung des geschweiften Spitzbogens dürfte zum Schlusse berechtigen, dass wenigstens die Wandmalerei in der Vorhalle keiner früheren Periode angehöre, als der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts. Ob die Seitenwände der Vorhalle schon zur Zeit, als diese noch eine offene war, bemalt waren, das heisst, ob die gegenwärtig noch erhaltene Wandmalerei an die Stelle einer ältern getreten und ob die Idee zur Wahl der gegenwärtig sichtbaren Bilderreihe durch eine schon früher bestandene Wandmalerei gegeben wurde, lässt sich nun nicht mehr entscheiden, da die von dem Herrn Architekten Lippert an den beschädigten Stellen gestellte Untersuchung keine Spur von Überresten einer ältern Malerei ergab. Immerhin bleibt es unwahrscheinlich, dass die Vorhalle nicht schon ursprünglich mit Wandgemälden verziert gewesen sein sollte, da man doch zur innern Ausstattung des Domes, wie aus der Wandmalerei im Nonnenchore zu erkennen und aus den Spuren von Wandmalerei unter der Tünche des Langhauses zu schliessen ist, auf die Malerkunst so Vieles aufgewendet hat.

Wie wir schon durch Augenschein auf die Wahrnehmungen des geringeren Alters der Wandgemälde in der Vorhalle geleitet wurden, so lässt uns eben wieder schon der Augenschein auf das höhere Alter der Wandgemälde im Nonnenchor schliessen. Sie zeigen den romanischen Charakter, die Schrift auf den beigegebenen Spruchbändern zeigt die abgerundete Majuskel und die Brustbilder der Kirchenväter in den Medaillons auf der nördlichen Seitenwand zeigen die niedere Mitra und die faltenreiche Casula. Im Nonnenchore ist keine Bauänderung wahrnehmbar, wie eine solche in der Vorhalle bemerkbar ist, er zeigt die primitive Anlage und es ist kein Grund vorhanden, den Wandgemälden in demselben die Ursprünglichkeit abzusprechen. Dieses vorausgesetzt mag es erlaubt sein, auch die nähere Bestimmung des Zeitalters, welchem die Wandgemälde im Nonnenchore angehören dürften, zu versuchen.

Nach den Ergebnissen der bisherigen Forschungen für eine Baugeschichte des Gurker Domes kann bei deren Übereinstimmung mit den an dem Baue gemachten Beobachtungen angenommen werden, dass der Gurker Dombau am Schlusse des zwölften Jahrhunderts vollendet gewesen sei [1]).

Da der Bau von Osten nach Westen fortschritt, so dürfte die kirchliche Einrichtung der im Osten gelegenen, für den kirchlichen Dienst unentbehrlichsten Theile, wie z. B. des Altar-Raumes wohl schon bald nach ihrem Aufbaue, somit noch vor Vollendung des westlichen Baues begonnen haben. Dieses dürfte auch von der künstlerischen Ausstattung, z. B. den Wandgemälden in den Apsiden wenigstens

1) Mittheilungen 1856. S. 22.

in so weit gelten, dass mit dieser Ausstattung noch vor Vollendung des Dombaues, etwa in der letzten Bauzeit, als an der Vollendung des Baues und somit an einer ununterbrochenen Fortsetzung der Kirchenausstattung nicht mehr gezweifelt werden konnte, begonnen wurde. Dieses vorausgesetzt, glaube ich annehmen zu können, dass mit der künstlerischen Ausstattung des Gurker Domes theilweise im letzten Decennium des zwölften Jahrhunderts begonnen worden sei, die Fortsetzung und Vollendung derselben in den westlichen Theilen dagegen so, wie die kirchliche Einrichtung der letzteren dem ersten Viertel des dreizehnten Jahrhunderts angehöre.

Für diese Annahme zeugen in Rücksicht auf die kirchliche Einrichtung der späteren Bautheile des Domes zwei von mir schon bei einer anderen Gelegenheit in diesen Blättern [1]) bekannt gemachte Gurker Urkunden. Zufolge der einen dieser Urkunden erhielt der alte, an der östlichen Schlusswand des Mittelschiffes, zwischen den beiden Kryptaeingängen aufgebaut gewesene Kreuzaltar, welcher offenbar ein sogenannter Laienaltar war, erst am 2. Februar 1216 die kirchliche Weihe. Aus der zweiten Urkunde geht aber hervor, dass auch für den Nonnenchor der Bau eines Altares bestimmt war, dass aber dieser zur Zeit, als Bischof Walther von Gurk im Anfange des XIII. Jahrhunderts [2]) eine Seelenmesse stiftete, welche auf diesem Altare, wenn er vollendet sein würde, zu persolviren war, noch nicht vollendet gewesen sei. Diesen urkundlichen Nachrichten zufolge können wir sonach die kirchliche Einrichtung des Gurker Domes wenigstens nicht vor dem Jahre 1216 als vollendet annehmen.

Für die künstlerische Ausstattung des Innern des Domes, für die Ornamentirung der Einzeltheile dürfte der Zeitraum bis zu ihrer Vollendung wohl noch über das Jahr 1216 hinaus ausgedehnt werden, wenn man auch nach der oben ausgesprochenen Vermuthung annehmen will, dass dieselbe an einzelnen östlichen Bautheilen, wie z. B. an den Apsiden [1]) schon vor dem vollendeten westlichen Baue, etwa in dem letzten Decennium des XII. Jahrhunderts begonnen wurde. Zu diesen Ausstattungen gehörte nun ganz vorzüglich die Wandmalerei, mit welcher nicht blos die Vorhalle und der Nonnenchor, sondern, wie aus den Spuren von Wandmalerei, die nach und nach an einzelnen Stellen, von welchen sich die Tünche ablöste, bemerkbar wurden, wohl auch die hohe Wand des Mittelschiffes und vielleicht auch die Nebenschiffe geziert waren. Eine so geartete Aufgabe bedurfte zu ihrer Lösung wohl eines längeren, besonders für die westlichen und somit zuletzt aufgebauten Theile des Domes, über die Vollendung des Dombaues hinaus in das erste Viertel des XIII. Jahrhunderts reichenden Zeitraumes. Bei solchen wenigstens wahrscheinlichen Annahmen muss eine Wahrnehmung, welche sonst in ihrer Vereinzelung wenig beachtet würde, für die Beantwortung der Frage über das Zeitalter, welchem die Wandmalereien im Gurker Dome angehören, eine besondere Bedeutung erhalten. Wir treffen nämlich in Gurker Urkunden, welche eben dem Zeitraume von dem Beginne des letzten Decenniums des XII. Jahrhunderts bis zum Jahre 1218 angehören und zwar besonders in denen der letzten Jahre wiederholt auf die Anführung von *pictores*, wie sie wenigstens nach meinem Wissen weder früher noch später vorkömmt. Zuerst erscheint ein „Heinricus pictor" als Zeuge eines im Jänner des Jahres 1191 zwischen

---

[1]) „Mittheilungen" 1856, Novemberheft.

[2]) Es hat sich nun auch die Gurker Urkunde vorgefunden, in welcher Heinricus miseratione divina Marchio Istrie data apud Grece anno, d. i. M.CC.XI. Ind. XIIII. VIIII. Kal. Septembris verkündet, dass Bischof Walter von Gurk für seine Kirche von den markgräflichen Ministerialen Winter and Golfrid de Kronowe ein Gut apud muram in Chunisdorf für hundert and zehn Mark angekauft habe mit Einwilligung des Markgrafen, der Frau desselben Sophie, ihrer Mutter Agnes (ducis suae) and mit der Verzichtleistung ihrer Schwestern, ihrer Söhne und deren Erben. Das in dieser Urkunde angeführte Gut an der Mur in Chunisdorf ist dasselbe, mit welchem Bischof Walter die im Texte erwähnte Seelenmesse stiftete und es könnte daher scheinen, als müsste die Stiftung erst im Jahre 1211 vielleicht sogar nach diesem Jahre erfolgt sein, weil die Urkunde des Markgrafen erst am 24. August 1211 ausgestellt erscheint. Allein es ist nicht zu übersehen, dass diese Urkunde ein Datum ist, eine zur Beglaubigung der hierin aufgezählten Acta, des Kaufes zu Gunsten der Gurker Kirche, d. h. zur beabsichtigten Messstiftung, der Einwilligung des Markgrafen, seiner Frau und Schwiegermutter und der Verzichtleistung der Söhne derselben und der Erben der letzteren ausgefertigte Urkunde ist. Es ist nicht nöthig, dass das Actum der verkündeten Gegenstände derselbe Tag gewesen sei wie das Datum der Beglaubigungsurkunde. Der Kauf und auch die Widmung des gekauften Gutes können, wie solche Vorkommnisse nicht selten sind, wenigstens mit eventueller, durch die vorausgesetzte Einwilligung des Markgrafen und der betheiligten Markgräfin und der Verwandten derselben lange vor der Urkundenausfertigung erfolgt sein. Schon die Einholung der erforderlichen Consense und die Erwerbung der nöthigen Verzichtleistungen konnten die Ausfertigung der Beglaubigungsurkunde verzögert haben. Eine Verzögerung dieser Beglaubigungsurkunde kann schon desshalb nicht auffallen, wenn man die in den Zeitraum vor dem Jahre 1211 fallenden Geschicke des am 6. Jänner 1209 geächteten Markgrafen Heinrich von Istrien erwägt. Aus dem Umstande, dass die Beglaubigungsurkunde über den von dem Bischofe Walter von Gurk zu Gunsten seiner Kirche geschlossenen Kauf des Gutes Chunisdorf am 24. August 1211 ausgefertiget wurde, kann daher nicht geschlossen werden, dass jener Kauf und somit auch die Widmung des erkauften Gutes zur Stiftung der auf dem im Gurker Nonnenchore im Aufbaue begriffenen Altare zu lesenden Messe erst im Jahre 1211 und nicht schon früher erfolgt sei. Nur so viel kann aus dem Datum der oftérwähnten Beglaubigungsurkunde geschlossen werden, dass die Messenstiftung des Bischofes Walter jedenfalls vor dem 24. August 1211 erfolgt sei.

[1]) Die gegenwärtig in der Hauptapside noch erhaltenen Wandgemälde gehören dem Jahre 1598 an, wurden aber ohne Zweifel durch ältere dem Geschmacke der Renaissancezeit nicht zusagende Wandgemälde veranlasst. Worauf es dazumal vorzüglich angekommen sei, scheint mir der mit dem Maler geschlossene und im Domstiftsarchive noch aufbewahrte Accord zu erkennen zu geben. Diesem zu Folge wurde am 6. Juni 1598 mit dem Maler und Burger in Klagenfurt Anton Plamenthal um 210 fl. bedungen, dass er nach Vorschrift die drei Abseiten im Chore von unten bis an die Höhe, nicht allein bis an die Schwibbögen, sondern bis auf das oberste Gewölb sammt den steinernen Säulen durch und durch, inwendig in den Schwibbögen mit Ölfarben, die vorderen Theile aber mit anderen frischen, beständigen Farben fleissig und sauber noch denselben Sommer ausmalen soll.

den Ministerialen von Gurk und dem Rudolph von Albeck geschlossenen Vergleichsgeschäftes [1]). Am 30. Mai 1192 gab Bischof Dietrich I. von Gurk über die Bitte des Heinricus pictor das Beneficium, welches dieser von dem Bischofe verliehen erhalten hatte, nämlich zwei Äcker *apud fontem judicialem* (der Gerichtsgrenze), zwei Wiesen in Draselbach und drei Mancipien Benedikt und Richard mit der Tochter Hema dem Hospitale in Gurk mit dem Anhange, dass sie dem Heinricus und der Gattin desselben so lange diese leben würden widerspruchlos dienen sollen [2]). In einer Vergabungsurkunde desselben Bischofes Dietrich vom 3. Jänner 1194 erscheint wieder als Zeuge Heinricus pictor [3]), und in einer Urkunde des Bischofes Walther von Gurk vom 20. Mai 1209 lesen wir unter den Zeugen die pictores Heinricus et Hiltpoldus [4]). Am 6. Jänner 1217 vergab Bischof Heinrich von Gurk drei Mansen auf der Hochebene eines Berges in der Nähe der Kirche St. Jakob in Nezinz, welche Heinricus pictor von dem Bischofe Heinrich zu Lehen hatte und nebst seinem Weibe Elisa mit der durch den Probst Otto unterstützten Bitte dem Bischofe heimsagte, das Eigenthum dieser Mansen dem Chorherrenstifte zu übergehen [5]). In einer — über ein zwischen dem Bischofe Heinrich und dem Probste Otto von Gurk geschlossenes Tauschgeschäft an demselben Tage ausgefertigten Urkunde erscheint unter den Zeugen Heinricus pictor [6]) und in einer anderen über einige von dem Stiftsministerialen Otto Harnasch zu Gunsten des Gurker Chorherrenstiftes getroffenen Verfügungen am 9. März 1218 ausgestellten Urkunde finden wir wieder die Zeugen Heinricus Dietricus pictores [7]). Nach einer Urkunde vom 12. April 1218 opferte Heinricus pictor de Gurk für sein Seelenheil und das seines Weibes Elisa auf dem Marienaltare in Gurk einen Mansus in Sirnitz, welchen er von dem Abte Ulrich von St. Paul zu Lehen hatte, von jenem aber gegen zehn Mark Friesacher Denare das Eigenthum einlöste. Unter den Zeugen erscheinen *Dietricus pictor et filius suus Heinricus Rudigerus pictor* [8]).

Ich kann nicht annehmen dass der Name *pictor* der Name eines, wenn auch nicht adeligen Geschlechtes gewesen sei; denn in den bisher bekannten Gurker Urkunden kommt weder früher noch später ein solches Geschlecht vor. Den in den vorerwähnten Urkunden angeführten Zeugen Heinrich, Hiltepold, Dietrich, dessen Sohne Heinrich und dem Rudger wie auch dem Geschenkgeber Heinricus muss daher der Name *pictor* von dem Urkundenschreiber wohl nur desshalb gegeben worden sein, weil sie wirklich *pictores*, d. i. Maler waren.

Wenn nun aber in dem Zeitraume von dem Beginne des letzten Decenniums des XII. Jahrhunderts bis zum Jahre 1218 in Gurker Urkunden in einer Wiederholung, wie weder früher noch später, Maler vorkommen, so muss es in jener Zeit in Gurk doch wohl etwas zu malen gegeben haben.

Unter diesen urkundlich erwähnten Malern nimmt *Heinricus pictor de Gurk* der Gattin Elisa eine hervorragende Stelle ein. Am 19. August 1226 bestätigte Bischof Ulrich von Gurk (1222—1253) die von diesem Heinricus pictor und seiner Gattin Elisa unter den Bischöfen Dietrich (1179 — 1194), Wernher (1194 — 1195), Ekkehard (1196—1200), Walther (1200—1213), Otto (1214), Heinrich (1215—1217), Ulschalk (1218—1222) und Ulrich (1222—1253) mit deren Genehmigung und durch deren Hand dem Chorherrenstifte in Gurk gemachten und somit der Ausfertigung der Confirmationsurkunde [1]) vorausgegangenen Vergabungen. Dieser Urkunde zufolge war Heinrich ein freier Mann und den Bischöfen nur vermöge der ihm von ihnen verliehenen Güter verpflichtet. Desshalb wird er *fidelis ecclisiae (nostrae)* genannt. Sein Weib war eine Ministerialin von Gurk, wird aber in der Confirmationsurkunde *honorabilis domina* genannt. Er muss ein vermöglicher Mann gewesen sein, denn die Summe dessen, was er theils an Gurker Ministerialen für die Abtretung ihrer Dienstgüter, theils an die Bischöfe dafür gegeben hatte, dass sie die von ihm eingelösten fremden Güter und die ihm verliehenen gewesenen Güter nach ihrer Heimsagung mit Eigenthumsrecht an das Stift abtraten, betrug die für jene Zeit nicht unbedeutende Summe von 180 Marken.

Heinrich machte seine Vergabungen nicht blos darum, sich und seinem Weibe einen, nach so vielen Vergabungen wohl nicht ohne Nothwendigkeit geforderten Lebensunterhalt durch eine Herrenpfründe zu erlangen, sondern auch zu ihrem Seelenheile und zu dem ihrer Voreltern, und um der geistlichen Wohlthaten der Verbrüderung mit der geistlichen Gemeinde theilhaftig zu werden [2]). In seinen Vergabungen spricht sich daher derselbe fromme Geist aus, welchen die Wandmalereien in der Vorhalle und dem Nonnenchore des Gurker Domes erkennen lassen. Sollten wir nach allen diesen Wahrnehmungen nicht in diesem *Heinricus pictor de Gurk* den Meister muthmassen dürfen, welcher mit Beihilfe der übrigen gleichzeitig mit ihm in Gurker Urkunden vorkommenden Malern die Wandgemälde

---

[1]) Siehe meine Urkunden-Regesten Nr. DXXXXVII.
[2]) Siehe meine Urkunden-Regesten Nr. DLIIII.
[3]) Siehe meine Urkunden-Regesten Nr. DLXIV.
[4]) Siehe meine Urkunden-Regesten Nr. DCLXXXXI.
[5]) Copie aus dem Originale im Gurker Archive.
[6]) Copie aus dem Originale im Gurker Archive.
[7]) Copie aus dem Originale im Gurker Archive.
[8]) Copie aus dem Originale im Gurker Archive.

---

[1]) Copie aus dem Originale im Gurker Archive.
[2]) Die Confirmationsurkunde, von welcher sich eine Copie im Archive des kärnthnerischen Geschichtsvereines befindet, gibt als Motiv der Vergabungen des Malers Heinrich an: „*pro remedio animae suae omniumque parentum suorum nec non etiam pro adipiscenda confratria fratrum nostrorum Gurcensium canonicorum tam in praebenda quam et in orationibus.*“

im Gurker Dome anfertigte. Von diesen Malern scheinen wenigstens die Maler Dietrich, sein Sohn Heinrich und der Maler Rudger, welche in der über die Vergabung des Mansus in Sirnitz am 12. April 1218 ausgefertigten Urkunde als Zeugen angeführt werden, zu dem Vergaber Heinrich in einer näheren Beziehung gestanden zu haben. Heinrich war ein Zeitgenosse des Bischofes Dietrich, während dessen Verwaltung des Bisthumes der Dombau nach den Ergebnissen der bisherigen Forschungen vollendet wurde. Konnte nicht Bischof Dietrich der Stifter des für den noch unter ihm aufgebauten Nonnenchor bestimmten Altares gewesen sein und mit dem Auftrage der Ausstattung der Altarnische und ihrer Umrahmung mit den noch gegenwärtig erhaltenen Wandgemälden den Maler Heinrich betraut haben und wegen dieser Stiftung über der Altarnische als Widmer abgebildet worden sein, wenn er auch den vollendeten Aufbau des von ihm gestifteten Altares und auch die künstlerische Ausstattung der Altarnische wenigstens als Bischof nicht mehr erlebte. Jedenfalls scheint mir das Zusammentreffen der Beobachtung, dass die künstlerische Ausstattung der westlichen, und somit zuletzt am Schlusse des XII. Jahrhunderts vollendeten Bautheile des Gurker Domes erst im Anfange des XIII. Jahrhunderts beginnen und einen guten Theil des ersten Viertels desselben in Anspruch nehmen konnte, mit der in Gurker Urkunden aus derselben Zeit in auffallender Wiederholung vorkommenden Aufführung von Malern wenigstens zur Muthmassung zu berechtigen, dass die in der Vorhalle und dem Nonnenchore noch gegenwärtig erhaltenen Wandmalereien dem ersten Viertel des XIII. Jahrhunderts, somit dem Zeitpunkte des entschiedenen Überganges vom romanischen Style zum gothischen angehören, wornach sich auch die gewichtige Wahrnehmung des Hrn. v. Quast, dass der ganze Charakter der Malerei einen romanischen Charakter zeige, theilweise aber auch schon der gothische auffallend hervortrete, zwanglos erklären liesse.

Über die Grafen von Altbregenz und jene von Montfort, besonders die Linie zu Bregenz.

Von Joseph Bergmann.

Edeln alamannischen Blutes war das erste über Bregenz und die gleichnamige Grafschaft gebietende Grafengeschlecht. Es stammt vom Argen- und Linzgaugrafen Ulrich I. ab, einem Bruder Hildegardens, der Gemahlin Karl's des Grossen, die auf ihrem Eigen die reichsfürstliche Abtei Kempten stiftete, und des in der Geschichte unserer Ostmark streitbewährten Markgrafen Gerold, der kinderlos am 1. September 799 im Kampfe gegen die Avaren durch einen Pfeilschuss fiel und auf der Insel Reichenau ruht. Dieses Grafengeschlecht von Altbregenz, wie ich es zum Unterschiede von dem nachfolgenden jüngern, dem Montfortischen gern zu nennen pflege, gebot auch in Churrhätien, zu dem der einst romanische Curwalhengau, d. i. das vorarlbergische Oberland, gehörte; so Graf Ulrich VIII. (nach anderer Zählung IX.), wie uns eine Urkunde vom Jahre 1095 in v. Mohr's Cod. Diplom. Bd. I, Nr. 103 lehrt. Dieser stiftete oder erneuerte das Benedictiner-Kloster Mehrerau (Augia Major) am Bodensee mit seiner Gemahlin Bertha, Tochter des Grafen Rudolf von Rheinfelden, Herzogs von Alamannien, der als Gegenkönig K. Heinrich's IV. in der Schlacht bei Mölsen unweit Zeiz am 15. October 1080 gefallen war, und starb am 27. October 1097. Dessen Sohn mit dem grossväterlichen Namen Rudolf, der nach Urkunden von den Jahren 1110, 1125 und 1139 (bei v. Mohr I, Nr. 106, 114 und 121) gleichfalls Comes in pago Retia Curiensi war und den Bau der Mehrerau [1]) vollendete, war durch seine Gemahlin, die Welfin Wulfhilde, einer Schwester des übermächtigen und übermüthigen Heinrich's des Stolzen, Herzogs von Baiern und Sachsen, mit den Welfen, Hohenstaufen und Zähringern, wie auch mit Liutpold, Markgrafen von Steiermark verschwägert. Als mit ihm am 12. Mai um das Jahr 1157 (somit vor sieben Jahrhunderten) dieses reichbegüterte und mächtige Geschlecht im Mannsstamme erlosch, folgte ihm in seinem Gebiete das Geschlecht der Pfalzgrafen von Tübingen mit der Fahne, die dasselbe wegen der ihm verliehenen Pfalzgrafenwürde führte. Rudolf's einzige Tochter Elisabeth war nämlich mit dem Pfalzgrafen Hugo (†1182) vermählt und brachte an dieses Haus ihr bedeutendes väterliches Erbe. Ihr älterer Sohn Rudolf I. setzte das Geschlecht der Pfalzgrafen von Tübingen fort, das verarmt mit dem Grafen Georg Eberhard den 16. September 1634 ausstarb; der jüngere, Namens Hugo, bekam bei der Theilung die Grafschaft seines mütterlichen Grossvaters und wohl auch den Curwalhengau und nannte sich Graf von Montfort von der einst romanischen Veste Montfort, an der Berghalde nördlich vom uralten Rankweil (Vinomna) gelegen, welche die Appenzeller im Jahre 1405 gebrochen haben. Dieser Graf Hugo I. († 1219) ist der Stammvater der Grafen von Montfort mit der rothen Kirchenfahne im silbernen Felde, in welche die ursprüngliche Fahne, welche das Befehlshaberamt über das kaiserliche Aufgebot der Pfalzgraf-

[1]) Dieses Kloster, die Ruhestätte der beiden letzten Grafen von Altbregenz und der Grafen von Montfort Bregenzer Linie, wurde am 1. September 1806 von der k. baierischen Regierung aufgehoben und die Steine der schönen, vom gelehrten Abte Franz Pappus von Tratzberg ums Jahr 1740 neuerbauten Kirche zum Hafenbau von Lindau verwendet. Am 27. März 1854 kauften das Klostergebäude, das Jahre lang als Caserne gedient hatte, die Cistercienser des aufgelösten aargauischen Klosters Wettingen und bezogen es in demselben Jahre. Nun erhebt sich wieder eine Kirche an der Stelle der alten.

schaft bezeichnen mochte, später sich verändert hat. Von diesen Grafen von Montfort trennten sich um die Mitte des XIII. Jahrhunderts die Grafen von Werdenberg ab, deren eine Hauptlinie die schwarze, und die andere die weisse Kirchenfahne in rothem Felde führte, welche Linie mit dem Grafen Christoph von Werdenberg im Jahre 1534 erlosch, dessen Erbtochter Anna ihr Heiligenberg und ihre weisse Fahne an's altschwäbische Haus der Landgrafen von Fürstenberg brachte [1]).

Hugo's I. Enkel, die Grafen von Montfort, die über Vorarlberg und das obere Allgäu geboten, theilten sich in die Linien: *a)* zu **Feldkirch** [2]), von welcher der letzte Graf Namens Rudolf, der am 16. November 1390 auf seiner Burg zu Fussach starb, schon am 22. Mai 1375 zu Baden im Aargau seine Grafschaft und den seit 1338 dazu gehörigen Innerbregenzerwald an die Herzoge von Österreich bedingungsweise verkauft hatte; *b)* zu **Tettnang** und Scheer und *c)* zu **Bregenz** und Sigmaringen, welche mit dem Grafen Hugo im Jahre 1338 erlosch.

Die Feldkircher und Tettnanger Linien theilten sich in Hugo's Besitz zu Lindau am 5. November 1338, wodurch der Bregenzer Landstrich, welcher von den Quellen der Subers oder Egger-Aach, dann längs der Schwarzach bis zu ihrer Mündung in den Bodensee südlich gelegen ist, zur Grafschaft Feldkirch, und alles Land, das nördlich der genannten Flüsse gelegen, an den Grafen Wilhelm I. von Tettnang kam.

Dieser Wilhelm I., der Kaiser Ludwig's Anhänger und von 1327—1329 dessen Statthalter in Mailand gewesen, starb am 8. October 1353. Seine beiden Söhne Heinrich und **Wilhelm II.** theilten sich am 20. Mai 1354 in's väterliche Erbe, von welchem jener Tettnang, Argen, Rothenfels mit Staufen, Scheer etc., dieser **Bregenz** mit dem vordern Bregenzerwald erhielt und der Stammvater der neuen Montforter Linie zu Bregenz wurde.

Dieses Wilhelm's II. zweite Gemahlin war Ursula Gräfin von Pfirt, Witwe Hugo's Grafen von Hohenberg, und er nun, da ihre ältere Schwester Johanna († 1351) die Gemahlin des Herzogs Albrecht II. von Österreich gewesen, mit diesem Hause verschwägert. Diesem ihrem Schwager hatte Ursula ihren väterlichen Antheil an der Grafschaft Pfirt mit all ihren Rechten um 2000 Mark Silber am 8. Juni 1333 zu Baden im Aargau bedingungsweise abgetreten.

Von diesem Grafen Wilhelm II. ist die **Martinscapelle** zu Bregenz im Jahre 1361 gestiftet und das Fresco-Gemälde, wenn es aus jener Zeit herstammt, um so erhaltungswerther. Graf Wilhelm starb, nach Hieronymus Pez Script. rerum Austriac. Tom. II, 499, am 19. October 1368 in Wien, wahrscheinlich am Hofe des Herzogs Albrecht III. und fand seine Ruhestätte in der Minoritenkirche. Daher erklärt sich auch die Benennung „Oheim“ in Urkunden der österreichischen Herzoge, welche diese Grafen von Montfort-Bregenz betreffen.

Wilhelm's II. Sohn aus erster Ehe, Wilhelm III., war erst mit Ursula Gräfin von Hohenberg, Tochter der vorerwähnten Ursula von Pfirt erster Ehe, die ihm die Söhne Konrad und Hugo gebar, dann in zweiter mit Margaretha, Witwe Johanns des letzten Grafen von Pfannberg († 1362), die er wahrscheinlich hier in Wien kennen gelernt hatte, vermählt.

Nach dessen zu Anfang des Jahres 1379 erfolgtem Tode theilten die genannten Söhne die Grafschaft Bregenz am 8. Juni desselben Jahres, von der Konrad die sogenannte alte Herrschaft, d. i. die halbe Stadt Bregenz, die Gerichte Hofsteig, Lingenau mit Alberschwende im vordern Bregenzerwalde erhielt, welche dessen Enkelin Elisabetha, verehelicht an Wilhelm Markgrafen von Hachberg, am 12. Juli 1451 dem Herzoge Sigmund von Tirol um 35,592 Pfund Pfennige verkaufte. Hugo VIII., der Minnesänger [1]), bekam die neue Herrschaft, d. i. die andere Hälfte der Stadt Bregenz, die Gerichte Hofrieden, Sulzberg (mit Rüfensberg und Bolgenach), vermählte sich mit Margaretha der Jüngern, Erbgräfin von Pfannberg, Tochter seiner gleichnamigen Stiefmutter, und brachte deren steiermärkische Besitzungen an seine Linie des Hauses Montfort. Er starb am 4. April 1423 und fand seine Ruhestätte bei den Minoriten zu Bruck an der Mur. Seine Nachkommen theilten abermals am 29. October 1515 ihre Besitzungen. Graf Hugo erhielt Halbbregenz, das er kinderlos an Erzherzog Ferdinand I. am 5. September 1523 um 50,000 Gulden verkaufte; dessen Bruder Georg II. ward Herr von Peckach in Steiermark (da die andern Herrschaften schon nach und nach verkauft waren) und Stammvater der neuen Montfort-Tettnangischen Linie.

Als mit dem Grafen Ulrich VIII. von Tettnang am 16. April 1574 diese oberschwäbische Linie erlosch, erbten mit Genehmigung Kaiser Maximilian's II. Georg's († 1544) Enkel diese Grafschaft Montfort-Tettnang und verkauften, um ihr angefallenes Reichslehen von Schulden frei zu machen, zu Grätz am 31. März 1596 die Herrschaft Peckach oder Peckau sammt den Ämtern Friesach, Eggenfeld, Semriach an Paul von Eibiswald um 52,000 Gulden und 600 Ducaten Leitkauf, die dann 1652 käuflich an's Stift Vorau kam. Die gräfliche Familie verliess nun für immer die Steiermark.

---

[1]) Die Grafen von Werdenberg besassen Werdenberg, von dem sie ihren Namen führten, Sargans, Rheineck im heutigen Canton St. Gallischen Rheinthale; ferner das nunmehr fürstlich Liechtenstein'sche Vaduz und im innern vorarlbergischen Walgau die Grafschaften Pludenz mit dem Thale Montavon und Sonnenberg, durch Kauf (ddo. Wien 13. Mai 1277) Heiligenberg jenseits des Bodensees, endlich Albeck bei Ulm, Trochtelfingen etc.

[2]) Die Grafschaft Feldkirch führt die rothe und die gleichnamige Stadt die schwarze Kirchenfahne.

[1]) Über den Dichter Graf Hugo VIII. von Montfort, Herrn zu Bregenz und Pfannberg. Von Dr. Karl Weinhold. In den Mittheilungen des histor. Vereins für Steiermark. 1857, Heft VII, S. 127—190.

Graf Johann III., Reichskammerrichter zu Speyer († 21. Febr. 1619), pflanzte das Montfortische Geschlecht zu Tettnang fort, das mit dem Grafen Anton, des schwäbischen Kreises General-Major, am 25. November 1787 gänzlich erlosch. Dasselbe war allmählich in eine Schuldenlast von 1.150,000 Gulden herabgesunken, so dass es am 14. August 1779 die Grafschaft Tettnang mit der Herrschaft Langenargen (wo die Montfortische Münzstätte war, welche die österreichische Regierung nach Günzburg im Burgauischen verlegte), an das hohe Erzhaus Österreich verkaufen musste. Dieses trat am 22. August 1780 förmlich und feierlich in deren Besitz, durch den Presburger Friedensschluss am 26. December 1805 kam sie an Baiern und am 18. Mai 1810 an die Krone Württemberg.

Als die Grafschaft Montfort, wie man Tettnang gewöhnlich nannte, im J. 1810 an den König Friedrich I. von Württemberg gekommen war, gab dieser dem Gemahle seiner Tochter Katharina, dem Exkönig Hieronymus von Westphalen, hievon den Titel eines Prinzen von Montfort.

Diese vorarlbergisch-oberschwäbischen Montfort dürfen mit dem gleichnamigen, gleichfalls erloschenen Grafengeschlechte Montfort l'Amaury, das in der englischen und französischen Geschichte, besonders in den Kriegen gegen die Albigenser, eine blutige Rolle spielt, durchaus nicht verwechselt werden.

Über ein in der Burg zu Wiener-Neustadt in der Georgskirche befindliches Basrelief.

Von Albert Camesina, k. k. Conservator für Wien.

(Mit 1 Tafel.)

Dieses treffliche Kunstwerk wurde bei der unter der umsichtigen Leitung des k. k. Majors A. Ritter von Franck 1851 vorgenommenen Restaurirung der Georgskirche vom früheren, der Beschauung minder günstigen Standorte in das linke Seitenschiff der Kirche übertragen und in entsprechender Höhe in die Wand eingesetzt. Schöne Anordnung, correcte Zeichnung und insbesondere die treffliche technische Ausführung in gebranntem, schwarz glasirtem Thon empfehlen es der besonderen Beachtung der Kunstfreunde. Die schwierige Aufgabe: ein Thonrelief von so bedeutendem Umfang (1 Met. 63 Centim. Höhe bei 1 Met. 47 Centim. Breite) makellos im Ofen zu brennen, erscheint hier vollkommen gelöst.

In der Mitte des Reliefs (vergl. Taf. XI) erblicken wir eine kniende Mannsgestalt in voller Rüstung, die in Wolken schwebende heil. Jungfrau mit dem Kinde verehrend. Zur Seite steht der heilige Ritter Georg, eine jugendlich schlanke Gestalt mit lockigem Haupthaar, gleichfalls in voller Rüstung, die Rechte auf die Schulter des Knienden legend, in der Linken das flatternde Kreuzpanier, hinter dem Heiligen der erlegte Lindwurm. Der vor dem Knienden liegende gekrönte Helm mit dem habsburgischen Pfauenstutz, ferner die auf dem Wappenrock angebrachten Wappenbilder von Elsass, Cilli, Tirol und Steiermark zeigen, dass wir ein Denkmal des Hauses Habsburg vor uns haben, dessen Abbildung in Herrgott's Werke „Monumenta Augustae domus Austriacae" vergeblich gesucht wird.

Längere Zeit hindurch hielt man dieses Basrelief irriger Weise für eine Votivtafel Kaiser Maximilian's des Ersten. Eine 1847 von G. C. Wilder radirte, wenig entsprechende Abbildung führt sogar die Unterschrift „K. Friedrich IV. Basrelief in der Burgkirche zu Wiener-Neustadt aus der Zeit von 1439—1443" (im Besitze des Herrn Th. von Karajan). Die richtige Deutung des Denkmals gab zuerst Ferdinand Karl Böheim in der Beschreibung der Burg zu Wiener-Neustadt (s. Beiträge zur Landeskunde Österreichs unter der Enns, Wien 1834, 8°. Bd. IV, 41). Die Züge des knienden Ritters sind unverkennbar jene Maximilian's III., Hoch- und Deutschmeisters (Sohn K. Maximilian's II., geb. 12. Octob. 1558, gest. 2. Novemb. 1618), wie sie auf den Portraiten des Erzherzogs von P. P. Rubens (gestochen von Vorstermann und P. de Jode) und zahlreichen Denkmünzen erscheinen.

Eine unserem Relief ähnliche Darstellung zierte die Aussenseite der Flügelthüren eines Altarbildes, das auf Befehl des Erzherzogs, noch ehe er in den deutschen Ritterorden trat, im Jahre 1582 vollendet wurde, wie folgende Aufschrift beweist; „Anno domini 1582 die XVII Martii 23 an. 5. mens. 5. dies." Zu Herrgott's Zeit befand sich dasselbe in der (1770 abgetragenen) Capelle der Kaiserin zu Neustadt in der Burg und die Pinacotheca III. II. 273—274 Tab. LXXIV. gibt eine Abbildung und Schilderung dieses seither verschollenen Altarbildes. Böheim's Meinung (s. Beiträge a. a. O. IV. 42.), das Neustädter Thonrelief sei nur ein Modell des Gemäldes an der Aussenseite der beiden Flügelthüren dieses Altarbildes, entbehrt der Begründung. Auf dem Altarbilde ist der 23jährige Erzherzog dargestellt. Auch in seinem 1586 durch Martin Rota gestochenen Bildnisse erblicken wir kaum noch eine Veränderung in den Gesichtszügen. Auf dem Thonrelief erscheint er hingegen im reiferen Mannesalter, so dass die Vermuthung: es sei wohl kaum vor dem Jahre 1600 entstanden, nicht für unbegründet gelten kann.

Von überraschender Ähnlichkeit mit dem Neustädter Basrelief ist aber die aus Bronce gegossene Gruppe in Lebensgrösse am Grabdenkmal Erzherzog Maximilian's zu Innsbruck. Sie befand sich ursprünglich an der Evangelienseite des Hochaltars in der Pfarrkirche zu St. Jakob. Vier gewundene korinthische Säulen aus Erz, auf einer marmornen Basis ruhend, trugen eine gleichfalls marmorne Plattform, auf der die Standbilder des knienden Erzherzogs



Erzherzog Maximilian III. Hoch- und Deutschmeister.

und des heiligen Georg mit dem Drachen aus Erz in Lebensgrösse standen (s. Gerbert Taphographia IV. I., 384 ff. Tab. LXIX). Der im Erzguss wohlerfahrene Kammer-Poussierer des Erzherzogs, Kaspar Gras, hatte diese ausgezeichnete Arbeit 1608 vollendet, lange vor dem Ableben seines Gebieters. Leider wurde dieses schöne Denkmal bei dem Umbaue der Pfarrkirche in den Jahren 1717—1724 auf barbarische Weise in zwei Theile zertrennt und je zwei Säulen mit einem Standbilde an den Sacristeithüren der neuen Kirche angebracht.

In Bezug auf Anordnung wie Details zeigt diese nunmehr getrennte Gruppe die grösste Übereinstimmung mit jener auf dem Neustädter Basrelief. Da alle näheren Nachrichten über die ursprüngliche Bestimmung des letzteren fehlen, so dürfte nach Erwägung aller einen Anhaltspunkt gewährenden Umstände die Vermuthung nicht allzu gewagt erscheinen, jenes Thonrelief sei der erste Entwurf eines Grabdenkmals, zu dessen Errichtung der Erzherzog noch im kräftigsten Mannesalter Anstalten getroffen hatte. Dadurch würde sich auch die für die damalige Zeit ungewöhnliche Wahl eines so gebrechlichen Stoffes wie Thon ungezwungen erklären. Ob der Meister und Vollender des grossen Grabdenkmals, Kaspar Gras, der durch zwanzig Jahre in des Erzherzogs Diensten stand, auch diesen Entwurf gemacht, ist bei dem Mangel photographischer Aufnahmen oder wenigstens stylgetreuer Zeichnungen des Innsbrucker Monuments nicht zu entscheiden. Möchten wir doch solche baldigst erhalten!

Ein Mithrasdenkmal in Krain.

Von Dr. E. H. Costa, Correspondenten der k. k. Central-Commission.

Zu den interessantesten aus alter Zeit uns überkommenen Votiv- und anderen Denksteinen gehört zweifelsohne das Denkmal, welches den Vorwurf dieser kurzen Darstellung bilden wird. Im Lande Krain selbst sind bereits wiederholte Versuche einer Deutung desselben gemacht worden. Zuerst brachte die slovenische Zeitschrift „Novice" davon Nachricht, dann die Mittheilungen des historischen Vereins. Hier stehen sich aber der Musealcustos Deschmann und der tüchtige krainische Historiker Pfarrer Hitzinger in ihrer Erklärung des höchst interessanten Denkmals diametral entgegen. Da der Gegenstand allen Alterthumsforschern neu oder wenigstens weniger bekannt sein dürfte [1]), so erlaube ich mir in diesen Blättern einen genauen Bericht darüber zu veröffentlichen.

In nordwestlicher Richtung von Tschernembl, in der Nähe der von dort gegen Gotschee führenden neuen Bezirksstrasse bei der Ortschaft Rozank, ungefähr eine Stunde von jener erstgenannten Stadt liegt in der Vertiefung eines Hügels wenige Schritte unterhalb der Kirche St. Georgii mitten zwischen dichten Kastanienbäumen eine Art Grotte, welche jedoch nach oben zu nicht geschlossen, sondern nur von 2—4 Klafter hohen Felsen umgeben ist. Bei dem Volke führt dieser Ort (den wir der Kürze wegen eine Grotte nennen wollen) den Namen „Judovje" — was nach Hitzinger's sehr wahrscheinlicher Vermuthung aus Ajdovje (Heidenort) entstanden sein dürfte. Die Grotte hat die Richtung von Süden nach Norden, ist 18 Klafter lang und in der Mitte 6½ Klafter breit; der bei 5 Klafter breite Eingang führt von der Südseite in ihr Inneres. An der Westseite, wo die Felsenwand am höchsten ist, befindet sich, ungefähr 5 Fuss vom Boden erhöht, das in Frage stehende Denkmal.

Es misst 5 Fuss in der Höhe, 4½ Fuss in der Breite, und ist nach oben etwas schmäler, übrigens in die Felswand durch Kunst etwas vertieft.

Die im oberen Theile befindliche Inschrift liest sich (mit Ausnahme der drei ersteren grösseren Buchstaben — von denen später) leicht und lautet wie folgt:

„Publius Publii Filius, Aelii Nepos, et Proculus et Firminus pro salute sua suorumque"

d. i. Publius, des Publius Sohn und Enkel des Aelius, dann Proculus und Firminus haben für das Heil Ihrer selbst und der Ihrigen dieses Denkmal gesetzt.

Der untere Theil des Denkmals umfasst eine Abbildung welche in 3 Abtheilungen halb erhaben in den Felsen gehauen ist. Custos Deschmann, welcher nur eine flüchtige Skizze des Steines aufgenommen hat, erklärte es folgendermassen: Links ist ein römischer (?) Soldat, seine rechte Hand auf eine Keule stützend. Im Mittelfelde ist ein Römer im Kampfe mit einer wilden Bestie dargestellt. Die Bildung des Kopfes und der Ohren deutet auf einen Bären. Im dritten Felde ist ebenfalls eine männliche Figur. Die Inschrift deutet auf einen Votivstein. Möglich dass drei römische Krieger hier ein Jagdabenteuer bestanden, und für die glückliche Erlegung eines Bären und der Rettung aus der Gefahr, die sie dabei zu bestehen hatten, in der Bärenschlucht selbst dem Jupiter ein Votivdenkmal widmeten. Das Ungenügende dieser, auf blosse Vermuthungen gebauten Erklärung, welche von der falschen Voraussetzung ausging, D. I. M. bedeute „Deo Jovi Maximo" — veranlasste den eifrigen Hitzinger sich durch den Cooperator in Semitsch Volcic eine genaue Zeichnung des Steines zu verschaffen. Jeder der sich mit orientalischer Mythologie auch nur vorübergehend beschäftigt hat, wird dieses Denkmal alsogleich einzureihen wissen. Es enthält evidenter Massen eine Darstellung der Mithrasgeheimnisse. Gerade dieses Bild ist bei den Alten so zu sagen stereotyp. Wer sich davon überzeugen will, schlage nur die betreffende

[1]) Neu ist der Gegenstand wohl nicht den Alterthumsforschern, da Mithrasdenkmale in Österreich nicht zu den grossen Seltenheiten gehören, wie die in Stix-Neusiedl und Deutsch-Altenburg in Niederösterreich und zu Mauls in Tirol gefundenen beweisen. Beidem in Rede stehenden ist aber, nach der Ansicht des k. k. Regierungsrathes Joseph Arneth, der Umstand interessant, dass es sich in einer Grotte befindet und das Relief in den Felsen gehauen ist und nicht als einzelner Altarstein gefunden wurde. D. Red.

Abbildung bei Montfaucon: „Griechische und römische Alterthümer" Art: Mithras, und Nork: „Mythologie aller Völker" 10 Thle., 3. Hauptst. auf.

Von diesem Gesichtspunkte aus ergibt sich nun eine ungezwungenere und natürlichere Erklärung des Denkmals. Die mittlere Abtheilung, 3′ 8″ hoch und 2′ 9″ breit, ist zu oberst mit einem hervorstehenden Kreisbogen geschlossen und enthält den Hauptgegenstand, nämlich die gewöhnliche Abbildung der religiösen Feier des Mithrasgeheimnisses. Ein Jüngling, in kurzgeschürzter Tunica mit fliegendem Mantel und phrygischer Mütze über einem niedergekauerten Stier mit einem Knie gestemmt, fasst mit der linken Hand dessen Maul und stosst ihm mit der Rechten ein kurzes Messer seitwärts in die Brust, während ein Hund den Stier vorne an der Brust, eine Schlange an der Seite und ein Skorpion in den Weichen angreift. Nach den Mittheilungen des Herrn Cooperators Volcic ist dieses Bild der Hauptsache nach hinlänglich kenntlich; nur die Kopfbedeckung des Jünglings (auf der Abbildung mit punktirten Linien angedeutet) und der untere Theil der Hand ist stark beschädigt; der vordere Theil des Hundes so wie der Skorpion sind weniger kennbar; dagegen lässt sich die Schlange gut unterscheiden. Die zwei Seitenabtheilungen, je zu 3′ hoch und 9″ breit mit Rahmen eingefasst und oben abgerundet, enthalten je zwei Bilder. Unterhalb sind beiderseits gegen die mittlere Abtheilung gekehrte männliche Figuren, gleichfalls mit kurzer Tunica bekleidet und dem Anscheine nach mit phrygischen Mützen bedeckt; jene auf der linken Seite scheint sich auf einen Stock oder eine Keule zu stützen, was jedoch — wie sonst auf Mithrasbildern — eine umgewandte Fackel sein dürfte. Oberhalb sind beiderseits in besonderen Vertiefungen Brustbilder, allem Anscheine nach weibliche Personen vorstellend.

Ist somit schon aus dieser Abbildung klar, dass es sich hier um einen Votivstein zu Ehren des persischen Sonnengottes Mithras handelt, so wird dieses vorzüglich aus den Siegeln „D . J . M." klar. Diese sind nämlich nicht „Deo Jovi Maximo" sondern „Deo Invicto Mithrae" zu lesen. Für die erstere Erklärungsweise gibt es keine Analogie, keinen Grund, keine Autorität. Für das letztere sprechen:

1. die unter der Inschrift befindliche Abbildung;

2. die wiederholt in Innerösterreich gefundenen Inschriften mit voller Schreibung dieser Namen, so ein Altarstein bei Treffen in Krain gefunden: INVICTO MITHRAE P. Aelius Respectus („Mittheil. des histor. Vereines f. Krain" 1848, S. 88); ein Denkstein von Glanegg in Kärnthen: D . D . SOLI INVICTO MITHRAE; und ein zweiter von Glanegg: „DEO INVICTO MITHRAE" (Ankershofen, „Geschichte von Kärnthen" I, 456 und 638); bei Rohitsch in Steiermark: „Templum DEI SOLIS MIT." (Muchar „Geschichte von Steiermark" I, 415; Gruteri, Inscript. I, 35);

3. endlich ist das die Erklärung aller Archäologen, so Gruter's l. c. Eichhorn's („Beiträge" II, 74); Ankershofen's (l. c. I, 506, 578, 579); Terstenjak's („Novice" 1855, S. 103); Hitzinger's („Mittheilungen" etc. 1857, S. 11, 32); Muratori („Thesaur. Inscript." I, 40) erklärt D . J . M. mit Deae Isidi Matri, also auch nicht mit Deo Jovi Maximo.

Zieht man in Erwägung, dass der Mithras-Cultus vorzüglich in Grotten gefeiert wurde (Muratori, l. c. I, 25 ff., Nork, l. c.) und dass die Stelle, wo der in Frage stehende Stein sich befindet, wenn sie gleich keine eigentliche, sondern bloss eine an den Seiten nicht auch nach oben hin geschlossene Grotte enthält, doch dem geheimnissvollen Cultus um so mehr diente, wenn sie wie gegenwärtig mit schattigen Bäumen bedeckt ist; dass ferner der Cultus des indisch-persischen Sonnengottes Mithras in Innerösterreich ungemein verbreitet war, wie dieses insbesondere aus den vielen uns jener Periode uns überkommenen Denkmalen, welche sich auf diesen Cultus beziehen und welche Hitzinger in den „Mittheilungen des historischen Vereines für Krain" 1855, S. 61 und 62 vollständig zusammengestellt hat, erhellt, dass endlich die im Volke gangbare Sage von diesem Steine (ein Jäger sei von einem Löwen oder Bären angegriffen worden und habe dann zur Rettung denselben aufgestellt), als aus der unrichtigen Deutung der Abbildung geflossen angesehen werden muss — so erwächst der Erklärungsversuch Hitzinger's nahezu zu unwiderlegbarer Evidenz — vorausgesetzt, wie nicht zu zweifeln, dass die Abbildung des Herrn Volcic dem Originale getreu ist.

Notizen.

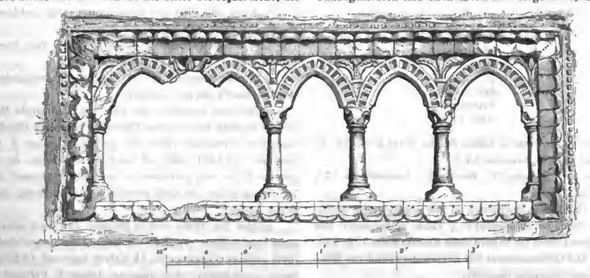
(Margarethen am Moos in Niederösterreich.) Die Pfarrkirche in dem drei Meilen südöstlich von Wien gelegenen Dorfe Margarethen am Moos ist theilweise ein spät-romanischer Bau aus der ersten Hälfte des XII. Jahrhunderts. Das Schiff ist mit zwei in gedrückten Spitzbogen geführten Kreuzgewölben bedeckt, deren breite, an den Kanten einfach abgefasste Rippen auf kurzen Halbsäulen mit Schnecken-Capitälen ruhen. Am Ende des Schiffes ist eine schmale, quadratische Halle mit runden, starken Bogen, welche den massiven, unten viereckigen, oben ins Achteck übergehenden Thurm tragen, zwischen dessen Giebeln die aus Quadern gemauerte Pyramide aufsteigt. Der flach abgeschlossene Chor hat gothische Gewölbe des XV. Jahrhunderts, in welcher Zeit auch die Erweiterung der ursprünglich ohne Zweifel rundbogigen Fenster in grössere spitzbogige stattfand. Die eine Abseite ist ein moderner Zubau.

Aus gleicher Zeit wie die Kirche dürfte die neben derselben auf dem Kirchhofe stehende Johannes-Capelle sein. Es ist ein oblonger Raum von 5° 4' Länge und 3° 3' Breite, sehr einfach aus Bruchsteinen erbaut mit einem Tonnengewölbe im gedrückten Spitzbogen (ohne Rippen und Grate) überwölbt. Die Mauerdicke beträgt 2 Fuss, an der flachen Schlusswand 4 Fuss. Der über den Boden etwas erhöhte Eingang ist modern, nachdem der alte, wie es scheint rundbogige vermauert worden ist. Sehr zierlich und das einzige architektonisch interessante Detail ist ein 6' langes, 2' 6" hohes Arcaden-Fenster an der Façade-Mauer (Fig. 1) [1]. Es besteht aus fünf gerauteten, kleinen Spitzbogen von ungleicher Breite, getragen von vier freistehenden und zwei an die Einrahmung sich anlehnenden Säulchen mit Basen, die an den Ecken schneckenartige Blätter haben und ähnlich gebildeten Capitälen über den gegliederten Säulenringen. In den Zwickeln zwischen den Bogenschenkeln sind lilienartige Figuren — drei Blätter, unten durch ein Band zusammengehalten — aus romanischem Blattwerk angebracht. Diese kleine Gallerie steht in der Mitte der Mauerdicke, die ausgeschrägte Umrahmung bildet eine Hohlkugel mit fortlaufenden zungenförmigen Blättern, aussen herum eine Perlenschnur. Die Bestimmung dieser kleinen Arcaden-Öffnung, die mir in dieser Weise an keinem andern Monumente bekannt ist, erscheint räthselhaft. Sie ist in einer Höhe von 5' über den Boden angebracht, so dass man von aussen bequem in die Capelle hineinsehen kann, auch gestatteten die Säulen keine Verglasung und die aussen Stehenden konnten dadurch an dem Gottesdienste und den Ceremonien in dem Kirchlein Theil nehmen.

Für die Zeitbestimmung dieses Theiles des Bauwerkes geben die Details des Arcaden-Fensters einen sichern Anhaltspunkt: die durch Spitzbogen verbundenen Säulchen, das Blattwerk und Profil der Umrahmung weisen entschieden auf den Anfang des XIII. Jahrhunderts hin, also wohl gleichzeitig mit der daneben stehenden Kirche.

Die beiden Fenster, ein einfach spitzbogiges, mit fehlendem Masswerk an den flachen Schlussmauern und ein kleines hoch oben an der Façade im spitzen Kleeblattbogen sind offenbar aus späterer Zeit. Das Innere der Capelle ist sehr einfach; an der südlichen Mauerblende mit steinerner Sitzbank, an den Wänden sieht man die rothen Consecrationskreuze, vorne steht der steinerne Altartisch. Unter der Capelle ist ein einfaches Gruftgewölbe mit Todtengebeinen angefüllt, ein Umstand, der sie nicht als Tauf-, sondern als Todtencapelle *(Carnarium)* bezeichnet.

Was den Bauzustand betrifft, so ist derselbe ein sehr beklagenswerther; das Gewölbe ohne Dach kann dem Eindringen des Regens kaum widerstehen und selbst die Umfangsmauern sind oben theilweise eingestürzt, die Fenster sind ohne Glas, die Thüre besteht bloss aus einigen Latten, die Capelle ist also ganz Ruine. Gegenwärtig dient sie als Aufbewahrungsort für verschiedene Geräthschaften von sehr untergeordneter Art.



(Fig. 1.)

Nachdem der k. k. Central-Commission die Mittheilung zukam, dass dieses für die ältere Baugeschichte Österreichs immerhin interessante Denkmal abgebrochen werden sollte und mir von derselben der Auftrag zu Theil wurde, die näheren Erhebungen hierüber zu pflegen, so wandte ich mich, da mir die Capelle aus eigener Anschauung ohnedem schon wohl bekannt war, brieflich an den hochwürdigen Herrn Pfarrer Joseph Lachmann zu Margarethen am Moos und ersuchte ihn im Interesse der Kunst und Wissenschaft, für die Erhaltung dieses merkwürdigen Bauwerkes zu wirken. Er machte mir die erfreuliche Mittheilung.

[1] Der vorstehende Holzschnitt wurde nach einer Photographie des Herrn Correspondenten A. Widter angefertigt, welche uns derselbe mit bekannter Bereitwilligkeit zu diesem Zwecke überlassen hatte.
D. Red.

dass nicht nur die Capelle keineswegs zerstört wird, sondern dass er Aussicht habe, zu ihrer Restaurirung und Erneuerung ihrer ehemaligen Bestimmung von dem Pfarr-Patron, Sr. Durchlaucht Fürsten Batthyány, Unterstützung zu erhalten. Dr. Ed. Freih. v. Sacken.

(Alte Denkmale in Tüffer.) Ausser den beiden schon vielfach, auch in Muchar's Geschichte der Steiermark veröffentlichten Reliefs, wovon das eine, darstellend einen Mann mit einem Bären, dermalen im Kaplangebäude, das andere — ein Kopf mit zwei Schwänen — aber im Hause des Handelsmannes Franz Orožen unter Haus Nr. 94 eingemauert sind und den beiden auch von Muchar in seiner Geschichte erwähnten steinernen Löwen, von welchen aber der am Spitalgebäude aufgestellt gewesene schon vor ungefähr 24 Jahren in das Römerbad übergetragen wurde, kommen hier noch folgende Baudenkmale vor: und zwar in der Hauptpfarrkirche St. Martin:

1. An der Rückseite des Rosenkranzaltares entdeckte ich am 24. September v. J. einen bisher noch nicht veröffentlichten römischen Inschriftstein, der also lautet:

SATVRIO
D. CASTRIC
SABINI. SER.
V. F. SIBI. ET
SEPTVMAE
CONIVGI
ANN. LX.

(Saturio Decimi Castricii Sabini Servus Vivus Fecit Sibi Et Septumae Conjugi Annorum LX.)

Des Steines Höhe 27", Breite 18". Inschrifthöhe 17", Breite 12".

2. Hinter dem Hochaltare ist der Grabstein des Archidiakons Sigmund Grabschopf's, † 1554, eingemauert. Das Epitaphium kommt vor in der Celska Kronika Seite 128, 129.

3. Das Grabmonument des Erzpriesters Polidorus Montagnana mit folgender Inschrift:

Rever. Erim. et nobll. vir D. Polydorus de Montagnana S. Sedis Aplae. ac cap. Proton. et Com. Palat piiss. memor. Rom. Imp. D. Ferd. I. et Sereniss. Prin. D. 19 Carol. Arch. Austr. a Sacr. Consil. cop. nec non Ampl. Patria. Per Styr. et Carniol. supr. Gener. Com. et Archid. Pastor Ecclesiar. Tyber, et Gurgfeld. hic in Dño Salvatore immut. expectat qui obiit in Chro. Die Mense An. D. MD.

Polidor von Montagnana, des Patriarchen Generalcommissär und Archidiakon in Steiermark und Krain, Pfarrer Tüffer und Gurkfeld, war 1570 noch am Leben.

4. Der Grabstein des Stich an der Aussenwand der Kirche. Die Inschrift lautet:

„Der ehrsam und fürnem Mathes Stich Burger zu Tüffer hat disen stain seinem lieben Vatter Daniel Stichen auch seiner lieben Mutter Veronica saligen Ehn und Urehn, auch allen seinen in Gott verschidnen geschlacht, welche alle hier undter christlichen begraben ligen, auch ihnen selbst, und seiner lieben Hausfrauen Kunigund, ein gebohrne Hallerin, und ihren nachkomen zu einer ewigen Gottsaligen gedachnus aufrichten lassen, denen allen abgestorbenen wolle Gott der allmechtig, und uns samentlich genedig und barmherzig sein. 1578.

5. Leichenstein des Pfarrers und Archidiakons Bath. Tautscher in der Rosenkranzcapelle mit folgender Inschrift:

Hic in Dño requiescit Adm. Rd[us] Perillustz. Doctus et Nobilis Dns. Balthasar Tautscher S. Sed. Aplcae protonotar. Patriarch. Archidiac. per vallem Savinae et Campi Drav. Cathedr. Eccles. Labacens. Canonic. et Praepositus Fraternitatis B. M. V. Dolorosae Cilejae nec non Ecclesiae Parochialis S. Martini in Tyffer Rector, qui obiit in Christo die 18. Novembris Anno Dni 1625.

6. Grabstein an der Aussenwand der Kirche: die Inschrift lautet:

„Hie ligt begraben die edle, und ehren-tugendreiche Frau Margaritha Stadlerin, gebohrne Liechtstokin von liechtenheim, so in gott seel. verschiden den 29. Aug. An. 1645. dero und uns allen Gott der Allmechtige gnedig und barmherzig sein wolle. Amen."

„Ad memoriam charae conjugis suae fieri fecit Ferdinandus Stadler Organissta Tyberii."

7. Am Kaplaneigebäude ist eingemauert der Leichenstein Valvasor's mit der Inschrift:

„Hier liegt begraben der Edl und Ehrenveste Herr Johann Baptista Navasor zum Thurm am Hart, und Pfandinhaber der Herrschafft Tiffer, der gestorben ist am 2. tag Novembr. des 1581. Jahr und sein Frau Emeritiana, die ein geborne Kislin, und gestarben ist am 19. tag Jenuarii des 72. Deren beder sell Gott genedig und barmherzig Sein Welle Amen."

Leider hat Tüffer erst in jüngster Zeit zwei interessante Baudenkmale verloren, nämlich *a)* die im gothischen Style gebaute Spitalcapelle, 15 Schritt lang und 10 Schritt breit, in welcher der oben genannte Johann B. Valvasor mit seiner Gemahlin begraben lag und in welcher auch ihr sub. Nr. 7 angeführter Leichenstein stand. Sie wurde sammt den Spitalgebäude verkauft und 1833 abgetragen.

b) Der nächst der Pfarrkirche am Friedhofe gewesene Karner oder St. Johannes-Capelle im Karner, welcher 1838 abgebrochen wurde.

Ob dem Markte Tüffer stehen auf einem Vorsprunge des Hum die Ruinen des alten Schlosses Tüffer.

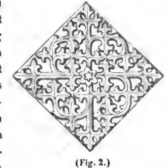
In der Umgebung des Marktes Tüffer sind merkwürdig die von den Grafen von Cilli erbaute Kirche Maria in Svetina und die Filialkirche St. Hermagoras am Javornik, an derem äusseren Sockel mit gothischen Buchstaben folgende Worte stehen:

„1X93 positus primus lapis hujus chori in vigilia sancti pangratij."

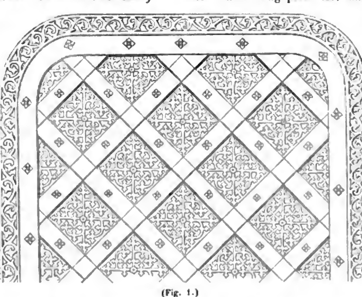
Ignaz Orožen.

(**Einige alte Eisenarbeiten in Krakau.**) Wenn auch im Mittelalter das Eisen als Material für grosse Constructionstheile keine Anwendung fand, so tritt es doch sehr häufig als Hülfstheil der Construction (nicht gerade immer zum Vortheil derselben) so wie für kleinere Arbeiten als Material auf. Es fand hauptsächliche Anwendung zu Thürbeschlägen und zum Thürschmuck, zu Gittern, zu Schliessen, deren Köpfe häufig ornamental behandelt sind [1]), zu Fensterrahmen [2]), wie für Wandleuchter [3]), Lichtträger, Kaminhunde, so wie für eine grosse Zahl von Geräthen zu kirchlichem und Profangebrauch [4]), sogar zu Sacramentshäuschen Anwendung, wie z. B. das schöne noch erhaltene Sacramentshäuschen zu Feldkirch in Tirol beweist [5]).

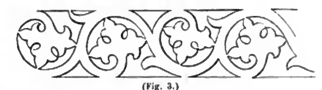
Hauptsächlich sind es aber Thürbeschläge, von denen eine grosse Anzahl erhalten sind, die Zeugniss geben von dem im Gewerbe lebenden Kunstgeiste, der selbst die roheste und gewöhnlichste Arbeit in hübsche Formen, wenn auch an derber Auffassung, zu kleiden bemüht war. Solche Thürbeschäge, bei denen das Eisen sehr häufig des Schutzes oder guten Aussehens wegen verzinnt, selbst vergoldet war, treten hauptsächlich in zweierlei Form auf. Entweder entsprossen den Thürbändern, Klopfern, Schlössern etc. etc. Ornamente, die theils aus dem Eisen selbst geschmiedet sind, welches die Bänder bildet, theils aus starkem Eisenblech ausgeschlagen, jenen wesentlichen Theilen unterlegt und so mit ihnen auf die Thürflügel befestigt sind, oder es ist ein Überzug von Blech mittelst Eisenschienen und Nieten auf die Thür befestigt. Von dieser Art sind in Krakau einige Beispiele erhalten. Fig. 1 gibt den oberen Theil des Beschlages einer kleinen Thüre die zu dem Thurme führt, welcher, ein Rest des alten Rathhauses, auf dem Marktplatze steht. Der Schmuck dieser Thüre besteht in einem Gitter von flachen Eisenschienen, von denen die nach einer Richtung gehenden an den Kreuzungsstellen über die andern weggebogen sind. Unter dieses Gitter ist ein aus Blech ausgeschlagenes Ornament unterlegt und durch die Schienen an die Thür befestigt. Fig. 2 gibt eine vergrösserte Abbildung dieses Ornaments, die Rippen der Blätter sind eingeritzt und gravirt, sonst ist das Ornament flach. Zwei ringsum laufende Schienen, von denen die äussere durch den steinernen Thürstock verdeckt wird, in dessen Falz die Thüre eingepasst ist, bilden einen Rand um dieselbe, der ebenfalls mit einem ausgeschlagenen Blechornament ausgefüllt ist (Fig. 3). Nieten mit viereckigen blattartig eingekerbten Köpfen befestigen in der Mitte zwischen je zwei Kreuzungspunkten die Schienen an die Thürflügel. Eine kleine Blechrosette ist noch unter den viereckigen Nietenkopf unterlegt (Fig. 4). Die lichte Weite des Thürstockes beträgt 3′ 3″; die Breite der Schienen 1″ 11‴; die Breite des eigentlichen Gitters zwischen den innern Schienen des Randes 2′ 7″ Met. und die Breite des Randes mit den Schienen 5″.



(Fig. 2.)



(Fig. 1.)



(Fig. 3.)

Ein einfaches Muster eines ähnlichen Thürüberzuges [1]) ist in Fig. 5 abgebildet; es ist an einer Thüre der kleinen Kirche neben dem Thore der Frauenkirche. Die Breite der Gitterschienen beträgt auch hier 2″, die lichte Weite der Maschen über Diagonal 7—8″. An dieser Thüre sind die befestigenden Nieten auf den Kreuzungspunkten der Schienen angebracht, jedoch ohne Verzierung. Beide Beschläge gehören dem Schluss des XV. oder Anfang des XVI. Jahrhunderts an.

(Fig. 4.)

[1]) Organ für christliche Kunst, 3. Jahrgang, Nr. 23 (1853).

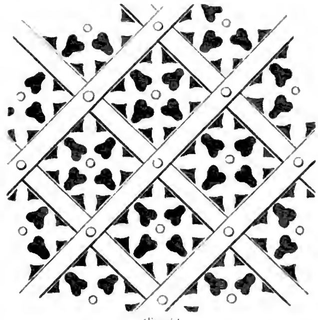
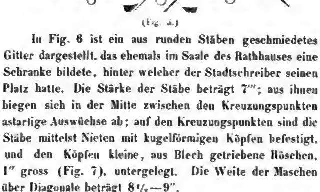
[2]) *Viollet le Duc: dictionnaire raisonné de l'Architecture française J. XI au XVIme Siècle.* 1. Band, Seite 463—466.

[3]) Organ für christliche Kunst. 4. Jahrgang, Nr. 8 (1854)

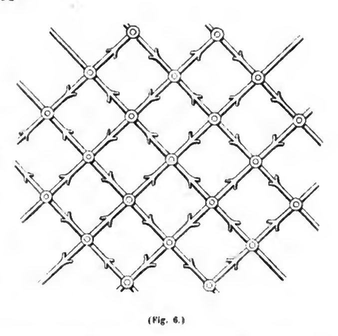
[4]) *Viollet le Duc: dictionnaire raisonné du mobilier français de l'époque carlovingienne à la renaissance.*

[5]) Eine Abbildung und Beschreibung desselben wird von uns in einem der nächsten Hefte veröffentlicht werden. D. Red.

[1]) Ein prachtvolles Muster der Art aus Bruck a. d. Mur ist für das Werk: „Mittelalterliche Kunstdenkmale des österr. Kaiserstaates", herausgegeben von Dr. G. Heider, Prof. R. v. Eitelberger und Architekt J. Hieser, bereits gezeichnet.

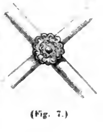
(Fig. 5.)



(Fig. 6.)

In Fig. 6 ist ein aus runden Stäben geschmiedetes Gitter dargestellt, das ehemals im Saale des Rathhauses eine Schranke bildete, hinter welcher der Stadtschreiber seinen Platz hatte. Die Stärke der Stäbe beträgt 7‴; aus ihnen biegen sich in der Mitte zwischen den Kreuzungspunkten astartige Auswüchse ab; auf den Kreuzungspunkten sind die Stäbe mittelst Nieten mit kugelförmigen Köpfen befestigt, und den Köpfen kleine, aus Blech getriebene Röschen, 1″ gross (Fig. 7), untergelegt. Die Weite der Maschen über Diagonale beträgt $8\frac{1}{2}$—9″.

Nach Abbruch des alten Rathhauses kam dieses hübsche Gitter ins alte Eisen; gegenwärtig ist es in mehreren Stücken als Fenstergitter im Collegium jagellonicum verwendet, das in seiner Restauration, die noch zu Zeiten des Krakauer Freistaates vom Baudirector Dr. Kremer begonnen und jetzt von ihm und dem k. k. Baudirector Dr. Schenkel geleitet wird, ein Sammelplatz für eine Anzahl von Überresten aus der Zeit des Mittelalters geworden ist, die alle zweckentsprechend dem Bau eingefügt sind.



(Fig. 7.)

A. Essenwein.

Correspondenz.

Wien. In Folge eines hohen Auftrages, welcher mir bezüglich der Untersuchung über die Schadhaftigkeit des St. Wolfganger Altares und der allenfällig nothwendig vorzunehmenden Restaurirung dieses berühmten Schnitzwerkes zu Theil geworden, habe ich bei meiner Reise durch Oberösterreich einige mittelalterliche Baudenkmale besichtiget, und finde mich veranlasst, über dieselben, so wie über einige vorgefundene Kirchengeräthe einige Mittheilungen zu machen.

Wenn gleich Linz selbst gar kein besonderes Baudenkmal aus dem Mittelalter aufzuweisen hat, so fand ich doch in der Umgebung mehrere interessante Objecte. In der nächsten Nähe, eine Stunde von Linz entfernt, an der Donau, befindet sich in dem Orte Puchenau eine, wenn gleich sehr einfache, doch bezüglich des Grundrisses sehr schön angelegte Kirche. Die Bauzeit fällt schon gegen das Ende des XVI. Jahrhunderts und ist besonders die innere Anlage des Musikchores und der Thurmverbindung und Benützung des letzteren sehr sinnig ausgedacht. Die Kirche hat 2 kurze Seitenschiffe, die gegen das Mittelschiff tiefer gelegt sind, jedoch ohne Unterbrechung der Dachflächen an der Aussen-Façade; ausser einer originell gegliederten Eingangsthüre mit der Jahreszahl 1572 sind sonst keine ornamentalen Theile vorhanden.

Eine der schönsten Anlagen von mittelalterlichen Landkirchen ist jene zu Käfermarkt. Der Grundriss hat sehr schöne Hauptverhältnisse und bildet eine dreischiffige Kirche mit einem Thurme an der Stirnseite. Dadurch, dass der Eingang in die Kirche durch 2 sehr reich gegliederte Seiten-Thüren angetragen ist, hat sich für die Auflösung der Thurmverbindung mit dem Musikchore das Motiv eines Mittelpfeilers in Anwendung bringen lassen, wodurch die Gewölbs-Linien am Hauptschiffe des Musikchores in einem guten Verhältnisse zu jenem der Seitenschiffe stehen. Oberhalb dem Musikchore an der Stirnwand befindet sich in einer Höhe von 18 Fuss eine zweite Abtheilung in Form eines herausragenden Balcons, auf Consolen ruhend und mit reichem Masswerk verziert. Die Gewölbs-Linie der Kirche ist ein sehr gedrückter Spitzbogen und die Anlage ausserordentlich kühn in Bezug auf die Stärke der Widerlagspfeiler, da die Wölbung eigentlich in Form einer Tonne in Verbindung mit Schildern ausgeführt ist, woselbst an der Laibungsfläche die gegliederten Gewölbsrippen angebracht erscheinen. Die innere Totalansicht dieser Kirche gewährt einen ungemein harmonischen Eindruck, und ist diese Kirche ganz ohne alle Zubauten rein aus der Bauzeit vom Anfange des XVI. Jahrhunderts.

Hier befindet sich auch der bekannte Schnitzaltar; derselbe ist in seinen ornamentalen Theilen reichhaltiger als jener zu St. Wolfgang und auch in seinen Hauptdimensionen ausgedehnter, doch in der Conception und Durchführung des Details an Kunstwerth weit dem Wolfganger nachstehend. Das Ornamentale des Käfermarkter Altares ist in seinen Abspitzungen durchaus sehr barock und monoton durchgeführt. Ein zusammenhängender Grundriss des Ganzen ist hier nicht vorhanden. Die ganze Anordnung ist mehr als decoratives Motiv durchgeführt, während am Wolfganger Altare eine organische Entwickelung des Grundrisses mit dem Aufrisse bis zur letzten Spitze hinauf sich kundgibt. Geschichtlich interessant ist der Altar zu Käfermarkt besonders noch darum, dass er wahrscheinlich durch den Eintritt des Reformationszeitalters unvollendet geblieben, denn er ist ganz aus Holz, welches mit theilweisen Anfängen von Grundirung zu einer vorzunehmenden Vergoldung versehen ist. Jedenfalls ist derselbe durch Nürnberger Künstler oder deren Einfluss ausgeführt.

Von den Schnitzwerken aus Oberösterreich bezeichne ich noch den Flügelaltar zu Pesenbach, den ich in seinen Details genau zu besichtigen Gelegenheit hatte. In der Hauptform und in Bezug auf ornamentale Details des Styles ist derselbe strenger durchgeführt als jener zu Käfermarkt. Der mittlere Kasten hat an der Hauptanordnung dieselbe Raumaustheilung wie der Käfermarkter, nämlich 3 Hauptfiguren mit reich gegliederter Bilderdachkrönung versehen, nebst kleinen Figuren an der herumlaufenden Hohlkehle; nur ist hier der oberhalb des Kastens bestehende Aufsatz mehr als ein architektonisches Motiv durchgeführt. Der Altar hat eine bedeutende Höhe, denn er misst bis zur letzten Spitze 5 Klafter 4 Fuss. Die Breite sammt den beiden Flügeln beträgt 2 Klafter 3 Fuss. Leider ist dieser Altar gänzlich neu bemalt und vergoldet worden.

Ein sehr interressanter Flügel-Altar ist auch zu St. Michael bei Freistadt. Dieser Altar ist in seiner Conception bezüglich der Kastenform von den gewöhnlichen verschieden, das Ornament sehr zart und reich und in den Hauptlinien noch ziemlich rein, bezüglich des Styles, durchgeführt, und scheint auch noch von jeder Restaurirung verschont geblieben zu sein.

Noch erwähne ich die Laurenzkirche zu Lorch bei Ens wegen des Sacramentshäuschens und des ewigen Lichtes, so wie das ewige Licht in der Kirche zu Freistadt; leider war es mir nicht möglich, hievon eine bestimmte Skizze anzufertigen.

Eine sehr merkwürdige Kirchen-Anlage, noch aus der romanischen Zeit stammend, bildet die Stadt-Pfarrkirche zu Wels wegen des noch daselbst befindlichen Hauptportals. Die Profilirung desselben ist noch sehr roh und der Rundbogen mit dem starken Rundstab durchgeführt; an dem Fussgesimse befindet sich die bekannte symbolische Thiergestalt angebracht.

Eine schöne Kirchen-Eingangshalle, jedoch aus dem XV. Jahrhundert, befindet sich in Alt-Münster bei Gmunden, woselbst einige gute Renaissance-Grabsteine angebracht sind.

Die Kirche zu Wolfgang, durch die vielen Zubauten ganz verunstaltet, bietet wenig Anhaltspunkte für die ursprüngliche Anlage; jedenfalls dürfte sie in die Zeit des XIII. Jahrhunderts fallen, was auch die gegenwärtig aus rothem Marmor ziemlich gut erhaltenen 3 Portale beurkunden, wovon jenes mit dem Basrelief des h. Wolfgangs und dem daselbst angebrachten ornamentirten Fries besonders sich auszeichnet. Die Profilirung ist sehr charakteristisch wegen des sichtbaren Überganges der romanischen Anlage in die gothische. Ausserdem befindet sich sonst kein älterer aus der romanischen Zeit stammender Theil in der Kirche vor, indess fand ich beim Pfarrer selbst einige höchst merkwürdige Gegenstände, als ein Evangelienbuch, dessen Vorder-Deckel mit einer ornamentirten Silberplatte versehen ist; auf demselben befinden sich 3 Evangelisten (der vierte, Marcus, fehlt leider) aus Elfenbein geschnitzt, in der Mitte des Deckels ist ein ovaler Krystall eingefasst, worunter eine Reliquie aufbewahrt ist. Auf der Hinterseite des Buches befindet sich auf einer Metallplatte der h. Michael gravirt mit der Umschrift: Velle quod est altum nihil est nisi velle ruinam hoc drago prostratus hoc monstrat cilica virtus [1]).

Ausser 2 reich ornamentirten und vergoldeten Initialen kamen sonst keine Miniaturen im Buche selbst vor. Dieses werthvolle Buch gehört jedenfalls schon der Zeit des XII. Jahrhunderts an, und ich werde hievon später eine genaue Zeichnung mittheilen.

Ausserdem befindet sich daselbst ein sehr altes Pastorale, was gleichfalls vom heiligen Wolfgang herstammen soll. Der obere Theil dieses Bischofstabes ist aus Bronze mit Email, der Stab mit Holz und Elfenbein verziert. Die Zeichnung der in Email ausgeführten Figuren und Ornamente charakterisiren noch streng die romanische Zeit und sind letztere sowohl in ihrer Linienverbindung als auch Blattabspitzung noch sehr interessant. Der eigentliche mit Elfenbein eingesetzte Stab ist entschieden älter als der obere Bronze-Aufsatz und dürfte auch als blosser Pilgerstab dem heil. Wolfgang angehört haben.

Noch befindet sich daselbst ein Kelch, der seiner ganz einfachen aber schönen Form wegen erwähnt werden muss.

Vor der Kirche steht ein Brunnen aus Stein und Bronze ausgeführt. Eine unten zehneckig, oben achteckig geformte Stein-Säule, mit Bronze verkleidet, an der ein kreisrundes Wasserbecken angebracht, in welches aus vier an der oberen achteckigen Säule angebrachten Köpfen das Wasser hervorspringt, bildet die Hauptanlage dieses Brunnens. Auf der Säule selbst steht die Statue des heiligen Wolfgang aus Bronze. Die Verzierungen an der Säule bei ihrem Fussgesimse bestehen aus figuralischen Darstellungen der Mythologie. An dem Wasserbecken ist in altdeutscher Schrift zu lesen: „Ich bin In dem eren Landt Wolfgang gemacht Abt Wolfgang haberl zu Mondsee hat mich betracht, zu nutz und fromen den armen pillgrums dye nit haben Geld und Wein dye sollen pey dissen Wasser fröllich sein anno d. m. 1515 jar ist das Werk volpracht. Gott sey gelobt.

Durch meister Linhart raumacher stat prumeister zu Passau."

J. Bergmann.

[1]) Vor ganz kurzer Zeit wurde der wiederholte Versuch gemacht, dieses kostbare Evangelistarium für das Ausland anzukaufen. Wir hoffen, dass der hohe Werth desselben gewürdigt und Sorge getragen werde, dass dasselbe Österreich erhalten bleibt.

D. Red.

Literarische Anzeigen.

Wackernagel W.: Die goldene Altartafel von Basel. Abbildung, Erklärung und Zeitbestimmung. Basel 1857. 4. 33 Seiten u. 4 Taf.

Die goldene Altartafel von Basel, gegenwärtig eine der werthvollsten Zierden des Hôtel Cluny zu Paris, hat seit einer Reihe von Jahren die besten Kräfte Frankreichs lebhaft beschäftigt und eine Reihe von Erklärungen und Deutungen hervorgerufen, die bald in höherem, bald in minderem Grade auf Beachtung Anspruch machen. Die Namen, welche auf dem Gebiete der Archäologie zu den geachtetsten gehören, wie Didron, Crosnier, Bourassé, Texier, Cousseau u. A. haben sich mit lebhaftem Interesse an den gelehrten Verhandlungen betheiliget, die Unruhe der Forschung, die im Beginne die einzelnen Behauptungen kennzeichnete, und die Divergenz der Ansichten, welche über einige wesentliche Punkte die Geister entzweite,

hat stufenweise zu einer Abklärung und Feststellung der Ansichten geführt, so dass nur über Einzelnes noch offene Fragen dem Forscher sich darbieten. Diesem Kunstwerke gegenüber, welches in einem Acte arger Impietät bei der im Jahre 1834 vorgenommenen Theilung des Basler Kirchenschatzes zwischen Basel-Stadt und Basel-Landschaft der letzteren zufiel, von der Regierung zu Liestal im J. 1836 öffentlich versteigert, zuerst in Privatbesitz gelangte und endlich von der französischen Regierung um den Preis von 50,000 Francs für das Hôtel Cluny erworben wurde, hätte daher die deutsche Archäologie eine zweifache Aufgabe zu erfüllen, einmal durch die Zusammenstellung der von den französischen Forschern gewonnenen Resultate, und weitershin durch die Fortführung und Ausbreitung der Forschung von jenen Punkten aus, an welche ein weiteres Anknüpfen wünschenswerth schien. Mit diesen lebhaften Erwartungen haben wir auch das oben angezeigte Werkchen in die Hand genommen, und von dem Verfasser, welcher durch seine eben so tiefen als ausgebreiteten Studien auf einem der Kunstarchäologie nahe verwandten Gebiete unwillkürlich in die Grenzen derselben hineingeführt wird, eine Leistung erwartet, welche in einer der erwähnten Richtungen dem Fachmanne vollkommen Genüge leisten würde. Diese Erwartungen aber wurden nicht erfüllt, ja es hat uns befremdet, dass der geschätzte Verfasser, der durch sein Werk über deutsche Glasmalerei einen sehr achtbaren Beitrag zur Kunstgeschichte veröffentlichte, in diesem Falle sich mit den bereits gelieferten Vorarbeiten nicht vertraut gemacht hat. Die auf der Altartafel angebrachten Inschriften sind bereits vor Jahren von dem Abbé Cousseau richtig gedeutet, und der Deutungsversuch Crosnier's, welcher hievon wesentlich abweicht, konnte in den Kreisen der französischen Archäologen nie heimisch werden. Dass Stark in seinem Werke über Städteleben, Kunst und Alterthum in Frankreich rücksichtlich dieser Umschrift in einen argen Irrthum verfiel, gibt nur den Beweis, dass der gelehrte Stoff oft gewaltiger ist als die Kraft des Einzelnen, ihn zu bewältigen. Übrigens müssen wir zur Ehre Wackernagel's gestehen, dass er in allen Einzelforschungen, welche er über das Detail der Altartafel anstellt, durchaus zu richtigen Resultaten gelangt, nur scheint uns die darauf verwendete Mühe nicht genug fruchtbringend, da ja das Meiste, worauf Wackernagel's Forschung abzielt, bereits in die Reihe der feststehenden und hinreichend begründeten Thatsachen auf dem Gebiete der Archäologie gehört. In einem wesentlichen Punkte jedoch weichen wir von Wackernagel's Ansicht ab, obgleich er hiefür die Autorität der meisten früher angeführten Archäologen Frankreich's für sich hat, in jenem nämlich, dass diese Altartafel ein Geschenk des Kaisers Heinrich I. und seiner frommen Gemahlin Kunegunde sei, somit aus dem Beginne des XI. Jahrhunderts stamme. Dagegen hat schon Kugler, dessen Ansicht Wackernagel zu bestreiten sucht, wie uns dünkt, in überzeugender Weise Bedenken erhoben, und wir verweisen in dieser Beziehung den Leser auf seine kleinen Schriften I. B., S. 489. Kugler sucht jedoch den Autoritätsglauben, von welchem auch die französischen Archäologen getragen worden zu sein scheinen, und demzufolge diese Altartafel ein Geschenk des erwähnten Kaisers sein soll, dadurch zu retten, dass er dem schon vorgeschrittenen Kunststyle dieser Arbeit gegenüber auf eine am Schlusse der romanischen Periode vorgenommene Umarbeitung hindeutet. Allein abgesehen davon, dass eine solche Umarbeitung, welche den ganzen Stylcharakter geändert hätte, von einer neuen Schöpfung nicht wohl abzutrennen ist, gibt eben Wackernagel den besten Behelf an die Hand, die bisher geltend gemachte Ansicht für das Datum des Altars zu bestreiten, da es seiner fleissigen Forschung nicht gelungen ist, irgend einen urkundlichen Beweis für jene Tradition beizubringen, welcher zufolge die goldene Altartafel ein Geschenk des Kaisers für den Münster zu Basel sein soll. Den uns bekannt gewordenen Kunstschöpfungen des XI. Jahrhunderts gegenüber, die durchaus primitivere und unentwickeltere Formen sowohl auf dem Gebiete der Plastik als Architectur an sich tragen, nehmen wir daher nicht den geringsten Anstand, die zweite Hälfte des XII. Jahrhunderts als den Zeitpunkt der Anfertigung dieser Altartafel auszusprechen, welche wohl von irgend einem frommgesinnten Ehepaare (fehlen doch den beiden zu Füssen Christi liegenden Figürchen jede Andeutung fürstlicher Personen) einer geistlichen Stiftung nach der Regel des heiligen Benedict, welcher neben den Gestalten Christi und der drei Erzengel dargestellt erscheint, jedoch zum Münster von Basel keinen näheren Bezug hat, zum Geschenke gemacht wurde und von hieraus in späterer Zeit seinen Weg nach Basel gefunden haben mag.

Dr. G. H.

Die uns vorliegenden Hefte Juni bis September der „*Revue de l'art chretienne*", herausgegeben von Abbé Corblet, bieten in mehrfacher Beziehung grosses Interesse. Bemerkenswerth ist vor Allem die Tendenz dieser Zeitschrift, auch den hervorragendsten mittelalterlichen Kunstwerken Deutschlands einige Aufmerksamkeit zuzuwenden, und wir bedauern nur hiebei, dass die Redaction sich in dieser Beziehung nicht der Mitwirkung solcher Kräfte erfreut, die mit Ernst und Gewissenhaftigkeit das Vermittleramt zwischen deutscher und französischer Kunst zu vertreten vermögen. Diess gilt insbesonders von der Abbildung und dem Aufsatze des Herrn E. Breton über die herrliche Domkirche zu Limburg. Welch treffliche Gelegenheit wäre damit geboten gewesen, eingehende Vergleiche zwischen der Georgskirche in Limburg und der Kathedrale zu Noyon in Frankreich anzustellen, da die grosse Ähnlichkeit beider Bauwerke auf einen noch nicht ermittelten inneren Zusammenhang hinweisen. Anstatt darauf nur einigermassen Rücksicht zu nehmen, begnügt sich Herr Breton, eine perspectivische Ansicht der Façade und eine malerische Ansicht des Chorschlusses nach eigenen Zeichnungen ohne weitere instructive Details zu geben und einige dürftige historische Notizen und eine noch dürftigere architektonische Beschreibung beizufügen. Vollends eine ernste Rüge verdient die Schlussbemerkung des Herrn Breton, dass dieses wichtige Kunstwerk so selten besucht und so wenig bekannt sei, dass er in Deutschland darüber vergebens eine Zeichnung der Limburger Domkirche gesucht habe. Hätte Herr Breton die einfachste Anfrage an irgend einen Fachmann in Deutschland gerichtet, so würde er in Erfahrung gebracht haben, dass schon Dr. G. Moller in seinen „Denkmälern der deutschen Baukunst" von der Georgskirche in Limburg ganz vorzügliche Aufnahmen veröffentlicht hat, welche in jüngster Zeit Dr. E. Förster in seinen „Denkmalen der deutschen Kunst" grossentheils benützt hat und die ungenauen Abbildungen des Herrn Breton vollends überflüssig machen. — Ch. Dr. Linas bringt die sehr verständige Beschreibung eines Evangelistariums der Abtei v. Cysoiny bei Lille. — L'Abbé Barbier de Montault veröffentlicht eine Epigraphik und Ikonographie der Katakomben von Rom. — Vom Abbé J. F. André werden noch nicht in Druck gelegte liturgische Documente der alten Kathedrale zu Carpentras publicirt und vom Abbé E. Cauéto der Inhalt der Sarkophage der Crypta von St. Marie d'Auch beschrieben. — M. B. Schayes bringt eine Übersicht der Bauten und Restaurationen im mittelalterlichen Style, die in Belgien seit dem Jahre 1830 ausgeführt wurden. M. Abbé Dominik Branche hat archäologische Briefe mit der Aubergne begonnen. M. Grimourd de Saint Laurent lieferte Aufsätze über die Anfänge der christlichen Kunst, M. H. Ganart, eine Beschreibung der Abtei St. Benoite d'Origny. Wir brauchen übrigens nicht erst zu erwähnen, dass die Hefte überdiess noch eine grosse Zahl von Notizen und anderen Mittheilungen enthält, die von der grossen Umsicht der Redaction Zeugniss geben.

K. W.

Aus der k. k. Hof- und Staatsdruckerei.

Jeden Monat erscheint 1 Heft zu 1 bis 2 Druckbogen mit Abbildungen.
Der Pränumerationspreis ist für einen Jahrgang oder zwölf Hefte nebst Register sowohl für Wien als die Kronländer und das Ausland 4 fl. C. M., bei portofreier Zusendung in die Kronländer der österr. Monarchie 4 fl. 20 kr. C. M.

MITTHEILUNGEN

DER K. K. CENTRAL-COMMISSION

ZUR ERFORSCHUNG UND ERHALTUNG DER BAUDENKMALE.

Pränumerationen übernehmen halb- oder ganzjährig alle k. k. Postämter der Monarchie, welche auch die portofreie Zusendung der einzelnen Hefte besorgen. — Im Wege des Buchhandels sind alle Pränumerationen und zwar nur zu dem Preise von 4 fl. an den k. k. Hofbuchhändler W. Braumüller in Wien zu richten.

Herausgegeben unter der Leitung des k. k. Sections-Chefs und Präses der k. k. Central-Commission **Karl Freiherrn v. Czoernig.**

Redacteur: **Karl Weiss.**

№ 12. **II. Jahrgang.** **December 1857.**

Andeutungen über Malerei und Bildhauerei des Mittelalters in Österreich.

Von Karl Haas.

I.

Die selbstständige Stellung und Entwicklung, welche die Architectur, die hervorragendste der bildenden Künste, von jeher einnahm, hat auch auf die Beachtung ihrer Erzeugnisse, vorwiegend jener der übrigen Kunstzweige, bedeutend eingewirkt.

Es ist noch in unseren Tagen dies fühlbar. Die Denkmale der Baukunst, die edlen Überreste einer künstlerisch hohen Vergangenheit werden bei dem regen Interesse, welches die Gebildeten der Gegenwart endlich an kunstwissenschaftlichen Forschungen nehmen, mit seltenen Ausnahmen fast überall aufgesucht, beschrieben und bekannt gemacht.

Dank dem so lebenskräftigen Fortschreiten und Wirken der k. k. Central-Commission so wie einzelner Vereine und Privaten haben wir die gerechte Hoffnung, in wenigen Jahren eine ziemlich umfassende Kenntniss des Monumentalschatzes, welches unser grosses Österreich in seinen Baudenkmalen repräsentirt, zu erhalten.

Es sei nun vergönnt die thätigen Kräfte und Mitarbeiter an dem schönen Werke auf die sorgsame Beachtung der, wenn auch minder ins Auge fallenden, aber doch für unsere heimatliche Kunstgeschichte eben so bedeutsamen Vertretung der übrigen Kunstzweige, namentlich der Malerei und Bildhauerei, aufmerksam zu machen. Theilweise ist dieses auch schon mit kundigem Blick geschehen, nur wäre zu wünschen, dass derartige Forschungen eingehender und allgemeiner angegriffen, und dass neben der Würdigung des geistigen inneren Princips der Composition, auch eine genaue Beobachtung des technischen Moments, der eigentlich malerischen Auffassung, des Materials und der Beziehung, in welcher die Künstler unter einander und mit Schulen des In- und Auslandes standen, ins Auge gefasst würde.

Von vorn herein muss gestanden werden, dass bis auf die Neuzeit eigentlich österreichische Maler der mittelalterlichen und auch der nächstfolgenden Periode wenig beachtet und auch wenig gewürdigt wurden. Die grösseren Handbücher über Kunstgeschichte wissen uns da wenig zu sagen, und nur hie und da tauchen vereinzelte Nachrichten über dieses oder jenes Bild auf, das auf Goldgrund gemalt einen Altarschrein als Flügel ziert. Wandgemälde werden namentlich in den seltensten Fällen erwähnt. Miniaturen erscheinen ebenso, meist nur von ausländischen [1]) Fachmännern, da aber als besonders beachtenswerth gewürdigt.

Liegt diese Vernachlässigung vielleicht auch in der Seltenheit des Vorkommens? Schon bei der genauen Untersuchung unserer Baudenkmale hat sich herausgestellt, wie irrig die vorgefasste Meinung war, dass einzelne Provinzen in dieser Richtung ganz verarmt seien und die reicher bedachten jedenfalls nur Copien oder späte Abklatschungen des künstlerisch regen Lebens der Nachbarländer enthielten. Wenn auch die Stylperioden der Baukunst in gleichem Rythmus in Österreich wie anderwärts sich folgen und aus manchen Gründen zugegeben werden muss, dass Einflüsse älterer ausserösterreichischer Denkmale an unseren frühmittelalterlichen Bauten wahrgenommen werden, so sind doch bald aus diesen influenzirten Versuchen selbstständige, lebenskräftige Schöpfungen entstanden.

---

[1]) Selbstverständlich ist hievon ausgenommen Wolfskron's Hedwig-Legend.

Die Gruppen der romanischen Kirchen in Kärnthen und Steiermark, sowie in Böhmen und Mähren, endlich, dem Donauthale folgend, in Österreich und Ungarn, die zierlichen romanischen Rotunden, die Prachtblüthen der Gothik in Wien, Prag, Kuttenberg, Kaschau u. s. w., kurz die den Lesern wohlbekannten Schätze des Heimathslandes zeugen von selbstständiger Verarbeitung und von reicher Entwickelung der ursprünglichen Idee.

Neben diesem frischen kunstbefähigten Streben ging nun selbstverständlich ein ähnlich reges Leben in den eigentlich sogenannten bildenden Künsten Hand in Hand.

Das Mittelalter kannte die schroffe Trennung der Fächer, die so gefährlich auf die Gesammtrichtung der heutigen Kunst wirkt, nicht. Willig und freudig füllten Bildschnitzer und Maler die hohen geweihten Räume und immer mit Überlegung und Verständniss, wie ein oder das andere Werk dem Ganzen diene, wohl bemessend, dass nichts die Harmonie störe, nichts allein für sich Betrachtung erheischend, den gewaltigen Totaleindruck zerstreue.

Von allem diesem ernsten und auch heiteren Schmuck ist nun freilich wenig geblieben, das Wenige sogar oft noch unbeachtet; dieses aber ein Zeugniss, dass hierin unser Vaterland ebenbürtig mit dem übrigen Deutschland in die Schranken treten könne.

Ganz abgesehen von der nationalen Entwickelung und von dem mehr oder minder reichen Schatze einzelner Gegenden ergeht nun auch die neueste Forderung der allgemeinen Kunstgeschichte an uns, in diesem so brach liegenden Felde die Marksteine auszulegen, zu welchem die Berufenen die willkommene und bedeutsame Ergänzung bringen mögen. Aus eigener Erfahrung kann ich behaupten, dass die Mehrzahl unserer Kirchen namentlich an Wandgemälden einen reichen Schatz birgt: nur deckt die leidige Kalktünche die überwiegende Zahl derselben. Tafelgemälde sind oft in den entlegenen Räumen, Kirchenböden und Sacristeien versteckt, in einzelnen Fällen noch an Ort und Stelle als Altarbilder erhalten. Beispiele gibt es in Hülle und Fülle.

Betrachten wir einen kleinen Kreis von Bauten, wie z. B. in Bruck an der Mur in Steiermark. Das Presbyterium der St. Ruprechtskirche, der einstigen Stadt-Pfarrkirche, enthält im Innern grösstentheils noch übertüncht Wandgemälde und Inschriften des XV. Jahrhunderts, an der Aussenseite ein etwas späteres grösseres Fresco, leider arg beschädigt. Die Darstellung in drei Felder getheilt, von denen zwei beinahe undeutlich geworden sind; das dritte auf blauem Hintergrunde, zeigt den Gekreuzigten, unterhalb Maria und Johannes.

Im daneben befindlichen Rundbau (einer Friedhofscapelle mit Krypta) ist die ganze Innenseite mit frühgothischen, durch romanische Reminiscenzen influenzirte Abbildungen einzelner Heiligen und mit sehr interessantem Ornament verziert. Die Behandlung weist auf — mit fester Hand gezeichnete Umrisse und eine Farbenfüllung, die in breiten wenig gebrochenen Flächen, ähnlich den Miniaturen derselben Zeit eingesetzt.

Die Minoritenkirche in Bruck vom J. 1300 zeigte, neuerlich erst übertüncht, lange Inschriftbänder mit ornamentalem Schmuck. Ob figuralische Darstellungen vorkamen, wage ich nicht zu behaupten, vermuthe es aber.

An Tafelgemälden und Schnitzwerk sind in Bruck a. d. Mur zu finden:

In der Ruprechtskirche, Theile eines sehr tüchtig gemalten gothischen Flügelbildes mit fester Hand auf Goldgrund, dann ziemlich handwerksmässig gefertigte, aber durch den Inhalt interessante Darstellungen aus der Schöpfungs- und Passionsgeschichte in Wasserfarben auf leinenen Tüchern; zur Fastenzeit als sogenannte Fasten- oder Hungertücher verwendet, endlich Darstellungen aus dem Leben Christi in kleiner Schnitzerei des 16. Jahrhunderts.

In der Spitalskirche. Ein tüchtig jedoch minder fein behandeltes Altarwerk auf Goldgrund des 15. Jahrhunderts, eine schöne Tafelmalerei des XVI. Jahrhunderts, den heil. Martinus und Donatoren vorstellend, auf Dürer'schen Einfluss hinweisend.

Die Pfarrkirche am hohen Markte enthält ein geschnitztes Crucifix mit Maria und Johannes, ziemlich gute Arbeit des späten 15. Jahrhunderts und in der bekannten Sacristeithüre ausgezeichnete Ornamentik in getriebener Arbeit [1]). Ebenso enthalten einzelne dieser Kirchen Proben von Glasmalerei des XV.—XVI. Jahrhunderts.

Dies sind nur aus der Menge herausgenommene Beispiele, wie reich derartiges, bis jetzt ganz unbeachtet, auch an kleinen Orten vertreten ist.

Leider ist durch die Nichtbeachtung das Meiste verloren und zerstreut, oder doch arg beschädigt.

Blicken wir auf Neuberg, das ehemalige Cistercienserkloster.

An der westlichen Schiffwand treffen wir grosse, theils übertünchte, theils verkratzte Wandgemälde, zwar in roher Ausführung, jedoch bedeutsamen Inhalts, grössere Compositionen darstellend, wie es die wenigen Spuren zu vermuthen erlauben.

Der Kreuzgang neben der Kirche enthielt, gegenwärtig durch die Bildnisse der Äbte verdeckt und ganz zerstört, in den Schildbogenwänden figuralische Vorstellungen, die, wie es scheint, sich auf die Gründung des Klosters bezogen.

Sehr interessant und wohlerhalten sind zwei Innenseiten von Flügelaltar-Aufsätzen in der Kirche selbst. Im Mittelstück Schnitzerei, an den Flügeln Malerei, dem frühen 16. Jahrhundert angehörig; gegenwärtig mit einer Schnitzwerkumkleidung, die dem 17. Jahrhundert angehört, als Altarbilder wieder verwendet.

[1]) Sie ist abgebildet in dem 6. und 7. Hefte der „Mittelalterlichen Kunstdenkmale des österreichischen Kaiserstaates“, herausgegeben von Dr. G. Heider, R. von Eitelberger und Architekt J. Hieser.

Sie zeigen eine sehr tüchtige und eine mehr schwankende Hand, die des Schülers. Die besseren sind mit dem entschiedenen Streben nach Individualisirung, in einigen Fällen mit wahrer Meisterschaft gezeichnet und modellirt, der Faltenwurf entschieden und ziemlich frei behandelt.

Ihren Inhalt zu detailliren, würde hier zu weit führen, und wird an anderen Orten versucht werden.

Die kleinere sogenannte Pfarrkirche enthält einen schon handwerksmässigen Altaraufsatz spätgothischer Zeit und mehrere Theile von Flügelbildern des frühen 16. Jahrhunderts; eines derselben mit der für die Verbindung mit ausländischen Meistern und dadurch hervorgebrachten Einfluss auf die einheimischen nicht uninteressanten Unterschrift.

Endlich von Bildhauerarbeit im Stifte selbst die sehr tüchtig und mit feinem Sinn modellirt ausgeführten symbolischen Sculpturen an den Tragsteinen im Kreuzgang, ebenfalls dort ein Hautrelief, die Kreuzigung sammt vielen Figuren, ersteres dem 14., letzteres dem 15. Jahrhunderte angehörig.

Eine Stunde von Neuberg in Kapellen ein Christophorusbild, dem 16. Jahrhundert zuzuschreiben, überlebensgrosses Wandbild in gewöhnlicher Ausführung.

So fragmentarisch diese Andeutungen sind, zeigen sie doch, dass nur in dieser Richtung geforscht zu werden braucht, um Materiale und zwar fast überall noch zu finden.

Und nicht bloss rein archäologisch oder kunstgeschichtlich merkwürdig sind diese alten Kunstwerke, sondern oft stossen wir auf solche, welche dem gebildeten Auge an und für sich einen erhebenden Kunstgenuss gewähren.

Wieder nur ein Beispiel aus dem verhältnissmässig kleinen Kreise der Steiermark möge genügen. An der Domkirche in Gratz, und zwar sowohl an der West- als Südseite bedeckten zahlreiche Wandbilder die Mauerfläche ziemlich hoch hinauf.

Die Bilder der Westfaçade sind leider zum Theil ganz verblichen, zum Theile so restaurirt, dass über sie wenig mehr als Bedauerliches zu sagen ist.

Das grosse Wandgemälde aber, welches die Südseite zwischen zwei Strebepfeilern eingefasst schmückt, ist mit kleinen Ausnahmen ziemlich wohl erhalten [1]). Es wurde durch die Fürsorge des hochwürdigsten Herrn Fürstbischofs Grafen von Attems vor einigen Monaten von langjährigem Staub und Schmutz gereinigt und erwartet von der Munificenz des hochwürdigsten Gönners die gänzliche Restauration. Ein Halbkreisbogen, flach gespannt, überdeckt und schliesst dasselbe, und so ist die Darstellung wie in einer Nische architectonisch umrahmt und begrenzt.

Die Composition zeigt das Strafgericht, welches die göttliche Macht der Menschheit zur Erweckung aus dem dumpfen Taumel des sinnlichen Lebens zugeschickt, zugleich aber auch die Mittel, demselben zu entrinnen und den göttlichen Zorn zu dämpfen. Maria und Johannes flehen und wehren der Strenge der beleidigten Gottheit, die, als Dreieinigkeit in der ältesten Form von drei gleich gebildeten Personen dargestellt, die Strahlen des Zornes in Gestalt von Speeren und Blitzen mit den Aufschriften als Krieg, Pest und Hungersnoth bezeichnet, auf die Welt herunterschleudern. Apostel, Märtyrer, heil. Bischöfe und gottselige Jungfrauen umschweben den Himmelsthron; ein Regenbogenband als Andeutung des Himmels von Engeln getragen, welche in der bedeutungsvollen Siebenzahl der Dionysischen Hierarchie doppelt, nämlich beiderseits als Halbfiguren dargestellt sind, und welche streng mit Attribut und Inschrift gekennzeichnet werden, schliesst dann den himmlischen Vorgang ab. Unten ist die Zelle des heiligen Franciscus und Dominicus, vereint durch die eines heiligen Papstes, Hieronymus (?), und hier entfaltet sich ein für die damalige Kunststellung (das Bild gehört dem Ende des 15. Jahrhunderts an, wie Tracht und manches andere beweisen) besonders frappantes künstlerisches Talent und eine Meisterschaft der Individualisirung, wie sie mir gleichzeitig nur selten bekannt ist.

Namentlich gilt dies von der Gruppe links von den Zellen. Ein König und eine Königin, am Thronstuhle sitzend, umgeben von den Höflingen und Räthen, an die sich trefflich charakterisirt alle Stände, Ritter, Bürger, Kaufleute und Handwerker, endlich Bauern reihen, erhalten von dem heiligen Franciscus und Dominicus eine eindringliche Predigt mit Hinweisung auf das göttliche Strafgericht, welches in seiner drangvollen Bedeutung und Wirkung unterhalb in einzelnen Feldern besonders dargestellt ist.

Hier concentrirt sich nun in den Köpfen der den Thron des Königspaares [1]) umgebenden Kronbeamten und Höflinge ein tiefer bedeutsamer Effect; fast könnte man ihn mit dem modernen Ausdruck eines dramatischen bezeichnen. Dabei ist die malerische Behandlung frei und sicher; die Modellirung namentlich sehr verständig und die Zeichnung besonders in den Köpfen sehr geistreich. Das Bild ist in Tempera, wie es scheint, mit harzigen Farben gemalt. Als Untergrund dient ein auf den ersten Bewurf aufgetragener feiner und glatter kreidiger Grund.

Auch von diesem Bilde hoffe ich in der Lage zu sein, in einiger Zeit in würdiger Bearbeitung mit Abbildungen, die bei derartigem ganz unerlässlich sind, ausführliche Mittheilung zu geben. Es ist nur aus dem oben erwähnten Grunde hier berührt worden, um zu zeigen, dass auch echt künstlerische Genüsse den Forscher erwarten.

Wie selten übrigens die rechte Würdigung dieses Theiles der kunstgeschichtlichen Forschungen anzutreffen ist, und wie Noth es thut, eindringlich auf dieselbe zu weisen,

[1]) In Prof. Schreiner's verdienstlichem Werke über Gratz 1843, so viel ich weiss, das erstemal eingehender erwähnt. Die unteren Darstellungen auch in einem früheren Hefte der steierm. Zeitschrift.

[1]) Ich vermuthe Friedrich der IV. und Eleonora.

zeigt die 3. Lieferung des Werkes: „Kunstdenkmale von Österreich", herausgegeben von Springer und Waldheim.

Der Verfasser der Veste von Friesach hat darin nur mit wenigen Worten der Wandmalereien gedacht, welche die im südöstlichen Thurme der Burg am Petersberg bestandene romanische Capelle zum Theil noch gegenwärtig schmücken. Leider habe ich umsonst gehofft in dem gut ausgestatteten Werke bei Gelegenheit der Besprechung Friesachs detaillirte und eingehende Untersuchungen mit genauen, dem Style der Malereien entsprechenden Abbildungen zu finden. Die gelieferte Tafel ist in ihrer Auffassung so malerisch gehalten, dass sie keine Anhaltspunkte für vergleichende Forschungen gibt.

Diese Wandgemälde aber gehören mit zum Interessantesten, was wir an älterer Wandmalerei überhaupt noch besitzen. Zeichnung und Technik, so wie Ornamente weisen hin auf innige Verwandtschaft mit dem Meister, welcher den Nonnenchor im Dome zu Gurk schmückte; vielleicht liesse sich sogar bei genauer Untersuchung, welche mir aus Zeitmangel unmöglich war, beider Identität nachweisen. Auffallend ist die gleiche Darstellungsweise namentlich bei der auch in Gurk vorkommenden „Maria mit dem Kinde im Schoosse". Ohne einer eingehenden Beschreibung vorgreifen zu wollen, versuche ich es nur mit wenigen Worten des Bedeutsamsten zu gedenken.

Das Innere der Capelle, welche aus zwei früher durch ein Kreuzgewölbe überdeckten Gewölbsjochen, die durch einen Gurtbogen getrennt waren, besteht, zeigt an allen Wandflächen theilweise noch gut erhaltene Gemälde. In ähnlicher Anordnung wie zu Gurk sind zu oberst grössere Darstellungen angebracht, während die untere Fläche kleinere Bilder oder Ornamente bedecken.

Neben der Altarnische beiderseits, wie auch bei Springer a. o. O. erwähnt und abgebildet, zeigt die Wand zu oberst die Gestalt eines Bischofs und darunter eine der Thiersymbolik entnommene Darstellung; letztere in eigenthümlicher, an irische Miniaturen errinnernde Weise, mit einem riemenartig verschlungenen Ornamente. Die Wand (heraldisch) links enthält in noch ziemlich guter Erhaltung das letzte Abendmahl. In eigenthümlicher Weise ist Christus am Ende der Tafel gesetzt, neben ihm links Johannes mit der typischen gesenkten Kopfhaltung, endlich die übrigen Apostel. Die rechts befindliche Wand zeigt die heiligen drei Könige. Sie sind in hastig schreitender Bewegung, leider ist die Beschädigung hier so fortgeschritten, dass der Kopfschmuck derselben so wie das Vorkommen des Mohren-Typus bei Balthasar, bekanntlich beides von entscheidendem Interesse, nicht mehr genau zu bestimmen ist. Leider ebenso verwahrlost ist die folgende dem zweiten Gewölbejoch angehörige Wand, so wie die ihr gegenüberstehende, obgleich ich nicht zweifle, dass mit gehörigen Mitteln versehene Untersuchungen auch hier Licht verbreiten könnten.

Bei meinem, wie ich ausdrücklich bemerke, nur sehr kurzen Besuch konnte ich nur eine an Christi Grablegung erinnernde Zusammenstellung erkennen.

Besser erhalten und vor Allem interessant ist die der Altarseite gegenüberliegende Wand. Auf ihr befindet sich eine grosse Composition, welche von überraschendem Eindrucke ist.

Über drei gekuppelten Rundbogen, unter deren mittelstem Christus streng, fast byzantinisch, gebildet die rechte Hand nach lateinischem Ritus segnend erhebt, während unter den beiden seitwärts befindlichen die Halbfiguren von Aposteln (?) erscheinen, erhebt sich ein mit mehrfach über einander liegenden Rundbogenreihen verzierter Thronbau. Zu diesem führen beiderseits Stufen hinan, auf welchen Säulen stehen, die unter sich durch aufsteigende Bogen verbunden sind. Inmitten gerade über der Darstellung des segnenden Christus sitzt auf dem Throne die mächtige und hohe Gestalt Mariens mit dem Kinde am linken Arm, während die Rechte auf dasselbe zeigend gehalten ist. Die Gestalt der Gottesmutter ist überlebensgross und von sehr feierlicher würdevoller Haltung. Sie trägt einen blauen Mantel mit rothem Futter. Die Stufen zum Throne sind an den Enden mit Löwen als Wächter des Heiligthumes besetzt und die einzelnen Bogenfelder zwischen den Säulen enthalten figuralische Darstellungen in einzelnen Gestalten; wahrscheinlich stellen dieselben, wie in Gurk an derselben Stelle [1]), personificirte Tugenden vor.

Ersichtlich ist Farbenwirkung angestrebt worden, und die Farben selbst sind in grossen ganzen Massen ziemlich harmonisch vertheilt. Namentlich ist beim Ornamente ein richtiges Gefühl im Benützen der Gegensätze wirkend gewesen. Die unteren Felder nun enthalten theils gemalte Quadern mit Marmor-Imitation, theils anderes im romanischen Geschmack combinirtes und oft noch gut erhaltenes Ornament.

Im Ganzen zeigen diese Malereien den ausgebildeten romanischen Styl, obgleich ich sie bei dem späten Verweilen desselben in unseren Gegenden in das 13. Jahrhundert setzen möchte.

Die Mauer zeigt an beschädigten Partien die aufgehackten Stellen, um die Haltbarkeit des Mörtels zu bewerkstelligen; auf diesen selbst wurde mit kräftigen Umrissen in röthlich-brauner, theilweise fast schwarzer Farbe gezeichnet, und dann die Farben aufgetragen. Ob das Pigment in Fresco oder à la tempera aufgetragen, konnte ich nicht untersuchen. Nimben, Ornament, sogar Verzierung an Gewandsäumen und Hintergrunds-Architectur sind im festen Stuck erhöht aufgetragen [2]).

---

[1]) Siehe die Beschreibung der Malereien im Gurker Nonnenchor im Novemberhefte der „Mittheilungen" und in Otte's Grundzügen der kirchlichen Archäologie.

[2]) Ähnliches auch in Gurk. Stuckverzierung ist überhaupt ein Charakteristicum roman. Wandmalerei, siehe Lübke Westphalen S. 321 u. ff., bei Beschreibung d. Patroklus Münster in Soest; Allgemeines hierüber enthält Kugler und Burkhart's Geschichte der Malerei I, 152.

Soll sich nun auch dieses, so leicht durch eine einfache Bedachung vor weiterer Zerstörung durch Schnee und Regen zu schützende ehrwürdige Denkmal auf keine Weise vom schmählichen Untergang retten lassen, so wäre doch auf das Wärmste zu empfehlen, dass treue und umfassende Zeichnungen des noch heute Vorhandenen, verbunden mit einer gründlichen Untersuchung veranlasst würden. Die geringe Würdigung, welche dieses und so viele andere ähnliche Kunstwerke bisher erhielten, veranlasste ihre Zerstörnug und auch gänzliche Vernichtung. Retten wir nun diese seltenen Spuren, um nicht selbst die Anklage gewärtigen zu müssen, die Gegenwart habe bei all ihrem Fortschritte die Quellen der Kunstgeschichte missachtet.

II.

Die demnächst vorzunehmende Arbeit wäre also eine in gleichartigem Massstabe fortschreitend über das ganze zugängige Gebiet sich erstreckende Inventarisation der in Kirchen, öffentlichen Gebäuden und Sammlungen vorfindlichen Denkmale der Kunstthätigkeit in der bezeichneten Epoche.

Diese einzelnen Kunstwerke nach einem später zu erörtendem Plane verzeichnet, geben das Materiale, welches uns dann in den Stand setzt, in grösseren Zügen die Grundlinien zu der Geschichte der bildenden Künste in Österreich zu ziehen.

Immer zwar wird sich diese in den meisten Fällen nur mit Berücksichtigung auf den monumentalen Bau, dem das Kunstwerk entstammt und mittelst gründlicher Autopsie bewerkstelligen lassen, ohne sichere Special-Vorarbeiten aber zu einer kaum zu bewältigenden Aufgabe sich steigern.

Ein vorurtheilsfreier Blick und ein sorgsames Beachten vermeintlicher Kleinigkeiten ist hierzu eine unerlässliche Bedingung. Ebenso wird ein wirkliches Interesse an dem grossen Ganzen erforderlich sein, welches über die im Einzelnen unerquicklichen Arbeiten, die wie musivische Steinchen zu betrachten sind, das Auge auf den Endzweck und die ermöglichte Verarbeitung der vielen oft mühsamen Specialforschungen hinleitet. Es ist mit einem Worte keine kleine Aufgabe und nur die wahre wissenschaftliche Begeisterung wird mit Ausdauer den viel verschlungenen Weg durchmessen helfen.

Leicht begreiflich kann es nicht in meiner Absicht liegen, gewiegten Kräften den Plan oder die Richtung vorzeichnen zu wollen, in welcher derartige Forschungen zu beginnen sind. Da aber die Erfahrung gezeigt hat, dass nach einem System durchgeführte Beschreibungen vortheilhaft und aus mehr als einem Grunde zu wünschen sind und da das Materiale erst bekannt sein muss, ehe man an dessen Sichtung gehen kann, so liegt es mir vor allem daran, die Aufmerksamkeit der Fachgenossen auf den fraglichen Punkt hinzulenken, und um eine Grundlage zur Discussion zu liefern, schliesse ich ein Schema derartiger Beschreibungen in Fragform bei.

Möge die Absicht, die es hervorgerufen, nicht misskannt werden, je gründlichere Einwürfe und Verbesserungen mein Vorschlag erleidet, desto willkommener werden mir und allen, die an derartigem Bestreben Antheil nehmen, dieselben sein.

Die richtige Einwendung, dass der Entwickelungsgang der bildenden Künste nicht nach Verzeichnissen von Kunstwerken beurtheilt werden kann, habe ich selbst vor allem gefühlt, allein es handelt sich ja vorerst darum, den Umfang und die Verbreitung unseres Denkmäler-Vorrathes kennen zu lernen. Ich wende mich auch vorzugsweise an die Liebhaber, an die neugewonnen Freunde der Kunstgeschichte, deren so manche an den oft entlegensten Punkten in der Lage sind, von den in ihrem Umkreise befindlichen Denkmalen Nachricht zu geben. Für solche Bestrebungen, die nicht dankend genug entgegen genommen werden können, ist es nun gewiss vortheilhaft, eine Art Clavis, eine Brücke, die manche Schwierigkeit beseitigt, zu besitzen [1]).

Getreu befolgt wird sich das wahrhaft Bedeutende von selbst in der richtigen Terminologie erkennen lassen und wenn nur die ersten Anhaltpunkte gewonnen sind, ist schon viel gethan.

Das reiche Materiale bedarf der Gliederung in grössere Massen; die Systematik solcher Arbeiten erleichtert deren Bewältigung; und auch wird nicht alle jedes gleichmässig anziehen.

Wir werden also unterscheiden zwischen malerischen und plastischen Kunstwerken, dabei aber noch auf die Unterabtheilungen eingehen müssen. Es ist zwar eine bekannte Thatsache, dass beide Kunstzweige oft an einem und demselben Altarwerk, derselben Schnitzerei und Malerei von einer Hand herrühren, dieses jedoch darf nach meiner Ansicht hier nicht berücksichtigt werden, da die verschiedene Technik demselben Individuum verschiedene Auffassung, und zwar auf dem Geleise, welches jede Kunstübung sich fortschreitend bahnt, aufnöthigt.

Billiger Weise werden erhaltene Anfänge bildender Kunst der frühesten Perioden die erste Aufmerksamkeit auf sich ziehen, wo nur das Allgemeinste in Form und Färbung erfasst wurde; fortschreitend dann gegen die Epochen der reifern Thätigkeit, wo die sich durchbildenden Kräfte, unter dem Einflusse vorhandener Vorbilder oder frei von eigenem

---

[1]) Dass zweckmässige Formulare, wenn sie benützt werden, von grossem Nutzen sind, beweisen unter andern die von Herrn v. Quast auf Befehl des preussischen Ministeriums des Cultus verfassten Frag-Schemata, welche Otte's kleinem Handbuche beigefügt sind. Diese erstrecken sich auf Berücksichtigung der architectonischen Denkmale und der übrigen Ausschmückung, namentlich der kirchlichen Gebäude, gehen aber in ihrer sonst trefflichen, jedoch allgemeineren Haltung auf Malerei und Plastik nicht in Details ein. Sie haben nach guter Quelle bereits die besten Dienste zur Statistik des zerstreuten Vorrathes geliefert.

Genius getragen, schaffen, wo das Eigenthümliche der individuellen Gestaltung, wo die tiefe innere Beseelung durch geübte meisterliche Technik gebildet sich zeigt, wird die forschende Betrachtung durch die **Zeitbestimmung** der einzelnen Kunstwerke von hohem Werthe und Interesse sein.

Der **geistige Inhalt** der Darstellungen endlich, dessen Erkennen eine der anziehendsten Partien der kunstarchäologischen Forschung bildet, wird sich im Hinblick auf die historische Entwickelung der einzelnen Länder, auf den gleichzeitigen jeweiligen Culturzustand und namentlich, da wir es fast ausnahmsweise mit christlich-religiösen Darstellungen zu thun haben werden, mit dem reichen Apparate, den die neuere Forschung in dieser Richtung zugänglich gemacht hat, erklären und deuten lassen.

Die Gliederung ergibt sich nun von selbst nach folgenden Hauptmomenten: der **Technik**, der **Zeit** und dem **Gehalte** nach.

Nach diesem Principe habe ich den folgenden Versuch gewagt, welchen ich hiermit der allseitigen Besprechung übergebe.

Die darnach verfassten Beschreibungen, welche gewiss eine ziemlich sichere Beurtheilung erlauben werden, namentlich wenn Pausen und Abgüsse mitfolgen, wären wohl am zweckmässigsten an einem Mittelpunkte zu sammeln, wozu, wie ich hoffe, die k. k. Central-Commission wohl am besten und wohlmeinendsten die hilfreiche Hand bieten könnte, wenn überhaupt mein Vorschlag lebendige Wirkung äussern wird.

Entwurf eines Formulars zur Aufnahme einer Statistik der Denkmale bildender Kunst in Österreich[1].

Vorbemerkung. Die grossgedruckten Fragen sollten sämmtlich berücksichtiget werden; für Geübte ist auch das Kleingedruckte, welches schwierigere, namentlich die Technik berührende Unterscheidungen enthält, empfehlenswerth.

1. Wo ist das Kunstwerk befindlich? in einer Kirche, einem Profanbau, oder an einem Werke der sogenannten kleinen Architectur, Betsäulen, ewigen Lichtern, Grabsteinen? Ist es noch am ursprünglichen Platze? Ist es geschützt vor Witterungs- oder ähnlichen widrigen Einflüssen?

2. Sind gedruckte, ungedruckte oder bloss mündlich erhaltene Nachrichten über sein Entstehen bekannt?

3. Welcher Gattung ist dasselbe einzureihen? den **zeichnenden** oder **bildenden Künsten**?

In ersterer Hinsicht ist Rücksicht zu nehmen:

A. Wandmalerei.

a) Temperamalerei.
b) Fresco (auf nassem Kalk).
c) Wasserfarbe auf trockenem Grunde.

B. Tafelmalerei.

Tempera, Öl, Wasserfarbe?
a) Auf Holzgrund, Metallplatten, Schiefer oder anderen Steintafeln?
b) Auf Leinwand oder anderem Stoffe?

C. Miniaturen.

a) Auf Pergament, Papier oder Elfenbein?

D. Glasmalerei.

a) Aus einzelnen musivisch zusammengesetzten Stücken, die mittelst Bleistreifen an einander gefügt sind?
b) Malereien auf einer Scheibe eingebrannt?

E. Email.

Werke der Schmelzmalerei sind im Allgemeinen selten bei uns zu finden. In Frankreich, wo eine eigene Schule, die von **Limoges**, sich bildete, hat man sich für drei Hauptabtheilungen entschieden, die chronologisch folgen.
a) Die incrustirten Schmelzwerke.
b) Die durchsichtig auf erhabene Arbeit geschmelzten.
c) Förmlich gemalte Emails (ohne Metallcontouren).

F. Niello.

(Metallplatten, in welche die Umrisse und Linien der Zeichnung eingegraben und dann mit einer schwärzlichen Metallmischung ausgefüllt worden sind.)
a) Selbstständige Werke meist kleinerer Gattung.
b) Hierzu zu rechnende Ausschmückung grösserer Gegenstände, Grabsteine.

G. Mosaik.

Aus welchem Stoffe? Glas, Thon, Steine, Holz?

In Bezug auf die bildenden Künste, die Plastik, ist zu bemerken:

A. Sculptur.

a) Ganz erhaben, rund gearbeitet, sogenannte Statue oder halberhaben oder vertieft?
b) Dem Stoffe nach aus Stein, Holz, Elfenbein etc.?

B. Form und Gusstechnik.

a) Statue, Hautrelief, Basrelief?
b) Dem Stoffe nach Metall, Stuck, Thon, Wachs?

4. Befinden sich an einzelnen Theilen oder wie bei Gemälden oft an der Rückseite In- oder Aufschriften, welche den Namen oder das Monogramm des Künstlers, oder die Jahreszahl der Verfertigung enthalten?

---

[1] Wir veröffentlichen dieses Formular als den wohlgemeinten und verdienstlichen Vorschlag eines Fachmannes, der als Landesarchäolog von Steiermark in der Lage ist sich vielfache Kenntnisse und Erfahrungen zu erwerben, und sind auch bereit auf eine Discussion über die möglichst erschöpfende Abfassung eines solchen Fragenformulars in diesen Blättern einzugehen. Ebenso werden uns auch Beschreibungen von Sculpturen und Malereien, die auf Grundlage dieses Formulars eingesendet werden, sowie auch gute Zeichnungen, Pausen und Gypsabgüsse zur Ansammlung im Archive der k. k. Central-Commission — dem hiezu geeignetsten Mittelpunkte — sehr willkommen sein. Dagegen muss es noch der Entscheidung der k. k. Central-Commission vorbehalten werden, welches Formular sie in dieser Beziehung für das geeignetste hält, um dasselbe ihren Organen als zu Grundlage einer Monumental- und Kunst-Statistik anzuempfehlen.

D. Red.

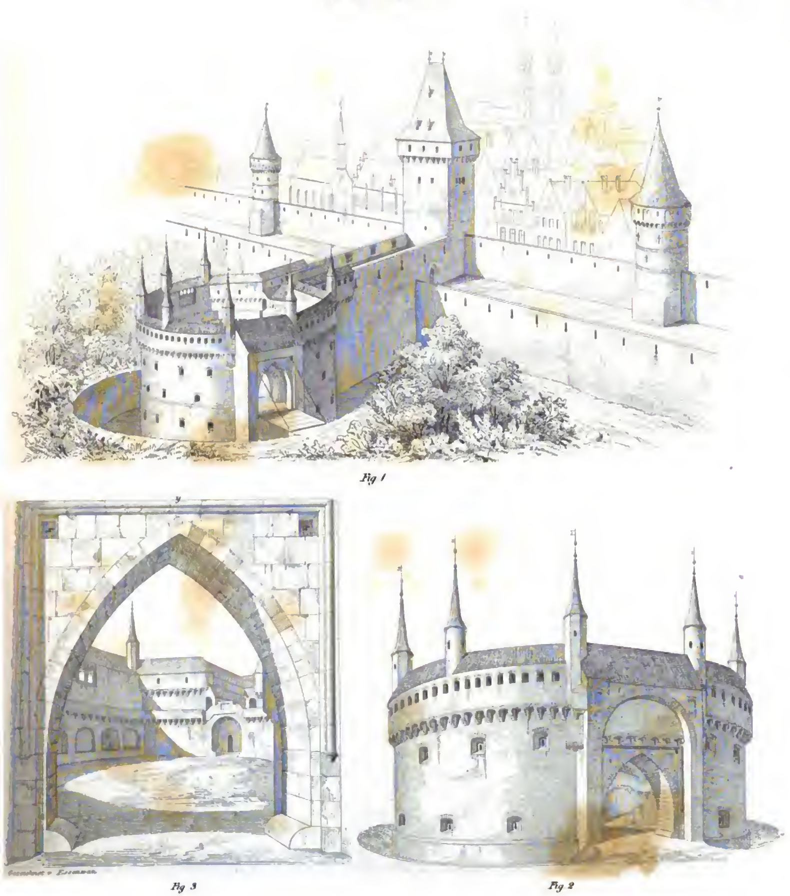


Fig 1

Fig 3

Fig 2

Druck aus der k. k. Hof- u. Staatsdruckerei in Wien

5. Was ist der Gegenstand der Darstellung? Ist es ein historisches, ein Einzelbildniss, ein landschaftliches oder Thierbild? Ist der Vorgang bei figuralischer Composition ein der heiligen Schrift oder der Legende entnommener, oder ist es ein im Bezug auf profane und Local-Geschichte stehender?

Hier ist nun die eingehendste Beschreibung sowohl der ganzen Gruppirung als auch jeder einzelnen Figur zu wünschen.

Diese Beschreibung muss die Zeichnung und Farbe berücksichtigen und jedes auch scheinbar geringfügige Beiwerk würdigen.

Sind die Figuren sammt Tracht, Waffen, Stoff und Muster der Gewandung etc. vollkommen genau beschrieben, so sind die vorkommenden Aufschriften auf Schriftrollen oder Büchern, Heiligenscheinen oder Gewandsäumen zu untersuchen und wortgetreu zu copiren.

Schliesslich werden die Umgebung, die dargestellte Architectur oder der landschaftliche Hintergrund, die Form des Baumschlages, der Felsen, kurz jedes Detail anzugeben sein, und namentlich bei Altarwerken ist die Berücksichtigung des Styles, welchen die Umrahmung und der ganze Altarschrein zeigt, sehr zu empfehlen.

Eine höchst wünschenswerthe Beigabe solcher genauer Beschreibungen sind bei Gemälden, Pausen mittelst Strohpapier von den vorzüglichsten Köpfen, Inschriften etc., und bei plastischen Werken in ähnlicher Berücksichtigung angefertigte Gypsabgüsse.

Solche Abbildungen haben den grössten Werth auch für deren Wiedergabe mittelst Holzschnitt oder dergl.

6. Welches sind die Höhen- und Breiten-Masse des Gegenstandes?

7. Befinden sich in der Umgegend oder am Orte selbst Kunstwerke, welche dem vorliegenden Objecte als Vorbilder gedient haben könnten oder sind durch dasselbe hervorgerufen. Nachahmungen entstanden?

Stellt sich dasselbe als eine Copie eines bekannten älteren Kupferstiches oder Holzschnittes dar?

8. Sind Abbildungen des in Frage stehenden Denkmals vorhanden oder vielleicht schon veröffentlicht?

Das Floriani-Thor in Krakau.

Aufgenommen und beschrieben vom Architekten A. Essenwein.

(Mit 1 Tafel.)

Wie der Kirchenbau des Mittelalters aus den gegebenen räumlichen Anforderungen, aus der Aufgabe, welche die Erhabenheit der Religion zum Ausdruck ihrer Stimmung ihm stellte, aus der im Cultus bedungenen symbolischen Auffassung seine Gestaltungen und Formen entwickelte, wie der Wohnhausbau aus der Lebensweise und Denkungsart der Bewohner seine Werke gestaltete, so entwickelte auch der Kriegs- und Festungsbau die Formen und Gestalten, welche er seinen Werken verlieh, aus der Art der Kriegsführung und gestaltete sie, so wie es zur Abweisung des Angriffs und zur Erleichterung der Vertheidigung nöthig war.

Dem Studium der Entwickelung der Kriegsbaukunst muss daher das Studium der Kriegskunst jener Zeit vorangehen. Dieses Studium erklärt uns sodann die Form und Anlagen der Burgen, so wie die Art der Befestigung der Städte durch Gräben, Mauern und Thürme.

Wir sehen aus der Einfachheit der Kriegführung die Einfachheit der Grundanlage dieser Befestigung. Einfache oder doppelte starke Mauern und Gräben umgeben die Stadt, von Stelle zu Stelle tritt als fester Zwischenpunkt ein Thurm ein. In grösseren Thürmen öffnen sich Thore zum Eingang in Friedenszeiten, die aber zur Abwehr der Feinde mit doppelten Vertheidigungsanstalten versehen sind. Die Berechnung auf den Einzelkampf und den Kampf in der Nähe machte indessen eine Menge kleiner Anstalten, wie Anlagen von Gallerien, Zinnenkränzen, Schiessscharten, Pechnasen u. s. w. nöthig. Auf solche Weise waren im Mittelalter sämmtliche Städte zur Abwehr des Feindes vorgerichtet und die Chroniken wissen von manchem Triumph zu erzählen, den die Bürgerschaft durch Abweisung der Feinde gefeiert hat.

Der neuern Kriegsführung mit ihren gewaltigen Angriffsmitteln können diese Mauern keinen Widerstand mehr leisten. Die kleinen Fehden und Überfälle haben aufgehört, der Krieg wird nur in grossen Massen geführt und so wären die Bürger der Städte ohnehin nicht mehr stark genug, einem feindlichen Heere Widerstand zu leisten; sie haben daher die Waffen aus der Hand gelegt.

Durch diese Umstände wurden die alten Mauern und Thürme, welche die Städte umschlossen, fast bis auf die letzten Reste niedergerissen, theils im Kriege, theils im Frieden, um der Erweiterung der Städte Raum zu geben, oder weil die historische Erinnerung verschwunden ist und die Bewohner die Steinreste nicht mehr achten; diese gewaltigen Zeugen der Tapferkeit ihrer Vorfahren, welche zur Vertheidigung derselben ihr Blut vergossen.

In der That sind die vorhandenen Überreste nur noch sehr spärlich und noch ist die Zeit nicht ganz vorüber, wo man in Missachtung historischer Überlieferung diesen ehrwürdigen Resten mit Abbruch droht.

Wir geben auf der beifolgenden Tafel (Taf. XII) einige Theile einer solchen Stadtbefestigung: das Floriani-Thor zu Krakau nebst den Thürmen und dem Vorthor mit seinem Hofe, die von dem Abbruche verschont geblieben sind [1].

---

[1] Eine ausführliche Abhandlung über die Befestigungswerke von Krakau ist in polnischer Sprache von Ambros Grabowski erschienen unter dem Titel: Schatzkammer unserer Archäologie, enthaltend die mittelalterlichen Denkmäler der Kriegsbaukunst der Polen, Skizzen aus der Geschichte der schönen Künste in Polen, zugleich Erinnerungen aus unserer Vergangenheit, mit 39 Abbildungen der Bastionen und der Thore Krakau's. Ausgabe des J. N. Bobrowicz, Leipzig 1854.

Die Stadt Krakau war in alter Zeit von einer doppelten Ringmauer umschlossen und mit einem gemauerten Graben umgeben, die erst in diesem Jahrhunderte abgebrochen wurden. Sieben Thore öffneten sich zum Eingang in grösseren Thürmen, zu denen noch 31 kleinere als feste Zwischenpunkte zur Vertheidigung der Stadtmauer eintraten; die Bürger vertheidigten ihre Stadtmauer selbst und so waren die Thore und Thürme den verschiedenen Zünften zugetheilt, von denen einige oft in hartem Streit lagen, welcher von ihnen die Ehre der Vertheidigung dieses oder jenes wichtigen Postens zukomme.

Das interessanteste jener Thore ist wohl das glücklicher Weise noch erhaltene Floriani-Thor, sowohl in geschichtlicher, als in künstlerischer Beziehung; in ersterer Beziehung desshalb, und weil durch dieses Thor die Könige eingezogen, wenn sie zur Krönung kamen, weil eben durch dasselbe die Könige im Triumphe einzogen, wenn sie einen Sieg erfochten hatten. Durch dieses Thor zog Johann Sobiesky ein, hier wurde er nach der Entsetzung Wiens von der Bürgerschaft empfangen.

Das Thor entspricht auch in seiner Anlage dem doppelten Zwecke eines Festbaues und Festungsbaues vollkommen.

Fig. 1, der Taf. XII, gibt eine Gesammtübersicht der Anlage, wobei die wenigen jetzt fehlenden Theile ergänzt sind.

Über den nun verschütteten Graben gelangte man mittelst einer Zugbrücke in einen runden Vorhof, dessen äussere Ansicht in Fig. 2. der Tafel und der Einblick durch das Thor in den Hof in Fig. 3, derselben gegeben ist.

Beim festlichen Einzuge versammelte sich auf der innern Gallerie ein Kranz von Damen; Wachen hielten die oberen geschlossenen Gallerien besetzt. In der Mitte des Hofes hielt der König mit seinem Gefolge und die Bürgerschaft trug ihre Anrede vor. Nach beendigter Ceremonie setzte er

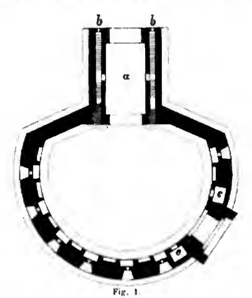
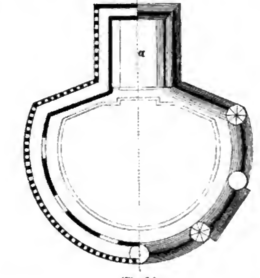


Fig. 1.

seinen Weg in die Stadt durch das eigentliche Thor fort. So bequem für den nahenden Freund und so festlich der Einzug war, so stark war das Gebäude gegen den Einfall der Feinde gerüstet.

Die hier in Holzschnitt (Fig 1 u. 2) gegebenen Grundrisse zeigen, dass der innere Raum des Hofes von einer dicken Mauer umgeben ist, die von $^{6}/_{10}$ eines Kreisumfanges gebildet ist, an die sich rückwärts an der Stelle der übrigen $^{4}/_{10}$ des Kreisumfanges schräg gestellte Mauern und in deren Schluss der Ausgang des Hofes anschliessen. Die schrägen Mauern sind fast der Stadtmauer parallel gestellt, so dass

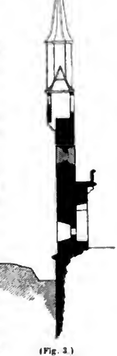


(Fig. 2.)

der schon weit vorgedrungene Feind, wenn er den Graben schon in Besitz hatte, noch einmal zwischen zwei Feuer genommen werden konnte.

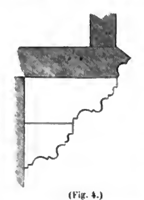
Der innere Hof ist zu unterst von einer Arcadenreihe umgeben, die abwechselnd bloss als schwache Blenden, abwechselnd als tiefe Nischen in die Wandfläche eingelegt sind. In den Nischen sind schmale Schiessscharten, die sich nach aussen bedeutend erweitern. (Siehe den Grundriss Fig. 1, wo die punktirten Kreise die innen und aussen vorgebauten Gallerien bezeichnen; und den Durchschnitt der Mauer Fig. 3.) Die zwei Arcadenbogen rechts und links vom Eingange bei *c* sind in neuester Zeit zu kleinen Kammern ererweitert worden, die als Wachstuben dienen.

Eine zweite Reihe von Schiessscharten befindet sich über diesen Arcaden und kann von der ersten innern Gallerie aus bedient werden und zwar sind die Schiessscharten immer so gestellt, dass sie auf die Mitte zwischen


(Fig. 3.)

je zwei der unteren treffen, so dass nach allen Richtungen hin das Feuer des Schützen reichen kann.

Um auf der Gallerie Raum zu gewinnen, ist sie nach innen auf Consolen erweitert, deren Profil hier (Fig. 4) gegeben, ist. Auf den Consolen liegen unmittelbar die Fussbodenplatten, eine undurchbrochene Steinbrüstung schliesst die Gallerie ab.



(Fig. 4.)

Eine dritte Reihe Schiessscharten, die dicht neben einander gestellt sind, befindet sich auf der oberen, auf grossen Consolen nach aussen vorgebauten Gallerie (die eine Hälfte an Fig. 2 gibt den Grundriss in der Höhe der oberen Gallerie und der 3. Schiessschartenreihe). Von Console zu Console spannen sich Bogen, die abwechselnd voll, abwechselnd halb als Pechnasen geöffnet sind, durch welche man auf die Feinde, wenn sie bereits so nahe gekommen waren und den Graben überschritten hatten, heisses Wasser, siedendes Pech herabgoss oder sie mit Steinwürfen zu vertreiben suchte.

Nach Innen gegen den Hof zu sind in der Umfassungswand dieser Gallerie grosse Öffnungen gelassen, damit vom Hofe aus der freie Überblick über alle an verschiedenen Orten vertheilte Kämpfer blieb.

Die Gallerie ist mit einem nach innen und aussen abgeschrägten Satteldach bedeckt, dessen einfache Construction aus dem Durchschnitte Fig. 3 zu ersehen ist. Zwischen je zwei Schiessschartenöffnungen ist ein kleiner nach innen vorspringender Pfeiler gemauert, auf diesem Pfeiler liegt eine Mauerbank; eine eben solche liegt auf der Rückwand, wo sie zugleich als Pfette die Öffnungen überspannt; schwache Balken (Träme) liegen querüber, in welche jedesmal ein Sparrenpaar eingezapft ist, das etwas über der Mitte noch durch einen kleinen Kehlbalken festgehalten wird. Anschüblinge lassen die Dachdeckung auch über die vorspringenden Balkenköpfe weggehen. Aus dem Dach erheben sich 7 kleine gemauerte Thürmchen, wechselnd rund und achteckig, die mit schlanken Spitzen bekrönt sind.

Diese Thürmchen sind unten offen und haben keinen Fussboden, so dass ein Mann von der obern Gallerie aus mittelst einer Leiter hineinsteigen und durch die kleinen Fensterchen Ausschau halten konnte, ohne vom Feinde bemerkt zu werden, wie dies bei den Lucken auf der Gallerie selbst der Fall gewesen wäre.

Unter der Erde befand sich unter der Arcadenreihe des Hofes noch ein gewölbter Gang, von dem sich ebenfalls Schiessscharten nach dem Stadtgraben öffneten.

An den runden Hof schliesst sich ein rechteckiger kleiner Corridor an (*a* in Fig. 1 und 2), der früher mit einem Tonnengewölbe bedeckt war und worüber sich eine geräumige Kammer befand, die zur Aufbewahrung von Waffen diente.

Aus diesem gewölbten Corridor führte ein offener, auf beiden Seiten mit starken Mauern versehener Gang zum eigentlichen Stadtthore.

Diese Mauer hatte unten eine Reihe Schiessscharten, welche der in den innern Arcaden des Vorhofes befindlichen entsprach. Oben auf der Mauer befand sich ein Gang, der durch eine mit Schiessscharten durchbrochene Schutzmauer nach aussen abgeschlossen war. In diesen Gang gelangte man von der obern Gallerie des Vorhofes.

Der Stadtgraben, welcher sehr tief war, lief rings um den Rundbau herum.

Der Eingang in den Vorhof ist, wie aus dem Grundriss ersichtlich, nicht in der Mitte, dem Ausgange gegenüber, sondern an der Seite, so dass nicht der Feind, der sich etwa des Einganges in den Vorhof bemächtigt hatte, schon in gerader Linie dem eigentlichen Stadtthor gegenüber stand und dasselbe entschieden angreifen konnte.

Vor dem Eingange befand sich noch ein kleiner Vorbau mit nach vorn abfallendem Pultdache, an welchem sich die Zugbrücke anschloss. Derselbe stammte ebenfalls noch aus alter Zeit, doch muss er wohl erst bei einer Erweiterung des Stadtgrabens angebaut worden sein, denn das Eingangsthor, so wie es sich jetzt zeigt, beweist durch die Löcher bei *x* Fig. 3, Taf. XII, so wie durch die viereckige Umrahmung der spitzbogigen Thoröffnung, dass sich hier eine Zugbrücke ehemals anlegte. Wahrscheinlich wurde nun, als bei einer Erweiterung des Stadtgrabens die Brücke nicht ausgereicht hätte, ein Vorbau angefügt, an welchen sich die Zugbrücke anschloss. Dieser Anbau wurde als hässlich und störend bei einer vor mehreren Jahren vorgenommenen Restauration wieder abgetragen, da ohnedem der Graben verschüttet ist. Das ehemalige Portal trat so wieder zu Tage und wurde durch eine rundbogige Umrahmung abgeschlossen.

Da sich auf den Eingang natürlicher Weise der stärkste Angriff richtete, so befindet sich über der Zugbrücke auf Consolen eine Reihe Pechnasen, um dem Feinde die Möglichkeit zu erschweren, sich der Zugbrücke zu bemächtigen.

In der Ansicht Fig. 2 der Taf. XII ist der Eingang in seiner jetzigen Gestalt ohne die Zugbrücke zu sehen. Fig. 3, Taf. XII gibt einen Einblick durch den Eingang in den Hof und zugleich dessen Architectur; der folgende Holzschnitt (Fig. 5) gibt das Detail der Consolen und Pechnasen über den zwei Rundstäben y die ebenfalls in der Fig. 3 zu ersehen sind.

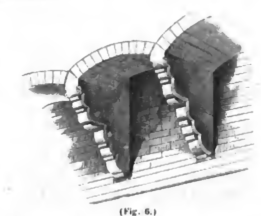
(Fig. 5.)

Da das Eingangsthor höher ist als die untere Gallerie, so ist dieselbe an der Stelle des Thores durch Treppen, die einerseits hinauf, andererseits wieder herabführen, über den Thorbogen

weggezogen, wie dies auch an dem rückwärtigen Ausgange in Fig. 3 zu sehen ist.

Die Treppen, welche zu den Gallerien emporführen, liegen zu beiden Seiten neben dem gewölbten Gange und haben in der Mitte desselben einen Eingang. Neben dem rückwärtigen Ausgange ist im Hofe jederseits ein vermauertes Thürchen zu sehen, das ebenfalls durch Treppen mit der ersten Gallerie in Verbindung stand.

Von dieser ersten Gallerie aus gelangt man durch einen Zugang über dem Eingangsthore zur oberen Gallerie empor. In den unteren Gang hingegen führen Treppen bei *b* in Fig. 1 zu ziemlicher Tiefe hinab. Da die Mauerstärke an den schrägen Rückwänden des Hofes nicht so bedeutend ist, als im Kreistheil, wo sie 9 Fuss beträgt, so ist die obere Umgangsgallerie daselbst nach innen ebenfalls auf Consolen vorgebaut, wie aussen. Die Consolen haben auch dasselbe Profil wie die äusseren, von denen Fig. 6 eine Abbildung gibt. Die Pechnasen fehlen natürlich innen, wo sie keinen Zweck hätten.



(Fig. 6.)

Das Materiale, woraus der Bau errichtet ist, bildet der Hauptmasse nach der Ziegel. Die grossen Consolen sind aus Haustein eingesetzt, ebenso das Portal. Die in der Architectur durchgeführte Bogenform ist meist der Flachbogen, nur bei dem Portale und den inneren Arcaden kommt der Rund- und Spitzbogen vor; die kleinen Fensterschlüsse in den Thürmchen sind durch vorgeschobene Steine überdeckt (Fig. 7).

(Fig. 7.)

Der runde Vorhof des Thores steht jetzt vereinzelt da, nachdem der Graben ausgefüllt und der Verbindungsgang mit dem Thore abgebrochen ist. Der innere Durchmesser des Kreistheiles beträgt 35 Schritte; die Tiefe von dem Ausgang bis zur Mitte der Kreislinien 28 Schritte, der Vorbau *a* hat 20 Schritte Länge. Er steht in gerader Richtung vor dem Thorthurme, von dem er 60 Schritte entfernt ist. Seine Breite sowie die des Thurmes beträgt 15 Schritte.

Der Thorthurm ist eine einfache viereckige Baumasse mit einigen Fenstern unterbrochen. Unten bildet eine nicht sehr grosse Spitzbogenöffnung den Eingang in die Stadt, dem jetzt zu beiden Seiten des Thurmes kleine Eingänge für Fussgänger zugefügt sind, die aus den Stadtmauern ausgebrochen wurden. Der oberste Theil des Thurmes, der in Fig. 8 abgebildet ist, erweitert sich auf grossen Consolen; die ehemalige Spitze ist durch eine spätere sehr ungenügend ersetzt. Der Grundriss des Thurmes ist nicht vollkommen quadratisch, desshalb sind an der oberen Vorkragung unter der vorderen Wand 7 Consolen, an den beiden seitlichen Wänden nur je 6 zwischen den Eckconsolen; ebenso an der breiten Seite je 3, an den schmalen nur je 2 Fenster.



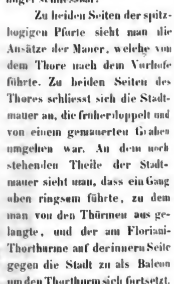
(Fig. 8.)

Das Stadtthor ist im untern Geschosse des Thurmes mit einem Fallgitter bewehrt, ausserdem durch schwere Thorflügel schliessbar.

Zu beiden Seiten der spitzbogigen Pforte sieht man die Ansätze der Mauer, welche von dem Thore nach dem Vorhofe führte. Zu beiden Seiten des Thores schliesst sich die Stadtmauer an, die früher doppelt und von einem gemauerten Graben umgeben war. An dem noch stehenden Theile der Stadtmauer sieht man, dass ein Gang oben ringsum führte, zu dem man von den Thürmen aus gelangte, und der am Floriani-Thorthurme auf der innern Seite gegen die Stadt zu als Balcon um den Thorthurm sich fortsetzt.

80 Schritte links vom Thorthurme steht ein kleinerer Thurm, dessen Grundriss gegen aussen halbkreisförmig abgeschlossen ist. Der Thurm ist aus Backsteinen erbaut; die ins Mauerwerk eingreifenden Binder sind an den Köpfen glasirt, so dass eine sehr hübsche Zeichnung entsteht, wie sie ganz ähnlich auch in den norddeutschen und holländischen mittelalterlichen Backsteinbauten vorkommt.

Der Unterbau des Thurmes (Fig. 9) ist viereckig und aus

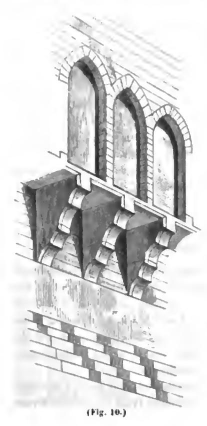


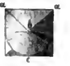
(Fig. 9.)



Bruchsteinen erbaut; am eigentlichen Körper zeigen sich 3 Stockwerke, die durch Bänder von schräg gestellten Backsteinen (Sägeschnitte) abgetheilt sind. Ein Verputzstreifen schliesst das 3. Stockwerk ab; über demselben ist auf einer Reihe Consolen ein viertes vorgekragt.

Die Consolen (Fig. 10) sind aus Haustein, eben so die Gesimsplatte; über der Gesimsplatte ist eine kleinere Bogenstellung aus Backsteinen gemauert und der Grund der Blenden geputzt. Ein spitzes, mit Hohlziegeln bedecktes Dach bekrönt den Thurm. Die Dachanlage weicht jedoch hier von der bei ähnlichen Thürmen gebräuchlichen ab, dass nämlich die gerade Rückseite mit einem steilen Giebel abgeschlossen ist, an welchen sich das Dach sodann anlegt. Hier ist dasselbe auch nach rückwärts abgewalmt (Fig. 11 gibt den Grundriss der Dachflächen), so dass es fast von allen Punkten aus betrachtet schief auf dem Thurme zu stehen scheint, weil die Gräthe *a b* länger sind als der Radius *b c*.


(Fig. 10.)



(Fig. 11.)

Kleine Fensterschlitze erleuchten das Innere des Thurmes; das oberste auf Consolen erweiterte Stockwerk scheint über den Blendarcaden unter dem Gesimse grössere zinnenartige Öffnungen gehabt zu haben, die jetzt vermauert sind; die Deckplatte über den Consolen ist nicht mit Pechnasen durchbrochen, sondern ringsum geschlossen.

In der Zeichnung Fig. 9 sieht man zugleich den Anschluss der Stadtmauer, die mit einer Gallerie versehen war, auf die man durch die in der Zeichnung sichtbare Thüre des Thurmes gelangte.

Wo der runde Mauertheil auf dem viereckigen Unterbau beginnt, ist durch tetraederförmige Mauertheile ein Übergang vermittelt.

60 Schritte rechts vom Thore steht ein zweiter halbrunder Thurm (Fig. 12), der ebenfalls aus Ziegeln errichtet ist, jedoch ohne die musivische Ausschmückung, welche der links vom Thore stehende Thurm durch die glasirten Bänder des Mauerwerks erhält. Auch hier sind äusserlich Stockwerke angedeutet, und zwar durch je 2 sägeschnittförmige Bänder, zwischen welche horizontale Backsteinschaaren gemauert sind. Die Öffnungen, welche Licht ins Innere einlassen, sind schiessschartenförmig in Steinplatten eingehauen. Auch hier ist, wie bei den beiden vorbin beschriebenen Thürmen, ein Stockwerk oben auf grossen Consolen vorgekragt. Die Deckplatte ist hier jedoch zwischen allen Consolen durch Pechnasen durchbrochen. Auch hier ist das Stockwerk mit Blenden gegliedert, deren je 2 spitzbogig neben einander gestellt sind, wobei eine Console an der Stelle eines Trennungspfeilers tritt. Ein breiter Pfeiler ist zwischen je zwei solchen Doppelblenden gemauert und von einer Schiessscharte durchbrochen. Der Grund der Blenden ist wie beim vorigen Thurme geputzt. Das Dach hat dieselbe Anordnung wie der vorige Thurm, ist ebenfalls mit Hohlziegeln gedeckt und mit einer Blechspitze mit Kugel und Fähnchen bekrönt.


(Fig. 12.)

Weitere 60 Schritte rechts von diesem Thurme ragt noch ein vierter über die an die Stadtmauer angebauten Häuser und über die Gipfel der Bäume hervor. Derselbe ist in seinem unteren Theile ebenfalls vierseitig, oberhalb kehrt derselbe, statt wie die vorigen eine halbkreisförmige Umfassungsmauer gegen aussen zu wenden, drei Seiten eines Achteckes als Schluss dem Feinde entgegen.

Der Übergang ist auch hier durch gemauerte Tetraeder vermittelt; die drei vordern Seiten des obern Thurmtheiles haben je ein ziemlich grosses mit gedrücktem Spitzbogen überwölbtes Fenster; die Seitenflächen haben deren je zwei. Kleine Schlitze stehen über den Fenstern, ein Putzstreifen zieht sich unter dem Gesimse hin (Figur 13). Dieser Thurm ist überhaupt der einfachste unter den vier noch bestehenden.

Was die Zeit der Errichtung dieser verschiedenen Baukörper betrifft, so zeigt die Verschiedenheit in der Erscheinung und in dem äusserlichen Schmucke, dass sie

nicht einem Plane entstammen, sondern dass jeder, wahrscheinlich nachdem sein Vorgänger in irgend einem Kriege oder durch Feuer besonders gelitten hatte, einzeln für sich gebaut wurde. Die Zeit ihrer Erbauung liegt jedoch sehr nahe beisammen. Die beiden halbrunden Thürme könnten etwa Mitte des XV. Jahrhunderts errichtet sein; das Thor wurde urkundlich 1498 vom Könige Johann Albrecht erbaut; der eigentliche Thorthurm erscheint mir jedoch noch jünger, und namentlich darum nicht gleichzeitig mit dem Vorhofe, da er mit Verputz überzogen ist, der Vorhof aber noch das treffliche Backsteinmaterial sichtbar zeigt.



(Fig. 13.)

Die Volkssage, welche alles Alte mit poetischem Glanze umzaubert, die jedem Steine einen Namen gibt, für die keine Form oder Zahl ohne tiefe Bedeutung ist und die überall Anknüpfungspunkte für ihre Gebilde findet, setzt die sieben Thürmchen, welche den Rundbau des Florianithores überragen, in Bezug auf die Einverleibung der 7 ruthenischen Herzogthümer mit Polen. Da diese aber schon über hundert Jahre früher stattfand, so wäre es gewagt, die Sage als stichhaltig zu bezeichnen; es lag für die Volkssage, die keine Jahre beachtet, zu nahe, an ein Denkmal, das so viele Glanztage der Geschichte gesehen, noch eine weitere Bedeutung zu knüpfen.

Trotz der glänzenden historischen Erinnerungen wäre aber auch dieses Denkmal zur Zeit der krakauischen Republik fast dem Untergange geweiht worden, da es der Restauration bedürftig war und somit Geld zur Wiederherstellung erforderte. Die Erhaltung ist vornehmlich den Bemühungen des Baudirectors Dr. Kremer zu danken, der nicht nur die gelungene Restauration leitete, sondern auch durch seine Umsicht mit den zugewiesenen geringen Mitteln dieses auszuführen vermochte, der somit dieses wie manches andere alte Kunstdenkmal seiner Vaterstadt wieder zu Ehren brachte.

Vier steinerne Denksäulen zu Ödenburg und Mattersdorf.

Wenn unsere Vorfahren schon wenig Pietät für die Erhaltung der mittelalterlichen Dome gezeigt haben, so kann es auch nicht befremden, dass sie kleinere Denkmale früherer Jahrhunderte, welche durch die Frömmigkeit von Corporationen oder einzelnen Personen entstanden sind und rücksichtlich deren Erhaltung die Stifter keine besondere Verfügung getroffen haben, gänzlich ihrem Schicksale preisgaben. Hierzu gehören die mittelalterlichen Denksäulen, denen man vereinzelt in der Nähe von Städten, Märkten und Dörfern — meist sehr verwahrlost — begegnet, über deren Entstehung in den wenigsten Fällen verlässliche urkundliche Nachrichten anzutreffen sind und welche doch häufig das Gepräge einer eigenthümlichen Formentwicklung und sehr geübter Kunsttechnik an sich tragen.

Vier solcher Denksäulen in einer seltenen und interessanten Gruppirung in Hinsicht auf ihre Entstehung haben sich noch in und bei Ödenburg, dann in Mattersdorf erhalten. Der Correspondent der k. k. Central-Commission Herr Franz Storno in Ödenburg, welcher dieselben aufgenommen und gezeichnet hat, besitzt das Verdienst, zuerst die Aufmerksamkeit auf dieselben gelenkt zu haben, indem er uns hiervon nach seiner Aufnahme sachverständige Zeichnungen übersendet hat, und von drei derselben hatten wir kürzlich Gelegenheit uns zu überzeugen, dass sie in der Wesenheit getreu dargestellt sind und Hr. Storno nur an einigen Details, welche unter dem Einflusse der Jahrhunderte ihres Bestandes gelitten haben, stylgemässe Ergänzungen in der Zeichnung vorgenommen hat.

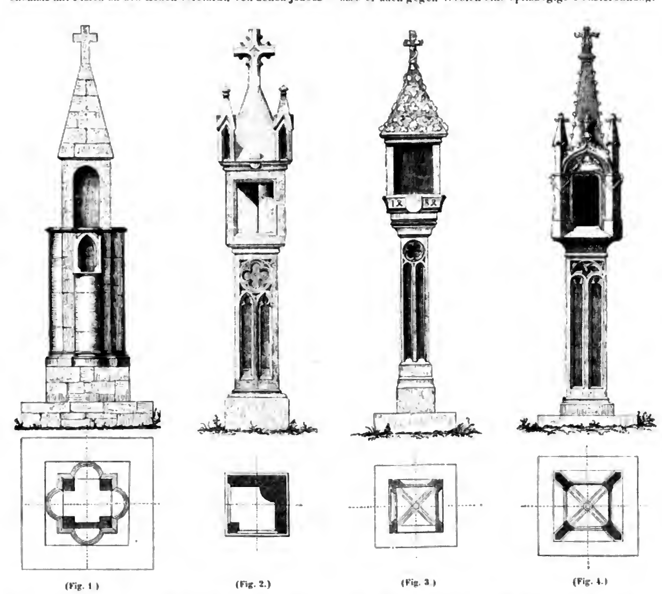
Urkundliche Nachrichten über den Umstand, durch wen und auf welche Veranlassung diese Denksäulen gesetzt wurden, stehen uns gegenwärtig nicht zu Gebote, da die Localgeschichte von Ödenburg — wiewohl sie in neuerer Zeit fleissig bearbeitet wurde — darüber nichts enthält und auch auf dem Wege der Correspondenz wir nichts in Erfahrung bringen konnten. Es erübrigt uns daher nichts als aus der Kunstform annäherungsweise den Zeitpunkt zu bestimmen, welchem diese Säulen angehören.

Die älteste der Denksäulen ist ohne Zweifel das sogenannte „Rastkreuz" bei Ödenburg (Fig. 1) auf der Strasse nach Wolfs und an einem Scheidewege in die sich ausbreitenden Weingärten gelegen. Die untere Hälfte der Säule ruht auf einem breiten viereckigen Sockel, worauf sich auf einer Basis mit kräftiger Gliederung der viereckige Schaft der Säule aufbaut. An jeder der vier Seiten sind Halbsäulen vorgelegt. Der obere Theil der Denksäule ist nach drei Seiten hin durch einen Rundbogen geöffnet und mit einem steilen giebelförmigen Dache abgeschlossen. Das Innere der Öffnung ist flach gedeckt und scheint früher zur Aufnahme einer Heiligenfigur bestimmt bewesen zu sein. Eine der Halbsäulen besitzt gleichfalls eine spitzbogige Nische. Rings um die Denksäulen waren früher steinerne Bänke angebracht, die einen Ruhepunkt abgaben, woher auch die Bezeichnung „Rastkreuz" rühren dürfte. Wenn wir den Charakter der Bauformen in Betracht ziehen, so lässt sich mit ziemlicher Gewissheit behaupten, dass diese Denksäule, wenn nicht früher, doch in der 2. Hälfte des XIII. Jahrhunderts errichtet wurde.

Einer späteren Epoche und zwar wahrscheinlich dem XV. Jahrhundert gehört die Denksäule an, welche neben dem Leonhartsthore in Ödenburg aufgestellt ist (Fig. 2). Die-

selbe erscheint gegenwärtig in die Stadtmauer eingebaut, was jedoch früher nicht der Fall gewesen, als in das Stadtgebiet von Ödenburg noch nicht jener Rayon gehörte, worauf gegenwärtig die Säule sich befindet, die alten Stadtmauern mithin noch eine andere Richtung genommen hatten. Die Säule ruht gleichfalls auf einer viereckigen Basis, sie baut sich jedoch im Dreieck auf. Jede der unteren Flächen ist mit Masswerk von verschiedenen Formen bedeckt. Der Aufsatz ist nach zwei Seiten hin geöffnet; die Bedachung war ehemals mit Fialen an den Ecken verstärkt, von denen jedoch

In östlicher Richtung von Ödenburg auf freiem Felde steht das sogenannte „Angerkreuz" (Fig. 3). Wie die Jahreszahl auf demselben nachweist, wurde die Säule im Jahre 1482 errichtet. Sie erhebt sich auf einem unverhältnissmässig schmalen Sockel mit steiler Gliederung. Eben so schmächtig ist der Aufbau des unteren Theiles der viereckigen Säule. Die Flächen sind gleichfalls mit gothischem Masswerke und jede Fläche mit einer andern Gliederung bedeckt. Der Aufsatz ist innen gewölbt, gegen Süden zu geöffnet; früher besass er auch gegen Westen eine spitzbogige Fensteröffnung,



(Fig. 1.) (Fig. 2.) (Fig. 3.) (Fig. 4.)

nur mehr Bruchstücke vorhanden sind und an der Stirnseite des Daches ist ein Wappenschild angebracht, welches jetzt wegen Undeutlichkeit nicht näher bezeichnet werden kann. Die Fialen so wie die Bekrönung des Daches mit dem Kreuze sind in der Zeichnung von Hrn. Storno ergänzt worden, um anzudeuten, in welcher Weise die schadhaften Theile wieder restaurirt werden könnten.

die aber jetzt vermauert ist. Das Dach ist durch Laubwerk-Verzierungen ausgezeichnet.

Die vierte Säule bei Mattersdorf (Fig. 4) — einem Orte, der ungefähr zwei Stunden von Ödenburg entfernt liegt — führt die Bezeichnung „Halterkreuz". Wir haben nicht Gelegenheit gehabt, diese zu besichtigen und können daher auch nicht bestätigen, dass alle Details gegenwärtig

noch in diesem Zustande anzutreffen sind, wie wir sie hier in der Abbildung veröffentlichen. Der ganze Aufbau dieser Säule scheint uns aber dafür zu sprechen, dass die Säule erst gegen Mitte des XV. Jahrhunderts entstanden ist. Die Anordnung der Fialen des geschweiften Spitzbogens und die Fischblase des Masswerkes weisen schon auf jene Periode des Gothik, worin die Formen des Styles nicht mehr in ihrer früheren Reinheit reproducirt wurden.

Das Interesse, welches sich an diese Specialitäten der mittelalterlichen Baukunst knüpft, scheint uns gross genug, dass die Ödenburger Stadtgemeinde und jene von Mattersdorf nicht die geringen Kosten scheuen sollten, um sie von sachverständiger Hand restauriren zu lassen. K. W.

Reisebericht über einige Denkmale zwischen Bozen, Tirol und St. Pauls, dann des Thales Mareit und Riednaun in Tirol.

Von G. Tinkhauser, k. k. Conservator für den Brixner Kreis in Tirol.

Die gothische Pfarrkirche, welche sich auf einer mässigen Anhöhe zu oberst im Dorfe Gries erhebt, nimmt zuerst das Auge des Reisenden in Anspruch. Das Presbyterium, die gegen Süden daran gebaute Capelle mit einem sehr schönen Portale und der darunter liegenden Krypta sind kostbare Werke, durchgehends aus schön gemeisseltem Sandstein und mit ziemlich reicher Gliederung ausgeführt. Das ärmlich und später erbaute Langhaus, wo nur die Wandsäulen und die Gurten von Stein sind, beweist, dass entweder die Geldmittel fehlten, oder der Bau durch ein besonderes Ereigniss unterbrochen worden ist. Die Zwischenperiode fällt nämlich in die Zeit der Reformationswirren. Das Presbyterium wurde nach der Inschrift, welche auf einer Tafel an der Wand des Langhauses zu lesen ist, um das Jahr 1460 gebaut. Die reinen Stylformen scheinen auf ein höheres Alter hinzudeuten. Es finden sich noch schöne Kreuzgewölbe, an den Wandsäulen Consolen und Baldachine; die Capitäle tragen den Blumenschmuck — Alles ist sehr gut und schön gearbeitet. Die nämliche Inschrift sagt weiter, dass die Capelle mit der Gruft um das Jahr 1519 aufgeführt worden ist. Und in der That gehört die Bauart wirklich dieser Zeit an. Es herrscht darin eine gewisse Pracht, die Dienste sind noch sehr gut gearbeitet, aber das Netzgewölbe trägt mit seinen Fischblasen-Feldern schon zu deutlich das Gepräge der Entartung. Vorzüglich schön ist das Portal dieser Capelle. Es hat die Jahreszahl 1529 und gehört unstreitig zu den schönsten Monumenten der gothischen Periode in Tirol. In der Capelle findet man noch gut erhaltene Reste des ehemaligen Hochaltars von Michael Pacher aus Bruneck, welche mit anderwärtigen Stücken aus der gothischen Periode nun zu einem Ganzen vereinigt worden sind. Das Langhaus ist ein ganz einfacher Bau mit einem Netzgewölbe aus den letzten Zeiten der Gothik. Die noch gut erhaltene Vorhalle des Südportales, welches mit reicheren Formen ausgestattet ist, zeigt die Jahreszahl 1539. Sowohl hier als auch in der Capelle und Krypta laufen die Gurten unmittelbar aus den Wandsäulen, wie es der letzten Zeit der gothischen Periode eigenthümlich ist.

Diese Kirche wurde unter der königlich bairischen Regierung gesperrt (1808) und diente fortan als Bauern-Magazin, bis sie durch die Bemühung des Pfarrers Leodegar Kretz, Conventualen des nach Gries übertragenen Stiftes Muri, wieder erneuert und mit 4 Altären am 29. October 1848 eingeweiht worden ist. Die Restauration wurde im Innern der Kirche mit Geschick und emsigem Fleiss durchgeführt, wie überhaupt diese würdigen Ordensmänner auch ihr jetziges Klostergebäude, welches seit der Aufhebung des ehemaligen Chorherrenstiftes viele Jahre lang verödet dagestanden, mit verschiedenen alten Kunstwerken und Einrichtungsstücken ausgestattet haben. Nur der Thurm, welcher ein gemauertes Spitzdach trägt, wurde mehr entstellt als hergestellt. Einige Fenster der Kirche sind des Masswerkes beraubt oder gar umgebaut.

Im Friedhof dieser Kirche findet man ein schönes steinernes Relief als Grabmonument vom Jahre 1583, welches aber ganz mit weisser Tünche belegt ist.

Ich habe den Kirchenvorstand ersuchen lassen, Sorge zu tragen, dass die Tünche abgelöst werde. Ein anderes Grabmonument, welches geschichtlichen Werth hat, bewahrt die schöne, wegen der berühmten Gemälde Knoller's allen Kunstfreunden wohlbekannte Stiftskirche zu Gries in einer Seitennische zur rechten Hand. Dasselbe zeigt eine Frau in Lebensgrösse mit einer Kirche in der rechten Hand. Darüber steht die folgende erst in neuerer Zeit verfasste Inschrift: *Prima benefactrix. Translatio Urnae Fundatricis de Valai, uxoris Arnoldi Greifenstein.* Die Stifterin hiess Mathilde. Sie war eine geborne Gräfin von Vallai und wurde dem verwitweten Arnold Grafen von Morit und Greifenstein in zweiter Ehe angetraut. Die Canonie ward zuerst in der Au, nahe beim jetzigen Bergschlosse Siegmundskron gegründet (1160), dann um das Jahr 1417 wegen wiederholter Wassergefahr nach Gries übersetzt. Von dieser Zeit her schreibt sich das genannte Monument.

Die ansehnliche Kirche in Terlan, welche ganz aus gemeisseltem Stein gebaut ist, mit dem schief stehenden Thurme gehört ebenfalls zu den schönsten und merkwürdigsten Monumenten des Mittelalters in Tirol. Sie entstand, wie Beda Weber bemerkt (die Stadt Bozen und ihre Umgebungen, S. 264), um 1380—1400 durch die reichliche Beisteuer der Gerichtsherren von Niederthor, die allenthalben

ihre Wappen und Grabmale angebracht haben. Dieser Zeit entspricht der ganze Bau mit Ausnahme der beiden Thürme, von welchen der eine an der Nordseite sich anlehnt, der andere aber ganz frei steht. Die Kirche bildet ein Schiff, steht aber durch zwei Arcadenbögen mit einem schmalen, niedrigen und schiffartigen Nebenbau an der Nordseite in Verbindung. Den Plafond bilden schöne regelmässige Kreuzgewölbe. Die Wandsäulen und Dienste ruhen theils auf Kragsteinen, theils ziehen sie sich ganz bis zum Boden hinab. Die reicher gegliederten Arcadenpfeiler steigen ohne Sockel vom Grunde auf. Die Rippen ruhen durchaus auf Capitälen, welche ebenso wie die Consolen mit Menschen- oder Thierfiguren geziert sind. Der ganze Bau ist schön und in reinen Formen mit Aufwand ausgeführt. Das ehedem so schöne Westportal sieht man nun zerstört, nur der Aufsatz mit zwei Figuren und Baldachinen ist noch erhalten. Das Masswerk wurde aus allen Fenstern weggenommen und in der Westseite schon vor mehreren Jahren eine Empore eingebaut. Übrigens wird jetzt die Kirche und der alte Taufstein darin mit Sorgfalt bewahrt. Auf einer Wandfläche des Langhauses rechter Hand bemerkt man ein Gemälde, welches dem 15. Jahrhundert anzugehören scheint. Die Tünche, womit man es in früherer Zeit bedeckt hat, löst sich von selbst ab, so dass, wenn der gehörige Fleiss angewendet wird, das Bild noch vor dem Untergange gerettet werden kann.

Interessant sind auch die beiden Thürme. Der kleine und niedrige, welcher den Nebenbau auf der Nordseite abschliesst, ist älter als die jetzige Kirche, wahrscheinlich noch ein Überbleibsel der frühern Kirche. Er zeigt romanische Kuppelfenster aus der späteren Periode, das Mauerwerk ist in schmalen Schichten aus unbehauenen kleinen Steinen über einander gelegt. Der grosse, neben dem südwestlichen Kirchenwerk freistehende Thurm scheint jünger als die Kirche zu sein. Er ist ganz aus gehauenen Quadern gebaut und ragt mit seinem Spitzdache hoch auf. Wahrlich ein majestätischer Bau, welcher durch die gewaltigen Massen und seine riesenhafte Gestalt die ganze Gegend beherrscht. Er steht bedeutend schief und hat eine Abweichung von 7 Schuh und 4 Zoll gegen Südwest.

Gleich beim Eintritt in das Gebiet der Stadt, hart am Ufer der Passer, zu Meran zeigt sich eines der schönsten Baudenkmale Tirols aus der 2. Hälfte des XV. Jahrhunderts. Es ist dies die Spitalkirche, welche um das Jahr 1486 aufgeführt worden ist. Sie bildet einen Hallenbau mit einem schönen Netzgewölbe, welches von neun runden Säulen getragen wird. Der Gang der Seitenschiffe zieht sich um das Presbyterium durch die ganze Kirche. Die Säulen, Dienste und Rippen sind aus gemeisseltem Stein. Die Rippen steigen durchwegs ohne Capitäl unmittelbar aus den Säulen auf. Die Fenster sind dreifach getheilt und enthalten im Masswerk vorherrschend die Fischblase. An den Säulen bemerkt man eine zehnseitige Basis und den attischen Fuss. Die Kanzel hat durchbrochene Steinarbeit. Ober dem Hochaltare zeigt sich am Gewölbe ein altes Gemälde: die heil. Dreifaltigkeit mit den 4 Evangelisten. Merkwürdig ist die Darstellung der ersteren: Christum mit fünf Wundmalen stützen 2 Greise. Alles ist gut erhalten, nur vermisst man die alten Altäre, an deren Stelle grundschlechte Arbeiten getreten sind. Indessen ist bereits die ernstliche Anregung erfolgt, wenigstens den Hochaltar zu entfernen und dafür einen andern im entsprechenden Styl ausgeführten aufzustellen. Vor der Hand hat man die Altarflügel, wenn ich nicht irre, vom Schloss Auer, oberhalb Tirol, daher übertragen und an der Wand aufgehängt, um den Leuten einen Vorgeschmack dessen, was erst werden soll, zu bieten. Zum Bau dieser Kirche hat Se. k. Hoheit Erzherzog Siegmund wesentlich viel beigetragen. Daher bemerkt man daran auch irgend eine Pracht. In den Wandsäulen sieht man die unterbrochenen Stellen, wo Kragsteine mit Figuren und Baldachinen hätten angebracht werden sollen. Das Portal ist wirklich ein Prachtbau nach dem Geschmack der Zeit. Es bildet eine Doppelthüre und hat ein Tympanum mit Figuren, worüber sich der gothische Bogen in mehrfacher Gliederung schwingt. Den Abschluss bildet der sogenannte Eselsrücken mit der Kreuzblume und den beiden Fialen. Alles ist aus schön gemeisseltem Stein. Dieses Portal trägt auch das Monogramm des Meisters ҲX und dessen Wappen, welches eine Fratze auf dem Schilde mit geschlossenem und gekröntem Helme zeigt.

Die Pfarrkirche mit ihrem hohen Thurme zeigt sich von aussen als ein grossartiges Gebäude; aber sie ist nicht das Werk eines Meisters; ja die einzelnen Theile gehören nicht einmal derselben Zeit an. Dies macht besonders im Innern einen sehr störenden Eindruck, um so mehr, als auch die neuere Zeit durch verschiedene Zuthaten das ihrige beigetragen hat. Das Presbyterium und der Thurm sind offenbar die besten Theile: sie stammen aus dem XIV. Jahrhundert und sind noch im reinen Style durchgeführt. Jenes hat schöne Kreuzgewölbe mit einfacher Bauart. Der Thurm steigt majestätisch zu einer gewaltigen Höhe auf. Er soll der höchste in Tirol sein und ruht auf einem sehr festen Gewölbe, durch welches der Weg führt. Dasselbe zeigt Gemälde aus dem XV. Jahrhundert, wovon eines noch gut erhalten ist. Das Langhaus wurde um die Mitte des XV. Jahrhunderts gebaut, und zwar von dem nämlichen Meister, welcher die Spitalkirche aufgeführt hat. Das hoch aufstrebende Netzgewölbe wird von 10 runden Säulen getragen. Beinahe in allen Theilen erscheinen die gleichen Formen, wie wir sie bei der Spitalkirche vorgefunden haben. Selbst die Kanzel hat vollkommen die nämliche Gestalt und ganz dasselbe Masswerk. Da das Langhaus ein Hallenbau aus der spätgothischen Periode ist, so begreift man von selbst, wie störend es wirkt, dass es sich ohne vermittelnde Zwischenglieder an das Presbyterium anschliesst. Das Ganze wird noch mehr entstellt, durch den Musikchor, welcher im Style der Renaissance

eingebaut wurde. Eben so wenig kann man sich über die Restauration erfreuen, welche in neuerer Zeit ausgeführt worden ist, da man die schönen Gewölbe mit blauer Farbe und zerstreuten Goldsternen belegte. Indessen wird das noch Vorhandene sorgfältig erhalten, und man weilt gern in und bei dieser Kirche, weil sie in den einzelnen Theilen schöne Formen zeigt und mehrere Kunstwerke bewahrt. Vor andern bewundert man die drei Gemälde von unserm vaterländischen Künstler Martin Knoller, nämlich Maria Himmelfahrt auf dem Hochaltare, Christi Geburt und das Abendmahl auf den zwei nächsten Seitenaltären. Ein Fenster des Langhauses umrahmt kostbare Glasgemälde und Wappenschildungen. Das Portal auf der Südseite und die steinerne Statue daneben sind mehr kostbare als künstlerische Arbeiten.

Zunächst an die Pfarrkirche steht die St. Barbara Capelle, unter welcher eine Krypta von gleichem Umfange liegt. Diese Capelle ist ein sehenswerther Rundbau ohne Stützen, aus der Mitte des XV. Jahrhunderts. Ich möchte hier wieder den nämlichen Baumeister finden, welcher die Spitalkirche und das Langhaus der Pfarrkirche aufgeführt hat. Das Gewölbe der finstern Krypta ruht auf vier Säulen, um welche ein Gang führt, der aber durch später angebrachte Altäre und andere Geräthschaften an mehreren Stellen verlegt ist. Dieser Übelstand schadet dem Gebäude und hindert die nothwendige Reinhaltung. Die Zeit der Entstehung ist nach den Formen des Baues die nämliche, wie bei der Capelle.

Eines muss hier noch beigefügt werden, nämlich der Wunsch, dass die Grabmonumente, welche seit der Aufhebung des alten Friedhofes bestimmungslos und zerstreut herumliegen, doch endlich am passenden Orte aufgestellt werden.

Das ältere Kelleramts-Gebäude, welches seitwärts von der Gasse gegen den Küchlberg liegt, verdient ebenfalls unsere Beachtung. Man zeigt dort die sogenannten Kaiserzimmer, das heisst die Gemächer, welche die Grafen von Tirol, so oft sie sich in Meran aufhielten, bewohnt haben. Diese geben uns ein treues Bild von dem einfachen und traulichen Familienleben der damaligen Zeit. Das prunklose Getäfel mit den Schildungen von Tirol und Görz, die langen Wandbänke, die Sitze am Erker sind die sprechenden Zeugen dafür. Auf den beiden Wandflächen des Erkers bemerkt man noch die Contouren und auch einzelne Figuren von erbleichten Gemälden. Die an diese Gemächer anstossende Capelle, bei welcher ehedem ein eigener Priester angestellt war, ist nun völlig verunstaltet und bietet nichts Sehenswerthes, ausser ein paar alte Figuren, welche an der Wand gemalt sind: St. Gottfried mit der Reichskugel und dem Scepter, und St. Oswald, ebenfalls mit dem Scepter und der Reichskugel, worauf ein Rabe sitzt. Räthselhaft und merkwürdig ist ein altes Mauergemälde in der Sacristei. Oben sieht man Tubalkain als Erfinder der Musik, und David, den König, als Harfner mit den Inschriften:

Her David lobet got also schone
mit Musyca vnder seiner werden kinikhlichen Krone.

und: von Thubalkchanes hamer Klanck
ward Musyka erfunden vnd der Gesank.

Darunter sind in einem Felde spielende Kinder oder Amoretten mit einem Hofnarren, im andern Felde erscheint die Braut, wie sie dem Werber vorgeführt wird. Darüber bemerkt man einen Hasen mit einer Schnecke auf dem Rücken im vollen Laufe. Von den Inschriften konnte ich nur die folgende ganz entziffern:

Gelück geet hir behendika(it),
des daucht sich d'schneg gemayt,
do(?) er mit seine schlauh(en)
Ainen Hosen tedt erlauffen.

Man bezieht dieses Gemälde auf die Vermählung der Margaretha Maultasch mit Ludwig dem Brandenburger, und findet darin einen Spott auf die Ungeschicklichkeit der Gegner dieses Ehebündnisses. Es dürfte dies auch wirklich die beste Deutung sein. Das Bildwerk mag in das XIV. Jahrhundert hinaufreichen. Als Maler nennt man einen gewissen Christophorus von Meran.

Die merkwürdigsten von den alten Burgen, welche die Hügel und Bergeshalden rings um Meran beherrschen, und reich an geschichtlichen Erinnerungen die dahin geschwundenen Jahrhunderte wieder zurück rufen, sind die Schlösser Zenoberg und Tirol. Beide liegen grossentheils in Ruinen; aber die Überreste, welche jetzt sorgfältig bewahrt werden, zeigen noch namhafte Bautheile aus der romanischen Zeit. Dahin gehören vor andern die zwei Portale im Schlosse Tirol, wovon das eine in den alten Rittersaal, das andere in die anstossende Capelle führt, und das auf Zenoberg, durch welches man in die zwei neben einander liegenden Capellen gelangt. Diese sind in der vaterländischen Zeitschrift des Ferdinandeums (Jahrgang 1828, Seite 153 ff.) und von Beda Weber (Meran und seine Umgebungen, Seite 157) weitläufig besprochen worden, so dass ich mir eine Detailbeschreibung füglich ersparen kann. Nur die folgenden allgemeinen Bemerkungen mögen hier Platz finden. Die Portale in Tirol sind sehr reich, aber auch nicht minder roh bearbeitet. Die Reliefs auf der äussersten Umrahmung haben nicht einmal die gleichen Dimensionen, sie reichen eben so weit, als die einzelnen Steine es erlaubten. Insbesondere zeichnet sich das der Capelle durch seine phantastischen Gebilde und Zierathen aus. Es ist in drei Winkeln eingeschrägt. Die Säule, welche das Tympanum stützte und die Thür abtheilte, ist verschwunden. In den vordersten Winkeln der Einschrägung sind Stäbe angebracht, auf deren Capitälen der Tiroler Adler, aber noch nicht heraldisch geformt, sitzt. Diese beiden Portale reichen in die erste Zeit des XII. Jahrhunderts, oder in ein noch höheres Alter hinauf. Die Capelle, in welcher man nichts Merkwürdiges mehr findet, ausser ein Messkleid vom XVI. Jahrhundert und ein grosses, mit dickem Farbenauftrag entstelltes Crucifixbild

aus dem XV. Jahrhundert, hat einen Unterbau von ganz gleicher Grösse und Gliederung, welcher in grauer Vorzeit die fürstliche Gruft umschloss. Hier ruhten die Gebeine Meinhard's I. und von mehreren seiner Vorgänger, bis sie im Jahre 1284 in die landesfürstliche Gruft des neu gegründeten Stiftes Stams übersetzt worden sind. Auch das Schloss Zenoberg war ein beliebter Aufenthaltsort der alten Fürsten von Tirol. Sowohl die Capellen als auch das Portal stammen aus der letzten Zeit der romanischen Periode. Die Steine sind hier schön behauen, die Gebilde und Formen mit mehr Kunstfertigkeit behandelt. Auf der Innenseite des Portals erscheint schon der Tiroler Adler heraldisch angebracht; die übrigen Bilder zeigen grösstentheils phantastische Thiergestalten, welche nur als Ornamente ohne besondere Bedeutung zusammengestellt zu sein scheinen. Das Nämliche möchte ich mit Ausnahme des segnenden Engels im Tympanum auch von dem Tiroler Portale behaupten, welches in den Rittersaal führt[1]). Denn es folgen hier, regelmässig gegenübergestellt, auf einander: Menschenfiguren, Löwen, Widder und dann Tiger. Anders verhält es sich mit den Reliefs auf dem Portale der Capelle in Tirol. Hier haben wir allerdings bedeutsame Bildwerke. Freiherr von Hammer erklärte sie aus den Geheimlehren der Gnosis, Graf v. Giovanelli aus Mythen verschiedener Völker und Zeiten. Aber es sind offenbar nur ikonographische Darstellungen, wie wir sie an allen kirchlichen Bauwerken der romanischen Periode finden. Einige davon mögen nur zur Ornamentik dienen, in anderen aber wird der geistige Kampf und die Weihkraft des Christenthums gegen die bösen Geister und die Leidenschaften versinnlicht. Besonders merkwürdig ist das unterste Bild rechts, wo eine Taube einen mit Wuth sich aufbäumenden Drachen beim Kopf erfasst und händigt, sei es, dass die Taube den schützenden Engel nach der in der christlichen Symbolik sehr häufigen Vorstellung, oder das heiligste Altarsacrament mit Beziehung auf die columba der Alten versinnlicht.

Endlich bemerke ich noch, dass auf Zenoberg auch eine fürstliche Gruft sich befand. Leopold und Adelbeid, die Kinder unsers Landesfürsten Heinrich, fanden hier ihre Ruhestätte. Jetzt gehört das Schloss dem Herrn von Breitenberg zu Bozen, welcher die Überbleibsel sorgfältig bewahrt und hier eine Sammlung von Urkunden, Schriften und verschiedenen alten Geräthschaften angelegt hat.

Ein ansehnliches Bauwerk bildet die Pfarrkirche von Lana. Sie ward um das Jahr 1483 aufgeführt, wie die Jahreszahl auf dem Westportale anzeigt. Die Wandsäulen des Langhauses machen einen Vorsprung in die Kirche, so dass an beiden Seiten capellenähnliche Räume erscheinen, über welche sich die Schildbögen schwingen. Der Plafond zeigt, wenn ich mich noch recht erinnere, ein gutes Netzgewölbe, die Gurten steigen im Langhause unmittelbar aus den Wandsäulen, im Presbyterium aber erscheint das Capitäl als vermittelndes Glied. Der Musikchor, welcher auf der Westseite angebracht ist, trägt eine Gallerie mit schönem durchbrochenem Masswerk, welche an beiden Seiten des Langhauses bis über die Mitte hinaus fortläuft. Die Rippen, Säulen und das Masswerk sind von gemeisseltem Stein. Das schätzbarste Kunstwerk in dieser Kirche ist der grosse gothische Hochaltar, welchen ich für den schönsten in Tirol halte. Der ganze Kasten mit den Flügeln ist sehr gut erhalten, sowohl im Schnitzwerk als auch in den Farben. Dem Aufsatz hat man eine neue und ganz entstellende Färbung gegeben; in den Jahren 1824—1826 wurde ein Tabernakel dazu gebaut und der Sockel des Altars sehr beschädigt. Der Kasten hat Schnitzarbeit im Hochrelief, die vier Flügel zeigen Gemälde. Das Ganze ist sehr schön und mit lebensvollem Ausdruck durchgeführt, so dass sich das Auge nimmer satt sehen kann.

Insbesondere zeichnet sich das Relief durch einen überwältigenden Reichthum des Gedankens und der künstlerischen Schöpfung aus, so dass jede Beschreibung weit zurückbleiben muss. Ich beschränke mich demnach auf die Mittheilung der vorzüglichsten Momente. Der untere Theil des Kastens enthält die heiligste Dreifaltigkeit, schwebende Engel bringen das Kreuz und die Dornenkrone. Man erkennt sogleich, dass hier der göttliche Rathschluss der Welterlösung dargestellt werde. Daneben stehen Petrus und Paulus, die Säulen der Kirche, durch welche das Werk der Erlösung auf alle Völker und Zeiten fortgepflanzt werden soll. Im obern Theile des Kastens erscheint Maria in himmlischer Glorie über den Wolken schwebend. Diese Vorstellung zeigt uns das Endziel, dem das Erlösungswerk zuführen soll. Aus den Stäben des Laubwerkes, welches das ganze Relief zu beiden Seiten aufsteigend umgürtet, sprossen Figuren; es sind auf jeder Seite sieben (die sieben klugen und die sieben thörichten Jungfrauen) — eine sinnige Vorstellung der evangelischen Lehre, wie der Mensch durch eigene Wirksamkeit mit der Gnade die Früchte der Erlösung sich aneignen muss. In den vier Flügeltafeln werden die hervorragenden Begebenheiten aus dem Erlösungswerke vorgestellt: Die Verkündigung, die Geburt, Beschneidung und die Erscheinung der Weisen des Morgenlandes. Zu oberst in der mittlern Nische des Aufsatzes erscheint die liebenswürdigste und staunenswertheste Gottesthat — der Opfertod des Heilandes. Sind die Flügel geschlossen, so zeigen sie Gemälde aus Scenen der Leiden Jesu, was ebenfalls zum Aufsatz sehr gut passt. Im Sockel soll das Relief den Sündenfall der ersten Ältern vorgestellt haben. Wenn ich eine Vermuthung wagen darf, so möchte ich diese Arbeit unserm Pacher aus Bruneck, dem gefeierten Künstler der damaligen Zeit, zuschreiben.

[1]) Über dieses Portal liegt uns eine vom Architekten Hrn. J. Rieser angefertigte Abbildung vor, deren Veröffentlichung im nächsten Jahrgange dieser Zeitschrift erfolgen wird. D. Red.

So viel mir aus Erinnerungen bekannt ist, wählte dieser mit Vorliebe das Leben und Leiden des Weltheilandes zum Gegenstande seiner künstlerischen Darstellungen. In dem Altar zu Lana findet sich dieselbe Richtung besonders ausgeprägt. Das Kirchenpatrocinium zu Lana ist Maria-Himmelfahrt. Der Künstler scheint die Aufgabe gehabt zu haben, dasselbe im Altare besonders hervortreten zu lassen. Er that es auch, indem er der Himmelskönigin im obern Felde des Kastens einen vorzüglichen Platz angewiesen hat. Allein es bildet doch nur ein untergeordnetes Moment der ganzen Darstellung, welche das Werk der göttlichen Welterlösung umfasst. Diese kurzen Andeutungen mögen genügen, um den Werth dieses vortrefflichen Kunstwerkes kennen zu lernen. Um so dringlicher stellt sich die Nothwendigkeit heraus, dass für die Erhaltung desselben bestens gesorgt werde. Es wäre vorerst die ganz miserable Fassung des Aufsatzes abzuwaschen und dafür eine andere entsprechende zu geben. Sodann sollte nach Thunlichkeit der alte Sockel wieder ganz hergestellt werden. Aber die Restauration müsste durch einen kundigen Künstler geschehen. Der jetzige Herr Dechant und Pfarrer ist ein eifriger Verehrer der mittelalterlichen Kunstwerke. Er hat sehr vieles für die Conservation gethan und würde noch vieles thun, wenn es die durch die Grundentlastung geschmälerten Einkünfte der Pfründe erlauben möchten. Die Gemeinde ist arm. Das Patronat übt der h. deutsche Orden, welchem die Pfarre förmlich incorporirt ist. Dürfte man nicht eine ergebenste Bitte an Se. kaiserliche Hoheit, den durchlauchtigsten Erzherzog Maximilian von Este, Grossmeister des deutschen Ordens, wagen? Dieser edle Fürst hat schon so viele Denkmale seiner Grossmuth und Frömmigkeit in unserm Lande und insbesonders zu Lana gegründet. Eine vertrauensvolle Bitte wird Höchstderselbe sicher nicht abweisen, und die Erinnerung an den fürstlichen Wohlthäter würde fortbestehen in der Gemeinde, hehr und theuer, wie das Kunstwerk selbst im Gotteshause.

Die Pfarrkirche in St. Pauls nimmt nicht so sehr durch schöne Formen als durch die Geschichte des Baues und wegen des gewaltigen Thurmes, welcher in der Westseite aufsteigt, unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Das Presbyterium und die Westseite des Langhauses, da wo der Thurm sich erhebt, so wie auch der Thurm selbst stammen aus dem Anfange des XVI. Jahrhunderts; der übrige Theil, nämlich das Langhaus, gehört einer frühern Zeit an. Aber weder das Presbyterium noch auch der Thurm sind vollendet.

Wir finden hier die in unserm Vaterlande oft wiederkehrende Erscheinung, dass schöne und grossartig begonnene Bauten durch die Folgen der Reformationswirren plötzlich unterbrochen und entweder unvollendet geblieben oder erst in späterer Zeit und in armseliger Weise fortgeführt worden sind. Die Kirche in St. Pauls bildet einen Hallenbau mit einem Umgang, das Gewölbe wird von 12 runden Säulen getragen. Das Mittelschiff hat ein schönes Kreuzgewölbe; das Presbyterium aber ein Netzgewölbe. Die Rippen steigen hier unmittelbar aus den Säulen und Diensten. Die Fenster zeigen im Masswerk die Fischblasen. Die Säulen, Dienste und Rippen sind in der ganzen Kirche von gemeisseltem Stein, die übrigen Theile von einfachem Mauerwerk. Die Wandsäulen im Presbyterium tragen Consolen und Baldachine, aber es fehlen die Figuren. Am deutlichsten zeigen sich die Spuren der plötzlichen Unterbrechung in der Westseite des Langhauses und im Thurm. Es ward ein Bau mit der grossartigsten Anlage begonnen — ein Prachtbau im eigentlichen Sinne des Wortes. Den Unterbau des Thurmes bilden die Kirchenmauer und auf der freien Seite ein mächtiger Pfeiler, welcher auf einem zusammengesetzten Sockel ruht und in sehr reicher Gliederung mit Stäben, Hohlkehlen und spiralförmig gebildeten Diensten majestätisch aufsteigt. Von diesem Pfeiler laufen eben so starke und reich gegliederte Gurten aus, welche das Gewölbe tragen, worauf der Thurm ruht. Nun aber beginnt der Gräuel der Verwüstung. Die schön gemeisselten Rippen, welche aus eben diesem Pfeiler und den Wandsäulen auslaufen und bestimmt waren das Gewölbe des Musikchores zu tragen, brechen jählings ab, oder sind mit Gewalt abgehauen und zertrümmert worden. Der ursprünglich beantragte Bau hatte hier sein Ende erreicht, und 100 Jahre später, als man die Empore baute, ist die gewaltsame Zertrümmerung geschehen. Der Werkmeister hat seinen Namen in der folgenden Inschrift verewigt: *Jo. Petro de Bosio de Ramponio de Valu de in Telvi fecitur questa opere anno 1609.* Wie die Inschrift so auch der Bau — eine wahre Miserabilität. Das Portal an dieser, nämlich an der Westseite, ist zum grössten Theile vollendet; aber von der beantragten Vorhalle sieht man nur noch die Trümmer der Gurten und Rippen, welche das Gewölbe derselben hätten umspannen sollen. Aus den Überbleibseln erkennt man deutlich, dass es auch hier auf Pracht berechnet war. Übrigens zeigen sich an allen diesen Theilen die Spuren der Entartung des gothischen Styles, wo eine grosssprecherische Pracht mit leeren Formen an die Stelle des bildenden und belebenden Geistes getreten war. Am Portal sind selbst die Fialen in die Hohlkehle des Spitzbogens eingeschweift.

Der grösste Aufwand war für den Thurm verwendet. Fünf mächtige Stockwerke mit starken Streben und Fialen von durchbrochener Arbeit steigen zu einer gewaltigen Höhe auf. Aber jählings bricht der Bau ab. Alle Theile sind aus schön gemeisselten Steinen zusammengesetzt. Dem Thurme war die Ehre zugedacht, König zu sein in weitem Kreise umher. Aber das Geschick gönnte ihm die Krone nicht und setzte ihm eine elende Dachkuppel auf. Die einzelnen Stockwerke zeigen die Zeit der Erbauung an. Die unterste Jahreszahl ist 1510, dann folgen in den höhern Stockwerken die Zahlen 1511, 1512 u. s. w. bis beiläufig 1520; die oberen nämlich sind von der Strasse aus nicht mehr lesbar. Der Schluss des Baues trägt die Zahl 1556.

Das Thal Ridnaun, dessen äusserer Theil gemeinhin Mareit heisst und die Wiege eines der ältesten mächtigsten Geschlechter in unserem Lande, nämlich der Grafen von Morit gewesen ist, öffnet sich westlich von Sterzing. In diesem Thale hat sich eine kleine gothische Kirche erhalten, welche das schöne Hügelland zwischen Mareit und Ridnaun krönt. Sie wurde von den Knappen der nahen, einst blühenden Erzgruben gebaut und der heiligen Magdalena geweiht. Der Fronbogen trägt die Jahreszahl 1281. Die Kirche ist im Ganzen noch gut erhalten, aber übertüncht. Der Bau ist einfach und zierlich. Die Wandsäulen und wahrscheinlich auch die Rippen des Netzgewölbes sind von weissem Marmor.

Die merkwürdigsten Gegenstände in dieser Kirche sind: der Hochaltar, die Kanzel und ein Kummernisbild. Der Hochaltar ist ein Bau der spätgothischen Manier, aber gut gearbeitet. Der Sockel hat ein schönes und reiches Relief, welches den Leichnam Christi auf dem Schooss Mariens vorstellt. Johannes, Magdalena, Salome und die andere Maria, Nikodemus und Joseph von Arimathäa, umgeben, vom innersten Mitleiden ergriffen, die trauernde Gottesmutter. Der Kasten zeigt ebenfalls ein Relief mit drei beinahe freistehenden Figuren: Magdalena, Georg und Lorenz. Die Flügelgemälde enthalten Vorstellungen aus dem Leben der heiligen Magdalena. Ein Bild darunter ist besonders schön. Der Aufsatz hat drei Nischen, wovon jede eine Figur umschliesst. Die mittlere Nische, welche eine ganze ist, trägt zu oberst Christum, den von den Todten Erstandenen. „Das Werch hat gemacht maist. matheis Stöherl 1509.“ Der ganze Altar ist gut erhalten, nur die Hauptfigur — die heilige Magdalena — hat eine Verletzung erhalten, welche aber sehr leicht ausgebessert werden kann, da die weggenommenen Theile noch vorhanden sein sollen.

Der alte Seitenaltar, ebenfalls im gothischen Style gebaut, ist von bedeutend minderer Arbeit und sehr verletzt.

Die Kanzel, von weissem Marmor, ist aus dem Achteck gebildet mit eingezogenen Seitenflächen, welche oben und unten vor dem Abschluss mit Stäben begrenzt werden. Die mittlere Seite trägt die Inschrift: Jesus.

Das Gemälde der heiligen Kummernis, welches etwa zwei Jahrhunderte hinter sich hat, befindet sich auf dem Fahnenkasten, und ist in so ferne interessant, als es einen Beitrag zu der noch nicht genugsam enthüllten Legende bildet. Die bärtige Jungfrau hängt nur mit den Händen am Kreuze, die Füsse schweben frei. Davor kniet ein Musicus mit der Geige und dem goldenen Schuh.

Bei dieser Kirche wäre eine Restauration leicht auszuführen und auch sehr lohnend. Man würde ein schönes Gebäude mit zwei entsprechenden Altären und einer Kanzel der besseren Art erhalten.

Auf dem Rückwege besucht man gerne das Schloss Wolfsthurn, welches auf einem Hügel eine herrliche Aussicht gewährt und das unten am Fusse liegende Dorf Mareit beherrscht.

Es ist in seiner jetzigen Gestalt um das Jahr 1740 aus der alten Burg, wo die ehemaligen Gerichtsherrn hausten, entstanden, und umschliesst weitläufige und schöne Gebäude. Den Hofraum ziert eine Fontaine, aus deren klarem Grunde weisser Marmor schimmert. Von da führt eine Allee von hohen Waldbäumen zu einem künstlichen Wasserfall. Der freundliche und kunstliebende Besitzer des Schlosses, Baron von Sternbach, heisst jeden Fremden willkommen. Der Kunstfreund findet hier drei sehr schöne Stücke aus Elfenbein von Colin's Meisterhand gearbeitet, nämlich ein Crucifix und zwei Passionsvorstellungen in Relief, wahre Kunstwerke, welche nach meinem Urtheile sowohl in Beziehung auf die technische Durchführung als auch wegen des äusserst zarten und doch mit Macht hervortretenden Ausdruckes den Maximilianischen Tafelwerken in Innsbruck den Vorrang abgewinnen möchten.

Die Doppelcapelle und der Thurm auf der Ruine Grünburg in Kärnthen.

Von Max Ritter von Moro.

Unter Kärnthens mittelalterlichen Baudenkmalen verdienen auch die wegen ihrer abgeschiedenen Lage wenig bekannten Ruinen von Grünburg, dass die Aufmerksamkeit der Alterthumsfreunde auf selbe gelenkt werde.

Wenn man nämlich die durch das Görtschitz-Thal führende Strasse bei Kitsch, das ist beiläufig eine Viertel-Stunde südlich von Wieting, verlässt, und an dem daselbst sich in den Görtschitz-Bach ergiessenden kleinen Bache aufwärts dem östlich sich erhebenden Gebirge zuschreitet, so gelangt man nach ungefähr einer Stunde zu einem Bergvorsprunge, auf dem man die Ruinen dieser Burg und eines einige hundert Schritte östlich davon liegenden gewaltigen Thurmes erblickt.

Von der Grünburg sind ausser dem Capellen-Gebäude nur mehr wenige Mauertrümmer, und unter diesen ein mit einem Kreuzgewölbe überspannter Raum, in den eine rundbogige Thüre mit steinernem Thürstocke führt, vorhanden; von dem Capellen-Gebäude ist jedoch das ganze Mauerwerk noch erhalten. Dieses Gebäude steht hart am südöstlichen Abhange des zwar steilen, aber nicht unzugänglichen Bergvorsprunges, auf dem sich die ganze Burg befand, und ist weder durch eine Mauer noch durch ein anderes Vorwerk geschützt. Es ist von Nordwest gegen Südost gestellt, enthält zwei über einander befindliche Capellen, und über denselben noch eine Localität. Die ebenerdige Capelle besteht aus einem Schiffe ohne alle Ausladung und einer dreiseitig abge-

schlossenen Apsis. Der Eingang war auf der Nordwest-Seite, ist jedoch gegenwärtig ausserhalb ganz verschüttet, innerhalb ist die Thüre und der steinerne Thürstock mit gedrücktem Spitzbogen sichtbar.

Das Schiff mit Einschluss der Apsis ist 4° 4′ lang und 2° breit; in der südwestlichen Seitenwand befinden sich zwei, in der nordöstlichen nur ein Fenster. Diese sind nach innen und aussen abgeschrägt und rundbogig, die innere Lichte hat eine Höhe von 4′ 4″ und eine Breite von nur 3″. Das Schiff hat eine flache Decke, was man an den Vertiefungen in der Mauer der Seitenwände, in denen sich die Balken befanden, erkennt. Eben solche Vertiefungen in der Mauer ober der Eingangsthüre zeigen auch, dass dort eine kleine Empore war. Die gegen Südost gestellte, wie oben bemerkt, dreiseitig abgeschlossene Apsis hat ein Spitzbogengewölbe. In jeder der drei Seiten befindet sich ein nach innen und aussen abgeschrägtes spitzbogiges Fenster, dessen innere Lichte 5′ hoch und nur 4″ breit ist. In den vier Ecken der Apsis sieht man gleich hohe als breite, von einem kreisrunden Bande umschlossene Kreuze mit rother, grüner und schwarzer Farbe zierlich gemalt. Ähnliche Kreuze befinden sich auch im Schiffe, und zwar auf jeder Seitenwand zwei, doch sind selbe nur mit rother Farbe und roh gemalt. Man erkennt, dass in der Mitte jedes dieser 8 Kreuze sich ein Nagel eingeschlagen befunden hat und später wieder heraus genommen wurde. Ohne Zweifel waren dies geweihte Nägel und zeigten mit den gemalten Kreuzen an, dass die Capelle eingeweiht war. Ober dieser ebenerdigen befindet sich eine derselben beinahe ganz gleiche Capelle, welche jedoch von aussen keinen Eingang hat. Das Schiff hatte gleichfalls eine flache Decke, die Fenster in den Seitenwänden haben die gleiche Form wie in der ebenerdigen Capelle, nur befinden sich in jeder der zwei Seitenwände zwei Fenster; auch die Apsis ist der in der ebenerdigen Capelle befindlichen gleich, nämlich im Spitzbogen gewölbt, mit gleichen Fenstern in jeder der drei Seiten. Ober dieser zweiten Capelle ist, wie oben gesagt, noch eine Localität. Diese hat auf der Nordwest-Seite eine rundbogige Thüre, zu der man von aussen nur mittelst einer Leiter oder von dem nahe dabei befindlich gewesenen Burg-Gebäude aus mittelst einer Brücke gelangen konnte.

Auf der Höhe der Mauer sieht man noch breite Zinnen, daher dieser zu oberst am Gebäude befindliche Raum ohne Zweifel zur Vertheidigung bestimmt war. Auch die Fenster in den ober einander befindlichen zwei Capellen scheinen aus dem Grunde so schmal gemacht worden zu sein, um sie im Falle eines Angriffes als Schiessscharten benützen, und auf diese Art das Capellen-Gebäude gleichsam als Vorwerk vertheidigen zu können.

Einige hundert Schritte östlich von den Ruinen der Grünburg erhebt sich auf dem Rücken desselben Berges ein von einer Ringmauer umgebener imposanter Thurm.

Das Terrain, auf dem er steht, steigt an der West- und Nord-Seite sanft an, an der Ost-Seite ist es steil, an der Süd-Seite aber fällt es einige Klafter schroff in Felsen ab, welcher Abfall allem Anscheine nach durch Ausbrechen des Felsengrundes künstlich gebildet worden ist. Die Ringmauer hat eine polygone Form. Die West- und Nord-Seite derselben, wo sie, wie gesagt, leicht zugänglich ist, hat Zinnen von verschiedener Breite (3 bis 7′) deren jede in der Mitte eine Schiessscharte hat. Die Ost- und Süd-Seite der Ringmauer dagegen hat nur Schiessscharten ohne Zinnen. Der Eingang durch die Ringmauer ist auf der Nordwest-Seite durch eine kleine Thüre.

An der inneren Seite der Ringmauer sieht man unter den Zinnen die Vertiefungen in der Mauer, in denen sich die hölzernen Träger des Mordganges befanden. Links von der Eingangsthüre befand sich, nach dem noch sichtbaren Mauerwerke zu schliessen, eine ebenerdige kleine viereckige Localität, die dem Thorwächter als Wohnung gedient haben mag. Zwischen der Ringmauer und dem Thurme beträgt der Raum 1 bis 4°. Der Thurm ist kreisrund, hat einen Umfang von 18, und eine Höhe von beiläufig 12°. Die Mauer desselben ist aus Bruchsteinen von mittlerer Grösse sorgfältig aufgeführt, noch sehr gut erhalten und hat eine Dicke von 7 bis 8′. Die Eingangsthüre befindet sich auf der Nordwest-Seite beiläufig 3° ober dem Erdboden, konnte also, wie es bei diesen Thürmen in der Regel der Fall war, nur mittelst einer Leiter erreicht werden. In einer Höhe von beiläufig 10° war allem Anscheine nach ein hölzerner Gang rund um den Thurm, worauf insbesondere die in der Mauer sichtbaren Vertiefungen, in denen sich die hölzernen Träger befunden haben werden, hindeuten. Auf der Süd-Seite ist ober diesen Vertiefungen eine grosse Oeffnung in der Thurm-Mauer sichtbar, durch welche eine Thüre auf den Umgang geführt haben wird. Ausserdem befinden sich in der Thurm-Mauer nur ein Fenster und mehrere unregelmässig angebrachte Scharten. Von der Stelle, wo sich, wie bemerkt, der Umgang befunden zu haben scheint, bis zur Höhe ist der Thurm etwas dünner, zu oberst ist er mit Zinnen gekrönt.

In das Innere des Thurmes zu gelangen und dasselbe zu untersuchen, so wie die Dimensionen genau zu erheben wäre nur mittelst einer hohen Leiter ausführbar, deren Herbeischaffung auf diese einsame Berges-Höhe dem Schreiber dieses nicht möglich war.

Correspondenzen.

Wien. Mit grosser Freude theilen wir unseren Lesern mit, dass Se. k. k. Apostolische Majestät neuerdings einen namhaften Beitrag zur Restauration eines mittelalterlichen Domes Deutschlands gespendet hat. Zur Restauration des Domes zu Mainz haben nämlich Se. k. k. Apost. Majestät eine Summe von 10.000 fl. angewiesen. Einer Correspondenz aus Mainz entnehmen wir in dieser Beziehung folgende Mittheilung: „Die zur Restauration unserer herrlichen Domkirche disponibeln Mitteln haben durch das grossartige Geschenk des Kaisers Franz Joseph einen unverhofften Zuwachs erhalten. Die Arbeiten sollen nun zuerst im Innern der Kathedrale beginnen. Bereits seit längerer Zeit ist an dem Mittelpfeiler vor dem östlichen Chore das Gerüst angebracht, ohne dass jedoch mit den Arbeiten zur Beseitigung dieses Pfeilers vorgegangen worden wäre. Vermuthlich wird dieses nun im Laufe des Winters geschehen. Der Ausbau der beiden östlichen Nebenthürme, die seit dem Jahre 1793 unvollendet dastehen, wird einer späteren Zeit vorbehalten bleiben, eben so die Herstellung der architektonisch merkwürdigen St. Gotthardscapelle, die in ihrem jetzigen definitiven Zustande einen sehr unpassenden Eingang zu dem sonst so herrlichen Gotteshause bildet."

Wien. Das Bild jener grossartigen Restaurationsthätigkeit, welches sich gegenwärtig im Umfange des ganzen Kaiserstaates entwickelt, hat eine neue, sehr erfreuliche Erweiterung erhalten. Aus Prag ist ein begeisternder Aufruf, unterzeichnet von den Herren Franz Grafen von Thun-Hohenstein, Domcustos Wenzel Pešina, dem Generalen und Grossmeister des Kreuzherrnordens Jak. Beer, Dr. Karl Walther und Dr. Karl Helminger an die Bevölkerung Böhmens zur Constituirung des Prager-Dombauvereines veröffentlicht worden, zu welchem bereits im Jahre 1844, mithin lange bevor noch in Österreich die gegenwärtige Bewegung auf archäologischem Gebiete eingetreten war, die Mehrzahl der genannten kunstsinnigen Männer die Einleitungen getroffen und die Allerhöchste Genehmigung zur Gründung dieses Vereines erwirkt haben. Der Zweck dieses Vereines ist die stylgemässe Wiederherstellung des St. Veitsdomes, eines der hervorragendsten Bauwerke des XIV. Jahrhunderts, das — wie jüngst ein rheinischer Archäolog bemerkt hat, als Schlussstein jener grossartigen Kette von Kathedralbauten zu betrachten ist, wie dieselben am Ende des XII. und im XIII. Jahrhundert im nördlichen Frankreich und dem westlichen Deutschland entstanden sind. Nach §. 5 des Statutes wird als Mitglied aufgenommen: 1) Jeder Kirchsprengel und jede Gemeinde, wenn sie jährlich einen Beitrag leistet, nach welchem wenigstens ein Kreuzer C. M. auf jeden Kopf entfällt; 2) Jede andere (physische oder moralische) Person, welche ein für allemal wenigstens 200 fl. oder alljährlich wenigstens 10 fl. beiträgt oder dieselben Beiträge durch Sammlung dem Vereine zuführt; 3) Wer sich besondere Verdienste auch ohne Beitragsleistung um den Verein erwirkt. Nach §. 6 sind Fondsbegründer jene Mitglieder, die wenigstens 5000 fl. oder alljährlich wenigstens 250 fl. beitragen. Beitrittserklärungen werden von sämmtlichen Unterzeichneten des Aufrufes und auch von der Kanzlei des Kunstvereines für Böhmen angenommen.

Wien. Im Novemberhefte der „Mittheilungen" haben wir einen Aufsatz „Über die Grafen von Altbregenz und jene von Montfort" von J. Bergmann veröffentlicht. Als Ergänzung hiezu bemerken wir nachträglich, dass die Veranlassung hiezu ein Bericht des Conservators für Vorarlberg, Herrn Dr. Faustin Ens, über die vom Grafen Wilhelm von Montfort-Bregenz im Jahre 1361 gestiftete St. Martinscapelle gegeben hat, wobei rücksichtlich der Erhaltung der Capelle der Wunsch ausgesprochen wurde, eine Darstellung der verschiedenen Familienverzweigungen der Grafen von Montfort kennen zu lernen.

Prag. Am 29. Juni 1857 wurde die alte ehrwürdige Marienkirche zu Sedlec bei Kuttenberg (Czaslauer Kreis), nachdem sie auf Veranlassung der hohen k. k. Central-Commission für Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale gänzlich restaurirt worden, durch Seine Excellenz den hochwürdigsten greisen Bischof von Königgrätz Carolus Hahnl wieder feierlich eingeweiht.

Die grosse, schwierige Aufgabe, diese Kirche erhalten zu sehen, ist nun gelöst. Diese herrliche Kirche bleibt einer langen Zukunft wieder erhalten; allein neben ihr ruft ein anderes ehrwürdiges Baudenkmal zur thatkräftigen Intervention bei dem hohen Patron Seiner Durchlaucht dem Herrn Karl Fürsten zu Schwarzenberg, k. k. Feldzeugmeister, Militär- und Civilgouverneur im Grossfürstenthume Siebenbürgen. Es ist dies die sogenannte Todtencapelle zu Allerheiligen oder das berühmte Beinhaus im Orte Sedlec selbst, das während des Baues der grossen Marien-Kirche als Interims-Gotteshaus benützt worden ist. Die von mir der k. k. Central-Commission vorgelegte Geschichte der Kirche [1]) enthält die nähere Beschreibung dieses der Erhaltung sehr bedürfenden Bauwerkes. Doch muss bemerkt werden, dass für diese Capelle viel geleistet wurde und dass die Lasten nicht die geringsten sind, welche der hohe Besitzer für jene Bauobjecte zu tragen hat, welche auf dem Gebiete seiner Domaine stehen.

Benesch.

Gratz. In dem Aufsatze des Novemberheftes dieser Zeitschrift „Über ein in der Burg zu Wiener-Neustadt in der Georgskirche befindliches Basrelief", pag. 301, findet sich die Notiz, „dass Ferdinand Karl Böheim in der Beschreibung der Burg zu Wiener-Neustadt (s. Beiträge zur Landeskunde Österreichs unter der Enns, Wien 1834, 8. Bd. IV. 41) zuerst die richtige Deutung des grossen Thon-Basreliefs in der Georgskirche in Neustadt gegeben habe". Zu dieser Behauptung muss ich bemerken, dass ich bereits in den Bildern aus der Neustadt, im Hormayr's vaterländischem Taschenbuche 1827, p. 79 und 80, mithin um sieben Jahre früher das Basrelief ziemlich ausführlich mit richtiger Deutung des Dargestellten beschrieben habe.

Scheiger.

Pettau. Hinsichtlich der historisch-genealogischen Notizen der Familie von Siegersdorf, welche durch Herrn Bergmann im Julihefte der „Mittheilungen" (Seite 184) veröffentlicht wurden, bin ich in der Lage die Bemerkung beizufügen, dass in dieser Beschreibung zwei Glieder, nämlich Hans August und Johann Franz von Siegersdorf, übergangen sind.

1. Hanns August von Siegersdorf zu Gresswinklern starb 1587; sein Grabstein, welcher das Ebenbild des Verstorbenen im vollen Harnisch mit dem Familienwappen — dem nackten Mann mit der Keule — darstellte, befindet sich zu Wurmberg an der östlichen Kirchenwand. Dieser 1589 errichtete 7' lange, 3½' breite, aus weissem Marmor angefertigte und vollkommen gut erhaltene Denkstein führt die achtzeilige Inschrift: „Hie ligt begraben der edl und gestreng Herr Hans August von Siegersdorf zu Gresswinklern, welcher den elften Aprillis nach Christi unsers Seligmachers geburt des eintausend fünf hundert sieben und achtzigsten Jar, in christlicher Ersam und Lenkhendnuss gott seelig verschieden dem Gott Gnad und ein fröliche Umstand verleihen welle amen 1580."

---

[1]) Wir werden davon seiner Zeit in diesen Blättern Gebrauch machen.
D. Red.

2. Hanns Franz von Siegersdorf war, nach von Valvasor IX. Buch, pag. 88, im Jahre 1635 und 1636 mit Georg Balthaser Katzianer, Rupert Abt zu Landstrass und Valerius Freiherrn von Mosehkon krainerisch-ständischer Abgeordneter[1]).

Dr. Hönisch.

Klagenfurt (Kärnthen). Einer bei dem kärnthnerischen Geschichtsvereine befindlichen Handschrift entnehme ich folgende, wie ich glaube beachtenswerthe kunsthistorische Notiz:

„Abt Wolfker (von St. Lambrecht in der Steiermark) resignirte im Jahre 1233 auf seine Würde und brachte die übrige Lebenszeit in seiner Zelle mit Beten, Fasten und Handarbeit zu (er stickte Tapeten aus Seide). P. Peter Weixler schreibt: tapetem quod opus Abbati Wolfkero addicebatur, suo adhuc tempore perdurasse, et dein ob nimiam vetustatem in canieulo quodam propre ecclesiam abbatialem defossum fuisse, pendebat affixum in circuitu summi altaris eratque paucis quidem eubitis latum, sed longum pluribus iconibus intentum parabole sapientiae dei, quibus homo descendens a Jerusalem in Jericho etc. representatur."

Abt Wolfker wurde im Jahre 1230 gewählt und ihm wird nachgerühmt, seinen Eifer für die wissenschaftliche Ausbildung seiner Pflegebefohlnen dadurch an den Tag gelegt zu haben, dass er die Kleriker seines Klosters zu den Dominicanern in Friesach in die Studien geschickt habe.

Ankershofen.

Brixen (Tirol). Anfangs August begab ich mich ins Thal Mareit und bestieg das freundliche Hügelland, welches auf dem Scheitel das schöne gothische Kirchlein zur h. Magdalena trägt. In einem meiner früheren Berichte ward bereits gemeldet, dass der k. k. Kämmerer Herr Baron Leopold v. Sternbach die Restauration dieses werthvollen Baudenkmales aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts auf eigene Kosten grossmüthigst übernommen habe. Zu meiner sehr grossen Freude sah ich nun, dass die Maurer- und Steinmetzarbeit schon vollendet und die Restauration des Bauwerkes vollbracht war. Und diese Restauration — sie entspricht vollkommen. Die Portale, die Kanzel und die Dienste an den Seitenwänden sind aus schneeweissem Marmor gemeisselt, die Rippen aber aus Ziegeln geformt. Es war demnach ein sehr glücklicher Gedanke, den Wänden und Gewölbefüllungen eine aschgraue und den Rippen eine weisse Tünche zu geben. Dadurch treten nun die Dienste und das Rippennetz deutlich und beherrschend hervor, und zeigen die schöne Structur des Baues. Um nun dem Ganzen die Krone aufzusetzen, gedenkt der Herr Baron den noch ziemlich gut erhaltenen gothischen Hochaltar restauriren und einen entsprechenden Seitenaltar neu machen zu lassen. Zur Ausführung ist der tüchtige Kunsttischler Jos. Stauder von Innichen bestimmt. Die Verhandlungen werden bereits eingeleitet.

Tinkhauser.

Grosspropstdorf (Siebenbürgen). Seit meinem letzten Schreiben habe ich aus dem Schoosse der Erde noch einige Gegenstände ans Licht gebracht, die ich, des Interesses wegen, das man an dergleichen Dingen zu nehmen pflegt, hier anzuführen mir die Freiheit nehme. Ich habe in dem mir angewiesenen Wirkungskreise gefunden:

1. Einen römischen Denkstein (1 Fuss 11 Zoll breit, $4^1/_2$ Zoll dick, 4 Fuss $3^1/_2$ Zoll lang), welcher, durch Quarlinien in drei Felder getheilt, im oberen Felde einen Pfau, der von einer Natter gebissen wird; im mittleren Felde ein ungezäumtes, mit erhobenem Kopfe muthig ausschreitendes Pferd, und im unteren Felde einen in Trauer versunkenen, auf einen Stab gestützten römischen Reiter darstellt.
2. Einen ebenfalls in drei Felder getheilten (etwas kleineren) römischen Denkstein. Das obere Feld zeigt einen Reiter, der mit seinem Speer einen Mann zu Boden streckt; das mittlere Feld lässt einen Bauer sehen, der hinter dem Pfluge geht und seine Ochsen treibt, und das untere Feld stellt einen Mann und ein Weib dar, die sich, scheinbar bewegt, die Hände reichen und zwischen welchen die Buchstaben T S zu lesen sind.
3. Den oberen Theil eines grossen Denkmals, mit dem von Pfauen umgebenen Kopfe der Juno und allerlei Zierathen, 1 Fuss $2^1/_2$ Zoll hoch, 5 Fuss $1^1/_2$ Zoll breit, 2 Fuss 7 Zoll tief, und beiläufig 15 Centner schwer.
4. Eine fast fingerdicke, 1 Fuss 1 Zoll hohe, in der Mitte 2 Zoll, an einem Ende 4 Zoll, am anderen Ende aber 7 Zoll weite thönerne gebrannte Röhre. Zu welchem Zwecke dieselbe gedient haben kann, habe ich bis zur Stunde nicht erfahren können.
5. Ein irdenes, $4^1/_2$ Zoll hohes Gefäss mit Asche, welches mit einer flachen, $1^1/_2$ Zoll hohen, $7^1/_2$ Zoll breiten gut gebrannten Schüssel zugedeckt und mit breiten, auf die Kante gestellten Sandsteinen umgeben war.
6. Sieben Stück thönerne Säulchen von derselben Grösse und Form wie die in meinem letzten Schreiben erwähnten 23 Stück.
7. Zwei (sehr stark verrostete Griffe von römischen Schwertern.
8. Eine kleine Silbermünze:
   Avers: IMP. ANTONINVS PIVS AVG.
   Advers: TRIB. POTESTAS III COS. III PP.
9. Eine kleine Silbermünze:
   Avers: IVLIA PIA FELIX AVG.
   Advers: DIANA LVCIFERA.
10. Eine stark verrostete Kupfermünze v. Kaiser MARC AVREL.
11. „ „ „ „ „ „ DOMITIAN.
12. „ „ „ „ „ „ ANTONINVS PIVS.
13. Eine griechische Silbermünze:
    Avers: ΜΑΚΕΔΟΝΩΝ ΠΡΩΤΗΣ. Herculeskeule, umgeben von einem Eichenkranze.
    Revers: Kopf der iana, den ein Kranz von macedonischen Schilden umgibt.
14. Ein versteinertes Horn von *Antilope picta.*
15. Einen sehr gut erhaltenen (und bereits einer grössern Naturaliensammlung geschenkten) Humerus vom *Rhinoceros tichorrhynus*, beiläufig 12 Pfund schwer. Der in meinem letzten Schreiben erwähnte, früher gefundene Humerus wiegt nur 5 Pfund.
16. Acht Stück Zähne vom Urpferd (*Hippotherium).*
17. Einen stark verkalkten Zahn von einem Mammut (*Elephas primigenius).*

Dann habe ich noch bei Privatleuten gefunden und gesehen:

a) Einen gut erhaltenen Mammutzahn, 9 Pfund schwer.
b) Einen Humerus von einem Mammut, 15 Pfund schwer.
c) Eine Goldmünze, $2^1/_2$ k. k. Ducaten schwer;
   Avers: Kopf der Minerva.
   Revers: ΒΑΣΙΛΕΩΣ ΑΛΕΞΑΝΔΡΟΥ. Die Siegesgöttin, in der Rechten einen Kranz, in der Linken einen Dreizack haltend.
d) Die untere, sehr gut erhaltene Kinnlade (mit den Zähnen) von einem jungen Mammut (*Elephas primigenius)*, 50 Pfund schwer, 1 Fuss 9 Zoll breit, 1 Fuss 8 Zoll lang.

Diese Kinnlade, welche vor 30—35 Jahren bei der Medinscher Mühle, in der grossen Kockel, gefunden worden und in den Besitz des Herrn Apothekers M. Schuster in Medinsch gekommen ist, verdiente in einer grösseren Naturalien-Sammlung einen Platz: es wäre gewiss eines der schönsten Stücke.

M. S. Möckesch.

[1]) Der Conservator für Steiermark H. J. Scheiger, welcher die Einsendung dieses Nachtrags vermittelte, bemerkt noch hinzu: „Es befindet sich auch im Wiener bürgerlichen Zeughause eine schöne ganze Rüstung mit dem Namen: Hanns von Siegenstein, die im Zeughaus-Inventar als die Rüstung eines schwäbischen Ritters aus der Belagerung Wiens von 1529 aufgeführt ist".

Literarische Anzeigen.

Bei Gelegenheit der Besprechung der Wackernagel'schen Werkes über die goldene Altartafel zu Basel im Novemberhefte der Mittheilungen hat sich B. G. Heider gegen die Ansicht Wackernagel's, welcher die Altartafel für ein Geschenk Kaiser Heinrich's II. erklärt, aber auch gegen Kugler's Hypothese, dass dieses Sculpturwerk in späterer Zeit eine stylistische Umgestaltung erfahren habe, ausgesprochen und darauf hingewiesen, dass dieses Werk, wie es ist, aus dem Schlusse der romanischen Kunstperiode stammt. Es freut uns mittheilen zu können, dass auch Prof. Kugler (im Kunstblatte Nr. 43) unabhängig von Dr. Heider seine früher ausgesprochene Ansicht modificirt und ganz in Übereinstimmung mit Letzterem sich mit überzeugenden Gründen für die Entstehung dieses Kunstwerkes in der Epoche um 1200 ausgesprochen hat. Dagegen trat die „Zeitschrift für christl. Archäologie und Kunst", herausgegeben von Quast und Otte, in einer Besprechung des genannten Werkes, enthaltend im jüngst erschienenen ersten Hefte des II. Bandes, der Ansicht Wackernagel's vollständig bei.

Für das Gedeihen der Alterthumskunde kann es keine erfreulichere Thatsache geben, als dass die Theilnahme für die Forschungen sich nicht bloss auf das Gebiet der eigentlichen Fachgenossen erstreckt, sondern dass auch jene Männer sich davon angezogen fühlen, welche durch ihren mächtigen Einfluss auf die Jugend zunächst in der Lage sind, den Sinn für archäologische Studien in weiteren Kreisen zu wecken. Mit Vergnügen haben wir die Wahrnehmung gemacht, dass die Gymnasialprogramme — diese trefflichen Stützen zur Bewahrung des wissenschaftlichen Geistes in den Lehrkörpern — auch der Alterthumsforschung die gebührende Aufmerksamkeit zuwenden. So enthält der VI. Jahresbericht über das k. k. katholische Gymnasium zu Ofen (veröffentlicht am Schlusse des Studienjahres 1857) eine Abhandlung „Aquineum und seine Überreste" von Heinrich Ficker, die zu den fleissigsten und gediegendsten Arbeiten gerechnet werden muss, welche in jüngster Zeit aus der classischen Periode in Österreich publicirt wurden. So viel uns bekannt, bildet dieselbe den ersten Versuch, auf Grund der gewonnenen wissenschaftlichen Resultate ein Bild jener bedeutenden römischen Niederlassung zu entwerfen, welche einst die Stelle des heutigen Alt-Ofens einnahm; zugleich liefert sie eine Übersicht der vorhandenen Denkmale, soweit dieselbe durch die Untersuchung der neueren und neuesten Zeit ans Licht gezogen sind, in so sachverständiger Erklärung, dass diese Abhandlung mit Recht die Aufmerksamkeit der Alterthumsforscher auf sich zieht. — Eine zweite archäologische Arbeit enthält das Programm des k. k. Gymnasiums zu Zara, betitelt: Kirchliche Architectur in Zara, von J. G. Vonbank. Als ein Versuch zur Beschreibung der hervorragendsten Kirchenbauten dieser Stadt, um damit die Aufmerksamkeit der Jugend auf deren Bedeutung zu lenken, verdient dieselbe alle Beachtung und wir können dem Herrn Verfasser nur aufmuntern, durch fortgesetzte kunstgeschichtliche Studien sich über den Stylcharakter der einzelnen Bauwerke eine vollkommen klare und sachgemässe Anschauung zu verschaffen [1].

Eine sehr verdienstliche Broschüre hat Eduard Pratobevera, Archivar am ständischen Museum in Gratz, unter dem Titel: „Die keltischen und römischen Antiken in Steiermark" veröffentlicht. Er gibt darin eine Übersicht der Alterthümer dieser Provinz, des Benehmens bei Ausgrabungen und der Behandlung solcher Gegenstände in Betreff der Reinigung, mit der Absicht vielen Alterthumsfreunden, denen es nicht gestattet ist selbst eingehende Studien anzustellen, eine aufklärende Belehrung zu bieten, die Lust zum Sammeln anzuregen und den so zahlreich vorkommenden Zerstörungen entgegen zu treten. Diese Darstellung in anregender und leicht verständlicher Form geschrieben, ist sehr zu empfehlen, da sie nicht nur gute Anhaltspunkte für Funde bietet, sondern auch mit der Sammlung des Joanneums an Alterthümern der vorchristlichen Epoche vertraut macht. Zahlreiche Illustrationen veranschaulichen die besprochenen Gegenstände.

Aus dem Inhalte der letzten zehn Nummern (Nr. 11—19) des „Organs für christliche Kunst" (herausgegeben und redigirt v. Frz. Baudri in Köln) heben wir folgende Aufsätze und Mittheilungen hervor: Eine Bearbeitung des Aufsatzes über die Liturgik und formelle Entwicklung der „Glocken", welche in der „*Revue de l'art chrétienne*" von Abbé Corblet erschienen ist; die Fortsetzung der Abhandlung über die „Glasmalerei in Europa", vier polemische Aufsätze über die St. Mauritiuskirche in Köln; einen Aufsatz über „alte und neue Glasmalerei" und über die „Moldaubrücke in Prag, ihren Baumeister und ihre Bildwerke", Correspondenzen aus Frankreich und England; ferner einen Aufsatz über „Prags hervorragendste kirchliche Bauwerke aus der Zeit Karl's IV. in ihrer heutigen Gestalt; Beiträge zur Geschichte der Glocken, Aufsätze über die Bücherabschreiber und Miniaturisten des Mittelalters, über Kirchenmusik, über das sogenannte Modell des Prager Domthurmes in der St. Wenzelscapelle von St. Veit, einen Nekrolog über den französischen Architekten Joh. Bpt. Adolph Lassus und eine kurze Besprechung des Messgewandes der heiligen Gisela zu Mertinsberg in Ungarn. Jeder der Nummern ist eine Tafel beigegeben. Interessant für Österreich insbesondere sind die oben erwähnten Aufsätze über Prags Bauwerke und das Messgewand der heiligen Gisela. In dem ersteren Artikel über die Moldaubrücke in Prag — jenes vorzügliche Werk mittelalterlichen Brückenbaues, das unter der Leitung des Peter v. Gmünd, zweiten Baumeisters des Prager Veitsdomes, entstanden ist — theilt der Domcaplan F. Bock den Wortlaut jener Inschrift mit, die an der Gallerie des Prager Veitsdomes auf Veranlassung dieses Gelehrten kürzlich aufgedeckt wurde, worüber uns seiner Zeit derselbe, wie bekannt, Bericht erstattet hat [1]). In diesem Aufsatze wird vorzugsweise beklagt, dass die religiösen und bürgerlichen Wirren des XV. Jahrhunderts in Böhmen die Idee des ersten Baumeisters hinsichtlich der sculptorischen Ausstattung der Brücke nicht zur Geltung bringen liessen und die Renaissance, welche die Bekrönung und Ausmündung der Brückenpfeiler unternahm, an dem Style des grossartigen Bauwerkes nicht mehr festhielt. Aus eben dem Grunde werden einige bemerkenswerthe Einwendungen gegen den Charakter jener Standbilder auf der Moldaubrücke erhoben, die in jüngster Zeit ohne entsprechende Berücksichtigung des mittelalterlichen Typus dieses Bauwerkes aufgestellt wurden. In dem zweiten Aufsatze: „Prags hervorragendste kirchliche Bauwerke aus der Zeit Karl's IV. in ihrer heutigen Gestalt", der gleichfalls aus der Feder des Herrn Domcaplans F. Bock herrührt, wird in sehr warmen und eindringlichen Worten die Restauration der Karlshofer Kirche und des Veitsdomes in Anregung gebracht. Es ist indessen bekannt, dass bereits ein Aufruf (vergl. die Rubrik: „Correspondenzen" in diesem Hefte) zur Constituirung eines Prager Dombauvereines veröffentlicht wurde, welche die Restauration des Veitsdomes anbahnen will. Sehr interessant ist die Beschreibung der Wenzelscapelle im Veitsdome und jenes baldachinartigen Aufbaues aus Schmiedeeisen in Form eines Thurmhelmes, der sich über der unteren Mauerbrüstung der Wenzels-

[1]) Im Interesse der Verfasser von archäologischen Arbeiten in den Gymnasialprogrammen müssen wir wünschen, dass uns diejenigen zugesendet werden, worin derartige Aufsätze veröffentlicht werden. Dort werden sie von Fachmännern am wenigsten gesucht und daher nicht allseitig gewürdigt. Dagegen halten wir es für unsere Pflicht, in diesen Blättern darauf aufmerksam zu machen, sobald wir davon in Kenntniss gelangen. D. Red.

[1]) Vergl. Mittheilungen II, 185.

capelle von St. Veit befindet und irrthümlich von verschiedenen — allerdings nicht competenten Stimmen für ein Modell des Prager Domes gehalten wurde. In den Notizen über das Messgewand der heiligen Gisela in der Abtei Martinsberg bei Raab wird eine frühere Behauptung, dass dieses Gewand der farbige Carton und die Mustervorlage für den Krönungsmantel der ungarischen Könige gewesen sei, bekräftigt.

Von der „Zeitschrift für christliche Archäologie und Kunst", herausgegeben von Fr. v. Quast u. H. Otte, haben wir über den Inhalt des sechsten Heftes, womit auch der erste Band abgeschlossen ist, zu berichten. Dasselbe enthält den Schluss der Abhandlung von J. D. Passavant über die mittelalterliche Kunst in Böhmen und Mähren. Anknüpfend an unsere letzte hierüber gemachte Anzeige bemerken wir, das Herr J. D. Passavant die Besprechung der Miniaturen fortsetzt und nun jene in Betracht zieht, die dem XV. und XVI. Jahrhundert angehören. Zugleich sollen dieselben Aufschlüsse über den Standpunkt der Malerei in Böhmen und Mähren während dieses Zeitraumes geben, da Passavant grössere Malereien aus dieser Zeit nur wenige bekannt geworden sind. Aus der ersten Hälfte des XV. Jahrhunderts führt Passavant eine Erklärung der h. Schrift nach der Übersetzung des h. Hieronymus in der Strahower Bibliothek zu Prag, ein Officium des h. Hieronymus mit dessen Lebensbeschreibung und eine böhmische Bibel in der Museumsbibliothek zu Prag, dann ein Missale in der Bibliothek zu Olmütz, einige Miniaturen aus dem Brünner Stadtrechte v. J. 1446, Miniaturen in Compilationen deutscher und böhmischer Rechtsbücher v. J. 1446 im Stadtarchive zu Brünn — alle jedoch nur äusserst flüchtig — an. Aus der zweiten Hälfte des XV. Jahrhunderts ein Missale von 1483 in der Strahower Bibliothek zu Prag, welches sich früher im Kloster Bruck a. d. Leitha befand, zwei hussitische Chormissale in der Ambraser-sammlung zu Wien, ein hussitisches Chormissale in der Universitäts-bibliothek zu Prag. Von grösseren Malereien aus dieser Zeit bemerkt Passavant den Tod Mariens im Kloster Strahow, ein Ecce homo-Bild in der Teynkirche, das berühmte Hungertuch aus der ehemaligen böhmischen Stadt Zittau, das in die Sammlung deutscher Alterthümer im Palais des grossen Gartens bei Dresden gelangt ist, ein Altarblatt der alten Königscapelle des Welschen Hofes zu Kuttenberg, eine Darstellung der Trinität aus dem Cistercienser-Kloster Kuttenbergs und zwei grosse Tafeln mit der heiligen Katharina und der heiligen Barbara in der Teynkirche zu Prag. Auch über die altböhmische Xylographie und Holzschneidekunst gibt Passavant einige Andeutungen. In ersterer Beziehung hat ihm eine interessante Publication des Adolph Ritter von Wolfskron in dem ersten Bande der „Quellen und Forschungen zur vaterländischen Geschichte, Literatur und Kunst" (Wien, 1849) und der Wiederabdruck eines alten Holzschnittes von E. Hawlik Veranlassung gegeben. Von böhmischen oder mährischen Kupferstechern des XV. Jahrhunderts vermag er nur Wenzeslaus von Olmütz zu nennen. Schliesslich wirft Passavant einen Blick auf seine Beobachtungen, um zu ermessen, inwieweit eine eigenthümlich national-czechische Kunst sich entwickelt hat. Wir lassen diese Betrachtung, weil sie eine noch nicht zum Abschluss gebrachte und auch in diesen Blättern verhandelte Streitfrage berührt, nach ihrem ganzen Inhalte folgen: „In der Baukunst machte sich seit den frühesten christlichen Zeiten bis in das XVI. Jahrhundert hauptsächlich der Einfluss Deutschlands geltend. Nur in dem IX. Jahrhundert haben einige byzantinische Mönche ihre Bauweise befolgt, und in der zweiten Hälfte des XIV. wurden unter Karl IV. durch seinen Baumeister Matthias von Arras die Bauformen der grossen französischen Kathedralen eingeführt und noch von seinem Nachfolger Peter Gmünd beim Bau der Kirche zu Kuttenberg angewendet. Im XVII. Jahrhundert waren es hauptsächlich italienische Architekten, welche die damals errichteten Paläste in Prag ausführten. Von einem national-czechischen Baustyl zu irgend einer Zeit haben wir keine Spuren auffinden können. Die Bildhauerkunst in Böhmen durchlief im Allgemeinen dieselbe Entwickelung, die in dem übrigen christkatholischen Europa zur Erscheinung kam. Indessen ist anzuerkennen, dass hier schon im 12. Jahrhundert ausgezeichnete Sculpturen ausgeführt worden sind, und dass selbst das Gepräge für Münzen eine für jene Zeit seltene Ausbildung erhielt, welche als eine eigenthümlich-böhmische darf betrachtet werden. Nicht minder ausgezeichnet sind die Bildwerke aus dem XIV. Jahrhundert unter Kaiser Karl IV. Namentlich ist die Bronzegruppe des h. Georg ein sehr schönes und originelles Werk, dessen Meister Martin und Georg Glussenbach, jedoch deutschen Ursprungs zu sein scheinen. Auch später bis in das XVI. Jahrhundert sehen wir deutsche Künstler die wichtigsten Werke für Prag ausführen, wobei wir nur an Matthias Reysak und Alexander Kolin aus Nürnberg erinnern wollen. Wahrhaft national erscheint in Böhmen dagegen die Malerkunst vom XI. bis XVI. Jahrhundert. Belege hiefür fanden wir hauptsächlich in den Miniaturen, von denen die vom Domherrn Benesch aus dem Anfange des XIV. Jahrhunderts und noch in höherm Grade die des Sbisco de Trotnia nach Mitte desselben Zeitraumes zum Ausserordentlichsten gehören, was damals in Europa überhaupt in dieser Art entstanden ist. Aus einer böhmischen Kunstschule ersehen wir auch den Meister Theoderich von Prag hervorgegangen, und tragen die Malereien seiner Vorgänger und besonders die seinigen ein sehr eigenthümliches und nationales Gepräge. Wie sehr jedoch die deutsche Kunst auch neben der der Czechen in Böhmen geblüht, zeigen nicht nur einige der gleichzeitigen Werke deutscher Maler, sondern geht noch entschiedener aus dem Umstande hervor, dass die Satzungen der Künstlerzunft in Prag ursprüglich und noch lange Zeit hindurch nur in deutscher Sprache abgefasst waren. Endlich haben wir gesehen, wie nach dem Tode Karl's IV. durch die von Wenzel verursachten Verwirrungen, auch durch die Verwüstungen im Hussitenkriege die Kunst in Böhmen in den traurigsten Verfall gerieth und später nur durch den Einfluss von Deutschland aus sich wieder in etwas erheben konnte; unter Rudolf II. selbst fast ausschliesslich durch ausländische Künstler ausgeübt wurde. Eine eigentliche czechische Kunstblüthe kam nicht mehr in Aufnahme, und konnte es um so weniger, als das politische Verhältniss des Landes kein unabhängiges, nationales Leben mehr begünstigte." Von den „archäologischen Reiseberichten" des Herrn v. Quast, deren besonderes Interesse wir bereits hervorgehoben haben, ist die Fortsetzung und speciell über Magdeburg der Schluss enthalten. Nebst den Baudenkmalen dieser Stadt sind jene von Wolmirstädt besprochen. An kleineren Aufsätzen und Notizen, enthält dieses Heft den Schluss der Beschreibung des Reliquienschreines zu Mettlach, die Beschreibung und Abbildung eines Taufsteines in der Kirche zu Reeke im Reg.-Bezirke Münster und eine Notiz über Steinmetzzeichen der älteren Periode. Ferner finden wir einen nachträglichen Bericht über die Archäologen-Versammlung in Hildesheim, den 16. bis 19. September 1856, und zum Schlusse einen Rückblick auf die Erscheinungen des Jahres 1856 auf dem Gebiete der christlichen Archäologie und Kunst des Mittelalters in Deutschland.

Berichtigungen. Zu dem Octoberhefte der „Mittheilungen" haben wir einige Berichtigungen nachzutragen. S. 258, Spalte 1 in der dritten Textzeile von unten soll es heissen anstatt: (Fig. 5) — „(Fig 6)" und in der letzten Textzeile anstatt (Fig.6) — „(Fig.5)"; — Seite 259, Spalte 1 Anmerkung 4 anstatt: Vgl. Note 5 — „Vergl. Note 2" und Seite 261, Spalte 2 Zeile 28 von oben anstatt: Fig. 3 — „Fig. 4". Am Schlusse des im Novemberhefte veröffentlichten Aufsatzes: „Die Wandgemälde der Kathedrale zu Gurk" Seite 298, Spalte 2 Zeile 10 von oben ist zu lesen anstatt: „die in der Vorhalle und dem Nonnenchore" — „die in dem Nonnenchore" etc.

Aus der k. k. Hof- und Staatsdruckerei.

REGISTER

der

in diesem Bande angeführten Personen, Orte und Sachen.

A.

B.

I.

J.

K.

S.

T.

U.

V.

W.

X.

Y.

Z.

